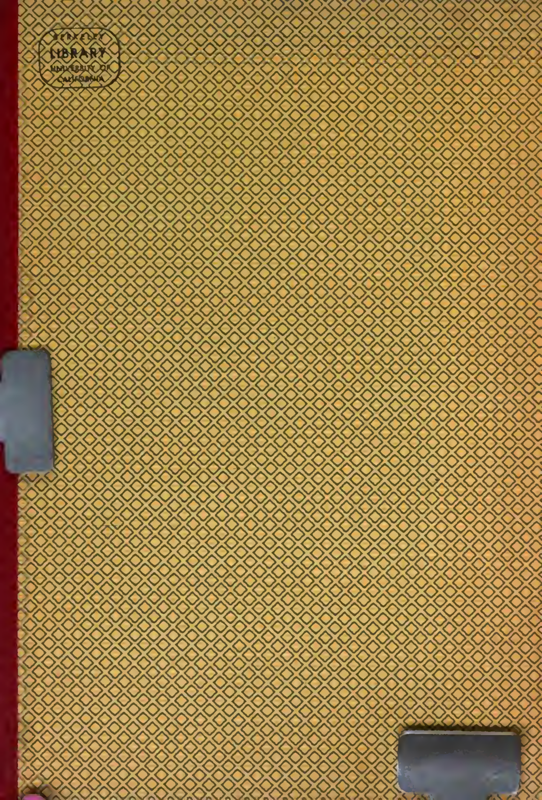


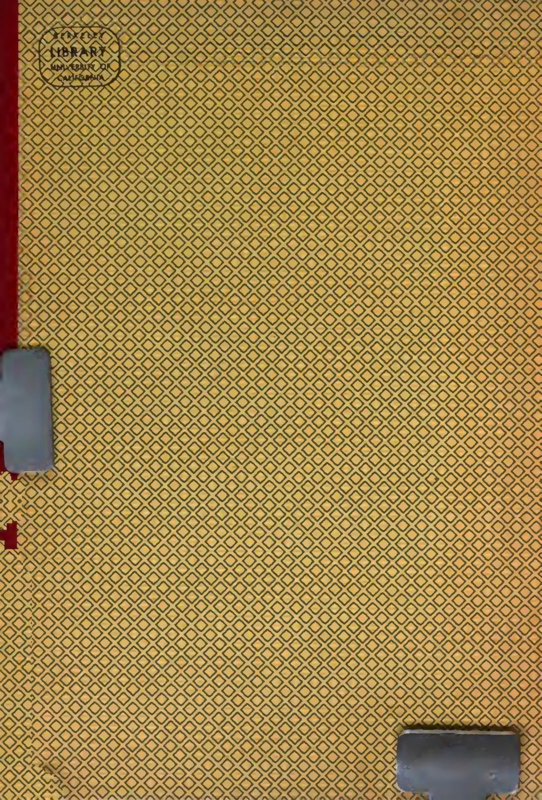
Velhagen & Klasings Monatshefte


BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA




BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA




BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA



Velhagen & Klasings
Monatshefte

Jahrgang 1900/1901

2. Band



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

Inhaltsverzeichnis.

XV. Jahrgang 1900/1901. — Zweiter Band.

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Romane, Novellen und Verwandtes.

Gedichte, Sprüche.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Kunst und Litteratur.

Sonstige Aufsätze.

Neues vom Büchertisch.

Kunstbeilagen.

Einschaltbilder.

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

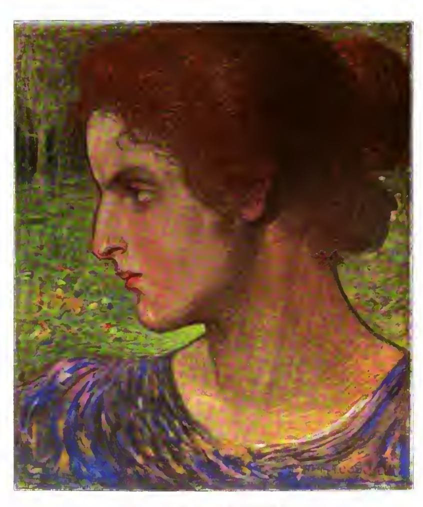
Kunst, Kunstgewerbe und Anderes.

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. XI. Band, Nr. 7 bis 12:

Erloschenes Licht. Roman von Franz Rosen. Seite 193—306.
Brumaire. Roman von Ernst Muellenbach. Seite 307—395.





Studienkopf. Pastell von Hans Looschen.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE
Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.
XV. Jahrgang 1900/1901. Heft 7, März 1901.

Das rote Auge.

Roman von
Ernst Remin.

(Fortsetzung.)

Nun waren Helge und Viola auf dem Kamm und drehten sich beide gleichzeitig nach dem Haus um, ihrem eigenen, aus dem sie kamen, das da fern in der warmen, nebeleingedeckten Senkung lag, im tiefblauen, nächtigen Duft, und mit einigen flimmernden Lichtaugen über die kahlen Felder hersah.

Helge wurde still.

„Ich glaube, mit denen da drinn bin ich fertig . .“ sagte sie.

„Und die Mutter?“

Da wiederholte sie ihren fürchterlichen Ausdruck von heut nachmittag: „Sie leckt ihm ja die Schwären!“

Viola war sehr weich. Eigentlich wohl mehr über die beginnende Unsicherheit ihrer Lage: „Thun wir auch recht?“ fragte sie.

„Woll'n nicht davon sprechen!“ sagte Helge. „Plag' dich nicht! Ich führ' dich schon!“ Und sie gingen weiter.

Das Alte Haus lag nun vor ihnen. Verschiedene Fenster waren hell, hinter anderen ging Licht durch die Zimmer. Da rüstete man sich also zu ihrer Aufnahme.

Kurz ehe sie in das Gartenthor traten, hielt Helge ihre Schwester einen Augenblick am Arm fest: „Siehst du,“ sagte sie, „neun Jahre bin ich treu gewesen. Nun ist Vater da und richtet sie mir zu Grunde. Und sie will das auch gar nicht anders. Und da nun hinter ihr drein zu sein und im kleinen beständig gut zu machen suchen, nutzlos, wo doch die Lebenskraft selbst verwüstet ist und sich aufzehrt, rettungslos, bei beiden, dazu bin ich mir seit heut zu gut. Laß sie nun nur da ungestört miteinander zu Ende kommen und den Rest ihrer Tragödie ausleben! Wir halten nun nur noch das, was leben will!“

„Mich?“

„Nun ja, dich, solang' ich Atem zieh'!“

Jetzt ging die Thür unten im Turm auf, vor ihnen, jenseit des Vorgartens. Fräulein Düsen trat mit ihrer Lampe auf die Schwelle, hielt sie hoch und leuchtete damit hinaus. Sie hatte wohl in der tiefen Abendstille die Stimmen der Kommenden gehört.

„Nun, willkommen, meine gnädigen Fräulein!“ sagte sie mit voller Herzlichkeit laut ihnen entgegen, und die Lampe leuchtete ihre rote Backe an, rissig und straff, wie von einem Riesenapfel, ihr weißes Haar und das feierliche englische Begrüßungscap von blaukarriertem Sammet darauf . . .

— — — — — — — — —

Nun saßen sie unter der Moderateurlampe! Und eigentlich, so eine Aufnahme

ohne jede Frage und Anspielung und notwendige Erklärung und Mitgefühl und Krimskrams, bloß so mit ganz landläufiger, schlichter Herzlichkeit, wie Fräulein Düsen das gemacht, das war doch auch etwas Wohlthuendes. Am runden Tisch in der Halle saßen sie. Fräulein Düsen machte Thee an des Majors großer kupferner Theemaschinerie mit dem offenen Feuerchen und dem schmiedeeisernen Galgen darüber, an dem die Kanne hing und leicht schaukelte. Das stand neben ihr und reizte eigentlich Helge zum Lachen. Und auf dem Tisch hatte sie die hübschen japanischen Tassen vor sich stehen. Alles, wie das der Major sonst selbst machte, der auch immer mit allem möglichen, was fein und ungewöhnlich war, herumhantieren mußte. Und hinten im Halbdunkel sackten ab und zu die Kohlen in dem großen Amerikaner nach, das klang gemütlich und vertrauenerweckend, und sah man nach ihm hin, so sah er mit seinen roten Fensterchen Einen so voll stillem glühenden Diensteifer an und setzte Einen mit seinem schwarzen Riesenrohr durch die ganze Höhe der Halle fast in Schrecken vor den Veranstaltungen, die er treffen wollte, das alles um Einen gut warm zu halten. Und übrigens leistete er das auch.

„Nun, Düsen," sagte Helge, „dann wollen wir einmal zu Besuch sein und uns versorgen lassen!"

„Nein, Fräulein Helge, wirklich, das ist eine so liebe Abwechslung für mich! Und sonst, wenn Sie kommen, behalten Sie immer die Thür in der Hand. Und das können Sie mir glauben, im Sommer geht es ja, daß der Herr Major fort ist, aber wenn er nun auch im Winter fortbleiben will oder bis spät in den Winter hinein und man hat dann nur für sich allein zu sorgen, da denkt man bisweilen nach, wie man heißt und ob man eigentlich noch lebt!"

Viola strich da überall herum im Halbdunklen und sah sich alles an, was der Major seit Ostern geschickt und wie Fräulein Düsen das vorläufig aufgebaut. Denn die Halle wurde von Jahr zu Jahr mehr Museum.

„Wissen Sie, Fräulein," sagte sie von weither aus dem Raum, „ich werde hier morgen 'n bißchen arrangieren, ja? Denn hier muß 'mal 'ne kunstverständige Hand drüber kommen!"

„Ja, Kind, das thun Sie nur und helfen mir, daß es hübsch aussieht, wenn er kommt. Und vorsichtig werden Sie ja sein? Denn Sie können sich gar nicht denken, wie das verpackt war und was für eine Höllenangst ich ausstand, ehe ich es alles aus dem Stroh hatte, heil und ganz, die letzten italienischen Majolikasachen da, wo Sie grade bei sind. Ich mußte dann auch gleich depeschieren, daß es gut angekommen sei. Ich weiß nicht, schon wegen der Dienstmädchen sollten Kunstsachen überhaupt nur aus Bronze und Schmiedeeisen und sonst kompaktem Material sein und nicht so viel hochgehobene Arme und Henkel und so etwas dran, was so leicht bricht."

„Ja, so sollte es sein," sagte Viola, „man müßte damit hauen können. Aber daran denkt so'n Künstler nicht!"

„Nein! Die denken am Ende wie die Glaser: wenn was kaput geht, verdienen wir wieder 'was."

„Wir bleiben nur 'n paar Tage, Düsen," sagte Helge. „Der Major kommt sicher bald. Ich hab' ihm Vaters Ankunft angezeigt."

„Ach Gott, Fräulein Helge, das haben Sie gethan!"

„Sie wissen doch, mein Vater kam heut mit dem Dreiuhrschiff, ganz plötzlich."

„Ja, ich weiß. Dörten sagte es. Sie hatt' es von Ihrem Johann, als der uns die Abendmilch 'rüberbrachte. Mein Gott ja, wenn Sie es ihm angezeigt haben, dann wird er nun wohl kommen. Und dann?"

„Nun, hätte ich nicht sollen? Was würde er dazu gesagt haben, wäre das nun alles hier so vor sich gegangen, ohne daß man ihn benachrichtigte. Er ist doch unser aller Vormund und väterlicher Freund . ."

„Ja, aber er geht uns ja kaput, kommt er in all das wieder hinein!"

„Na, Düsen . . kaput?"

„Bestes Fräulein Helge, sehen Sie — Sie leben ja nicht mit ihm — Sie wissen das ja nicht so. Und wenn Sie da sind, dann ist er ja auch anders. Dann ist er wie ein Mann von Dreißig. Überhaupt, wenn Besuch da ist, der ihm zusagt. Aber hier allein, so im Hause. Gotte doch, da ist jede Thür geölt und jede schlagende Uhr

auf ihn abgestimmt, und eine Viertelstunde klute ich ihm alle Morgen seine Kopfkissen, sonst schläft er nicht, und Petroleum dürfen wir nicht brennen, weil das ein grober, unanständiger Geruch sei, und wenn was in der Zeitung steht vom Elend der armen Weber, dann wird er blaß und läßt sein Frühstück stehen und sieht mich mit Blicken an, als sei ich der Rothschild und hätte das verschuldet . . ja, lachen Sie man, Violachen, es ist oft, um . . ."

Die Stimme Fräulein Düsens war in diesem Augenblick unangenehm, sie hatte so etwas Intimes angenommen.

„Nun, Düsen," sagte Helge, „glauben Sie denn, das fühlt man ihm nicht ab? Anfangs, wenn ich komme, ist mir stets so, als müßt' ich meine Ellenbogen in acht nehmen, damit ich ihm damit nicht in seine Stimmung fahre. Aber wir sollten nicht so über ihn sprechen, in seiner Abwesenheit. Ich meine, es wäre ihm unlieb, wenn er es wüßte. Sehen Sie, er liegt ja gern lange zu Bett, aber im richtigen Augenblick steht er auf und thut das Richtige, wie ein Mann."

„Ja, ja, aber Sie wissen nicht, wie er das bezahlt, daß er sich dann dazu bringt . . . Nein, daß Sie ihm das geschrieben haben! . ."

Da schlug die Uhr sieben.

Sie horchten mit einem Male alle drei ganz andächtig, alte Düsen mit so einem stillbehaglichen, stehenbleibenden Gesicht und halboffnem Mund.

„Nein," sagte Viola, „die Uhr! Die große, alte, feierliche Hallenuhr! Das ist ja ein Wort aus einer andren Welt . ."

„Ja —" Fräulein Düsen hägte sich, aber mit einer leisen Spitze Ironie, „da hat er 'n Uhrmacher aus Lübeck zu kommen lassen, als er die aufstellte. Und dann haben sie 'n ganzen Nachmittag dran gebastelt. Und haben alle beide nicht gegessen und getrunken, bis sie den Schlag so 'raus hatten."

„Sagen Sie, Düsenchen," sagte Helge, „wenn Sie den Thee aushaben, wollen Sie dann gut sein und mir 'n bißchen Papier geben zu 'nem Brief, den ich heut noch schreiben muß?"

„Nein, gleich —" antwortete Fräulein Düsen, „und Couvert und Tinte, und dann installier' ich Sie in seinem altdeutschen Schreibverschlag da hinten — da machen Sie dann Ihre Sache sicher gut!"

Als sie hinaus war, fragte Viola: „An Möllers?"

Helge nickte.

„Also wirklich?"

„Ja, wirklich. Wenn man so sieht — an Mutter — wie Frauen sich in ihrer Liebe entwürdigen, so bäumt sich alles in Einem . ."

„Alte Helge — es ist doch immerhin eine Chance für dich . . willst du die so aus der Hand geben?"

„Nein — ich würde ihn ja betrügen. Er hat mich zu lange warten lassen. Nun habe ich nicht mehr die Empfindung für ihn . . ."

„Du, so 'n Brief ist nicht leicht zu schreiben . ."

„Nein, Viola!"

„Bitter darf er nicht klingen!"

„Gewiß nicht, Kleine. Und wie von einem tüchtigen Menschen oder gar einem interessanten Frauenzimmer darf er ihn auch nicht anmuten — sonst denkt er am Ende, es ist Einem nicht um die Sache, sondern um den Eindruck zu thun, und man bemüht sich vor ihm, um ihn zurück zu erobern."

„Also ganz eisig klar, so daß er froh ist, er kommt los."

„Ja, Kleine, und so, daß ihm Reue und Bedauern und nachträgliche Rührung und all das möglichst auch erspart bleibt..."

Da kam Fräulein Düsen wieder. Und Dörten brachte des Majors eiserne kleine Schreiblampe und stellte sie in den Schreibverschlag. Viola ging auf der Stelle mit hinein und saß Probe.

„O, Sie haben mir ja von Ihrem guten englischen Papier gegeben," dankte Helge. Und dann trat sie in das Kabinettchen, welches Eichenschnitzwerkwände und hübsche bunte Verglasungen da hinten am Fenster bildeten.

„Ja, hier sitzt man allerdings hübsch — zu solch einem Brief!" sagte sie in gedämpftem Ton zu Viola, die von der Schreibbank nicht fortwollte, sondern Helge nur hineinließ und sich dann mit ihr darauf zusammenzwängte und die Thür hinter ihnen zuzog.

„Nein, weißt du, Helge, alles was der Major macht, so für sich, so wie dies

Schreibeckchen hier, nein, das ist ja einfach himmlisch, das ist ja, um ihm die Hände zu küssen, dafür, daß man's bloß ansehen darf. Und vorm Jahr noch verstand ich das alles gar nicht und ging daran vorbei und hielt ihn bloß für 'n alten Sonderling. Was man doch in 'nem Jahre alles zulernen kann!"

„Du, so kann ich wirklich nicht schreiben .. ich stoß' dich ja!"

„Du mußt — hier sitz' ich gut, hier weich ich nicht!"

„Sieh' mir wenigstens nicht aufs Blatt."

„Grade, um dich anzutippen, wenn du entgleisest!"

„Weißt du, so ein unausstehliches Balg, wie du . . ."

„Gibt's auf'm ganzen Heuboden nicht. Weiß ich, darum thu' ich's auch. Nu schreib man!" Dann saß Viola still, weich in die Lehne zurück, die Hände um die hochgezogene Knie und guckte mit glücklichen, genießenden Augen auf den tiefen ehrlichen Eichenton des Holzes und das farbige Glas, das so warm und so heimlich aus dem Dämmernden aufschimmerte, und fing an zu träumen.

Und mit seinen mächtig ausladenden schwarzen Eisenleisten hielt das schwere Tintenfaß Helges Briefbogen an drei Kanten entlang stumm und hilfreich fest, wie der Major das so eingerichtet, und Helge schrieb:

„Lieber Adolf — ich bin zu einem Entschluß gelangt. Über allerlei ernsthaften Erlebnissen bin ich so nach und nach innerlich von dir losgekommen. Das muß ich dir sagen — und eigentlich glaube ich, steht es mit dir ungefähr wohl ebenso. Hier sagst du: ‚Nein', und es regt sich etwas in dir. Sieh dir diese Empfindung genau an, so erkennst du, es ist eigentlich nur ein Unbehagen der männlichen Eitelkeit, weil ich — das Mädchen — dich aufgebe und nicht umgekehrt du mich. Ich glaube auch, wie die Welt nun einmal ist, ist es für einen jungen Arzt besser, wenn er keinen Verlobungsring am vierten Finger trägt. Also sei so gut und wirf deinen in die Spree, wie ich meinen morgen in die Ostsee werfe. Abgemacht, was? Mußt du mir nun noch einmal zurückschreiben, so will ich dich ja nicht hindern. Aber wozu eigentlich? Und was? Also läßt du es vielleicht lieber, wenn es angeht — und wir scheiden mit ruhigen Herzen in Frieden!

Helge vom Gränitz."

„Fertig?" fragte Viola.

„Ja .. ich glaube .." Der Ton war weich und dunkel.

„Na — so in Moll? Nu thut's ihr leid."

Helge schüttelte den Kopf.

„Zeig' mal her."

„Mußt du es denn lesen?"

Die Kleine nahm einfach den Briefbogen.

„Ja, Helge vom Gränitz," sagte sie, als sie fertig war, „wie sie leibt und lebt. Ich darf 'mal für ihn aufseufzen, was? Und wenn du den Eindruck erreichen wolltest, daß er sich nun bekreuzigt und sagt: ‚An diesem Glück hat uns ein gnädiges Schicksal noch einmal vorbeigeführt!' so ist das ein Meisterbrief. Eigentlich, der ‚Briefsteller für Liebende beiderlei Geschlechts' müßte doch auch Entlobungsmuster enthalten — sollten wir das hier nicht kopieren und einsenden? Und in diesem Sinne, Helge vom Gränitz, gratuliere ich dir." Und dann hing sie sich der großen Schwester doch mit einem Arm um den Hals und zog ihren Kopf zu sich herunter und küßte und streichelte sie.

Helge saß noch ein wenig still da, dann sagte sie: „Nun laß mich heraus, Kleine. Das alles, Möllers und das alles, das ist ja nichts, gar nichts, gegen das hier!"

„Du, Helge," sagte plötzlich die Kleine, noch mehr mit gedämpfter Stimme als die Schwestern bisher gesprochen, „den Major heirat' ich euch ja ohne Frage weg, das ist ja ganz sicher, sobald er kommt, bloß, um mich hier in all dem Hübschen, Feinen einspinnen zu können."

„Wenn man nicht wüßte, Viola, wie du so etwas meinst . . ."

„J, so ein Mann muß geheiratet werden! Das sieht doch die Dümmste ein."

Helge stieß die Thür auf und kam mit ihrem Brief wieder in die Halle.

„So, nun haben Sie auch 'mal in seinem Schreibeckchen gesessen," sagte Düsen freundlich vom Tisch her ihr entgegen, „beide Schwestern, und er wird sich freuen, wenn ich ihm das sage."

„Wer weiß, Fräulein, eigentlich müßte

ihm, so nach seiner ganzen Art, doch fein, als wären ihm Spinnen über das Seinige gekrochen, wenn andere in seiner Abwesenheit all das mitbenutzt . ."

„Nein, Fräulein Helge, dann muß ich Ihnen doch erzählen, daß er darauf gefaßt war und Instruktion hinterlassen hat, jedesmal in den letzten Jahren, wenn er im Frühling weg ging. ‚Kommt der Vater drüben wieder,' sagte er, ‚dann kann sich das wohl ereignen, daß das Fräulein ihm das Feld räumt. In diesem Falle, Düsen, wird sie hier aufgenommen, wie die Tochnitz, das liegt anders . . . Das sind einfach Sie, Sie beide, das junge, gesunde Leben, das thut ihm wohl, daß sich das so töchterlich zu ihm stellt, und ist ihm 'n Bedürfnis, im Winter, wenn er hier ist, und Sommers da in der Ferne zwischen Fremden, um an sein Haus hier zu denken als an etwas Warmes und Freundliches . . so ist das und so sind die Männer."

„Bitte zu bemerken," sagte Viola, „Fräulein Düsen erklärt uns jetzt, wie die Männer sind."

„Ja, und ich will jetzt an die Fähr-

Aus unserer Bildermappe:



Mühle bei Hochwasser Gemälde von Gustav Schönleber.

ter vom Hause, hören Sie wohl.' So sagte er. Also sehen Sie!"

„Der Onkel Major ist doch wirklich 'n guter Kerl!" rief da Viola von hinten her mit ihrer dünnen, hellen Stimme und im Tone gnädigster Anerkennung.

„Sehen Sie, unsr' Küken find't das auch!" sagte herzlich lachend Düsen zu Helge. Und Helge erwiderte: „Nun, es summt sich doch eigentlich mit der Zeit eine Dankesschuld auf, bei uns, für den Major . . er schlägt uns auf diese Weise ja einfach tot, mit seiner Art Rache für das, was Gränitz einst an ihm gesündigt!"

„Ach, lassen Sie man, Kind," sagte Fräulein Düsen, „Dankesschuld und Gräfstelle, meinen Brief in den Postkasten thun," sagte Helge.

„Selbst, Fräulein Helge? Ich kann ja Dörten schicken!"

„Nein, die soll nicht die Unruh' davon haben, in der Nacht noch 'mal 'n halbe Meile laufen."

„Ich komm' mit, Helge," aber das sagte Viola schon so lau, in Anbetracht des Weges, daß es Helge ganz gut gelang, allein fort zu kommen.

— — — — — — — — — —

Der Weg am Gutshause vorbei war ja der weitere zur Fährstelle, aber den war sie gegangen. In dem halben Mondschein und bei dem spärlichen Schnee auf den

kahlen, hartschholligen Feldern, und nun so an der Brache entlang, da sah der Gränitz sie eigentlich an, als wolle er sie anbetteln, so schlecht zugedeckt, frierend und hungrig. Und sie, gewöhnt, sich hinzugeben, ging einsam da hindurch mit so einem schweren, dumpfen Herzdruck darüber, daß sie nun heut anfing, sich all dem zu versagen, was bis da ihre tägliche Sorge war.

Aber das war nun nicht anders.

Noch ehe sie an das Haus kam, hörte sie all seine kleinen Lebensgeräusche. Alles so ganz anders hell heut in dieser Stille und Späte.

Über die Steine im Hof klapperte Einer in Holzpantoffeln. In der Küchenthür nach dem Garten wurde von innen mit einem Ruck der Schlüssel für die Nacht umgedreht. Ganz leise kratzten dann weiche Marderfüßchen über die Ziegel das Hühnerstalldach hinunter. Und der lange, hängende Griff zum Ziehbrunnenschwengel schwang in dem leichten Winde noch ein bißchen nach, hin und her, mit einem ganz leichten Ächzen, von dem letzten Einpumpen in die Stallrinne für die Nacht vor einer halben Stunde. Dann brach irgendwo eine lange Eisnadel ab und zersplitterte klirrend unten auf Gefrorenem — ja, so eine ganz lange dünne, immer weiter übertropfte mochte das wohl gewesen sein. Und nun hustete im Stall die alte Bläß.

Nein, wie peinlich genau sie das alles hörte, wie das alles sie rief. Jede Stallthür, die vielleicht nicht eisenfest zu war für die Nacht und jeder Lichtschimmer aus den verhängten Leutekammerfenstern . . . Übrigens war ja da Cegadelo mit seinem Stocke überall herumgegangen, das war alles in Ordnung, jede Sorge übrig, und sie hatte sich doch auch sonst wirklich nicht alle Abend um alle Stallthüren gekümmert!

Nun stand sie im Vorgarten und wartete, ob irgend jemand das Knarren der Thür gehört hätte. Und dann ging sie den schmalen Gang unter den Fenstern entlang, um durch die Fugen der Jalousien in die Zimmer zu sehen, was sie da machten, und sie hatte eigentlich die Empfindung, daß sie selbst irgendwo weit weg war und schlief, und ein andrer fremder Mensch hier so mit verhaltenem Atem ging, der sich nur ihre Erscheinung umgehängt.

Die Schlafzimmer waren dunkel, im Salon brannte in tiefer Einsamkeit eine große, sonst nicht benutzte Lampe auf dem Mitteltisch — ja, ja, die Mutter wollte das nun hier gesellschaftlich machen — im Eßzimmer dahinter warf das Licht aufgeregte, flügelmännische Schatten an der offenen Thür vorbei schräg an die Ofenwand. Da schlugen wohl jetzt die Mädchen das Tischtuch aus und falteten es, ja, der Mohr half ihnen dabei, sie waren beim Abräumen — und wie das alles Helge nun schon fremd und unwichtig anmutete, noch nicht vier Stunden, daß sie von Haus fort war.

Jetzt horchte sie auf, denn es kam ganz leise etwas durch den Garten. Sie sah sich um, aber sie sah nichts. Nun strich das an dem hohen Buchsbaumwall entlang und etwas Schnee stäubte davon herab, und Schnee drückte sich auch irgendwo weich unter ganz vorsichtigen kleinen Pfoten zusammen. Mit ihrem unglaublich geschärften Gehör hörte sie das alles. Und dann kam ruhig und sachlich Maunz, der Kater, auf sie zu, rieb sich lautlos an ihrem Kleidsaum und blieb dann noch ein wenig bei ihr. Und eine tiefe Empfindung von Freundlichkeit gegen das Tier war in ihr, während dieser Zeit, weil es sie so als noch zugehörig behandelte. Ja, den hatten sie ausgesperrt, aber der fand ja überall wieder sein Loch und seinen Eingang zu ihnen da drinnen.

Im Zimmer des Vaters saß die Mutter. Die Lampe war abgeblendet und weggesetzt. Aus ihrer Ecke gab sie nun nur noch ein trauliches Halblicht über den Mann auf dem Sofa und die Frau, die treu bei ihm saß. Er schlief, und sie erzählte ihm etwas. Gewiß, das war ganz die Haltung eines friedlich Schlummernden. Und ihre eintönigen Worte hörte man ja. Sie sprach mit gedämpfter Stimme und sichtlich nahm sie Rücksicht darauf, daß er schlief. Aber reden mußte sie wohl zu ihm. Sie hatte ihm so viel zu sagen.

Helge stand und sah starr hin und hörte.

So still war jetzt der Abend, so tief still. Wenn ein Lüftchen ging, brachte es sogar das ferne, weiche Seidenrascheln der heut ganz ruhigen See mit.

Die Mutter da drin sagte allerlei, und dann hob sie auch das Zettelchen auf, einen halben Briefbogen, den sie auf dem Tische

vor sich liegen gehabt, das einzig Weiße, der einzige entschlossene kalte Ton in all dem Dämmernden. Das war Helges Abschiedswort zu ihr.

„Nun, laß sie," sagte die Mutter, „sie ist mir überhaupt in der letzten Zeit über den Kopf gewachsen. Sie kann einmal sehen, wie weit sie draußen unter anderen Leuten mit ihrem Wesen kommt. Ich habe ja nun dich, und da bedarf ich ihrer nicht mehr so. Und kommt sie zurück und bittet, daß wir sie wieder aufnehmen, und verspricht, daß sie sich fortan fügen will, wie es sich für eine gute Tochter ziemt, ja, da werden wir ihr ja die Thür nicht verschließen, nicht, Franz? Aber vor allen Dingen muß sie sich dann zu dir auch so stellen, wie es sich gehört. Was will sie denn? Das alles sind doch meine Dinge, nicht ihre. Ich lasse ihr ja auch ihren Willen mit ihrem Studenten, der es ja nie zu etwas bringen wird. Aber daß sie mir nun auch die Kleine so mir nichts dir nichts mit weggenommen hat, das sollte man ihr eigentlich wirklich nicht durchgehen lassen, meinst du nicht auch?"

Da sie jetzt schwieg, schien der Vater undeutlich zu fühlen, daß jemand irgend etwas von ihm wollte, er machte eine leichte Bewegung mit einer Schulter, die er tiefer in die Decke hineinzog, und murrte ganz leise.

„Ja so, du schläfst," sagte die Mutter und begann von etwas anderem zu reden.

Helge wich langsam vom Fenster zurück.

Die arme, alte Frau! Die arme, alte Frau. Gewiß, sie konnte ja eigentlich nicht dafür, und Helge rechnete ihr das Fremde und Kalte, das in ihren Worten gegen sie gelegen, auch wirklich nicht an — aber im Stillen hatte sie doch gehofft, die Mutter würde nach ihr rufen in ihrem Herzen, sie vermissen und sich ihrer Helge bedürftig fühlen — und nun war es so. All die Jahre Sorge und Güte hatten nicht mehr zu stande gebracht, als so ein blasses Verhältnis, das sofort in Schatten sank, sobald er zurückkehrte.

Das schob sie weg von diesem Fenster und diesem Hause, wie wenn sich ihr zwei eisige Handflächen gegen ihre Brust stemmten und sie in das Dunkle zurückdrängten.

Und gewiß, war es nicht eigentlich geradezu schamlos von der Tochter, mitspielen zu wollen in dem traurigen fünften Akt der Liebe ihrer Eltern, überhaupt nur hinzusehen, nur zuzusehen den beiden da drinnen, als habe sie gar nicht mehr ihre alte, tiefe Scheu vor der Heiligkeit intimen Geschehnisses in fremder Seele . . .

Nun stand sie, stolz und völlig zurückgewiesen, im schwärzesten Schatten des Überbaues, vor der Schwelle der Hausthür, vor der ungefügen Granitstufe, die zu ihr hinaufführte. Vor sich in der tiefen Mauernische fühlte sie die kleine Eichenthür, mit ihren Eisenbändern, so furchtbar fest verschlossen, wie auf ewig . . . und es war ein so schweres Gewicht in ihrer Brust, daß es sie vornüberbeugte, als wolle es sie niederziehen. Da begann sie, einem dunklen Bedürfnis nachgebend, den Handschuh von ihrer Rechten zu streifen, kniete hin auf den klingend-durchfrorenen Estrich und legte die nackte, flache Hand auf den trockenkalten Granit der Schwelle.

Die Laute der Mutter kamen auch hierher, eintönig, dumpf, verloren, und hier nun doppelt sinnlos. Das war, als schmölzen irgendwo Eiswasserperlen ab, tropften in rascher Folge Helge auf die Stirn und zogen ihr allmählich eine glühende Spur über die Schläfe hinunter. Dagegen brauchte sie eigentlich nur den Kopf etwas zur Seite biegen, aber sie mochte ihn nicht zur Seite biegen. Und in dem Gegendruck des Steines gegen die aufgestützte Hand lag so etwas, wie eine starre, stolze Kraft, die alles nicht achtet, was andere an uns überhaupt wirken oder verheeren können. Mit tiefer Beseelung schien die Hand auf dies stumme Bedeuten hinzuhorchen. Und der Stein meinte, niemand brauche an die Dinge hier seine guten Empfindungen zu setzen, alles hier werde treu Stand halten und das so über sich hingehen lassen; er läge mit dem Gesicht nach Mittag, seien die Toten erst über ihn fort hinausgetragen, so würde ihn wieder eine lange Sonne wärmen . . .

Helge stand auf und ging.

Sie trug ihren Brief in den Kasten am Fährhausschuppen, dann wendete sie um, und nun, auf dem Heimwege, hatte sie die ganze Zeit wieder weit in der Ferne hoch oben das mächtige rote Auge vor sich . . .

— — — — — — — — —

Ja, und dann in der Nacht, als sie nun ganz mit sich allein war und auch nicht

der schwächste Eindruck mehr von außen auf sie wirkte oder nachwirkte, da lag denn alles mit einem Male wieder anders.

Gegen Eins schreckte Viola auf, denn der Streif Mondlicht aus dem Jalousieausschnitt war langsam fortgerückt und traf nun ihr Kopfkissen, sofort setzte sie sich steil im Bett auf und sah nach Helge hinüber — und da saß Helge noch im Stuhl vor ihrem Bett, ruhig hintenüber gelehnt, ganz weiß, ein Bein über das andere, und fragte halblaut mit freundlicher Stimme hinüber:

„Nun, Kleine, was ist?"

„Kann nicht schlafen — alle Müdigkeit fort — das Mondlicht — und dann sitzt du da ... wie ein Geist!"

„Ich lege mich nun — bin nun mit mir einig!"

„Worüber — daß du nun zu Bett gehn willst?"

So eine müde, quälende, unwirsche Stimme hatte Viola jetzt, trotzdem war sie natürlich völlig wach.

„Ja, darüber," sagte Helge, „und über etwas anderes noch."

„Über was?"

„Nun, weißt du, du mußt mich nicht für einen schwankenden, schwachen Menschen halten, aber ich will sie doch lieber nicht so in Stich lassen ..."

„Wen — die Mutter?"

„Ja, und alles drüben. Ich will dann nach Greifswald morgen, und wenn ich zurückkomme, gehe ich wieder hinüber und nehme da den Kampf auf ..."

„Gewiß! Aber, höre, mußt du mich denn jetzt ganz wach machen — warte doch bis morgen, und dann erzählst du mir das alles. Mich so um den Schlaf zu bringen!"

Helge lachte ganz leise einmal auf, eigentlich wie ein Mensch, dem es nun endlich behaglich ist.

„Lach' mich nicht aus," sagte Viola, in dünnem, hohem Ton und seufzte tief auf, „komm lieber jetzt her, alte Helge, leg' dich hier, da, nimm' mich und sieh', daß du mich wieder in Schlaf kriegst."

Helge kam und nahm sie, und mit zufriedenem Stöhnen schmiegte die Kleine sich in sie hinein.

„Getraut hab' ich dir so wie so nicht," sagte sie nach einiger Zeit, halb im Wiedereinschlafen, „... daß du da weg kommst, mein' ich ..." und, eine Minute später, „... ich geh' aber da nicht wieder mit hin ..."

„Brauchst du auch nicht," erwiderte Helge leise, „kannst hier bleiben ... oder wo du willst, Schäfchen ..." und dann schlief Viola mit einem ‚Hm' der Zustimmung wieder ein.

— — — — — — — — —

So um Leutetischzeit stand am nächsten Spätvormittag der Vater im Eßzimmer am Fenster, sah auf den Hof hinaus und kam sich in seiner tiefen Fensternische eigentlich vor, wie ein gestelltes Wild, dem nun auch jede Flucht abgeschnitten ist.

Der Tag draußen war streng und glänzend hell. Aber das Licht nicht wie von der Sonne, sondern grell und bläßlich, wie von einem leuchtenden Stahlschild. Man konnte sich einbilden, es stände in ungeheuerer Größe irgendwo weit draußen unsichtbar und feindselig einer der nordischen Eisriesen da, der Sonne gegenüber, der all ihre Wärmestrahlen an seinem Eispanzer, seinem blanken Riesenschild und Schwert auffing und nur den kalten stählernen Abglanz davon auf das betrogene Land warf.

Ja, wie das war — ihm, dem Gränitzer, als er noch jung und lebensstark war, er entsann sich, machte einst ein solcher Tag nur so langsam das Blut in einem stillen Rausch des Trotzes aufmoussieren, und Thaten kamen dann, die er wagen sollte und sahen ihn lockend an — und heut nun stand er hier und fing im Innersten an davor zu frösteln, als bedrohe ihn das mit etwas Schwerem, Kommendem ... nun ja, solch geheimes, sinnloses Grauen, so empfindet sich eben das wegebbende Leben ...

Hinter ihm war die Hölle los. Die Mutter nämlich tummelte sich, ihm sein Logis behaglich einzurichten. „Miken — Karlin — Christian" ging unaufhörlich die ausgiebige eindringliche Stimme. Alle Thüren standen offen, alle Möbel im Haus, die irgend nett und bequem waren, kamen herunter und in sein Zimmer, wurden gestellt und geprobt, wieder gestellt und verworfen, alle Leute liefen verdreht durcheinander, denn die Mutter kommandierte jede einzelne Bewegung und jeden Griff, beorderte alle hin- und her, vergaß beständig, was sie wollte, und fing an zu schelten. Und als er ihr vorhin eine Vorstellung machte, ließ sie alles reuig und verzweifelt stehen und

liegen, schickte die Leute weg, holte sie dann aber wieder, ging an das notwendige Aufräumen und war gleich wieder im vollen Zuge, wie vorher; und nun sollten eben Stehleitern geholt werden und alle Übergardinen im Salon herunter, um drüben als Portieren über den Thüren anprobiert zu werden. „Nä, dat's Unsinn, dat dhu'k nich!" sagte Miken, und schwapp hatte sie eins weg und fing an zu heulen. „Christian — wo bleibt der Mensch?" ging es nun, und die alte Frau brach wie ein Orkan ins Eßzimmer. „Ach, guter Franz, verzeih', wir stören dich gewiß heut sehr — aber siehst du, wie soll ich es sonst anders bis zum Abend fertig bringen ... und du sollst es doch nett haben drüben ... Ja, was wollte ich doch?"

„Christian rufen. Aber der ißt jetzt. Es ist Leutetischzeit."

„Ach Gott, das hab' ich ja ganz vergessen," sagte die Mutter. „Ja, dann muß das der Johann machen."

„Der ißt jetzt auch. Es ist Leutetischzeit."

Sie sah ihn ganz verblüfft an, wurde plötzlich gerührt, schlug ihm sacht beide hohlen Hände auf die Schultern, schüttelte ihn ein wenig und sagte: „Nein, Franz, daß du wieder da bist ... und nun wieder so ... hier in unsern Zimmern ..." und ging. Aber sie kam gleich zurück, denn im Salon waren ihr die Stehleitern und Portieren wieder eingefallen, stieß ein Fenster auf und pfiff in den Hof nach Christian. Und als der erschien, wußte sie nicht, was sie ihm hatte sagen wollen und ließ ihn einstweilen hereinkommen. „Zieh aber deine Stiefel aus — daß du mir nicht so in den Zimmern herumtrampst, kannst auf Strümpfen laufen ..." und als nun Christian im Eßzimmer stand, die dicken blauen Socken über die Hosenränder gezogen und vorn mit mächtigen Stopfen von andersfarbener Wolle wie mit Austernbänken besetzt, mit furchtbar finstrem Gesicht, weil ihm die anderen unterdessen ganz sicher seine grauen Erbsen mit wegaßen, war die Mutter immer noch vollkommen ratlos und fing in ihrer Verlegenheit an, ihm ein uraltes Prachtstück zu beschreiben, so ein Hundertkästchenmöbel mit Schildkrot- und Goldblechplattierungen, das noch auf dem Boden sein müsse und dessen Bild zum Glück gerade in ihrem gemarterten Gehirn auftauchte; das solle er holen, „aber behutsam und erst oben den Staub von wischen ..."

„Dat kann einen alleen nich dragen!" sagte Christian.

„So nimm dir — nun wen denn, ja sie essen alle — nimm den Mohren mit, der ist vorn und fegt die Portieren — sag's ihm, ruf ihn dir!"

„Der versteht mi nich, der versteht keen deutsch!"

„Nun, so will ich es ihm sagen!" erklärte die Mutter, ging und redete den Mohren an, deutsch, und als er sie natürlich nicht verstand, faßte sie ihn resolut am Oberarm, schüttelte ihm den Stielhandfeger aus der Hand und brachte ihn mit einem schönen Polizeigriffe an. Sambo ging mit gespreizten Fingern wie ein Automat und rollte verzweifelt die Augen gegen seinen Herrn. Aber der stand halb abgewendet und hütete sich möglichst, von all den wilden Vorgängen in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Und Sambo machte ein Gesicht, als würde er die Kälte und all das andere hier ja wohl nicht lange aushalten, sondern lieber bald fortwollen. Und der Baron, der das mit halbem Blick ganz gut sah, dachte daran, daß er ihm dann die achtzehn, neunzehn Monate rückständigen Lohn auszahlen müßte und eine Reisevergütung mindestens doch bis Hamburg ...

Ja, und wer überhaupt aus dieser Wirtschaft hier heraus so durch den Schornstein fahren könnte und oben sich dann so auflösen wie zergehender Rauch und nicht mehr sein, — der hätte es gut.

Nein, was der Hof anders aussah! Das war doch früher eine ganze Reise gewesen, so quer hinüber über den Entenpfuhl bis an die Schweineställe, und ebenso, schräg links weg über den Fahrdamm am Göpelwerk vorbei zum großen Scheunenthor — und nun war das alles wie zusammengerückt, und unrüstig, fast kleinbäuerlich, überall war Kalk los von den Wänden, die Thüren sahen roh brettern aus, das Gartenstaket hinten, wo Sommers der Flieder durchkam, hatte Lücken und so gut wie keinen Anstrich mehr — und auf all das wies das grelle Sonnenlicht seine Augen wie mit Fingern hin. Übrigens war der Hof in Wirklichkeit genau so groß und breit und stattlich, wie einst, und wie ein lau-

schiges spanisches Patio kann ein ehrlicher niederdeutscher Wirtschaftshof überhaupt nicht gut aussehen — nun, man müßte es einmal versuchen, Palmen in Kübeln um den Kompósthaufen, flache Stalldächer mit einer maurischen Bogengalerie oben entlang 2c., vielleicht ginge es.

Aber der Hof behauptete sich auch so gegen den kranken alten Mann am Fenster. Zuerst ungefähr wie Swinegel gegen den Herrn von Haas. Eigentlich hielt da ja alles jetzt Winterschlaf, hatte sein Arbeitsjahr hinter sich und ruhte nun davon — aber langsam wurde es ein Eindruck gelassener urwüchsiger Kraft, grauenhaft nüchtern meinetwegen, aber etwas, wie eine riesengroße liegende Figur mit robusten Gliedern, die ihm nicht einmal ihr Gesicht zuwendete. Und die, wenn sie sich etwa auf dem Ellenbogen aufrichtete und sich zu ihm umdrehte, gegen ihn nur geringschätzig die Augen einkneifen würde, ihn fühlen lassen, daß hier kein Verständnis und keine Schonung für so eine hergeflüchtete Resteristenz sei und daß er am besten thäte, er legte sich hin und stürbe.

„Nicht wahr, es sieht heut nett und freundlich draußen aus," sagte da die Mutter hinter ihm, „nach den Sturm- und Nebeltagen! Willst du nicht etwas hinaussehen, das Fenster losmachen und die reine Luft genießen? Ich werde dir das rote Fensterkissen zum Unterlegen bringen."

Der alte Mann antwortete nicht. Sie ging weiter und dachte an etwas andres. Und eine tiefe Sehnsucht nach irgend einem Genuß überkam ihn, den er sich jetzt anthun müsse, nach einem ruhigen Sitzen irgendwo in der Stille und . . ja, nach einer guten Cigarre. Und irgendwelchen freundlichen Erinnerungen, die er dabei nachkosten würde.

Tiefe Sehnsucht — nein, so konnte man es eigentlich nicht nennen. So eine volle, frische Empfindung war es ja nicht. Mehr so ein zitteriges Nach-etwas-Langen, wovon man von vornherein weiß, daß man es im besten Falle doch nicht wird festhalten können.

Und eine gute starke Cigarre war ihm übrigens auch streng verboten. Aber vorn in seinem Nilpferdköfferchen lagen sie. Nur auspacken, auspacken mußte man sie erst.

Und gestern Nachmittag noch hatte er auf dem Deck der ‚Leontine' gestanden, diese Insel Gränitz so an sich herankommen sehen und dabei mit dem Herzen eines wieder eingefangenen Siebzehnjährigen gedacht: ‚Was sie nun wohl mit mir anfangen werden?'

Übrigens, ob sie eine Flasche, eine halbe Flasche trinkbaren Wein im Hause hatten? Unsinn. Aber fragen konnte man ja.

Nun wartete er, bis Miken einmal durch das Zimmer trabte. Dann sagte er: „Miken — so heißt du ja wohl, Mädchen, was?"

„Ja wohl, gnädiger Herr!"

„Besorge mir 'mal von Eurem Wein, vom besten, den Ihr im Hause habt, eine Flasche oder 'ne halbe, verstehst du? Die gnädige Frau wird dir wol'n Schlüssel geben. Und 'n Glas, aber möglichst 'n dünnes, kein so 'n dickes, hörst du?"

„Ja wohl, gnädiger Herr!" sagte Miken ungefähr im Tonfall eines Offiziersburschen, der nun anscheinend sein Leben daransetzen wird, den Wein zu schaffen.

‚Na, doch Einer, der Appell hat!' dachte befriedigt der alte Herr. ‚Vielleicht . . allmählich . . so Einer nach dem Andren . . Natürlich, ohne Frage!'

Da kam die Mutter mit einem ganz ungläubigen und bekümmerten Gesicht herein. In all den Jahren, seit er weg war, war ja auf dem Gränitz nie so zwischen Frühstück- und Mittagszeit aus heiler Haut Wein getrunken worden. Übrigens wußte sie nicht, wo die Schlüssel waren. Vielleicht hatte sie Helge. Ja wohl, Helge — aber wo war heut Helge?

„Wein willst du?" fragte sie. „Zum Trinken?" Und hinter ihr in der Thür machte Miken das dazu gehörige dumme Gesicht.

„Nein," sagte der Vater mit heller Stimme, „zu 'nem Fußbad. Heißer Wein. Das ist ausgezeichnet gegen den Rheumatismus."

„Hast du denn Rheumatismus?"

„Nun — man muß vorbeugen . ." Und dann rettete er sich über die Hinterdiele in sein Logis. Da lachte er einmal in die Wände, so kurz auf, und kramte dann mit müdem Gliederziehen seine Kofferschlüssel heraus.

Dicht vor den Fenstern ging die Säge in einer Buche. Zwei Tagelöhner in blauen Jacken zogen sie, und Cegabelo stand mit einem Leichenbittergesicht dabei.

Der alte Herr legte sich Cigarren heraus und klopfte an die Scheibe, und als Cegadelo hereinkam, gab er ihm eine davon. „Da Alter, das rauche 'mal! Aber rauche sie mit Andacht!" Und dann, als Cegadelo das Ding noch besah: „weißt du, du könntest mir 'n alten dänischen Korn dafür geben — den hast du doch wohl noch immer."

Es erheiterte Cegadelo sichtlich, daß der Herr an seinen alten dänischen Korn noch dachte. Er brachte sofort ein Gläschen davon an, das goldgeränderte mit Namenszug, das der Herr ihm 'mal zum Geburtstag gegeben.

„Na, Cegadelo — und nun auch noch das Sägen vor meinen Fenstern."

„Ja, sie bestand drauf, gnädiger Herr!"

„Sage, zu dir kommt doch keiner 'rein, hast du 'n gutes Sofa, wo ich mich in Ruh 'n bißchen legen kann und sie mich nicht finden?"

„Ja . . das Sofa wär' wohl gut soweit, aber die Federn stoßen höllschen durch, die Lehnen sind auch man steil, und dann is in dem Sitz vom Sitzen Berg und Thal. Nu, ich lieg' ja nie, ich sitz' bloß immer in der Ecke, so an der Lehne hoch, wenn ich 'mal 'n beten nicke."

„Na, dann versteck mich sonstwo in dem alten Kasten, wo sie Einen vor die Erst nicht finden . . Hörst du?"

„Nu," sagte Cegadelo, „die Fräuleinzimmer oben, die sind am Ende noch warm. Sonst wüßt' ich nicht. Und da kommt ja wohl keiner hin."

„Nimm den Schnaps, behutsam, komm' mit 'rauf!"

Und vorsichtig schlichen die beiden Alten über die Diele die Treppe hinauf nach oben. Aber oben den dunklen Gang kam Miken entlang.

Der Herr trat in den tiefen Schatten eines der großen Gangspinden, und Cegadelo fuhr das Mädchen an: „Nu, Miken, du oll Poltrum, wat polterst du hier 'rum?"

„Ich hab' bei Fräulein Viola den Ofen zugedreht."

„Wer hat dich da heißen heizen?"

„Nu, ich heiz' da doch immer, alle Dag'!"

„Auch jetzt, wo sie weg is?"

„Hat mich Einer gesagt, ich soll damit aufhören?"

„Nu freilich," sagte Cegadelo schlau. „Da heiz' du man weiter. Man weiß ja nicht, wann sie wiederkommt. Und die Stube muß doch warm bleiben."

Durch so viel Einsicht bei einem Manne vertraulich gemacht, sagte Miken: „Ja, das muß sie auch. Unsr' lütt' Fräul'n friert uns ja so all wie 'n nacktet Endeken Rattenschwanz. 'n ganzen Tag Feuer im Ofen und alle Viertelstund' mal Fenster auf. ‚Sonst erstick ich in Eurem Muff hier, Deerns', so sagt sie. Ja, dat versteh Einer!"

„Nu, mach', 'runter, fix, und bleib um die gnä' Frau."

Dann probte der alte Herr Violas Chaiselongue. Nein, das war nichts. Er goß sich den Korn in ihr Wasserglas und Wasser drauf bis zum Rande.

„O mein Gott, gnä' Herr, mit Wasser?" fragte Cegadelo. Ihn jammerte das Schicksal seines guten Schnapses. Der Baron zuckte die Achseln und klappte Violas Bett auf. „Mit soviel Wasser!" sagte Cegadelo noch einmal, das Glas anstarrend.

„Ja, und nun schluckweis, Alter, alle Stunde 'n Theelöffel voll!" sagte der Baron und stellte sich das Glas auf den Lindenholzstuhl am Kopfende des Bettes. „Du solltest 'mal das Herz stoßen fühlen, göß ich das so hinter, wie . . einst . ." er sagte das über seine Schulter weg, ohne sich umzusehen. Tief apathisch . . . „ja, mit dem Stiefelaufknallen ist das nun vorbei und dem . . schönen barbarischen . . Kraftgefühl in den Gelenken . ." und legte sich die Cigarre neben das Glas auf den Stuhlsitz.

„Wollen Sie rauchen, gnädiger Herr? Soll ich Ihnen Feuerzeug besorgen und parat legen?"

„Nein, laß man! Leg' sie mir ja bloß so zum Trost hin. Man muß sich doch wenigstens einbilden dürfen, man könnte, wenn man nur wollte . . Krepiere ja, sagen sie, rauch' ich, wie früher . ."

Aber er wollte es nun eigentlich wohl auch gar nicht mehr. Er strebte jetzt nur noch in das Bett da. Ausgestreckt sein, liegen! Es machte auch den Eindruck, als vermied er, sich in dem Zimmer umzusehen, wohl um gar nicht erst an dem herumgestreuten kleinen Eigentum Violas zu der peinlichen Empfindung zu kommen, daß er hier nun so in der hinterlassenen Atmosphäre eines anderen Menschen liegen würde.

Nur da in das Bett, auf das ruhige Lager. Im ganzen Hause stellten sie zu der Zeit alles auf den Kopf, um es ihm behaglich zu machen, und eben davor verkroch er sich hier.

Nun saß er auf dem Bettrand, die Fäuste hinter sich in das nachgebende weiße Polster gestemmt, und die Füße wollten nicht recht mit hinein. Er sah Cegadelo an. Und der Alte bückte sich, mit einem schweren Ächzen, die Linke auf die Wirbel der Hüftgegend gepreßt, nahm seines Herrn Füße und legte sie ihm hoch. Dann deckte er das Daunenbettchen Violas darüber und stand mit seinem Magenkrampfgesicht da. Denn des Herrn Glieder sanken alle gleich wie tot hin und blieben unbeweglich liegen, so wie sie sich grade legten, der Kopf steil hintenüber im Kissen, die Augen starr aufgerissen gegen die Decke hoch, die Arme lang hin, die Brust fast ohne Atem.

Wohl eine Minute lag er so. Dann hob sich die Brust etwas und er sagte: „So, nu macht, was Ihr wollt. Brennt meinetwegen 's Haus ab!"

„Kann ich noch 'was?" fragte Cegadelo.

Er bekam keine Antwort.

Nach einiger Zeit bleierner Stille: „Cegadelo ... was für 'n Mann ist .. Nantrow geworden?"

„Wer, gnä' Herr? Der Herr Major?"

Es war unheimlich, wie des Barons Augen ihre Richtung steil hoch so gar nicht veränderten und seine Lider so regungslos schlaff zurücklagen. Ein runder matter Lichtfleck vom Fenster her schwamm auf dem Gelben neben der unscharf abgegrenzten Regenbogenhaut, wie auf einem Totenauge, und dicke, zackige, rote Adern kamen von allen Seiten an der nassen gelben Kugel hoch. Cegadelo sah steif und mißtrauisch daraufhin, es war ihm beinahe in seiner Hand, als müsse er darüberstreichen und das Auge sanft zudrücken. Aber er hätte es nicht gerne berührt. Und nun besann er sich auf die Antwort.

„Ja, ja ... der Herr Major ... zu die Kinder ist er ja freundlich. Aber man weiß nich ... er sagt wohl nich so recht, was er denkt. Er is wohl so 'n bißchen hinterhält'sch, der Major ..."

„Hat er je mal von mir gesprochen?"

„Ne, gnä' Herr, von Ihnen ... das nu wohl nich ... nie!"

Der Herr schwieg. Cegadelo stand und wartete.

„Das gnädige Fräulein von Nantrow," fragte er dann ganz unbefangen, „ist nun auch wohl tot?"

„Tot ... lange, lange tot ... acht Jahr tot!"

Nun wollte Cegadelo sacht weggehen.

„Schließ hier ab ... von innen," befahl der Baron. „Geh durch das Nebenzimmer hinaus. Da schließ ab ... von außen! Schlüssel behältst du ... in der Tasche. Sorge bloß ... mich nicht finden ... hörst du?"

„Na, das woll'n wi schon machen!"

Cegadelo klinkte sich die Thür zum Nebenzimmer auf, zu Helges Zimmer, auf der Schwelle blickte er sich noch mal nach dem alten Mann im Bett um.

„Und," sagte der Baron, „sieh mal nach mir ... so gegen Abend ... wenn sie müde ist, bringst du mir heimlich 'ne Kleinigkeit herauf ... zu essen ... eine Scheibe Braten ... kalt ... Schnitt Brot ... bißchen Salz ... sieh, wie du's anfängst ... bloß nicht finden."

Als Cegadelo bereits im Nebenzimmer war und die Thür hinter ihm schon zu, hörte er, wie der Herr sich plötzlich im Bett heftig aufsetzte. Er bekam einen Schreck und guckte noch einmal hinein. Da saß der alte Mann aufrecht und starrte mit ganz wilden Augen auf das goldgeränderte Glas mit dem Namenszug, das leer vor ihm auf Violas Nachttischchen stand.

„Nimm das Glas mit," sagte er heftig, „da war der Korn drin. Und das riecht da draus, daß es einen verrückt machen könnte!"

Cegadelo nahm das Glas weg. Nun ging er und kam nicht mehr zurück. Und auf der Treppe war ihm plötzlich einmal, als wischte ihm das Grauen mit einer eiskalten Hand über das Rückgrat hinunter.

— — — — — — — —

Das war durchaus nicht zufällig geschehen, daß die Mutter den ganzen Morgen bei ihrem Wirtschaften und Kramen und Kommandieren immer wieder angelaufen gekommen war, nach ihm zu sehen. Denn, wie sie sich auch ohnmächtig herumschlug mit all dem, was sie zu thun zu haben glaubte, immer wieder stieß ihr dazwischen ganz plötzlich das Unglaubliche,

das Wunderbare auf, daß er nun wieder da wäre. Und dann mußte sie hin, ihn mit Augen sehen, ihn reden machen und hören.

Aber mit einem Schlage war er nun wieder weg. Im Eßzimmer war er nicht mehr. In seinem Logis auch nicht. Nun ließ sie alles im Stich und fing an ihn zu suchen. Erst schämte sie sich zu fragen und lief schweigend auf seiner Spur durch die Zimmer, dann that sie es, so ganz verloren.

„Hör' mal, Karlin, laß das 'mal jetzt liegen, geh und frag den Herrn . . . ja, was kannst du ihn gleich fragen? . . . Ja, weißt du, ob wir wie immer um zwei essen sollen oder später, denn er hätte doch eben erst aufgehört zu frühstücken."

„Eben erst . .? Nu, gnä' Frau . . ."

„Still. Thu', was ich sag'."

„Ja, wo ist de gnä' Herr?"

„Hast ihn nicht gesehn? Ist er nicht im Eßzimmer am Fenster?"

„Ne, da is leer."

„Nu geh', such', frag' Miken und Christian, und — hörst du, das vergiß nicht, sag' ihm nur, er könne ja Portwein haben, ich hätte bloß nicht dran gedacht, wir hätten ja so guten im Haus, der sei etwas für ihn zum Frühstück — du weißt, er wollte Wein, und wir verleideten ihm das durch das ewige dumme Fragen. Übrigens, Christian kann mal durch den Garten geh'n, vielleicht ist der Herr im Garten. Ja, natürlich, den sieht er sich an."

Sie ließ Karlin stehen und eilte selbst hinaus. Aber in der Thür kam sie noch einmal zurück. Während sie mit dem Mädchen sprach, eben im Salon, waren ihre Augen immer in die dunkle Ecke da am dritten Fenster gegangen, da zwischen den Palmen und dem Flügel, bei den Vögeln; da hatte sie noch nicht nachgesehen. Das war ja absolute Thorheit, natürlich, aber die Vorstellung beherrschte sie, und wenn sie erst durch den Garten lief, konnte es ja nachher da auch wieder leer sein.

Nein, da war er nicht. Sie kehrte um, und ihr Blick fiel auf den japanischen Schirm um das Kopfende des großen Divans an der Speisezimmerthür. Da konnte bequem einer hinter stecken. Sofort war sie da und blickte hinter den Schirm. Nein, nichts! Nun stand sie ratlos und grübelte. Diesen Augenblick hatte sie es doch noch gewußt und war ganz glücklich darüber gewesen. Und richtig, mit einer gewaltigen Anstrengung zwang sie es ihrem Gehirn wieder ab: im Garten, natürlich im Garten. Und da hörte auch das Zittern, das sie eben noch geschüttelt, wieder auf. Nichts war ja einfacher, als daß er nach seinem Frühstück gegangen, sich die Füße ein wenig vertreten und sich seinen alten Garten ansehen. Und wie sie war, ohne etwas umzunehmen, lief sie hinaus.

Aus unserer Studienmappe:



Aus D. Chodowiecki's Skizzenbuch.

Die wohlige Kälte, das freie Licht, so durch all die kahlen Bäume. Niemand, nirgendwo ... Ja, der Kohl, der müßte nun bald 'rein. Der Gärtner, der aß wohl jetzt. Und ob die Hasen diesen Winter wieder kommen würden, die Rinde an den jungen Stämmen in der Baumschule annagen, wenn überall der Schnee erst tief lag?

Und in der weißen Einsamkeit der leeren Gänge, in diesem kalten fragenden Winterlicht erfaßte sie plötzlich die entsetzliche Furcht, das alles sei nicht wahr gewesen, er sei gar nicht gekommen, es sei nur gewesen, wie so oft im Traum, wo ihr Glück nachher beim Erwachen jäh zerriß, alles nur eine innere Thatsache ...

Sofort eilte sie zum Hause zurück — und der erste, der ihr begegnete, war Sambo. Nun Gott sei Dank, das war ja ein greifbarer Beweis, daß sie diesmal nicht ihre Gehirnerlebnisse fälschlich für Wahrheit genommen.

„Wo ist dein Herr?" fuhr sie den Neger an, aber mit guter freundlicher Stimme, nur furchtbar hastig, die Hand auf seiner Schulter. Er antwortete spanisch.

„Ja so, du armer Teufel verstehst einen ja nicht!"

Nun nahm sie sich zusammen und setzte eine möglichst ruhige Miene auf, ging hinter zu den Leuten.

„Na, hast den Herrn gefunden? Was sagt' er?" fragte sie Miken, und Karlin, und Christian und die alte Sumse.

Aber niemand gab die Antwort.

„Wo ist Cegadelo?"

„Ne, der Herr Inspektor sagt auch, er wüßt' nicht ..."

Nun, das war der Moment, wo man Helge in Bewegung setzte. Und sie machte sich auf, nach oben. Ja ... Helge ... Was war doch mit Helge ... ach, Helge, die war ja auf und davon ... und da sah sie Cegadelo über den Hof gehen. Sie stieß das nächste Fenster auf und rief ihn an: „Cegadelo, wo ist der Herr?" in so einem heftigen Kommandoton, daß Cegadelo an das Haus heran kam und zu ihr hierauf sagte:

„Ja, gnä' Frau, ich hör' heut man slecht ... wegen dem feuchten Wetter, das wi nu kriegen. Aber, hör' ich recht, so fragt gnä' Frau, was uns' Herr macht? Nu, de slapt. De is noch so müd' un marod von sein' Reis', de hat sich noch 'n büschen aufs Ohr gelegt. Un ich mein', gnä' Frau lassen ihm nu vor die erst man noch 'n lütten Strämel abschlafen. Nachher zu Tisch komm' ich ja denn wieder, und denn woll'n wi 'n wecken, nich, gnä' Frau?"

Sie faltete fast die Hände, wie das aus dem Alten alles so treu und überzeugend herauskam ... nein, was die ganze Welt nun mit einemmale wieder fest auf ihren Beinen stand ... ja, nun mußte sie nur noch wissen, wo er lag — dann war alles gut. Aber der Alte war heute wohl wirklich dreiviertel taub und verstand ihre Frage nicht.

Nein, das mußte sie wissen. Sie mußte ihn sich denken können, wie und wo er nun lag, ohne die deutliche Vorstellung davon kam sie nicht aus. Einen festen Punkt muß man ansehen in dem allgemeinen Wiegen und Wogen und Durcheinanderschwanken der Bilder, gerade wie wenn man nicht seekrank werden will. Und sie fragte das nun so laut, daß es jetzt auch die Schweine drüben überm Hof im Stall verstanden haben mußten. Aber Cegadelo rückte nur freundlich lächelnd seine Kappe und ging weg.

Nein, so taub war der Alte ja nicht. Und sie fing an zu grübeln, was dahinter steckte. Nun ja, der Vater wollte nichts von ihr wissen und hielt sie sich vom Leibe, das steckte dahinter ... Tausend wirre Vorstellungen führten einen Schattentanz vor ihr auf, wie Laub, das der Wind in Massen herabwirbelt und durch das die matten Sonnenlichter zu Boden sickern — aber ihr Instinkt war nun erwacht und griff wie mit der Faust durch all das hindurch nach der Wahrheit.

Ja, ja, alles an ihm, gestern den ganzen Abend, heut den ganzen Morgen war ja nichts gewesen, als Ablehnung.

Jedes Fünkchen Leben in ihr wehrte sich gegen diese Einsicht, und es war, wie wenn auf einer ausgedörrten Wiese, die man abbrennt, all die Stengel und matten Pflanzenleben glühend sich aufkrümmen gegen die heranschreitende Flamme, die sie frißt, und verzweifelt gegen sie anzuringen scheinen ...

Nun ja, so war es — aber wozu hatte er ihr dann den unsäglichen Schmerz angethan, zu kommen?

Und jetzt ging sie zu ihm, ihn das fragen.

Dann würde er antworten, so aus seiner kalten Seele heraus, und dann würde

ja wohl das letzte Wort in diesem Leben zwischen ihnen beiden gesprochen werden. Und danach kam dann für sie in dieser Erdenexistenz nichts mehr, das auch nur lohnte, des Morgens deswegen ein Kleid anzuziehen.

Neun Jahr gewartet, wie ein treuer Hund, alles verziehen — verziehen, ohne die Empfindung zu haben, daß man verzieh — und der unendliche gute Wille, den sie bis diesen Augenblick gegen ihn gehabt, und nun ging sie hin, bewaffnet mit all dem, ihm sagen, daß er fort müsse von der Insel und daß die Welt nun enge sei zwischen ihnen beiden. Und eigentlich war ihr leidenschaftlicher Schmerz so über alles stark, daß er sich fast nur wie kühle Thatkraft empfand.

Geradezu besonnen durchsuchte sie nun das ganze Haus. Wortlos und allein. Und endlich stand sie vor den verschlossenen Zimmern ihrer beiden Töchter. An Helges Thür klinkte sie an und an Violas. Aber nichts regte sich von innen. Die waren ja wohl weg, die Mädchen ... oder was ... oder wie ... nun, egal jetzt ... aber — wie wenn etwas sie festhielt, sie kam nicht fort von diesen beiden verschlossenen Thüren ...

Angestrengt horchte sie in die Stille da drinnen hinein, und ihr Kopf war ihr dabei auf dieser Halbseite wie von Glas, so fein hörte sie.

Nein, bei Helge war alles leer, das fühlte sie, nichts drin, nur die volle Einsamkeit der sich selbst überlassenen Dinge. Still kam da wohl die schräge Sonne durch die freundlichen weißen Gardinen, die schwebenden Stäubchen sanken langsam nieder, fast stillstehend, alles im Zimmer lag und wartete, aber auf die Herrin, die eben erst gegangen und noch lange, lange aus sein würde — und aus unendlicher Ferne her kam durch die Totenstille etwas wie ein feines dumpfes, nicht ganz regelmäßiges Surren, wie von der ewig umschwingenden Walze der Zeit ...

Aber bei Viola — nein, da war das anders. Darinnen war ein lebender Mensch. Einer, der sich ganz still verhielt, den Atem wunderbar leise ausströmen ließ, mit weitoffenem Munde, um sich nicht zu verraten, und auf das herhorchte, was sie auf dieser Seite der Thür nun vornehmen würde.

Das war er. Ja, wer denn sonst?

Und mit den vier Knöcheln der geballten Faust schlug sie zweimal hintereinander hart an die Thür: „Öffnen, Franz, ich habe mit dir zu reden!“

„Bitte, keine Kinderei!“ sagte sie noch einmal, als es drin still blieb.

Täuschte sie sich etwa doch? Nein, nein, in diesem Zuge jetzt, da täuschte sie sich über nichts mehr. Er wollte sich nur nicht mit ihr einlassen, zu müde, zu feig vielleicht — nun, das galt jetzt alles nicht, jetzt Müdigkeit, in dieser Stunde!

Übrigens war da ja das Schlüsselloch, durch welches Licht grau herausfiel.

Sie bückte sich, und da hindurch sah sie nun in Violas überhängendem Pfeilerspiegel die ganze Bettseite des Zimmers. Ja, da lag er, mit seinen Kleidern in ihrer Tochter Bett. Welche ungeheure Ungehörigkeit. Aber das war ja ganz gleich jetzt. Und ganz deutlich sah sie sein ironisches Gesicht, wie er auf die verschlossene Thür mit dem Ausdruck blickte: ‚Nun, klopf' und ruf' du nur und amüsier' dich!‘

Sie drückte ihren Zorn nieder und richtete sich wieder auf.

„Nun, ich habe Geduld,“ sagte sie, „ich werde hier jetzt so lange anschlagen, bis du öffnest. Weißt du, Franz, deine Ruhe wirst du nun doch nicht mehr haben — du mußt öffnen!“

Aber in ihrer Erregung vergaß sie ihre Kraft richtig abzumessen. Und schon nach wenig Schlägen barst mit lautem Krach die Füllung mitten durch.

Da öffnete er die Thür von innen und herrschte sie an — es war fast, als ob er mit der Hand so ein wenig zum Schlage ansetzte —: „Nun, so benimmt sich auch nur eine Verrückte oder ein Bauernweib ...!“

Sie erschrak, wie sie ihn vor sich sah, dann aber faßte sie ihn mit beiden Fäusten und schob ihn vor sich her in das Zimmer hinein.

„Laß nur,“ sagte sie, „verrückt und Bauernweib, das macht jetzt nichts. Das geht jetzt in einem hin. Höre! Erstens sollst du hier nicht mit den Kleidern in meiner Tochter Bett herumliegen, am hellen Tage, verstehst du mich? Und zweitens: Was willst du hier überhaupt auf der Insel? Siehst du nicht ein, daß du hier nicht bleiben darfst?“

Er setzte an, etwas zu erwidern. Aber sie sah, das wurde nicht die Antwort, die

sie wollte. So nahm sie ihn zwischen die Fäuste und schüttelte ihn so heftig, daß er nicht reden konnte. Mit wilder Kraft und so lange, bis er den Versuch aufgab. Sie merkte dabei gar nicht, welches Maß von Kraft sie anwendete und daß der alte Mann sich wehrte und wie das eine Art Ringen wurde, in dem sie Siegerin blieb, und daß sie weit im Zimmer dabei herumkamen und Stühle umstießen. Sie sah ihm nur auf den Mund, bis der schwieg und nachgab und schlaff wurde.

„Nein, du mußt fort," sagte sie dann. „Fort von der Insel, verstehst du? Und es handelt sich nur darum, wann? Nun, du magst in Ruhe von deiner alten Heimat Abschied nehmen, ehe du dann hingehst und da draußen irgendwo stirbst. Ihr habt ja hier gesessen von altersher. Also magst du noch einmal die Luft hier atmen und dir alles ansehen. Und dann fort! Hörst du, fort! Welchen Wochentag haben wir heut?"

Er senkte nur verächtlich die Mundwinkel.

„Nun egal — drei, vier Tage — du mußt bedenken, welche Zeit das jetzt für mich sein wird und daß ich es wirklich länger nicht aushalte, drei, vier Tage, dann wirst du gehen, in Frieden, als ob du hier nur so einen Besuch gemacht hättest. So lange will ich dich in deinem Logis wohnen lassen, und sie können dir dort auch decken. Und ich werde mich solange in meinem Zimmer halten. So bist du vor dem verrückten Bauernweibe sicher. Und ist die Zeit um, so gehst du!"

Sie ließ ihn los, als sei das nun abgemacht.

Er trat rasch fort, ein paar Schritt zurück, steckte die Hände in die Taschen und zwinkerte sie mit den Augen an.

„Sage mal, bist du vielleicht der liebe Gott?" fragte er.

„Wie meinst du das?"

„Oder der Kaiser Napoleon? Oder — ja, was sind die Leute doch immer?"

„Welche Leute?"

„Na — so — die Leute, hm . . . Und wirst du das auch nicht am Ende wieder vergessen, was du eben die Güte hattest, mir . . . na . . .?"

„Ja, so meinst du das . . . Nein, Franz, ich denke, das werde ich nicht vergessen . . ." Diesen stillen Schmerzenston aus niederbrechender Menschenseele, so todwund und jenseits aller Bitterkeit und fast edel in seiner Klangfarbe, hatte er ja nun doch noch nirgendwo gehört, und er sah sie neugierig darauf an: ihre graublauen großen Augen, jetzt ganz dunkel und eigentlich beinahe schön in der augenblicklichen Beseelung, die leidvollen Falten um den Mund, das unruhige, mühsame Atmen . . .

„. . . na, Henriette . . .," sagte er gutmütig, und die eine Hand fuhr ihm dabei ein bißchen aus der Hosentasche.

In ihren Blick legte sich darauf nur die verwunderte Verachtung, ob er nun gar etwa so gering werden wollte und zu bitten versuchen.

Er legte sich mit dem Rücken gegen das Fensterkreuz zurück, schwang das Monocle spielend hin und her und sah sie unter den Lidern hervor lächelnd an. Nein, wie sie das alles noch so aufbrachte, mit ihren schwachen Mitteln, fast wie ein Mensch . . .

„Na, na," sagte er, „ich meine ja bloß, du sollst dich nicht so in Gemütsunkosten stürzen, deinen armen Kopf nicht so strapezieren, das kann dir ja nicht bekommen . . . man kann es ja auch ohne Pathos nehmen . . . schön, wenn nicht gewünscht hier, gehe ich wieder . . ." Ein Lachen stieß ihm auf. „Weiß bloß nicht, wohin," setzte er zwischen den Lippen hinzu.

Nun stand sie, den Blick unverwandt auf ihn gerichtet, und ihr Gesicht spiegelte in herber Wehmut ganz deutlich die Folge ihrer Vorstellungen wieder. So auf ihn gewartet und so gefreut, als er zu ihr zurückzukehren schien. Und viel hätte sie ja trotzdem nicht mehr von ihm gewollt. Nur so die letzten paar Jahre gewissermaßen mit ihm nebeneinander auf der Bank vorm Haus sitzen und zusehen, wie ihnen beiden die Sonne langsam unterging — mal ein Wort, ein ruhiges, von jenen, die man nur für Einen hat und nur von Einem will — und so hätte dann das Leben zuletzt noch einen stillen guten Schluß gehabt. Und nun endete es mit dem rohen Schnitt mitten ins Ausblutende, Zuckende . . .

„Hör mal zu," fing er plötzlich an, „du weißt, was ich in Nicaragua war . . ."

Sie antwortete nicht. Aber er sah, sie wußte von nichts. „So, sie haben dir den Brief nicht gegeben. Na, egal. Ja, ich



Königin Victoria von Grossbritannien und Irland †.
(Nach einer Aufnahme von Elliott & Fry in London.)

bin in Proceß mit der dortigen Regierung, da ist jetzt ein anderer Präsident, Revolution gewesen, weißt du, wie du in deiner Jugend gelernt: es kam ein neuer Pharao auf in Ägyptenland, und der wollte die Schulden, die sein Vorgänger gemacht, nicht bezahlen. Die Kerle schulden mir über hundertzehntausend Dollars, nach meiner Rechnung. Sie behalten mir meine Pension ein, und sie haben mir mein Vermögen konfisciert, die Rasse! ... Don Gränitz war zufällig diesmal auf der unrichtigen Seite, die anderen kamen obenauf ... nun will ich nach Berlin, die Regierung in Bewegung setzen, das Reich muß da einen Kreuzer mit heran schicken — dann kommt das in Ordnung, und wir haben wieder Stiefel an ..."

Er hielt inne. Der umschleierte Blick, den sie jetzt hatte, so bleiern gegen das einfallende Licht und so über ihn weg. Das sah er sich erst an. Und diese einsinkenden, grausamen Mundwinkel ...

„Na ja, du denkst, Kind, was geht das mich an? Natürlich — das sind ja seine, nur seine Dinge. Gewiß. Ich will auch bloß ... Siehst du, alles, worauf es für mich in dieser Situation ankommt, ist, daß ich nicht so mittellos und krank nach Berlin brauche. Daß ich mich nicht da dem aussetzen muß, ich lege mich in ein Hotel und kann nach acht Tagen meine Wochenrechnung nicht zahlen. Denn dann bin ich gleich für alle Welt nur noch ein Abenteurer, und keine Katze kräht mehr nach mir ..."

„Katze ... kräht ..." sprach sie ihm mechanisch leise nach.

„Nein, nein, Beste, Katzen krähen ja nicht, da hast du wieder recht. Ja, siehst du ... und daß ich 'n paar Wochen hier Ruhe und Pflege habe, bis ich wieder auf'm Damm bin, und vielleicht" — dazu setzte er nun so ein karessierendes, mutmachendes Lächeln auf, was sie übrigens gar nicht sah, schon weil er gegen das Fenster stand — „'n bißchen was in die Hand, 'n paar Tausend, na, sein wir gut, ihr habt's ja auch nicht so, 'n paar hundert Thaler, nur so'n kleines Betriebskapital, verstehst du ..."

Jetzt kam ihr Blick doch einmal auf sein Gesicht herunter, schweigend, voll hinein ... und er hatte die peinliche Empfindung, als habe er wie ein ungeschickter Hausierer eben unnütz hier vor einem Erwachsenen seinen Lumpenkram von Spielzeugschachteln ausgepackt, und das stehe nun da so recht erbärmlich und verachtet vor Allen in der Sonne, und er dürfe es wieder einpacken.

„Na," sagte er, „verrückt sind wir, meinst du, aber so verrückt sind wir doch nicht, dem was zu pumpen, nicht?"

Aber er fühlte, das reichte gar nicht hin bis zu ihr.

„Weißt du, daß ihr hier noch tonnenweis das teure Stahl für Eure Panzer kauft ..., wo ihr doch so gut mit Dummheit panzern könntet ..."

Das ging nun schon ganz fehl. Aber dies Schweigen von ihr erstickte ihn ja förmlich — so machte er sich Luft, indem er anfing, die allergemeinsten spanischen Schimpfwörter herzufluchen.

Da zuckte sie mit den Lippen, warf den Kopf auf und ging schweigend hinaus.

Welch ungeheuere Erleichterung für ihn, daß diese stumme, große Figur nun aus dem Zimmer war. Aber ihm war gerade, als solle er nun auch in Stücke gehen. Alles an ihm fing an zu brennen und zu zucken und zu hämmern, vor atemloser, nervöser Erregung.

Da kam sie wieder.

„Aus dem Zimmer hier jetzt!" sagte sie mit ganz ruhiger Stimme und ohne ihn anzusehen.

Er lachte.

„Nein, bitte, dies ist Violas Zimmer!" wiederholte sie. Und dann wurde es um ihre Augen herum wild, und es sah aus, als blicke sie nach einer Waffe um sich.

Er ging.

„Da, die Cigarre!" sie wies mit der Hand darauf. Erst schien er das nicht zu hören, dann bückte er sich doch und nahm seine gute Cigarre auf, die neben dem umgestürzten Stuhl auf der blanken weißen Diele lag.

„Und in drei Tagen aus dem Hause!" Mit demselben kalten Ton.

Er zuckte mit den Schultern und ging mit gesenktem Rücken über die Schwelle. Dann fiel die Thür zu, und man hörte seinen unsicheren Schritt draußen auf dem Gange.

Die alte Frau setzte sich auf den Fußrand von Violas kleiner Chaiselongue, stützte die Ellenbogen auf die Knie, das Gesicht in die beiden Hände und fing an zu grübeln.

— — — — — — — — — — — —

Nach geraumer Zeit klopfte es, und Miken sagte herein, es sei unten gedeckt.

Die Mutter machte sich zurecht und ging hinunter zu Tisch. Aber als sie schon saß und den Vorlegelöffel schon in die Hand genommen, um Suppe aufzugeben, wurde ihr plötzlich bewußt, nun würden auch die anderen gleich kommen. Nein, das war ihr zuwider. Sie machte die Serviette wieder los und ging fort. Übrigens war nur ein Gedeck neben ihr, das des alten Cegadelo.

In ihrem Zimmer schloß sie die Laden und setzte sich ins Dunkle. Auf ihren Fenstertritt, in den großen alten Lederstuhl mit verstellbarer Rücklehne und Kopfbacken. Da setzte sie sich tief hinein, bequem zurück, wie für lange Zeit. Und sofort verfiel sie in einen halbwachen Zustand. Ein unabsehbarer Heereszug von Vorstellungen zog durch ihr Gehirn. Manche klar wie im grellen Sonnenlicht, Erinnerungen, die ihr wichtig waren aus ihrem inneren Leben, Haufen verworrener gleichgültiger Mitläufer, und viele viele, die so mit verhüllten Zügen und dunklen, schleierigen Umrissen heranschossen, aus anderen plötzlich heraus, ganz unfaßbar und doch ängstigend, und ebenso plötzlich wieder zergehend, und wovon sie im Augenblick leidenschaftlich gern gewußt hätte, was das war und was ihr das bedeute. Das Gehirn zog in seinem Reizzustande wie ein Wütender alle Kästen durcheinander auf und warf ihr alles, was sich darin fand, mit vollen Armen in wildem Gemenge sinnlos in das Bewußtsein, immer zu und immer mehr ...

Aber ihr eigentliches Leben vollzog sich darin nicht. Das alles beschäftigte sie ja nur, gerade wie die zitternden, purpurnen, roten, blauen, inneren Farbenspiele in ihren geschlossenen Augen. Ihr eigentliches Leben, das lebte sich da hinten weiter, irgendwo hinter fernen Sternen in tiefer Nacht. Da war ihre Seele, ein Ding, groß wie ein Stecknadelknopf, diamanthart, und litt — von allen Seiten wuchtete der unendliche Raum darauf und suchte es zu zerdrücken, aber es zerging nicht, es litt nur. Und dann wieder war's ein Gallertflecken, groß wie ein Fliegenauge, und tausend feine Nadeln mit glühenden Spitzen zerrten darin herum, die zusammenhaltende Gallerte auseinanderzuzerren, aber sie zerging nicht, sie fühlte das nur — und litt. Atmen ließ es sich ja furchtbar schwer dabei, und ein verzweifeltes Umhilfeschreien hätte auch nichts genutzt. Und ein Davonrennen durch alle Welten auch nicht. Hier hieß es still liegen und das aushalten.

„Ob die gnädige Frau nicht zu Tische käme — der Herr Inspektor sei ja allein da und warte?"

Diese Stimme kam durch die verschlossene Thür. Ja, vermutlich, wo sonst her? Was hieß das, was meinte das, wer war das, was ging das sie an?

Dann beruhigte sich das Klopfen wieder, auf das sie erstaunt hingehorcht, und sie kehrte zu ihren Dingen zurück. Wie ein sie mitschwemmender Strom, wie eine tiefe Gier nach Leid riß es sie zu denen zurück. Und von diesem Sitz hier in dem verdunkelten Zimmer war sie nun wieder so weltenfern. Ja, von den Sachen um sie herum, die ab und zu für sie aus dem Dämmer der Stube auftauchten, wurde sie dann so erstaunt angesehen, die hatten dann so etwas, als ob sie gerade eben lebendig werden wollten — die Figuren im Tapetenmuster, die Möbelflächen mit ihrer verschnörkelten Eichenschnitzerei — und auf sie zukommen, sie neugierig betrachten und etwas fragen ... Und dann war sie immer gleich wieder da fern hinten irgendwo, im Grauen, Stillen, Lichtlosen, wo man keinen Boden unter den Füßen hatte und mit gespreizten Armen hilflos ewig sank ...

Ab und zu hörte sie sich selber aus tiefer Brust aufatmen, als säße eine fremde Person dicht neben ihr, und schrak davor zu sekundenlangem Bewußtsein auf.

Die Zeit ging hin. Endlich klopfte es wieder: „Gnädige Frau, es ist zu Abend gedeckt ...!" und bald danach: „Soll ich gnä' Frau was zu essen aufs Zimmer bringen?" — und endlich, nach längerer Pause: „So, gnä' Frau, nu möcht ich kommen, Bett abdecken und zurecht machen ..."

Sie hörte still zu, und es waren das ja wohl Vorgänge, die zu ihr keine Beziehung hatten.

Bald darauf wurde auch der Druck in ihrem Kopfe, so von innen gegen die Schädelwand, an mehreren Stellen, so stark, daß sie lange Zeit von gar nichts mehr wußte ... und dann wurde sie auf einmal

gewahr, daß sie ihre kleine Uhr in der Hand hatte und sich ein Schwefelholz anrieb. Und die beiden armen Zeigerchen, die es so gut mit ihr zu meinen schienen, sagten ihr, es sei neun Minuten über zwei — aber eigentlich dürfte man ihnen um diese Zeit nicht zusehen, wie sie jetzt da in der tiefen Heimlichkeit und Stille der Nacht der eine über den anderen hinwegkriechen wollten ... und dann wäre überhaupt etwas Unrichtiges darin, um diese Zeit, wenn sie da oben rechts so bei einander ständen, noch Kleider anzuhaben und die Uhr anzuleuchten — die wolle jetzt unter dem Mantel der weichen Finsternis liegen und Ruhe haben und still für sich, für niemand sonst ticken ...

Da legte sie sich zu Bett und schlief mit der Empfindung ein, dies Ührchen fühle zwar etwas wie ein tiefes Erbarmen mit ihr, weil es ihr so grausam schlecht gehe, sei im Grunde doch aber auch nur so ein fremdes, kleines, hilflos in sich gefangenes Ding, von dem ihr nicht viel kommen könne, wie alles ... Wie ein kalter Toter legte sich der Schmerz zu ihr und hatte die ganze Nacht auf ihrem bang gehenden Herzen seine Hand schwer liegen.

Und als sie dann früh erwachte und sich nach der Lade umwandte, schoß von dort ein einzelner eindringender Funke Tageslicht wie ein Pfeil auf ihr Auge los, wurde sofort riesengroß, und ihr war, als höbe sich ihr nun weit hinten aus der See ein ungeheures Steinhaupt mit noch undeutlichen Zügen entgegen, das langsam hinter dem Rande der Welt aufstieg, groß wie eine Welt, immer mächtiger werdend, das Leid, und ihre Blicke konnten sich von dessen grauen, wirren, steinernen Zügen nicht losreißen.

— — — — — — — — — — — —

Nach dem heftigen Anfall gestern nachmittag und abend infolge des verrückten Auftritts mit seiner Frau ging es ja heut morgen dem Herrn Baron wieder ganz leidlich.

Cegadelo, der ihn auch gestern gepflegt und betreut, kam schon früh, ein Bulletin entgegennehmen, und Sambo hatte die Nacht bei ihm gewacht, ihm immer zur Zeit die Medicin gereicht und sich Hund schelten lassen, wenn er damit den Schlummernden störte.

Nun befahl der Herr nach dem Frühstück seinen leichten Gehpelz und das spanische Rohr mit der Goldkrücke und begann einen kleinen Spaziergang in den Park und über die Insel.

Gewiß, die Situation war 'gespannt, aber nicht ohne Interesse — man konnte ja einstweilen sich pflegen und es darauf ankommen lassen.

Ob sie Energie genug aufbringen würden, ihn mit Gewalt von hier zu vertreiben? So eine Unmenschlichkeit gegen den Gatten und Vater? Nein, am Ende würden sie es ihm abkaufen, ein Opfer bringen, wenn sie ihn durchaus los sein müßten ... Sentimentale Leute sind immer geneigt zu zahlen.

Die Sache mit Nicaragua in Berlin eilte ja nicht. Wenn hier nicht einmal diese Halbblöde darauf hineinfiel! Nein, deswegen ...

Der kleine Spaziergang that ihm wohl. Der scheußliche, kahle Garten — einzig die Buchen — aber man brauchte ja nicht hinzusehen, und die Luft heut, wenigstens wo die Sonne hinkam, war rein und fast mild.

Er aß gut und machte nach Tisch einen längeren Bummel. Bis an die Düne — und dann sogar da hinauf und so langsam darauf entlang, bis an den Leuchtturm. Da war er nun müde.

Der alte Andreessen kam herunter und sagte, wie es ihn freute, den Herrn Baron wiederzusehen. Mit denen vom Hof lebte er ja nach seiner Art in bitterer Feindschaft, das heißt, sie, ihrerseits, machten sich nur über ihn lustig. Und Lowising mußte einen Stuhl herausbringen, in den Windschutz vor die Thür, in den Rest milder später Sonne. Denn hinein da, in den Muff der Leute, nein — oder gar hinauf, die vielen Stufen, heut sicher nicht, aber ein ander Mal, vielleicht morgen, übermorgen ... Denn der Herr Baron sah, wie seine spanische Goldkrücke und Lowisings Augen sich gegenseitig anfunkelten, und — in Ermangelung jeglicher anderen leichten Anregung auf der Insel — machte ihm das Spaß.

„Und Ihre Frau ist nun auch schon ..., Andreessen?"

„Jawohl, gnädiger Herr, nu all ins achte Jahr!"

„War 'ne hübsche, staat'sche Frau, nicht?"

Das schien den Alten zu verstimmen.

„Nu, wenn man will . . .,“ sagte er, mit so einem mißtrauischen Blick über den Baron hin, „aber man mußte sie auch immer höllschen in die Kandare nehmen, sonst . . . bildete sich immer ein, sie hätte am Ende auch noch 'n Jüngern kriegen können. Na, nu sehen Sie wohl, nu is sie vor mir weg! Aber die da is auch so — die is auch bloß mit dem Knüppel zu regieren, Herr Baron!“ Und dabei fuchtelte er voll schwerer Segensverheißung nach Lowising hinüber.

„So, also du bist auch so?“ sagte der Baron. Das schien ihn ganz ungeheuer zu amüsieren. Er warf das Monocle ein und sah sich das Dirnchen lachend an.

Lowising schien das krumm zu nehmen. Nicht das Ansehen, aber das merkwürdige Lachen dabei.

„Na, Wising,“ meinte der Baron begütigend, „bist mein gutes Kind, komm' mal 'ran . . .“

Auf den karessierenden Blick von ihm kam sie auch, bis dicht neben sein Knie.

„Hast die hübschsten Augen auf dem ganzen Gränitz, und gewachsen, wie . . .“

„Ja, das sagen Sie ihr man noch!“ unterbrach ihn der Alte. „Damit die . . .“ Der Rest kam in seinen Bart.

„Und frißt hoffentlich,“ ging's unterdes halblaut weiter, sodaß es nur Wising verstand, „den Gränitzern die Äppel von die Bäume, eh' die sie abnehmen . . .“ Das Mädel lachte laut auf. „Kannst denn auch die zehn Gebote?“

„Na!“ sagte Wising in hellem Vergnügen.

„Wie heißt das vierte? Ehre deinen Vater und . . .“

„. . . und wenn er dir dotschlägt!“ vollendete Wising.

Der Baron, so auf seinem Stuhl im Freien, mit seinem Krückstock, die anderen in Gruppe um ihn, kam sich jetzt eigentlich vor wie Friedrich der Große auf einer seiner Inspektionsreisen inmitten seiner Gutsleute.

„Da,“ sagte er zu dem Mädchen, ihr das Kinn zwischen zwei Finger nehmend, das junge, frische Kinn, und kramte mit der Rechten in der Westentasche, „Ihr hattet mich ja wohl damals zur Taufe geladen — da hast'n Thaler, kauf' dir 'was dafür.“

Den Thaler drückte er ihr sorgsam in die Hand, die gleich gekommen war und sich geöffnet hatte, und sorgsam schloß er ihr die Hand auch wieder, denn es war noch ein kleines Goldstückchen dabei — und Wising war schlau genug, sie fühlte es sehr gut, gesehen hatte sie es auch, aber außer dem plötzlichen heftigen Atmen ließ sie sich von dem Freudenschreck nichts anmerken. Sie küßte ihm die Hand, mit einem scheuen, heißen Dankblick tief in seine Augen hinein, und sagte ganz leise, nur für ihn: „Danke, gnä' Herr!“ Und dann war sie auch bald mit irgend einem Bewerb in die offene Turmthür hinein verschwunden.

„Ganz die Mutter, was Andreessen?“

„J na, gnä Herr, die Mutter?“

„Ja, bis auf die Anstelligkeit und Fixigkeit, die hat sie wohl mehr von Euch — ich kenn' Euch ja, von früher . . .“

„Ne, ne, von mich hat die nichts, rein nichts, das ist so'n Rasse für sich. Wenn die überhaupt von einen lebendigen Menschen was hat, so ist das am ersten noch, wie oll Klas Dägebrodt immer sagt . . .“

„Na . . . was sagt denn der?“ fragte der Baron geduldig.

„Ja, de meint, sie hät' so was von . . . Fräulein Viola vom Hof, nich viel, man so 'mal . . . aber dann . . .“

„Das ist dummer Snak!“ sagte der alte Herr mit kühler Bestimmtheit. „Meine Tochter Viola sieht ganz anders aus!“ Übrigens hatte er sie seit der Rückkehr selber noch nicht gesehen. Aber Andreessen gab sich ja auch sofort. „Nä, dat mein' ik ok,“ sagte er, „un Oll Klas is wohl nich mehr so recht auf die Augen!“

„Ja, ja,“ fuhr der Baron nach einer Pause fort und hatte so ein gleichsam erinnerungsvolles Gesicht, „Ihr habt ein schweres Leben, Mann. Alle Nacht Dienst, und dann vormittags schlaft Ihr ja wohl, ist das immer noch so?“

„Ja, bis Mittag schlaf' ich — und dann wird geputzt, ein' Tag, wie alle . . .“

„Glücklich, wer dann wenigstens bei Tage schlafen kann, ich kann's nicht.“

„Nu, wenn einer die ganze Nacht da oben 'rumgegangen ist in die Helligkeit, wo alles so blendet, und dann wieder die Augen 'raus auf all das heillose dunkle Wasser, bloß hier und da 'mal 'n Lichtchen drauf, weit weg, und wo geht das nu hin . . .

oder in den ewigen grauen Nebel, die ganze lange Nacht, in dem das widerscheint, wie Gott weiß was alles für 'rumreitendes Teufelszeug, und höchstens knallt 'mal 'n Vogel gegen das Glas, na, dann is man morgens müde, so todmüde, daß sie einen stehlen könnten, und man sagt nichts dazu. Und überhaupt, so vor Morgengrauen, wo das alles am schlimmsten ist, da ist ein'm das Maul ja gerade wie zugefroren und zugenagelt — anfangen zu brennen könnte man unten, glaub' ich, man kriegt' es nicht voneinander, um ‚Hilfe!' zu schreien. Und versucht man um die Zeit zu pfeifen oder sich 'n bißchen was zu singen, so still vor sich, so ist das just, als steht draußen einer vor der Scheibe, der das nicht will und es ein'm verbietet . . .!"

„Ja, ja," sagte der Baron. „Nun, einen dieser Tage komme ich und seh' mal wieder durch Euer Fernrohr. Vielleicht segelt dann draußen gerade ein Engländer oder Schwede vorbei. Und ist das eines Vormittags, so laß ich Euch wecken, nicht?"

„. . . Nachmittag wär' schon besser, gnä' Herr . . .!"

Und dann ging der Baron.

„'n Goldstück und 'n Thaler," dachte er unterwegs, „wo wir's jetzt gerade dazu haben! Aber das ist ja wohl noch 'n Land, wo man für drei Thaler zehn Groschen 'n Menschen kaufen kann . . ."

— — — — — — — — — — — —

Nächsten Tag sah Helge vom alten Haus aus ihren Vater schon wieder über die Düne wandern, so auf Möensand und den Leuchtturm zu. Nun, Möensand wird er sich nicht zum zweitenmal in achtundvierzig Stunden ansehen. Aber ganz flott und straff ging das ja heut. Im Leuchtturm schlief jetzt der Alte . . . nun, da führte ihn Lowising herum . . .

Als der Baron in die Küche trat, war sie ganz leer. Er ging da hinein, indem er auf jeden Stein gleich richtig trat, die Klinke gleich richtig faßte. Nach oben war alles auf, tiefe Stille im Turm, in der Kammer nebenan schnarchte näselnd der Alte, da ganz oben schlug im leichten Zugwind eine Thür, ganz ferne, und der Schall davon kam so verloren die Treppen hinunter — aber hier in der Küche war eben noch ein Mensch gewesen, das — obwohl gar kein Zeichen dafür war — das spürte er. Da erschrak er, hörte den verhaltenen Atem hinter sich, fuhr herum, und da saß das Mädel, unterm Rauchfang in der Wandnische auf dem warmen Herdrand, mit hängenden Beinen, verhielt sich ganz still und lachte ihn aus dem Dunkel heraus mit den Augen an.

So hatte sie sich das ausgedacht, wenn er käme, das sah man. Art von Art! Aber, wie er nun bei ihr stand, spürte er — hier so im geschlossenen Raum — den Fischgeruch, den ihre Röcke hatten, und die Pomade in ihren Haaren.

„Sage mal, Wising," sagte er da bloß, „ist denn das nu wahr, daß er dich so viel schlägt?"

„Möchte gnä' Herrn mal mei'n Rücken zeigen!"

„Na, hältst denn das aus?"

„Halt' ich's aus bis einundzwanzig, geh' ich denn los — halt' ich's nicht aus, brenn' ich vorher durch!"

„Ja durchbrennen — aber wohin und was anfangen?"

„Das is dann ja wohl meine Sache, gnä' Herr . . .!" Nun sah sie auch das blutgeäderte Gelbe in seinen Augen, die Schlottern an seinem Hals.

„Na, na! Wising, wenn du mal wirklich . . ., und bist in Not, schreib' nur, hörst du? Vergiß nicht, ich mein's gut mit dir!"

„Danke, gnä' Herr," sagte sie und nahm traurig den Blick von seinem Gesicht. „Ich helf' mir denn ja wohl selbst. Soll ich nu den Vater wecken?"

„Ne, laß man, Kind — ich komm' denn 'n andermal. Laß ihn man schlafen. Adieu, Wising!"

„Adieu!"

„Laß dir's gut gehen . . .!"

Sollte sie ihm jetzt den Topf mit geschälten Kartoffeln, der eben angesetzt war, die Steine draußen hinunter nachschmettern?

— — — — — — — — — — — —

Diesen Nachmittag, kurz eh' Cegadelo sich aufmachte, um zu ihnen herüberzukommen, saßen die Schwestern in der Halle beisammen, und es dämmerte.

„Wenn Düsen nur nicht so bald Lampe bestellt!" sagte Viola. Sie saß in der Sofaecke, die Beine auf einer hohen Fußbank, in ihrem Schoß das Äffchen; sie spielte mit ihm und suchte es am Bart zu rupfen, mit blitzschnellen, unerwarteten Griffen, und

das Tierchen, mit voller Leidenschaft beim Spiel, nach allen Seiten nervös wachsam, schnappte und griff ebenso blitzschnell nach ihren Fingern.

Helge stand am Fenster und sah hinaus. Vollkommen müßig.

„Nein, nein," sagte sie, „Tüsen hat das nun schon begriffen, daß wir gern so beim letzten Licht sitzen und nichts thun."

„An Tüsen hat man sich überhaupt riesig schnell gewöhnt, was Helge? Die stört einen kaum mehr."

„Nein, sie ist ein gutes, altes Mädchen."

„Jawohl, und sie lebt mit einem wie so eine diskrete freundliche Begleitungsfigur, man kann seine Melodie still für sich ausspinnen, im richtigen Augenblick setzt sie ein, füllt die Lücken aus und schweigt dann, wo man nun lieber wieder sich selber zuhören möchte . . ."

„Und hast du bemerkt, Kleine — sie kommt nie mit ihren Dingen an . . ."

„Nein, man muß fragen!"

Wort und Antwort gingen so lässig hin und her — es war eigentlich mehr, wie wenn einer allein in der Dämmerstunde an freundliche unwichtige Dinge denkt, wohl, weil dahinter seine Seele nun auch um so unbehelligter über ihren eigenen Sachen dämmern kann . . .

„Ja — mit dem Major, da muß sie das wohl, Kleine. Der lebt ja, Wolken und Watte um sich, um sich selbst, meine ich, und: ‚hier hast du Rubel, laß mich in Frieden' . . . gegen alles, was ihm nahe kommt."

„Sage mal, alte Helge, merkst du davon schon was, daß du hier 'n ganz anderer Mensch wirst? — Und du Kindchen du —" zu dem Äffchen — „bist denn du noch immer nicht müde, hast denn du noch immer nicht genug — du — klei- ner — Schnappoleon du?"

„Viola — nein — weißt du, in die Spielschule gehörst du. Schnappoleon!"

„Ja, weil's so nach mir schnappt — nu sieh doch bloß — ja so, du hast da am Fenster gewiß was Wichtigeres zu sehen! Fährt da etwa gerade mit siebzehn Rappen der Erbprinz von Honolulu vorbei?"

Helge kam langsam.

„Nein, jetzt hab' ich Ferien," sagte sie. „Seit Gott weiß wie lange nicht in meinem Leben . . ." Und das dehnte ihr so mächtig die Brust.

„Ja, siehst du, Spielschule — ich muß doch spielen, dies Affenkindchen will doch spielen — so laß mich doch . . .!"

„Ein ganz anderer Mensch . . .? Nun ja, in dem Hause hier . . ."

„In dem Hause. Freilich! Merkst du nicht, hier wächst und wuchert und sprießt das in allen dunklen Ecken. Ganz heimlich. Lauter Sachen, die kein Mensch je sehen oder mit Namen nennen kann. So dunkelrankig, langfädig, nicht? Muß doch der Major hingesäet haben. Übrigens nichts Feindseliges, dem Menschen Schädliches, nein! Vielleicht vom sogenannten Lebensbaum, aus dem berühmten Garten Eden, da war am Ende ein Samensporchen von in Evas krausen Haaren sitzen geblieben oder an ihrem Bastschürzchen und kam mit 'raus, als die Herrschaften den Tritt kriegten — oder flog vielleicht auch auf eigene Faust über den Zaun. Und dann hatten sie's unter den Getreidesorten in irgend 'nem ägyptischen Museum, und von da hat's der Major. Und siehst du, gerade da, dahinten beim Schreibverschlag links, wo's so mordsduster ist, da muß man immer hinsehen — da ist was — so lange hinsehen, bis man's sieht. Gerade um diese Zeit, im Schummrigen. Übrigens hat's auch ein Auge, und das Auge sieht her, wie wenn mir meine eigene Seele — die, die ich nie verstehen werde — von weitem zusieht und sich um mich sorgt — — — nein, mein Affenkindchen, nu kann ich ja nicht mehr, und die Nägel mußt du mir nicht abbeißen — das kann ich ja selbst besorgen . . ." aber nun war sie doch aus dem Text.

Weitweg im Hause entstand ein Geräusch von Schritten. Sie lauschten beide, ob das näher käme. Aber es kam nicht näher und verhallte. Und beide waren damit zufrieden.

„Ja, weißt du," sagte Helge nach langer Pause — sie saß nun dicht neben Violas Sofalehne auf einem niedrigen Stuhl und sprach in die Dunkelheit vor sich hin — „das Haus, da wollen einem eigentlich alle Dinge wohl und sind so recht für einen da, und sind doch selber auch schon etwas, nicht bloß 'n Ofen schlechtweg, oder 'n Tintefaß schlechtweg — nicht? Ja, und wenn man dazwischen dann so müßig herumgeht, nicht bloß auf den Sprung hier ist

mit einem Anliegen und zu Haus wartet schon Sumsen mit dem Geleeeinkochen — das ist einem doch wirklich plötzlich 'mal, als wolle jetzt etwas in uns tief Atem ziehen, was das ganze Leben noch nicht zu atmen gewagt hat. Wie wenn man fühlt, es gehen Thüren auf in einem, plötzlich, von selbst, wo alles verrostet war. Ja und wenn man nun will, bloß will, dann geht draußen auch der rote Morgen auf über der Welt, der peinlichen dunklen Welt — es wird alles hell und schön und möglich, rückt einem näher, und man sieht deutlich den Weg liegen, der hinführt, und man sagt sich mit Erstaunen, man dürfe ja doch heran an das alles, alles — man habe sich ja nur selber mit dem Nagel durch die Hand an das Scheunenthor angenagelt, wie die tote Eule, die die Mäuse in Ordnung halten soll. Nein, weißt du, Kleine, ich . . ."

Da hörten sie draußen anläuten und schwiegen, und gleich darauf ließ Dörten einen Mann mit einem Stock in die Halle, der Draußenluft mitbrachte, und die Stimme des alten Cegadelo — den sie schon an seiner Art laut zu atmen erkannten — fragte unsicher in den Raum: „Mein Gott, is hier wer? Und sitten die gnä' Fräul'n am Enn' noch im Dunklen?"

Die Schwestern schwiegen, aber das Äffchen mußte dann niesen, das hatte den Schnupfen.

„Nu, Fräulein Viola — ich hab' doch eigentlich was Ernsthaftes . . ." sagte der Alte.

„So, etwas Ernsthaftes?" fragte Helge scharf zurück. „Nun, Guten Abend, Cegadelo — hat es noch Zeit, bis Licht kommt, oder . . .?"

„Es hat schon Zeit . . .," sagte der traurig, „es ist ja bloß, daß es mit der Frau Mutter nun wohl zu Ende geht . . ."

Da kam Dörten, brachte die Lampe, sie machten es dem Alten bequem, und Fräulein Düsen schickte ihm auch eine Tasse Thee herein. Und als er sich dann den Rum hineingeschüttet und den Dampf weggepustet und gekostet, merkte er, wie Helges Blick nun doch unruhig und dringend all das beobachtete, und fing an zu berichten.

Ja, die Mutter. Sie hielt sich in ihrem Zimmer eingeschlossen, die Laden zu, bei Tag und Nacht. Klopfen schien sie gar nicht zu hören. Um rasch etwas bei ihr zu lüften oder zu heizen und Ordnung zu schaffen, müßte immer eins der Mädchen morgens auf dem Flur hinter der Glasthür stehen und auf den Moment passen, wo sie etwa doch einmal herauskam. Und dann stellten sie ihr auch gleich ein bißchen Essen hin. 'Mal nahm sie davon, 'mal wieder war es unberührt, und sie meinten dann beinahe eigentlich, sie hätte es wohl nicht gefunden. Aber die Wasserflasche, die war immer leergetrunken bis auf den Boden. Heute nun hatte auch er ihr auf dem Hinterflur aufgelauert und sie angesprochen. Ja, zuerst horchte sie da auch wirklich hin, und es war gerade, als gäbe sie sich Mühe, aus ihrem schlaftrunkenen Zustande aufzuwachen und ihn zu verstehen. Aber das brachte sie dann nicht fertig, und da schob sie ihn einfach mit dem Arm aus'm Wege und ging davon. Und diese Nacht, sagten die Mädchen, müsse sie wohl gar in den Kleidern geschlafen haben, so sah das Bett aus, ordentlich die Stiefel unten drin abgerieben. Und im Zimmer sei es immer ganz still, wenn sie drin wäre, nur der alte Lederstuhl auf'm Fenstertritt, der knarrt' mal, da sitzt sie denn wohl drin und grübelt . . .

Helge saß mit niedergeschlagenen Wimpern und finsterem Mund und hörte zu. Nun zog sie tief Atem und fragte: „Und der Vater — ist da auch was?"

Der Alte war aber noch lange mit der Mutter nicht fertig und hatte noch so viel darüber auf dem Herzen. Indes wollte Helge wohl davon nun nichts mehr hören und wiederholte ihre Frage.

Ja, da gäb's auch was zu berichten.

Christian hätte Karlins wegen und auch wegen einer Schuhgeschichte, aus der kein Teufel klug würde, den Mohren des Herrn gestern abend nach dem Abendbrot so sehr belehrt. Ja, belehrt. Denn Christian prügelte nie jemanden, er belehrte sie bloß, und der Belehrte kam zuletzt meist an die Erde zu liegen, mit dem Gesicht nach unten — und der Mohr wolle nun Knall und Fall weg. Nu kriegte er aber noch an die neunhundert Mark rückständigen Lohn, und der Herr habe ihn — Cegadelo — kurzerhand angewiesen, das zu zahlen.

„Und denn, gnä' Fräuln, ne, dat's 'n zu komisches Stückchen, bringt mich de schwarze Kerl da auch noch so' n' Art von

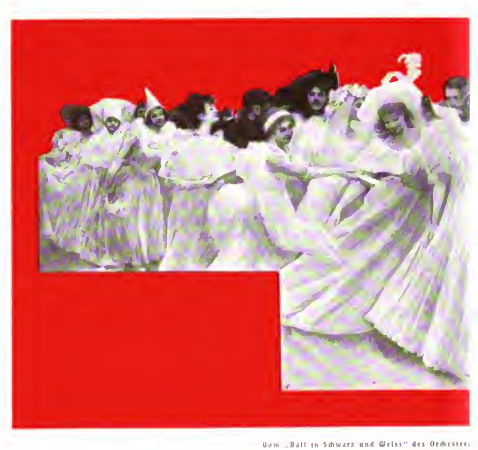
Rechnung an. Ich versteh ihn ja nu nich, wenn ich mein', er will Geld von mich. Aber soviel is mich doch wohl klar, da sind die Auslagen drin, für den Herrn. Und aussehen thut das Ding, wie so'n Kinderrechenheft. Links hat er schön hingemalt, was er für den Herrn gekauft hat, denn schreiben kann dat Undiert ja wohl nich, 'n Kamm und Medicinspritzchen und Apothekerflaschen mit lange Papierhalsbinden, und ein paar schiefe Stiefelabsätze, so schön deutlich, wie von einen großherzoglichen Hofmaler gemalt, und einmal 'n ganzen Stahlstich, wie sie den Herrn sein' Cylinder ausbügeln. Und rechts neben die Sache den Preis, lauter Kreise, einen großen für den Thaler, wie's scheint, einen kleinen für die Mark, die ganz lütten für die Gröschen. Und immer einen so neben den anderen über die Seite weg, wieviel er nu gerade für den Kamm oder das Bügeln bezahlt hat. Und eigentlich sollten wir das Buch an irgend ein Museum stiften, damit man sehen kann, wie so einen anderskouleurten Menschenbruder sich dann zu helfen weiß. Zuletzt ist er ja nu schon ein ganz fixer Buchhalter gewesen, und hat sich einfach die Münze, die er meinte, unter die Seite gelegt und mit Blei durchgerubbelt. Und Leutebetrügen kann er auch all, denn bei dem Hutbügeln grieflacht Ein' so'n Fufzigpfenniger an, und soviel kost' dat in die ganze Welt nich. Da hab' ich ihm denn auch mit seine schwarze Nase aufgestoßen, aber wird mich der Mensch da nich noch obenein obstinatsch? Und als ich ihm denn nu da meine Meinung über gesagt hatte und ihn auch ein bißchen belehrt, da geht he zum Herrn 'rein, und de Herr kommt in meine Stube und sagt: ‚Eegadelo,‘ sagt er, ‚woll'n uns nich lumpen lassen. Ich weiß ja, da in den seine Buchführung is wohl'n bißchen Konfusion, denn seine Kreise sind bald Dollars und bald Fünfpesosthaler und bald deutsches Geld, aber 's 'n armer Niggerboy und hat mir treu gedient, zahl'n Sie ihm für den ganzen Schwamm 'ne hundert Mark extra hin, dann ist er glücklich!‘ ‚Ja,‘ meint' ich, ‚gnä' Herr, nicht lumpen lassen — denn müssen de gnä' Herr diesmal selber sich nich lumpen lassen, das seien keine Wirtschaftssachen. Und de Herr soll' nu man bestimmen, aus welcher Kasse ich das Geld auslegen soll', aus die Futterkasse oder die für Erlöstes aus'm Garten oder die Schweinekasse, denn bar Geld hätt' ich in keine — das hätt' all das gnä' Fräulein einstweilen mitgenommen, Fräulein Helge. Nu, ich sagte ja man so, denn wie soll ich alter Mann sonst mein Geld retten, un nu' hab' ich das alles man schleunigst eingepackt und bring' es mit und die Abschlüsse auch, und habe Blut und Wasser geschwitzt, bis ich glücklich damit hier 'ran war — und wenn das nu gnä' Fräul'n an sich nehmen, is das man 'n halbe Lüge gewesen, so'n Art kleinen Notschwindel. Denn ich mein', morgen wird das da nu wohl brennen. De Mohr sitt all heut vor den Herrn sein' Stubenthür steif auf 'n Stuhl, mit sein Diarium in die Hand und wart't, de Herr soll 'rauskommen, ihn bezahlen, damit er wegkann. ‚Ja,‘ meinte de Herr noch, wie ich ihn das sag' wegen nicht lumpen lassen, ‚einstweilen müßt' ich auslegen, sein Geld käm' erst. Er hätt' noch einmalhundertundzehntausend Dollars zu kriegen von Niracaragua.‘ Nu, sagt der Herr so, so ist das auch so. Aber ... jedennoch ... wenn die da drüben man bloß das dann auch übers Herz bringen, sich von so'n groten Hümpel Geld zu trennen und ihm das noch nachschicken ... ja, und als ich nu sagte, Fräulein Helge hätten alles Bare mit, da wurde de Herr dann falsch. Das sei ja gerade, wie wenn die Franzosen schon in Költdemünde ständen, nu, er würde herkommen, hierher, und mit dem Fräulein deswegen reden ... Sein' Bedienten müsse er bezahlen, das sei Ehrensache ...“

Dann rechneten sie ab, und er bekam die Quittungen, und dann saßen sie noch ein Weilchen und schwiegen alle drei. Sie dachten an die Mutter. Und dann ging der Alte. Und Helge stand stumm am Fenster.

Da schluchzte in dem tiefen, drückenden Schweigen plötzlich Viola laut auf und warf sich mit dem Gesicht auf die Polsterlehne und brach in ein nervöses Weinen aus.

(Schluß folgt.)





Vom „Ball in Schwarz und Weiss" des Orchester
Aus der Münd



rvereins zu München. Zeichnung von R. Riemerschmid.
chener Jugend.



Münchener Künstlerkarneval.

Von

Fritz v. Ostini.

Mit zwei Einschaltbildern und dreiundzwanzig Textabbildungen.

Die Zeit der großartigen Künstlerfeste, die ganzen Malergenerationen ihr Gepräge gaben, wie Makarts Festzug in Wien, wie das große Landsknechtfest und die Erstürmung von Schwaneck in München — diese Zeit ist vorbei! Und aus mehr als einem Grunde: Die Kunst ist nicht mehr der Beruf heiterer Sorglosigkeit und lachenden Schwärmens, nicht mehr der ewige Sonntag, der dauernde Karneval, oder sie ist das alles nur mehr für die Sonntagskinder! Die große Mehrzahl der anderen steht im heißen Kampf ums Brot und feiert ihre Feste, wie sie nach dem Kalender fallen, ganz, wie die anderen Leute. Den Unterschied macht nur mehr die künstlerische Note. Aber im Wie? sind die Künstlerfeste des Münchener Faschings eben doch noch allen anderen überlegen, sie wahren ihren alten Ruf, und es gibt da noch überschäumenden Humor und köstlichen Reichtum in der Phantasie, man sieht noch wunderbare Proben der alten Fertigkeit, aus Latten und Sackleinwand, Werg und Draht fremde Welten zu bauen. War es einst bei Künstlerfesten um die Entfaltung sinnverwirrenden Prunks zu thun, so handelt es sich jetzt mehr um die geistreiche Lösung gestellter Aufgaben, um intime Wirkungen, um reizvolle dekorative Probleme, um übermütige Verspottung von Menschlichkeiten. Und da wird im einzelnen oft sehr viel mehr echte Kunst und echter Witz geboten, als auf jenen großen Künstlerbällen, auf denen doch immer die Geldwelt, das mehr oder minder kulturbeleckte Protzentum und der Großbetrieb, gewiß aber nie der Stamm der Künstlerschaft die erste Geige spielt. Ein Beispiel war das letzte große „antike“ Maskenfest im Hoftheater vor etlichen Jahren — der überwiegende Teil



Einladung zum Fest „Auf dem Meeresgrund“ im Jahre 1891.
Zeichnung von Paul Hey.



Vom Fest „Die Unterwelt" im Jahre 1896. Zeichnung von C. Schmidt-Helmbrechts. Aus der Münchener Jugend.

der Künstler hielt sich zurück, oder besser, er mußte sich zurückhalten, denn die Daseinsbedingungen auf jenem Balle waren recht kostspielige. Dafür waren reiche Leute aus London, Paris und sogar aus Amerika gekommen, um das glänzende Lenbachfest mit anzusehen, das veranstaltet war, um das Lenbachdefizit der vorhergegangenen „Internationalen" im Glaspalast zu decken. Es war alles sehr schön und sehr teuer, und die Leute sahen alle sehr zahlungsfähig aus, als Römer, Griechen und sonstige Altertümler aus einer Zeit, wo das goldene Kalb noch zu den Göttern zählte — aber ein Münchener Künstlerfest alten Schlages? Gott bewahre, das war es nicht! Der Geist dieser Veranstaltungen lebt überhaupt so recht eigentlich heute nur in der jungen Generation, in der Schar der Weedenden, die sich um den Hader und die Sorgen der Älteren nicht zu kümmern braucht, unter dem kecken Schwarm der Akademiker, für die es noch keine Spaltungen und kein Konkurrenzgetriebe gibt, die noch mit Lust und Liebe in ihren Thaten getragen werden. Die letzteren, die Akademiker, haben auch jene großen *Karnevalskneipen* veranstaltet, die eine Specialität des Münchener Kunstlebens bilden oder bildeten, — denn seit 1896 war nicht wieder davon die Rede. Drei solche Feste wurden im letzten Jahrzehnt in den Riesenräumen des Münchener Kindelkellers abgehalten, und alle drei waren so grotesk, so



Illustration aus der Kneipzeitung vom Fest „Die Unterwelt." Aus der Münchener Jugend



Einladungskarte zum Kostümball des Künstler-Sängervereins.
Zeichnung von Richard Schaupp.

phantastisch, so traumhaft schön, daß sich die Teilnehmer ihrer wohl ewig erinnern werden. Vielleicht waren sie auch die letzten ihrer Art. Denn erstens hatte es der böse Gott des Defizits ganz besonders auf sie abgesehen, und zweitens brachten sie eine so horrende Gefahr mit sich in Bezug auf Feuersbrunst und Panik, daß dem Besucher die Haare zu Berge standen, wenn er nur daran dachte.

Aber schön war's doch. Im Jahr 1891 lautete das Programm der Kneipe „Auf dem Meeresgrund“ — und das war das schönste von allem, gab doch das Schlagwort der Phantasie der Veranstalter, wie der Erfindungsgabe der maskierten Besucher einen weiten Tummelplatz und dem Ganzen die Gewähr einer magischen, geheimnisvollen Stimmung. Wie immer bei diesen Kneipen, hatten die einzelnen Schulen der Akademie auch wieder getrennte Gruppen übernommen, von denen jede eine Schenke oder eine „Sehenswürdigkeit“ darstellte, deren Erlös zur Bestreitung der Kosten verwendet wurde. Gerade durch diesen fröhlichen Wettbewerb der Schulen untereinander, von welchen jede das Beste bieten, jede an Erfindung und Ausführung ihrer Gruppe mit Aufbau und Einzeltypen die andere übertreffen wollte, wurde das Ganze so fabelhaft gelungen!

Auf dem Meeresgrunde: Eine Tiefseelandschaft von geheimnisvoller Schönheit, wimmelnd von seltsamen Erscheinungen, phantastisch belebt von Wundern der Tierwelt, wie sie noch kein Auge gesehen. Große blaue und grüne Lichtkugeln tauchten den Raum in einen gedämpften, kühlen Schimmer und ließen die grotesken Formen noch grotesker erscheinen. Zwischen den Felsen des Meeresgrundes, zwischen den Ungeheuern der Tiefe, versunkenen Schiffskörpern und rankenden Seepflanzen bewegte sich ein seltsames Geistervolk, das gespenstisch aussah und echt münchnerisch vergnügt war: die Opfer der See aus allen Jahrtausenden



Karte zur Bauern-Kirta in der Salvatorbrauerei. Originallithographie von Ignatius Taschner.
(Lithogr. Kunstanstalt von Hub. Köhler in München.)



Postkarte von der Bauern-Kirta.
Originallithographie von J. Taschner.
(Lith. Anstalt von Leykam in Munchen.)

an die Decke, die halblebensgroße Kopie einer alten Galeere, in der sich verschollenes Seeräubervolk umhertrieb. Jules Vernes Kapitän Nemo mit seinem „Nautilus“ war ebenso zu sehen und der „fliegende Holländer“ desgleichen und die Kombattanten aus der Schlacht bei Salamis und Hero und Leander und die „Lebensmüden“, Galeerensklaven in rasselnden Ketten, Pfahlbauern u. s. f.! Da wandelt einer als blutrote Boje umher, einer als Schillers „Taucher“, da schritten in echten zentnerschweren Kostümen mit dem Kupferhelm Taucher aus moderner Zeit, Seebären in duftendem Ölzeug und „Auswanderer“ ohne Zahl. In die letztere Kategorie gehörte eben alles, was in keine andere Kategorie paßte. Überraschend war die große Anzahl schöner — zum Teil wirklich schöner! — Nixen! Man konnte so recht das schon oft konstatierte Phänomen bewundern, daß junge Leute, die als männliche Wesen nichts weniger als anziehend waren, in solcher Travestierung zum Weiblichen geradezu reizend wirkten; die mangelnde Schlankheit, die respektablen Hände und Füße übersah man leicht über der Gesamterscheinung. Unend-

der Geschichte, und darunter gar viele gute Bekannte aus alten Mären und die Fabelwesen der Mythe, Nix und Neck in allen Auslagen; dazwischen wandelten alle erdenklichen Lurche und Scheusale freister Erfindung hin und her. Die furchtbarsten freilich waren „cachiert“. Da sah man Frösche von der Größe einer einstöckigen Villa bis zu einfacher Manneshöhe. Saurier, Muscheln, Seeanemonen und Stachelhäuter, welche die Prachtstücke der Naturaliensammlungen noch ums Zwanzigfache übertrafen, riesenhafte Polypen, die ihre Fangarme nach allen Seiten streckten. Man trat in ein dunkles Thor und bemerkte zu spät, daß es das Maul eines Leviathans von Walfisch war; aber man fand in seinem Bauch eine gemütliche Kneipgesellschaft vor. Im Innern des Riesenfrosches war ein keramisches Museum installiert, in einer Felshöhle, die ein enormes Chamäleon bewachte — Geologen mögen die Freiheit, das Tier der Tiefseefauna einzuverleiben, entschuldigen! — eine Menagerie der exquisitesten dressierten Seeungeheuer. Da ragte, in Schlamm und Sand gebettet, ein riesenhafter Schiffsrumpf mit zerbrochenen Masten und Tauwerk bis



Postkarte von der Bauern-Kirta von J. Taschner.
(Lith. Anstalt von Leykam in Munchen.)

licher Humor war auf die Darstellung komischer Wassergötter verwendet, wochenlange Arbeit auf die Ausführung dieser Reptiliengewänder mit Schwänzen und Flossenfüßen. Sogar ein Museum war auf dem Meeresgrunde mit den Ausgrabungen von Salamis; das ganze Personal war von Grünspan überzogen; ein Pfahldorf, eine Nixengrotte und weiß Gott, was noch, waren in der grünen Tiefe aufzufinden. Das Gesamtbild ist, wie gesagt, unvergeßlich schön gewesen, und es war wohl auch die daran gewandte horrende Mühe nicht verloren. Im Gegenteil! Es ist den jungen Akademikern sogar recht gesund, hin und wieder einmal die Einförmigkeit der Studienarbeit zu unterbrechen und praktisch etwas zu erfinden und zu gestalten. Das hat sich auch hier noch bei allen diesen großen Akademikerfesten gezeigt: stets fanden dann einige Gelegenheit, sich vor der Masse der Mittelmäßigen auszuzeichnen, maßgebende Leute auf sich aufmerksam zu machen, Aufträge und Anerkennung zu finden. Von der 1896 er Kneipe her z. B. datiert der Erfolg einiger der trefflichsten Zeichner und jungen Meister der dekorativen Künste, wie Bruno Paul.

Im Jahre 1893 lautete das Programm: Märchen und Sage, und die Ausführung war wiederum ein halbes Wunder. In der Gesamtstimmung war das Fest „auf dem Meeresgrunde“ poetischer, aber die vielen Einbauten übertrafen an malerischem Reiz und Originalität am Märchenabende auch noch jenes erstere Arrangement. Der Stoff war ja dankbar genug. Da war ein verzaubertes Schloß, ein fast originalgroßer Ruinenbau von prachtvoller Romantik aufgeführt, eine Drachenhöhle mit der verwunschenen Prinzessin, Dornröschens Palast, das „Wirtshaus im Spessart“, des Rodensteiners Burg, Hauffs „Geisterschiff“, dessen totbleicher Kapitän mit einem riesigen Nagel durch die Stirn an den Mast geheftet war, was aber seinem Durst keinen Abbruch that. Auch ein Höllenschlund fehlte nicht, und das Prachtstück war die von einer Bildhauerschule erbaute gigantische Sphinx, in deren Leib ein Variététheater untergebracht war. Den Masken hatte das Programm des Abends den ausgedehntesten Spielraum gelassen. Geister und Gespenster jeden Kalibers wandelten im Mondenstrahle umher, Feen und Nixen, Teufel, Gnomen und Zauberer, die schöne Lorelei; Schneewittchen wurde von den Zwergen durch den Saal getragen, Undine ließ sich sehen, die abstoßendsten und die anziehendsten Hexen, Don Quixote und Sancho Pansa, Ritter Blaubart, Mephisto und Faust, Ritter und Prinzessinnen, Teufel und Zauberer in allen Farben wimmelten durcheinander — die deutsche Sagenwelt war wirklich ziemlich vollzählig vertreten und noch so mancher exotische Spuk dazu! Die Fülle der Gesichte einer solchen Faschingsnacht ist hier



Einladungskarte zur „Tenierskneipe“ des Künstler-Sängervereins im Jahre 1900.

wirklich so ungeheuer, daß das Gedächtnis sich nur recht wenige Gestalten herauszufassen und zu behalten weiß. Und wie malerisch war das Ganze! Die Idee, in einem mehr oder minder rechteckigen Saale zu sein, verlor man vollkommen; er war ja auch zum größten Teil überbaut, und die pittoresken Schlösser und Burgtrümmer ragten bis zur Decke empor, deren dunkles Holzwerk bei der gedämpften Beleuchtung sich wie im Wesenlosen verlor.

Die letzte derartige Kneipe wurde 1896 abgehalten; sie hatte zum Programm die „Unterwelt“ und, war sie den beiden ebengenannten Maskenfesten auch nicht an Schönheit überlegen, an toller Phantastik war sie's gewiß, einer Phantastik, die oft mit Grausen wäre gemischt gewesen, hätte nicht unendlicher Humor schließlich doch wieder alles harmlos erscheinen lassen. Der Saal war in eine Art von „interkonfessionellem Hades“ verwandelt, die Höllen aller Vorstellungskreise und aller Mythologien waren zusammengethan, und in diese Welt waren nun die Teufel und Höllengötter, die Verdammten und Gespenster aller Zeiten losgelassen. Zu wohlberechneter Wirkung empfing den Eintretenden ein sinnverwirrender Lärm, ein wirklich höllischer Spektakel. Dem Eingang gegenüber erhob sich der Cerberus mit weitgeöffnetem Rachen, eine Bestie von solcher Kolossalität der Formen, daß sie dem Auge im Dunkel entschwanden. Über riesenhaften Glühaugen hoben und senkten sich bewegliche Lider. Die Felsen der Unterwelt liefen überall in Fratzenköpfe aus, ihre Höhlen öffneten sich als Ungeheuerschlünde, und in jeder dieser Höhlen war das Merkwürdigste zu sehen, Dinge, die auch Dante selig nicht zu schauen bekam. Hier war ein infernalisches Tingeltangel, dort lebende Bilder, hier konnte man gegen ein kleines Douceur geköpft, dort mit Röntgenstrahlen photographiert werden; hier gab es einen Blick ins Boudoir der Frau Venus im Hörselberge, dort sah man einen Münchener Kunsthändler Tantalusqualen erdulden, der kurz vorher durch einen fatalen Prozeß berühmt geworden war. In einer Ecke erhob sich saalhoch ein Medusenhaupt, die künstlerisch höchste Leistung dieses Festes. Das riesige Antlitz mit seinen starren Flammenaugen war wirklich überwältigend. Daß die Bevölkerung dieser satanischen Welt



BITTE, KOMMEN SIE AM DIENSTAG, DEN 7. FEBRUAR 1899 ABENDS 8 UHR IN DIE BAIM SÄLE ZU EINEM FESTE DES ORCHESTER-VEREINES.

DER ABEND SEI UM 10 JAHRE IN DIE ZUKUNFT, ALSO INS JAHR 1909 VERLEGT. WIR BITTEN DESHALB IHR COSTUM DIESER ABSICHT ENTSPRECHEND ZU WÄHLEN — WIR STELLEN UNS DIES SO VOR: DAS DAMENKLEID AUF EINE EINHEITLICHE UND ENTSCHIEDENE FARBENWIRKUNG BERECHNET. JEDES KLEID AUS ABSTUFUNGEN EINER UND DERSELBEN STARK SPRECHENDEN FARBE FEIN ZUSAMMENGESTIMMT, SO DASS SICH EIN FARBENPRÄCHTIGES GESAMTBILD ERGIEBT. WEISS IST GANZ UNMODERN. DER SCHNITT SEI VON VORNEHMER EINFACHHEIT UND NATÜRLICHKEIT. WIR KÖNNEN IHNEN BILDER UND MODELLE ZEIGEN, WENN SIE IN DIE AUSSTELLUNGSRÄUME DER „VEREINIGTEN WERKSTÄTTEN“, MAXIMILIANSPLATZ 18, KOMMEN WOLLEN. SIE FINDEN UNS DORT JEDEN MONTAG, MITTWOCH UND SAMSTAG ZWISCHEN 5 UND 7 UHR.

DIE HERREN: BALLANZUG. WIR SEHEN GERNE BUNTE WESTEN, FARBIGE FRÄCKE, ESCARPINS. VERGESSEN SIE NICHT EINE BLUME ZU TRAGEN!

Einladungskarte des Orchestervereins zum „Zukunftsball im Jahre 1909.“



Kostümzeichnung zum „Zukunftsball im Jahre 1909."

dem Milieu entsprach, läßt sich denken. Namentlich das Geschlecht der Teufel war ungemein artenreich, das nordische Phantom mit Hörnern, Schweif und Klauen sprang neben dem griechischen Satyr hin, und alle toll komponierten Teufelsfratzen, mit denen die Maler des XIV. und XV. Jahrhunderts ihre Höllen und Fegefeuer belebten, auch Valandinnen und Satanellen, Freund Hein mit Sense und Sanduhr, der ewige Jude und der Hackelberger und was sonst noch in beglaubigten Beziehungen zur Unterwelt steht, trieben sich umher. Man sah Bilder, so grotesk, daß auch der Blasierteste gepackt werden mußte. Da war unter anderen ein kleines Streichorchester von sechs oder acht Gespenstern mit Totenköpfen. Sie hatten im eigentlichen Kneipraum das breite Gesims der hohen Wandtäfelung an einer Ecke erklettert und sich dort

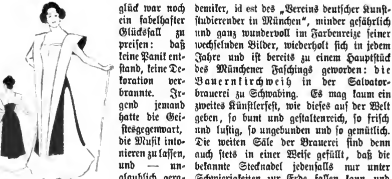


Damenkostüm zum „Zukunftsball."

gruppiert und fidelten nun in der Höhe vor der weißen Wand — ein Spuk, um davon die Gänsehaut zu bekommen. Aber dann schob wieder einer vergnügt den pappenen Schädel ins Genick und griff zum Maßkrug — und alles Grausige war weg! So war's mit den anderen macabren Einfällen, die dem Besucher in Fülle begegneten. Übermütiger Ulk ließ das Unheimliche nie aufkommen, der Durst und die Derbheit aller dieser bleichen Schatten waren zu irdisch.

Ein Gespenst aber hat wirklich in allen diesen ausgelassenen Künstlerfesten gespukt, das sich nicht bannen ließ, das aber nicht alle sahen: eine Erinnerung! Wer die allererste jener großen Akademikerkneipen mitgemacht hatte, die am 18. Februar 1881 im Kolosseum stattfand, der konnte bei gleicher Gelegenheit so recht von Herzen nimmer froh werden, und mir ist es stets wie ein schwerer Alb auf der Brust gelegen „auf dem Meeresgrund", in der „Märchenwelt" und im „Hades". Damals — das Programm hieß „A. K. Demikers Kneipreise um die Welt" — war auch eine Eskimoschenke aufgerichtet, und ihre Insassen hatten die Pelzkleider der Eskimos, ebenso genial als leichtsinnig, mittels Werg imitiert. Einer der Zecher reichte dem Freund einen Hering über das Talglicht hin, kam der Flamme zu nahe — und brannte lichterloh. Einer zündete den anderen an, und schließlich rannten zwölf lebende Fackeln durch den Saal, schreiend, wahnsinnig vor Schmerz und Angst. Unter den Klängen des Fatinitzamarsches verbrannten sie — neun junge Leben kostete der Spaß, ein paar nur wurden gerettet. Und bei diesem furchtbaren Un-

Herrenkostüm zum „Zukunftsball."



Vom „Zukunftsball."

glück war noch ein fabelhafter Glücksfall zu preisen: daß keine Panik entstand, keine Dekoration verbrannte. Irgend jemand hatte die Geistesgegenwart, die Musik intonieren zu lassen, und — unglaublich geradezu! — die große Mehrzahl der Gäste erfuhr das Schreckliche erst nach Stunden, als die Hälfte der Verunglückten schon ausgelitten hatte. Brand und Panik in solchem Falle — und die Opfer hätten nach vielen Hunderten gezählt. So schön die Bilder der erwähnten großen Kneipen waren, es ist kein Schaden, wenn sie nicht mehr zustande kommen. Das Schrecknis vom 18. Februar 1881 könnte sich verhundertfacht wiederholen!

Ein anderes Fest unserer jungen Akademiker, id est des „Vereins deutscher Kunststudierender in München", minder gefährlich und ganz wundervoll im Farbenreize seiner wechselnden Bilder, wiederholt sich in jedem Jahre und ist bereits zu einem Hauptstück des Münchener Faschings geworden: die Bauernkirchweih in der Salvatorbrauerei zu Schwabing. Es mag kaum ein zweites Künstlerfest, wie dieses auf der Welt geben, so bunt und gestaltenreich, so frisch und lustig, so ungebunden und so gemütlich. Die weiten Säle der Brauerei sind denn auch stets in einer Weise gefüllt, daß die bekannte Stecknadel jedenfalls nur unter Schwierigkeiten zur Erde fallen kann, und



Haarfrisuren zum „Zukunftsball."



Zeichnung für das Untergewand vom „Zukunftsball."

schon ist eine „Nachkirchweih" am zweiten Tage obligatorisch geworden, die auch noch ein volles Haus macht. Jede Dame und jeder Herr erscheint in Bauerntracht — notabene in echter! — was eben nur in einer Stadt möglich ist, wo ein paar Tausend Künstler bei solcher Gelegenheit ihre Truhen auskramen können. Da nun München als Malerstadt so international als möglich ist, und jeder der fremden Künstler wieder ein oder das andere Bauernkostüm aus seiner Heimat sich verschafft, so kann man sich denken, wie farbig und vielgestaltig hier die Menge erscheint. Bayern und Tiroler überwiegen natürlich, und am häufigsten sieht man die „kurze Wichs", das grüne



Maler Gustav [illegible]verenz — Hofgoldschmied Theodor Heiden
Maler Ludwig von Zumbusch.
Frau Professor [illegible] geb. Hedon. — Maler Huber [illegible] — Maler [illegible]mann Brabbeck — Frau [illegible] von Iphigenie [illegible]

Gruppenbild von dem Fest zur Einw

[illegible] von Ad. Braun



Frau Thomas Knorr.
eschinger. Maria Proebst. Frau Hauptmann Feez. Frau Sonja Nadadja. Professor Ludwig Herterich.
Marion Lenbach Professor Edmund Harburger.

ihung des Münchener Künstlerhauses.
nn, Königl. Hofphotograph in München.)



Tischkarte zum „Ball in Rot."

und namentlich die Stoffe und Stickereien, das Ganze eine Harmonie von dunklen Tönen, worin Schwarz, Weiß, Rot und Blau vorherrschen — alles dies kann auch den die Nacht über unterhalten, den Tanz und kühler Trunk nicht locken. Das Fest, von einem lustigen Völkchen gegeben, dessen Taschen öfter leer als voll sind, kostet den Besuchern wenig Geld, und da es das amüsanteste der ganzen Saison ist, kann man

Hütl und silbergeschnürte Mieder unserer bayrischen Alpenthäler: Miesbächer, Schlierseer, Tegernseer, Lenggrieser, Jachenauer, Berchtesgadener u. s. w. In Farbe und Schnitt der Joppe, in der Hutform, in Schnitt und Stoff der Frauenkleider gibt es hier hundert kleine Verschiedenheiten. Viel größere Unterschiede noch weisen die Tiroler Trachten auf, deren Joppen in allen Farben des Spektrums vorkommen, und deren, oft Jahrhunderte alte, seltsame Formen von Röcken, Hüten, Brustlätzen und Gürteln unendlich mannigfaltig sind. Ungarn, Böhmen, Rußland und die Balkanländer schicken eine große Anzahl von Studierenden an die Münchener Akademie — dem entsprechend sind auch die Nationaltrachten jener Länder hier vertreten. Nicht mindere Zahl trägt die Trachten des deutschen Nordens, die Schiffer und Fischer von der Waterkant fehlen nicht, blonde Schwedinnen in ihrer anmutigen Tracht finden sich ein, und die holländischen Holzpantinen klappern neben den „Haferlschuhen" des Oberländlers. Im Vorjahre machte sich eine Kette von acht oder zehn bildhübschen Holländer Meisje's das Vergnügen, Hand in Hand in jener wuchtigen Beschuhung durch den Saal zu poltern, ein ohrenzerreißendes Vergnügen, das einen urwüchsigen „Tölzer Flößer" zu der Aufforderung hinriß: „Halt's do 's Maul mit Enkere Füß!" Dem persönlichen Witz und Schauspielertalent ist hier ein weiter Tummelplatz geboten, und viele führen ihre Rollen prächtig durch. So gibt's den ganzen Abend zu lachen, zu hören und zu schauen. Diese vielen Hunderte und Hunderte von Nationaltrachten und Charaktermasken sind ja unendlich reich an schönen Details,

den starken Zudrang begreifen. Hier schwinden die Goldfüchse nicht dahin für Equipagen, Souper und Champagner — Pferdebahn, ein Stück Braten und der echte, graue Münchener Maßkrug thun's auch! Und doch ist nichts unfein oder gar roh an dieser Bauernkirchweih, denn der Geist, der sie beherrscht, ist der gesunder, harmloser Fröhlichkeit. Stoßende Ellbogen und tretende Nagelschuhe darf man hier freilich nicht fürchten.

Eine ganze Anzahl künstlerischer Ver-



Karte zum „Ball in Rot."



Einladungskarte des Orchestervereins

einigungen gibt in München seit etlichen Jahren auch richtige Redouten, wobei die Ballotage weitherzig durch die Finger sieht, und neben der ganzen Welt wohl auch Vertreterinnen der halben im Schutz der Maske auftauchen. Die Gruppe der Jüngeren aus der „Allotria", die „Immergrünen", fingen an und lockten vor Allem durch zauberische Saaldekorationen, die bald Nachahmung fanden. Der Künstlersängerverein, dessen sonstige Maskenbälle, Teniers-Kneipen, Variétévorstellungen ja ebenfalls einen guten Ruf haben, folgte und schließlich auch die älteste, die seßhafteste und bierehrlichste Gruppe der Münchener Künstlerschaft, die unter den Jüngern, als die Corona der Ausrangierten, wenn auch nicht immer mit Recht, den Namen „das Spital" führt. Besonders typisch für die Münchener Kunst sind diese Redouten wohl nicht, jedenfalls nicht viel mehr als die öffentlichen, in denen die leichtlebigen Sterne der Konfektion und der Kaffeehäuser durch Chik und Unermüdlichkeit im Tanzen und Sekttrinken zu glänzen pflegen.



Lithographie von Fritz Erler für das Stiftungsfest des Gesangvereins Rolsharfe.

Der feinste und künstlerischste Geschmack von allen diesen Veranstaltungen beherrscht wohl die Bälle des Orchestervereins, der sich ja nicht ausschließlich aus Künstlern zusammensetzt, doch in Fragen der Schönheit ausschließlich von solchen geleitet wird. Seit Jahren sind diese Bälle zu



zum „Ball in Rot'

reizvollen stilistischen und koloristischen Experimenten gemacht durch entsprechende Kostümvorschriften, und man sieht hier an Originalität und künstlerischer Pracht der Toiletten das Beste, was man sich denken kann. Das Programm dieser Bälle ist stets genau umschrieben und wird ebenso genau eingehalten: da war ein Ball ganz in Schwarz und Weiß, ein anderer in hypermodernem englischem Kostüm, wieder ein Ball in Zukunftsgewändern aus dem Jahre 1909, ein „Ball in Gelb" und im Vorjahre ein „Ball in Rot". Entsprechend gestimmte Saaldekorationen hoben bei dieser Gelegenheit die Farbenpracht der Toiletten, und namentlich der Ball in Rot wurde so zu einem koloristischen Wunder. Dieses Nebeneinander von roten Gewändern aller Schattierungen gab nicht etwa einen Mißklang, sondern eine unendlich reiche und tiefe Harmonie, verstärkt noch durch den Kontrast der Herrenkleidung in ihrem düstern Schwarz. Das sind Künstlerfeste modernster Art, voll Reiz und Grazie, und man sieht hier vielfach auch in geistvoller Weise den modernen Dekorationsstil auf die Frauenkleidung angewendet, d. h. man sah dies hier lange schon, bevor van de Velde und seine Kollegen sich als Schöpfer moderner Toiletten versuchten.



Ein Blatt der parodistischen Zeitschrift „Die Halbinsel."

Ein kleiner Ableger des Orchestervereins, meist aus jungen Malern bestehend, ist der Cococello-Klub, der uns die Jahre her eine Reihe köstlicher Abende, allerdings in engerem Rahmen, zum besten gab. Die jungen Künstler dieses Klubs — er hat seinen Namen von einem originellen einsaitigen Streichinstrument, dessen Korpus aus einer Cocosnußschale besteht und das hier als Symbol und Schiboleth gilt — sind durchweg vielseitig gebildete Leute, die sich auch für Kunst und Welt außerhalb ihrer vier Atelierwände interessieren, Musik und Litteratur treiben und deren parodistische Feste eines eleganten litterarischen Anstrichs nicht entbehren. Sie lieben Veranstaltungen, bei denen das ganze Publikum mitspielt und auch die Damen sich rückhaltslos beteiligen können, da nur Geladene Zutritt haben. So hat hier, wie an jenen großen Akademikerkneipen der Witz des einzelnen großen Anteil am Gelingen, aber das Ganze ist auf ein höheres geistiges Niveau gestellt, Improvisationen kommen vor, die wahrhaft genial sind, schauspielerische Leistungen,



Aus der parodistischen Zeitschrift „Die Halbinsel." Lithographie des Cococelloklubs von Fritz Erler zum „Modernen Dichterabend."

und Dran war freilich viel lustiger, als sich hier in der Eile erzählen läßt, und Publikum, Standespersonen und Wassergötter ließen an Komik nichts zu wünschen übrig. Der „Cococello-Abend" des nächsten Jahres brachte eine köstliche Parodie auf kleinstädtische Vereinsmeierei: „Das Stiftungsfest des Gesangvereins Aeolsharfe mit Konzert und Pflanzung einer Vereinseiche in Anwesenheit Serenissimi." Männerquartette zum Steinerweichen wurden gesungen, Festjungfrauen marschierten auf, Serenissimus hörte herablassend das Konzert an, bei seinen Zwischenbemerkungen stets von seinem Adjutanten souffliert, den er natürlich immer mißverstand. Als schließlich eine Ehrenjungfrau mit schwungvollem Gedicht die Vereinseiche pflanzen sollte, blieb sie in ihren Versen stecken und lief zuletzt heulend davon. Ein Jahr später brachte der „Künstlerstreik" eine Parodie auf socialdemokratische Versammlungen: in erregter Debatte wurde der Streik erklärt, eine Wasserflasche nach der anderen schlugen die Festredner mit schwungvollen Gesten vom Pult, und einer, der das Jahr vorher den Serenissimus gespielt hatte, Maler F., hielt als langmähniger Photograph eine donnernde Rede über den „sauren

die Berufsmimen neidisch machen könnten. Den Stoff für einen der ersten dieser Abende gab seinerzeit die „Eröffnung des Nord-Ost-See-Würm-Kanals" — die Würm ist bekanntlich der Ausfluß des Starnbergersees, und ein Kanal, aus ihr geleitet, streift auch Münchens Weichbild. Am gleichen Tage war das große Werk des echten Nordostseekanals in Kiel gefeiert worden — hier fand das weltgeschichtliche Ereignis sein lustiges Abbild im Zerrspiegel des Humors. Reden und Festhymnen wurden losgelassen, die patriotische Begeisterung schwoll ins Ungemessene, und schließlich wurde der Kanal feierlich dem Verkehr übergeben: in einer Dachrinne schwammen etliche Papierschiffchen über die Bühne. Das Drum

Schweiß", daß einem Hören und Sehen und der Appetit verging. Im Jahre 1900 war ein „moderner Dichterabend" arrangiert, das Beste und Feinste von allen, so fein freilich in seiner Persiflage, daß nicht alle Anwesenden „mitkamen". Diese bleichen Dichter, schmachtlockenumwallt, mit ihren ätherischen Verehrerinnen im Präraffaelitengewand, diese ganze Gesellschaft von Hyperästhetischen und Ultrasensitiven war einfach wundervoll. Die Tische waren violett gedeckt, in schlanken Vasen standen schlanke Blumen. „Wir bitten um Andacht und Ehrfurcht" erklärten bescheiden die Plakate. Man setzte sich an den violetten Tafeln unter Blütenbäumen, ein Überdichter recitierte unter den Klängen

eines Violinsolos seine aberwitzigen Dehmeleien, andere lösten ihn ab und überboten ihn in einem wahren Hexensabbat von Unsinn und Überhebung. Der Überdichter censierte grob und hochnäsig die anderen und nippte zuweilen aus einem ellenhohen Tulpenglase eine scharlachrote Flüssigkeit. Schließlich drängte sich ein junger Poet alter Schule aufs Podium und verlas ein oberbayrisches Liedel, dessen profane Klänge jene hohen Geister in Raserei versetzten. Alles floh die entweihte Stätte, und draußen — begann der erste Walzer. Dann wurde eine parodistische Zeitschrift „Die Halbinsel" verteilt, welche die dichterischen und typographischen Schrullen der ganzen „Insel" mit Humor verspottete. Stilvoll mit einer Wurstguirlande geschmückt war eine Ecke des Saales: „Für gekränkte Leberwürste" kündete die Aufschrift. Das Höchste aber an ästhetischem Raffinement boten die Liedervorträge, die zuletzt kamen: hypermoderne Lieder in hypermoderner Komposition, hypermodern vorgetragen! Jedes Lied war auf eine bestimmte Farbe gestimmt — blutrot, lilagrau, lilienweiß, schwarz, und die Sängerin, durch eine zwei Meter hohe Lilie ausgezeichnet, trug ein langhinwallendes Kleid, das Reflektoren stets in der Farbe der Lieder beleuchteten. Mit einem großen Zerstäuber liefen die Herren vom Komitee umher und begleiteten die „Farben der Gesänge" stets mit den entsprechenden Düften. Zu der todestraurigen Weise des Liedes in Schwarz paßte z. B. das Parfüm der — Karbolsäure ganz vorzüglich!


Aus der Münchener Jugend.

Einzelne Künstler dieses fröhlichen Vereins, der übrigens keine Statuten, keine Leitung und auch keine Mitgliederliste besitzt, spenden bei solchen Gelegenheiten allerliebste Erinnerungsblätter. Zwei Lithographien Fritz Erlers, eines der talentvollsten jungmünchener Maler, sind in Verkleinerung diesen Zeilen beigegeben.

In allen diesen Scherzen lebt ein frischer, moderner Geist, etwas, das vom alten derben Münchener Bierhumor recht verschieden ist und uns die jüngere Künstlergeneration auf viel höherer Bildungsstufe zeigt, als sie früher zu stehen pflegte. In diesem Humor spiegelt sich also in Wahrheit der gesteigerte Ernst des künstlerischen Schaffens von heute deutlich wieder, und das ist schließlich das Allerbeste an der ganzen Sache!



Märzabend.

Aus Schollen und feuchtem Torfe
Steigt langsam über den Tann
Der dunstige Mond; zum Dorfe
Kehrt müde das Ackergespann.

Wir haben der Saat gewaltet,
Der Arbeitstag verloht,
Nun seien die Hände gefaltet:
Herr, segne das tägliche Brot.

Es schlummern die Felder, die blauen,
In schweigender Vollmondpracht,
Darüber halten zwei Frauen,
Liebe und Hoffnung. Wacht.

Emil Schoenaich-Carolath.



Der Aufschwung des deutschen Handels im letzten Jahrzehent.

Von

Professor Dr. Max Haushofer.

Seit Deutschland die entscheidende Wandlung vom Ackerbaustaate zum Industrie- und Handelsstaate durchlebt hat, ist es auf dem eingeschlagenen Wege unaufhaltsam vorwärts gegangen. Nachdem die deutsche Nation aufgehört hatte, nur von selbstgebautem Brote zu leben; nachdem sie dafür angefangen hatte, in immer größeren Massen die Produkte ihres gewerblichen Fleißes auf die Märkte aller Weltteile zu werfen, um sich dadurch die Mittel zum Erwerb ihrer Nahrungs- und Rohstoffe zu verschaffen, war sie gezwungen, in dieser Richtung vorwärts zu arbeiten. Diese Entwickelung, die während der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts offenbar ward, ist in den letzten zehn Jahren nur noch schärfer, energischer hervorgetreten. Die zwingenden Gründe für sie waren schon vor mehr als einem Menschenalter vorhanden.

Diese zwingenden Gründe aber stellen sich als ein in der Volksseele und im Volksgeschick liegendes Netz von Lebensbedürfnissen und Fähigkeiten, von Verhältnissen und Ereignissen dar, das nicht ganz leicht zu überschauen ist. Thatsächlich sind in den letzten zehn Jahren trotz des starken Wachstumes der Bevölkerung doch sowohl die Zahl der handeltreibenden Personen als auch der Wert des Warenumsatzes weit rascher gestiegen als die Volkszahl. Während im Jahre 1882 auf je 1000 Seelen erst 18,2 Personen mit Handel und dessen Hilfsgewerben sich beschäftigten, war die Zahl derselben 1895 schon auf 22,7 gewachsen. Der auswärtige Gesamthandel (mit Ausschluß der direkten Durchfuhr) hob sich im Zeitraum von 1890—1899 von 4,6 Milliarden Mark Einfuhr auf 6,1 Milliarden Mark und von 3,7 Milliarden Mark Ausfuhr auf 4,6 Milliarden Mark. Für die Zunahme des inländischen Handels im gleichen Zeitraume besitzen wir freilich keine ziffermäßigen Nachweise. Aber es ist sicher, daß derselbe zum mindesten in gleichem Grade zugenommen hat. Denn der auswärtige Handel bedarf ja des binnenländischen als seines notwendigen Hilfswerkzeuges. Und annähernd läßt sich auf die Zunahme des inländischen Handels aus manchen anderen Thatsachen schließen. So insbesondere daraus, daß auf den deutschen Eisenbahnen (Vollbahnen) die Masse der beförderten Güter betrug:

1889 213 Millionen Tonnen
1898 320 " "

Aber auch die wachsenden Werte der Bankkapitalien, der Börsenumsätze und der Wechselzahlungen sind sprechende Beweise für die riesige Zunahme des inländischen neben dem auswärtigen Handel.

Es sind nun durch die bisher angeführten Zahlen zwei Erscheinungen nachgewiesen: Vermehrung der handeltreibenden Personen und Vermehrung der Handelsumsätze. Wenn auch diese beiden Erscheinungen in einem gewissen inneren Zusammenhange stehen, so bedeuten sie doch keineswegs ganz das Gleiche. Für den Volkswirt und Socialpolitiker ist die Steigerung der Handelsumsätze viel erfreulicher, als die Vermehrung der handeltreibenden Personen. Denn die Steigerung der Handelsumsätze deutet auf eine be-

schleunigte Gütererzeugung hin und auf einen lebhafteren Güterverbrauch, also auf eine wirkliche Bereicherung des nationalen Wirtschaftslebens. Das gilt jedoch für die Zunahme der handeltreibenden Personen entweder gar nicht oder doch jedenfalls nicht in solchem Grade. Eine Steigerung der Handelsumsätze ist immer wünschenswert. Und sie ist möglich auch bei einer gleichbleibenden Zahl von Handeltreibenden, wenn eben der einzelne Kaufmann seine Vermittelungsthätigkeit zwischen Produzenten und Konsumenten zu steigern vermag.

Es ist aber kaum zu bezweifeln, daß die starke Zunahme des Handelspersonals ihren Grund nicht bloß in einer Notwendigkeit verstärkter Arbeitskräfte hat, sondern auch in einer steigenden Neigung der Bevölkerung zur Handelsthätigkeit. Diese Neigung kann wieder begründet sein im Bewußtsein einer besonderen Befähigung für das Handelsgeschäft oder aber in dem Bestreben, unter Vermeidung schwerer körperlicher Arbeit eine bescheidene Selbständigkeit zu erringen. Sicher wird eine große Zahl jener Personen, die sich dem Detailhandel widmen, von dem zuletzt genannten Beweggrunde getrieben. Und darin kann man schwerlich eine Bereicherung und Kräftigung des nationalen Wirtschaftslebens erblicken. Jene zahllosen Kleinkaufleute, welche niemals das Handelsgeschäft ordentlich erlernt haben, aber es vorziehen, hinter einem ärmlichen Ladentische auf eine kleine Kundschaft zu warten und mit derselben zu plaudern, statt ernsthafte, anstrengende Arbeit zu thun: sie sind kein wünschenswerter Zuwachs für den wirtschaftlichen Organismus.

Ebensowenig aber die erst während der letzten zehn Jahre emporgekommenen Ramschbazare (Warenhäuser), die mit ihren lächerlich billigen, in blendender Auswahl vorgeführten Waren vorzugsweise auf den weiblichen Teil der breitesten Volksschichten berechnet sind. Im ganzen macht sich im Detailhandel eine ungesunde, hastige Konkurrenz bemerkbar, bei langsamen Umsätzen und großen Geschäftsunkosten. Die großen Warenhäuser aber machen sich diese Verhältnisse zu Nutz, indem sie imstande sind, die Geschäftsunkosten sehr zu verringern. Sie führen nur marktgängige Massenware, kaufen beim Produzenten wohlfeiler ein, als der kleine Detailhändler, und können daher auch wohlfeiler verkaufen; ihre billigen Preise, ihre reiche Auswahl und gewandte Bedienung üben eine gewaltige Anziehungskraft auf die breitesten Schichten der Konsumentenschaft. Der Kampf zwischen den Detailgeschäften alten Stils und den Großbazaren bildet ein charakteristisches Merkmal des Jahrzehnts. Der Detailhandel alten Stils betrachtet sich als das geschichtlich erwachsene und berechtigte Mittelglied zwischen dem Produzenten oder Großhändler einerseits und dem Konsumenten andererseits, er verlangt in dieser Stellung staatlichen Schutz durch eine sogenannte „Mittelstandspolitik“, die das mittlere und kleine Unternehmen in seinem Existenzkampfe gegen das Großkapital zu schützen habe.

Eine charakteristische Erscheinung der neuesten Entwickelung, welche der Handel in Deutschland genommen hat, sind ohne Zweifel auch die wachsenden Bestrebungen der Produzenten und der Konsumenten, die zwischen ihnen stehenden handeltreibenden Mittelpersonen auszuschalten. Das geschieht teils durch ein, ohne besondere Organisationen herbeigeführtes gegenseitiges Aufsuchen von Produzenten und Konsumenten, teils durch besondere Organisationen, die zum Zwecke der Handelsvermittelung ins Leben gerufen werden. Waren diese Bestrebungen schon seit mehreren Jahrzehnten in raschem Aufschwung, wie namentlich die wichtigsten derselben, die Konsumvereine: so sind sie in den letzten zehn Jahren nur stets energischer und mit vollkommeneren Einrichtungen ins Wirtschaftsleben eingetreten. So die von Großindustrie und Großhandel immer häufiger errichteten Verkaufsstellen, die Rohstoffgenossenschaften, mancherlei Bezugs- und Absatzgenossenschaften.

Wenden wir uns von diesen Vorgängen, die wichtige Entwickelungen des internen Handelslebens bezeichnen, wieder zu den Erscheinungen des deutschen Ein- und Ausfuhrhandels zurück, so ist es nötig, zunächst den Generalhandel vom Specialhandel zu unterscheiden. Unter Generalhandel versteht man die gesamte Ein- und Ausfuhr; werden hiervon jene Waren in Abzug gebracht, welche nur als Gegenstände der Durchfuhr erscheinen, so ergibt sich der Specialhandel. Letzterer umfaßt also die vom Inlande produzierten ins Ausland gebrachten Waren, und die vom Ausland ins Inland gebrachten

und daselbst zur Konsumtion gelangenden Waren. Faßt man nun beim Specialhandel die Wareneinfuhr gegenüber der Ausfuhr ins Auge, so ist auch in den Jahren 1890—1899 zunächst, wie in den Vorjahren, ein erhebliches Überwiegen des Einfuhrwertes gegenüber dem Ausfuhrwerte bemerkbar — eine Erscheinung, die bekanntlich alle Handels- und Industriestaaten aufzuweisen haben. Sie hat keineswegs zur Folge, daß der Überschuß des Einfuhrwertes etwa durch Ausfuhr von barem Gelde bezahlt zu werden braucht. Dieser Überschuß ist vielmehr zum Teil als Bezahlung für Handelsthätigkeit und Transportleistungen, zum Teil als Geschäftsgewinn, der beim internationalen Verkehr gemacht wird, anzusehen. Er zeigte von 1890—1899 eine erhebliche Steigung, von 863 Mill. auf 1415 Mill. Mk. In diesen zehn Jahren sind sowohl die Mengen als die Werte der Einfuhr und der Ausfuhr ganz erheblich gestiegen, die Mengen (nach Tonnengewicht) stärker, als die Werte, was eine Verbilligung der Waren im ganzen beweist.

Das Jahr 1890 erwies sich zunächst als ein Jahr des wirtschaftlichen Aufschwungs. Ihm folgte eine gelinde Verzögerung in den nächsten Jahren, darauf aber, seit 1895, wieder ein neuer, um so lebhafterer Aufschwung, so daß das Jahr 1899 mit der großartigen Summe von 5783 Mill. Mk. Einfuhr und 4368 Mill. Mk. Ausfuhr abschließen konnte. Mit diesem glänzenden Erfolge rückt Deutschlands internationaler Handel immer näher an die Ein- und Ausfuhrwerte des britischen Welthandels heran. Und wenn die langsame Weiterbewegung des letzteren und das sprunghafte Aufwärtsstreben des deutschen in bisheriger Weise fortdauern, so dürfte es nur ein paar Jahrzehnte mehr währen, bis der deutsche Welthandel dem britischen hinsichtlich seiner Werte und Mengen völlig gleichsteht. Seit Jahren beobachtet die englische Handelswelt diesen Vorgang mit unverhehlter Sorge und berechtigter Eifersucht.

Unterscheidet man bei den ein- und ausgeführten Waren drei Hauptgruppen, nämlich Rohstoffe für Industriezwecke, Fabrikate und Nahrungs- und Genußmittel, so ergibt sich folgendes:

Rohstoffe für unsere Industrie bilden während dieser zehn Jahre die wichtigsten Einfuhrwerte. Ihre Einfuhr stieg von 1767 Mill. auf 2607 Mill. Mk., ein sprechender Beweis für die wachsende Thatkraft der deutschen Industrie. Übrigens hat auch die deutsche Produktion industrieller Rohstoffe einen immerhin achtbaren Erfolg zu verzeichnen, da ihre Ausfuhr von 708 Mill. auf 1016 Mill. sich vermehrte. Die Einfuhr von Nahrungs- und Genußmitteln, sowie von Vieh, stieg von 1397 auf 1728 Mill., während die Ausfuhr von 470 auf 478 Mill. stieg, also nahezu gleich geblieben ist. Die gesteigerte Einfuhr entspricht annähernd der deutschen Bevölkerungsmehrung. Das Deutsche Reich importiert also, wie dies schon seit der Mitte der sechziger Jahre der Fall ist, fortwährend bedeutende Überschüsse an Lebensmitteln und Rohstoffen. Es bezahlt diese Mehreinfuhr durch eine Ausfuhr an Fabrikaten. Dieselbe stieg von 1890—99 von 2174 Mill. auf 2712 Mill. Mk. Zieht man von diesem Exportwerte den Importwert an Fabrikaten ab, so ergibt sich immer noch eine Steigerung des Ausfuhr-Überschusses bei den Fabrikaten von 1166 Mill. auf 1564 Mill.

Das fortgesetzte Steigen der Ein- und Ausfuhrwerte liefert den Nachweis für die gesunde Kraft der deutschen Volkswirtschaft; aber auch für die Richtigkeit der deutschen Handelspolitik und nicht zum mindesten für die Notwendigkeit einer starken deutschen Seemacht, welcher die Aufgabe zugewiesen ist, diesen immer reicher werdenden Welthandelsverbindungen auch den nötigen politischen Schutz zu schaffen.

Viel lehrreicher würden die Betrachtungen über die deutsche Handelsentwickelung noch, wenn es gestattet wäre, auf die wichtigsten einzelnen Artikel der Ein- und Ausfuhr näher einzugehen. Das würde indessen den Rahmen dieser Darstellung weit übersteigen; wir begnügen uns daher mit einigen flüchtigen Hinweisen.

Die Hauptartikel der Einfuhr waren während der letzten zehn Jahre Schafwolle und rohe Baumwolle; und zwar überwog meist die erstere, in manchen Jahren auch die letztere. Ihnen zunächst folgt dem Werte nach der Weizen. Dann aber erscheint ungemünztes Gold als ein Hauptgegenstand der Einfuhr, von Jahr zu Jahr in sehr stark schwankenden Werten. In den letzten

sieben Jahren aber hat das Deutsche Reich an gemünztem und ungemünztem Golde zusammen um etwa 870 Mill. mehr ein- als ausgeführt, was eine Freude selbst für jene Wirtschaftspolitiker sein müßte, die, auf dem gänzlich veralteten merkantilistischen Standpunkte stehend, das Reicherwerden der Nationen nach dem Zufluß an Edelmetallen zu bemessen. Eine stark steigende Bedeutung als Einfuhrartikel gewann der Mais, während Kaffee in den letzten fünf Jahren einen bemerkenswerten Rückgang erkennen läßt. Im Jahre 1893 noch hatte der Kaffee 5,2 Procent unseres ganzen Einfuhrwertes betragen; 1899 nur mehr 2,2 Procent. Ihm folgen als wichtigste Einfuhrgegenstände noch Gerste, Rohseide, gemünztes Gold, Bau- und Nutzholz, Wollengarn, Kupfer.

Unter den Ausfuhrwaren stehen, den Hauptartikeln der Einfuhr entsprechend, Wollenwaren und Baumwollwaren obenan. Ein schicksalreiches Produkt unserer Ausfuhr ist der Zucker, den genannten beiden an Wichtigkeit vollständig gleich, dabei aber auch mit den Reichsfinanzen als wichtiges Steuerobjekt in einem keineswegs gefahrlosen Zusammenhange stehend. Hocherfreulich ist die Ausfuhr von Maschinen, die von 64 Mill. Mk. im Jahre 1893 auf 189 Mill. im Jahre 1899 gestiegen ist. Einen ähnlichen, ziemlich stetigen Aufschwung nahm auch die Ausfuhr von Steinkohlen, die als das bei weitem wichtigste Rohprodukt erscheinen, das Deutschland überhaupt zur Ausfuhr bringt. In nächster Reihe erscheinen dann unter unseren Exportwaren noch: Seidenwaren, grobe Eisenwaren, gemünztes Gold, Kleider und Putzwaren, Farbstoffe aus Teer, Kunstgegenstände.

Der wichtigste unserer Lieferanten wurde seit 1897 die nordamerikanische Union, während es früher stets Großbritannien gewesen war. Die Union sandte uns im Jahre 1899 für 907 Mill. Mk. Waren, Großbritannien noch für 777 Mill., Österreich-Ungarn für 730, Rußland für 715, Frankreich für 303 Mill. Von der deutschen Ausfuhr dagegen ging der Löwenanteil, 851 Mill., nach Großbritannien, 406 nach Österreich-Ungarn, 437 nach Rußland, 377 nach den Vereinigten Staaten, 327 nach den Niederlanden u. s. f. —

Die Auf- und Abwärtsbewegung dieser Zahlen gibt hochwichtige Aufschlüsse über die Wirkung der in den Jahren 1892 und 1894 geschlossenen Handelsverträge. Infolge des Handelsvertrags mit Österreich-Ungarn hob sich der Handelsverkehr mit diesem Staate seit 1892 ganz beträchtlich; noch größer war die Steigerung des deutsch-russischen Handels seit 1894. Die Ausfuhr nach Rußland war von 262 Mill. Mk. (1891) auf 184 Mill. (1893) zurückgegangen. Im letzteren Jahre führte Deutschland mit Rußland einen Zollkampf, der bei seiner Fortdauer die schwerste Schädigung der deutschen Ausfuhr nach Rußland zur Folge hätte haben müssen, wenn ihm nicht der Handelsvertrag von 1894 ein Ende gemacht hätte. Nach Abschluß dieses Vertrags hob sich in den folgenden Jahren die Einfuhr aus Rußland auf 715 Mill. (1899); die Ausfuhr dorthin auf 437 Mill. — Besonders bemerkenswerte Einzelerscheinungen aus der Handelsgeschichte des Jahrzehnts böten reiche Gelegenheit zu Betrachtungen über die mannigfaltigen Ursachen, die auf die Veränderungen der Handelsbeziehungen zu den verschiedenen Ländern hingewirkt haben. So die starken Schwankungen der Getreideeinfuhr aus Rußland nach Deutschland infolge der ungleichen russischen Ernten; so das bemerkenswerte Zurücktreten der Einfuhr aus England gegenüber derjenigen aus Amerika; das starke Anwachsen der Einfuhr aus Argentinien; die ungleichen Bewegungen der Warenmengen und der Warenwerte und manches andere. Jede Warengattung und jeder einzelne Verbindungsfaden mit einem anderen Wirtschaftsgebiet hat seine Geschichte, die selbst in dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren mancherlei Schicksale beobachten läßt.

Man kann den großartigen Aufschwung, den Deutschlands auswärtiger Handel genommen hat, nur verstehen, wenn man den gleichzeitigen Entwickelungsgang der deutschen Reederei und Seeschiffahrt verfolgt. Das wichtigste Werkzeug des Welthandels ist ja die Seeschiffahrt. Begabung und Tüchtigkeit auf dem Gebiete der Seeschiffahrt vermag, wie Norwegen zeigt, selbst einem Volke mit bescheidenen und einseitigen Produktionsbedingungen eine hervorragende Stellung unter den handeltreibenden Nationen zu verschaffen — um wie viel mehr einem Volke, dessen Land eine so breite und vielgestaltige Produktion entfaltet, wie das

Deutsche Reich. Es ist zu natürlich, daß der internationale Handel seine reichsten Anregungen erhält durch ein vorzüglich entwickeltes System von Transportwerkzeugen — und umgekehrt. Die besonderen Fähigkeiten für die Seeschiffahrt und jene für den Handel sind nicht die gleichen; wo sie aber zusammentreffen, können sie jene wahrhaft imponierenden Erfolge erzielen, wie sie die gleichzeitige Entfaltung von Deutschlands Handel und Seeschiffahrt aufweist. Sie sind ein Erbe jenes nie entschlafenen Seemannsgeistes, der einst die alten Hanseaten zu Herren der Meere werden ließ und der heute unser deutsches Hamburg ebenbürtig, in mancher Hinsicht sogar siegreich neben den großen Welthandelsmetropolen London und New York erscheinen läßt.

Die überraschenden Fortschritte, welche die deutsche Reederei gemacht hat, datieren zwar schon seit Beginn der siebziger Jahre, haben jedoch im letzten Jahrzehnt keineswegs nachgelassen. Von Jahr zu Jahr wuchsen die in Schiffahrtsunternehmungen angelegten Werte; es wuchsen die Schiffe an Größe und an Leistungsfähigkeit. Während es um die Mitte der achtziger Jahre noch bewunderungswürdig erschien, wenn die großen transatlantischen Dampfer mit einer Schnelligkeit von 12—13 Seemeilen in der Stunde die Wogen durchschnitten, kam man zu Ende des XIX. Jahrhunderts bis auf 19 Seemeilen in der Stunde, nachdem es der Technik gelungen war, immer kraftvollere Maschinen zu bauen und man von den einschraubigen Schiffen zur Doppelschraube übergegangen war. Mit Gewaltschritten rückten insbesondere der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie in die erste Reihe der großen internationalen Seeunternehmungen ein. Reichssubventionen, die für den Postdampferdienst seit 1885 und 1888, dann abermals seit 1893 bewilligt wurden, förderten mächtig diesen Aufschwung. Nun ward auch die ostasiatische Linie, aus dem Mittelmeer nach Ceylon, Niederländisch-Indien, China, Japan und Australien von regelmäßigen Postdampferläufen des Norddeutschen Lloyd belebt, 1890 die deutsche Ostafrika-Linie gleichfalls subventioniert. Aber auch ohne staatliche Unterstützung traten neue Dampferläufe nach den Ländern des Sonnenaufgangs ins Leben: die Deutsch-Australische, die Deutsch-Levantinische und die Woermann-Linie.

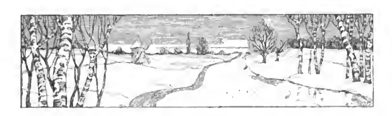
Daß hierbei die großen Aktienunternehmungen weit rascher vorangeschritten sind, als die kleineren Privatunternehmungen, liegt im Zuge der Zeit; ebenso wie das stete Zurückbleiben der Segelschiffahrt gegenüber der Dampfschiffahrt. Dennoch finden auch im Gebiete der Segelschiffahrt noch technische Fortschritte statt; bezeichnet werden dieselben insbesondere durch die Einführung der großen, vier- bis fünfmastigen Stahlschiffe mit maschinellen Einrichtungen zur Bedienung der Segel, meist für den Verkehr mit der Westküste Südamerikas. Aber wie sehr das Uebergewicht der Dampferflotte über die Segelflotte zunimmt, ergibt sich daraus, daß der Tonnengehalt der Dampferflotte sich im Zeitraum von 1890—1899 von 531 400 auf 1 038 400 Tonnen gesteigert, also verdoppelt hat, während der Tonnengehalt der Segelflotte, der zu Ende der siebziger Jahre bis auf 926 800 Tonnen gestiegen war, seitdem langsam zurückgewichen ist. Die gesamte Leistungsfähigkeit der deutschen Handelsflotte hat 1890—1900 fast um das Doppelte zugenommen und verhältnismäßig eine raschere Entwickelung genommen, als die aller übrigen Handelsvölker der Erde.

Es ist ein riesiger Reichtum, der in diesen Schiffen auf dem Meere schwimmt. Und kaum ein anderes Gebiet des nationalen Besitzes hat sich in kurzer Zeit so erstaunlich vermehrt. In Hamburg allein wuchsen die Kapitalsanlagen der überseeischen Dampfschiffahrtsbetriebe während des Zeitraums von 1886—1899 von $29^1/_4$ Mill. Mk. Aktien auf 106 Mill. Mk., und von 10 Mill. Prioritäten auf $21^3/_4$ Mill.; in Bremen von 35 auf $116^3/_4$ Mill. Mk. Aktien und 27 auf 44 Mill. in Prioritäten. Hierzu kommen aber noch jene, nach vielen Millionen zu wertenden Reedereifirmen, die keine Aktiengesellschaften sind, und unter denen Laeisz, Sloman, de Freitas, Woermann, Wencke in erster Reihe stehen.

Diese imposante Entfaltung, welche die deutsche Reederei genommen hat, mußte eine äußerst günstige Weiterwirkung auf den deutschen Schiffbau nehmen, da die deutschen Reeder ihre Schiffe vorzugsweise auf deutschen Werften bauen, in deutschen Häfen reparieren, ausrüsten und verproviantieren lassen. Bedeutungsvoller noch erscheinen die riesigen, 200—300 Mill. Mk. betragenden Fracht-

einnahmen, welche die deutsche Reederei aus ihrem Schiffsmaterial zieht. Diese Einnahmen tragen wesentlich dazu bei, die sogenannte passive Handelsbilanz auszugleichen. Um diesen letzten Satz in einer noch allgemeiner verständlichen Form auszudrücken: ein guter Teil der von anderen Völkern nach Deutschland gehenden Warenwerte wird von Deutschland nicht durch Ausfuhr von Waren oder von Geld, sondern durch die Arbeitsleistungen seiner Großkaufleute, Reeder und Seeleute bezahlt. Nicht gering anzuschlagen ist auch die Verstärkung des deutschen Einflusses im Auslande durch diesen Aufschwung der Reederei. Immer stärker werden die internationalen Verbindungen, welche durch die deutschen Handelsschiffe angebahnt und festgehalten werden. Dazu kommt, daß gerade die heimische Reederei mit ihren Leistungen die deutsche Industrie und den deutschen Handel in einem ungleich höheren Grade berücksichtigt, als das durch auswärtige, in unseren Häfen verkehrende Schiffe geschehen könnte und wollte. Regelmäßigere Frachtsätze, bessere Gelegenheiten und Anregungen für den aus Deutschland nach anderen Ländern gehenden Handelsverkehr geben diesem immer neue lebhafte Antriebe, deren sich auch der im Auslande thätige deutsche Kaufmann erfreut. Dazu können die großen Dampfer der Handelsmarine auch der Kriegsmarine ihre Dienste leisten: als Transportschiffe, Kohlenreserven u. s. f. Auch ein Teil der auf der Kriegsmarine thätigen Mannschaften erhält seine Vorschule auf der Handelsmarine, die dafür wiederum den Schutz der Kriegsmarine genießt.

Mit diesem Blicke auf die deutsche Seeschiffahrt mögen wir diese Betrachtung schließen, die jeden Deutschen mit Stolz erfüllen muß, wenn er der Summe von Thatkraft, Energie, Unternehmungsgeist und rastlosem Fleiße gedenkt, die aus den mitgeteilten Thatsachen spricht. Neben diesem gerechtfertigten Stolze darf aber auch ein anderes Gefühl nicht schweigen: das Bewußtsein der großen Verpflichtungen, welche dieses vergangene Jahrzehnt jener Generation auferlegt, die den Spielraum der nächsten Jahrzehnte mit entsprechenden Leistungen zu erfüllen hat.



Volksweise.

Von

Karl Vanselow.

Wie war die Welt voll Glück und Glanz!
Wie warst du mein so gar und ganz!
Weiß Gott, wo sind die Zeiten . . .
Die Rosen blühn schon längst nicht mehr,
Von Schnee sind alle Zweige schwer —
Es weint in Wind und Weiten.

Und geh' ich unsern alten Gang,
Am Teich vorbei, am Hann entlang,
Daß ich dich da noch fände —
Am Teich da faulen Kahn und Pfahl,
Da find' ich dich doch nie noch mal,
— Kein Mensch reicht mir die Hände.

Ein müdes Lied geht vor mir her,
Das heißt: O wenn ich bei dir wär' . . .
Das weint in Wind und Weiten:
Wie war die Welt voll Glück und Glanz!
Wie warst du mein so gar und ganz!
Weiß Gott, wo sind die Zeiten . . .

Arnold Böcklin.

Persönliche Erinnerungen von

Professor Ludwig Pietsch-Berlin.

Von den Künstlern, welche man als die größesten unter denen aus germanischem Stamme pries, deren Blütenzeit in die zweite Hälfte des XIX. Jahrhunderts fällt, sind nun zwei bald nacheinander dahingeschieden ins unbekannte Land, von dess' Bezirk kein Wandrer heimkehrt. Dem jüngeren, Leibl, ist der, welcher als Künstler den äußersten Gegensatz zu diesem darstellt, Arnold Böcklin, der Vierundsiebzigjährige, im Tode gefolgt. Die hier am Morgen des 17. Januar eingetroffene Trauernachricht aus Florenz konnte zwar keinem, den des Meisters hoffnungsloser Körperzustand in den letzten Jahren bekannt war, überraschend kommen. Man wußte, daß er sich von dem, ihn halbseitig lähmenden Schlaganfall, der ihn vor einigen Jahren traf, nie wieder völlig erholt hatte. Schwere seelische Heimsuchungen kamen hinzu, um ihn noch tiefer niederzudrücken und um den Rest seiner Lebenskraft zu bringen. Der nun eingetretene Tod war eine Erlösung für den Leidenden. Das reiche Lebenswerk des Künsters war vollendet. Wir haben hier nicht, wie bei Leibls so unerwartetem Tode, der diesen in der Fülle der Kraft im Mannesalter dahinraffte, um Hoffnungen zu klagen, die man mit ihm zu Grabe trug. Was er während seines Lebens geschaffen und der Menschheit gegeben hat, ist so viel Herrliches und Bleibendes, daß wir uns mit dieser Hinterlassenschaft durchaus befriedigt fühlen können. Und andererseits ist auch ihm der Erfolge und Ehren ein reiches Maß geworden. „Das Leben" oder die Mitwelt hat, wenigstens in den letzten Jahrzehnten seines Daseins, nicht damit gekargt. Der Nachwelt ist kaum noch etwas zu gewähren übrig gelassen, was ihm nicht schon seine dankbaren Zeitgenossen gegeben gehabt hätten. Solche Erfolge und Ehren bewußt zu erstreben, ist Böcklin niemals in den Sinn gekommen. Er malte jederzeit, „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet", ohne zu sorgen, ob er auch damit den rechten Effekt auf das Publikum machen werde, ohne Rücksicht auf dessen Geschmack, auf herrschende Moden, Anschauungen und Richtungen, weder in betreff der gewählten Gegenstände noch der Art ihrer Behandlung. — Durch die Erfindung der Photographie wurde seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Malerei mehr und mehr auf die realistischen Bahnen gedrängt. Naturalistisch sollte die Kunst werden, dem überlebten veralteten Idealismus und Romanticismus für immer den Rücken kehren. Und gerade in dieser Zeit, dieser ganzen übermächtigen Strömung zum Trotz entfaltete sich in Arnold Böcklin ein Künstler, der in der Verwirklichung einer Phantasiewelt, in der Darstellung dessen, was sich nie und nirgends hat begeben, seine Aufgabe sah und diese mit einer solchen Kraft des Genies löste, daß er mehr und mehr die Seelen seiner Zeitgenossen in seinen Bann zwang, daß die Anhänger der verschiedensten, der entgegengesetztesten künstlerischen Parteibekenntnisse ihm gleiche Bewunderung zollten und ihn neid- und widerspruchslos als einen der



Letzte Aufnahme.
Arnold Böcklin †. Carlo Böcklin. Moritz Röbbecke.

größesten Meister nicht nur unseres Zeitalters anerkannten und verehrten.

Ehe er diesen vollständigen Sieg errang, hat freilich ein großer Teil seines Lebens vergehen müssen, wenn es ihm auch nie gänzlich an einer Gemeinde begeisterter und verständnisvoller Anhänger gefehlt hat. Solche haben es frühe schon erkannt, wie hoch das von ihm Geschaffene nicht nur die große Masse der Werke zeitgenössischer Maler, sondern mit wenigen Ausnahmen auch die der Geschätztesten und Gepriesensten darunter überragte. Die ersten Ansätze zu dieser Gemeinde der Böcklinbekenner bildeten sich um die Mitte der fünfziger Jahre in Rom und bald darauf in München. In letzterem Ort durch das Erscheinen eines von dem schweizer Künstler aus Rom eingesendeten Gemäldes „Pan im Schilf“. Wir in Berlin hatten sogar einige Jahre später von Böcklin noch nichts gehört und nichts gesehen. Wenigstens in den Kreisen unserer Künstler, sowie jener jungen Kunstgelehrten, die sich damals um Friedrich Eggers und Franz Kugler gruppierten und mit denen ich freundschaftlich verkehrte, war der Name Böcklin nie genannt worden. Die, wenn auch im Niedergange begriffene Sonne Wilhelm v. Kaulbachs, das neu aufgehende Gestirn Karl Pilotys, die so weit über Verdienst bewunderten Umriß- und Kartonkompositionen Bonaventura Genellis, die gezeichnten und kolorierten liebenswürdigen romantischen Dichtungen M. von Schwindts und die Schilderungen aus dem süddeutschen Volksleben von Enhuber, — das waren die Erscheinungen auf künstlerischem Gebiet, von denen um die Mitte der fünfziger Jahre jene Kunstgelehrten in ihren Gesprächen, Vorträgen und Berichten, insofern sie sich auf die Maler und das Kunstleben in München bezogen, fast ausschließlich zu erzählen wußten.

Zum erstenmal wurde mir der Name Böcklin genannt und zwar über ihn als Mensch und Künstler gesprochen von dem jungen Bildhauer **Reinhold Begas**, mit dessen Mutter, der Witwe des berühmten Geschichts- und Bildnismalers Professor Karl Begas, ich nahe befreundet war. Ihr geliebter zweiter Sohn Reinhold kehrte im Herbst 1858 nach dreijährigem Studienaufenthalt in Rom nach Berlin zurück, wo er durch sein von dort mitgebrachtes anmut- und lebensvolles Werk, die Gipsgruppe „Rom tröstet die verlassene Psyche“, das größte Aufsehen erregte. Wenn er von seinem Leben in Rom und von denen, mit welchen er dort bekannt und befreundet gewesen war, von den Kunstwerken, die er dort entstehen gesehen hätte, erzählte, so war sein Lieblingsgegenstand, bei dem er am längsten verweilte, von dem er mit der wärmsten Begeisterung sprach, immer der um vier Jahre ältere Baseler Maler Arnold Böcklin und dessen Schöpfungen. Das war fast der Einzige, den er unter den Neueren gelten lassen mochte; der einzige reine Künstler, der ohne Rücksicht auf die gebildete und ungebildete Menge, auf „die Realen“, schaffe und gestalte, was die reichste Phantasie ihm eingab und in dem hingebenden Studium der Natur, für deren Wunder sein Auge, wie das keines zweiten erschlossen wäre, und die ihm alle ihre zartesten und holdesten Geheimnisse offenbare, wie keinem anderen, immer neue Kraft zur künstlerischen Verwirklichung seiner poetisch-malerischen Traumgebilde schöpfe. Auch von Böcklins seltsamem Lebensgange erzählte er. Wie der Baseler Kaufmannssohn von den Eltern und seiner ganzen Familie wie ein Verlorener angesehen und gleichsam ausgestoßen worden sei, weil er nicht davon abzubringen gewesen war, eine so „brotlose Kunst“ wie die Malerei zu seinem Lebensberuf zu erwählen; wie er dann, ganz auf seine eigene Kraft gestellt, nach Düsseldorf und bald von dort nach Brüssel gegangen sei, um die Kunst zu erlernen; wie er durch Porträtmalen und Kopieren alter Meisterwerke sich die Mittel zur Existenz und zu einem Studienaufenthalt in Paris erwarben hätte. Die Pariser Malerei, die damals auf andere junge deutsche Künstler eine so mächtige Anziehungskraft und einen so starken Einfluß übte, habe Böcklin ziemlich kalt gelassen und sei ohne tiefere merkbare Wirkung auf seine eigene künstlerische Entwickelung geblieben. Erst in Rom, wohin er sich nach vierjährigem Aufenthalt in Paris begab, sei es Böcklin gewesen, als ob er die wahre Heimat seiner Seele gefunden hätte. Selbst seine völlige Mittellosigkeit und die anfangs dort gelittene Not hätten dem Bedürfnislosen die Freude am Dasein kaum ernstlich zu trüben vermocht. Ja, trotzdem er an allem Mangel litt, habe er ein armes Mädchen, das ihn durch ihre wunderbare Schönheit und Anmut und den natürlichen Zauber ihres von moderner Kultur fast gänzlich unbeleckten Wesens unwiderstehlich angezogen und entzückt hätte, ohne langes Besinnen geheiratet. Auch von dieser römischen Gattin, der tapferen, heiteren, beglückenden Lebensgefährtin des Freundes, machte Begas enthusiastische Schilderungen. Ebenso von dessen künstlerischem Schaffen, speziell von jenem Bilde des „Pan im Schilf“, das, nach München gesendet, in der dortigen Künstlerschaft ein ungeheures Aufsehen machte und als ein mit nichts Dagewesenem zu vergleichendes Werk gepriesen wurde.

Nachdem Böcklin mit Weib und Kind für eine Zeitlang von Rom nach Hannover übersiedelt war, wo er die Ausschmückung der Villa Wedekind mit symbolischen Wandgemälden übernommen hatte, die aber von ihrem Besteller refüsiert worden waren, da des Künstlers Auffassung und Lösung der Aufgabe der Absicht des Bestellers nicht entsprach, hatte Böcklin sich nach München begeben. Dort fand er durch jenes Panbild den Boden für sich günstig vorbereitet. Und hier in München machte er auch die Bekanntschaft jenes Kunstfreundes, der für ihn von der größten Wichtigkeit werden sollte, des Grafen **Schack**, des hochgesinnten, feinsinnigen Poeten und Kulturhistorikers, Mäcens, Entdeckers und Förderers junger Talente, welchem München seine unvergleichliche Schatzkammer auserlesener Originalgemälde moderner deutscher Meister und der besten Kopien von Werken der großen Alten, die noch ihrem Begründer benannte „**Schack-Galerie**“ verdankt. Graf Schack wurde für Böcklin der kräftigste und verständnisvollste Förderer schon zu einer Zeit, wo andern

deutschen Sammlern, Museumsverwaltungen und Liebhabern dies Verständnis noch lange nicht aufgegangen und die Freude an den Schöpfungen dieses großen und originellen Genies nach auf einen recht engen Kreis von Künstlern und Kunstfreunden beschränkt war. Die Schack-Galerie ist so in den Besitz der zahlreichsten, schönsten und vollendetsten Gemälde Böcklins aus seiner jugendkräftigsten Zeit gelangt.

Damals, in den letzten fünfziger Jahren, hatte Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, um seiner litterar- und kulturgeschichtlich so hochberühmten Residenz einen neuen, frischen Glanz zu verleihen und jenem Ruhm nun auch noch den hinzuzufügen, welchen die Pflege und die Blüte der bildenden Kunst verleihen, die Gründung und Eröffnung einer modernen Kunstschule in Weimar beschlossen. Neue, noch jugendliche und eigenartige Talente nicht nur unter den zeitgenössischen deutschen Künstlern sollten bewogen werden, in „Ilm-Athen“ ihren Wohnsitz zu nehmen und dort die Heranbildung einer jungen Künstlergeneration zu leiten. Zu den Malern, auf welche sich der Blick des Großherzogs richtete, gehörte auch Böcklin. Die Aussicht auf ein gesichertes, festes Einkommen und eine angenehme, ehrenvolle Stellung, die doch genügende Freiheit zu schöpferischer künstlerischer Thätigkeit zu lassen versprach, mochte für den ohne feste Heimat bald hier, bald dort seine Zelte aufschlagenden Maler einen starken Reiz ausgeübt haben. Als der Ruf an ihn gelangte, eine Professur an der Kunstschule zu Weimar zu übernehmen, zögerte er nicht lange mit der Annahme. Im Jahre 1859 war er bereits dorthin übersiedelt. Wenn diese Kunstschule auch hauptsächlich Maler heranzubilden bestimmt war, so sollte sie doch auch einen der begabtesten jungen Meister der Bildhauerei nach des Großherzogs Wunsch zu den Ihrigen zählen. So erging 1860 eine Einladung auch an Reinhold Begas, auf den sich damals bereits die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken begann. Böcklin war persönlich nach Berlin gekommen, um den jüngeren Freund aus seinen römischen Tagen zur Annahme zu bestimmen. Bei diesem Besuch sah ich ihn zum erstenmal und machte im Hause von Begas' Mutter seine Bekanntschaft. Das Auffallendste in seiner Erscheinung waren die aus dem gebräunten, knochigen, schnurrbärtigen Antlitz mit dem breiten, mächtigen Kinn unter den dichten, dunkeln horizontalen Brauen hervorleuchtenden, durchdringend blickenden Augen mit ihrer ganz lichtgrauen klaren Iris. Echte Jäger- oder „Falkenaugen“, die auf weite Ferne alles genau erkannten und deren beobachtendem Blick nichts entgehen zu können schien. Das volle, dunkelgelockte Haar trug er halblang aus der Stirn und hinter den Ohren zurückgestrichen. Eine große Ruhe und Sicherheit, eine ernste, stille, innere Freudigkeit waren seinem Wesen charakteristisch. Seine Kunstgespräche waren nichts weniger als ästhetisierend, sondern immer rein sachlich und den eigentlich künstlerischen Kern, das „Wie“ der Darstellung betreffend; sein Urteil ganz eigenartig, unabhängig über berühmte Meisterwerke, meist recht überraschend und abweichend von dem landläufigen, allgemein angenommenen und nachgebeteten, nicht selten mit kühner, prächtiger Ironie durchwürzt.

Böcklin brachte damals auch sein neuestes Gemälde mit hierher; die erste Gestaltung des Motivs „das Schloß am Meer“ mit den Piraten, die eine von ihnen gewaltsam entführte Frauengestalt zu ihren Barken schleppen, welche am Ufer der Bucht am Fuß des, das cypressenumrauschte Schloß auf seiner Höhe tragenden felsigen Vorgebirges liegen. Das Bild bestätigte mir alles, was Begas mir von dem Maler und seinen Schöpfungen gesagt hatte. Das war das Werk, die „Farbendichtung“ einer großen Künstlerphantasie, aber durch die an dem treuen Studium der Natur gewöhnte Kraft seiner Malkunst so vollkommen verwirklicht, als ob er die Landschaft und den Vorgang nicht nur in seinen Träumen geschaut, sondern der gesehenen Wirklichkeit nachgemalt gehabt hätte. Ich fühlte mich im Innersten ergriffen und hingerissen von der malerischen und poetischen Macht dieser ganzen Konception, dieser Farbengebung und -stimmung. Als das Bild in dem Lokal des Kunstvereins Unter den Linden ausgestellt war, versuchte ich den Eindruck in meiner Besprechung in der Spenerschen Zeitung, für die ich 1857 zu schreiben angefangen hatte, wiederzugeben und meine Leser mit aller Wärme auf die Herrlichkeit des Gemäldes und jeden seiner Vorzüge hinzuweisen. Aber das Berliner Publikum blieb damals der wunderbaren Schöpfung gegenüber noch ziemlich kühl.

Böcklin verweilte nur wenige Tage in Berlin. Aber zur akademischen Kunstausstellung des Jahres 1860 sendete er ein Bild ein, das in bezug auf poetisch-malerische Erfindung, kühne Phantastik und zugleich doch auch wieder großartige Wahrheit der Naturschilderung hinter jenem „Schloß am Meer“ nicht zurückstand: den „Panischen Schrecken“. In heißer Mittagstunde, wo die Sonne brütend auf den Felsblöcken, dem Gebüsch und Gestrüpp der südlichen Berglandschaft liegt und auf die an steilem Hange weidende Ziegenherde und ihren Hirten niederbrennt, wird auf deren Gipfel zwischen einzelnen Klippen, unter dem im heißen Licht flimmernden blauen Himmel der „große Pan“ mit Haupt und Oberleib sichtbar, er selbst einem Felsgebilde ähnlich. Er blickt herab, und sein Lachen hallt durch die Mittagstille; toller Schrecken ergreift die Tiere und den Hirten der Herde, daß sie von namenlosem Grauen ergriffen, in wildem Lauf bergabwärts über Gesträuch, Gestein und Geröll dem Beschauer gleichsam entgegenstürmen. Auch diesem Meisterwerk gegenüber blieb unser Ausstellungspublikum, für uns heute kaum begreiflicherweise, kühl bis ans Herz hinan.

Im März 1861 war Reinhold Begas dem Freunde nach Weimar gefolgt. Anfang September beabsichtigte ich, von einer Wanderung durch den Thüringer Wald kommend, Begas dort zu besuchen. Ich fand ihn indes nicht anwesend. Er war gerade für einige Tage nach Berlin gegangen. Dagegen traf ich Böcklin. Er empfing mich mit einfacher Herzlichkeit, ließ mich in seinem Atelier zahlreiche Farbenskizzen und angefangene

Bilder von bestrickendem märchenhaftem Zauber der koloristischen Stimmung sehen, und führte mich in seine Familie ein. Ich sah seine Gattin noch in jugendlicher Frauenschönheit und der natürlichen edlen Grazie der Römerin prangen; sah seine lieblichen Kinder; mußte mit ihnen am Familientisch speisen, wo jene die selbst bereiteten echt italienischen Gerichte, den Risotto, das Arrosto, die besonders köstlich und kunstvoll bereiteten Salata auftrug und den Chianti aus dem strohumflochtenen Fiaschetto einschenkte. Alles atmete gesundes, reines, echt menschliches Glück des Hauses, wenn sich dies Heim auch sehr wesentlich und charakteristisch von einem „trauten" deutschen unterscheiden mochte. Auf einem großen gemeinsamen Spaziergange mit Böcklin nach Tiefurt erhielt ich an demselben Tage die willkommene Gelegenheit, noch manche bezeichnende Züge in Böcklins Wesen, seiner menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit zu beobachten. So seine nie aussetzende, immer gleich rege Aufmerksamkeit auf alle Erscheinungen der umgebenden Natur und die Stärke und Innigkeit seiner Freude daran. Jene beschränkte sich nicht etwa nur auf die großen Vorgänge in der Luft, auf die Wolkenbildungen, auf die wechselnden Beleuchtungen und Tonstimmungen der Landschaft, auf die Verteilung, die Formation, die Färbungen der Baumgruppen, der Laubmasse, die Gestaltung und das Kolorit des Geländes. Nicht minder lebhaft äußerte sich sein künstlerisches Interesse an allem Detail der Wirklichkeit, an den Pflänzchen am Wege, ihren Blättern und Blüten, ihrem Organismus und dem Stil ihres Baues. Er bestätigte mir, was mir Begas von der Art des Böcklinschen Naturstudiums erzählt hatte, daß er nur sehr selten direkt nach der Natur male oder zeichne und statt dessen das Typische an ihren Bildungen sich so fest einpräge, daß er die genauen Vorstellungen davon in seinen Gedächtnis aufgespeichert wie andre ihre Studienblätter in den Mappen bewahre, um sie in jedem Augenblick zur Verwendung herausnehmen zu können, wo er ihrer für ein Bild bedürfe. Diese große glückliche Begabung und die dadurch ermöglichte Art des Naturstudiums hat ihn immer vor dem Verfallen ins Kleinliche, ins ängstliche Nachbilden der Zufälligkeiten der Erscheinung bewahrt.

Eine höchst liebenswürdige Eigenschaft, die ich auf dieser Wanderschaft an Böcklin kennen lernte, war die Zartheit und Wärme seiner Vaterliebe für die Kinder. Er ginge nie aus, so versicherte er, ohne ihnen etwas mitzubringen und sei es auch nur eine draußen für sie gepflückte Blume, oder eine ganze Pflanze, ein Stein, eine Muschel. Echte Kinder hätten schon an so wenigem, an allem der Wunderwelt der Natur Entstammenden, ihre Freude.

Noch ein zweites Mal bin ich mit Böcklin in Weimar zusammen getroffen im August des nächsten Jahres 1862, als ich Reinhold Begas dort wiederum besuchte und ihn diesmal auch antraf. Dessen jüngerer Bruder Adalbert hatte in Paris „umgesattelt", die bis dahin betriebene Kupferstecherkunst mit der Malerei vertauscht und war, um sich in deren Geheimnisse durch den Berufensten einweihen zu lassen, nach Weimar gegangen und dort in Böcklins Atelier eingetreten. Dieser hatte, seit er mit dem Professortitel durch den Großherzog in Weimar angestellt worden war, die Genugthuung gehabt, seine elterliche Familie und seine Vaterstadt Basel in bezug auf ihn und seine „brotlose Kunst" ihre früheren Anschauungen gänzlich wechseln zu sehen. Seine Heimat blickte mit Stolz auf ihn, und Basel gab ihm sogar den Auftrag zu einem größeren Gemälde für das städtische Museum.

An diesem Bilde, einer südlichen frei erfunden großartigen Landschaft, belebt mit einer Jagd der Diana und ihrer Nymphen, fand ich ihn an jenem Augusttage mit Feuereifer arbeiten. Damals war es übrigens bereits bei ihm, wie bei Reinhold Begas beschlossen, ihre Stellungen in Weimar aufzugeben. Letzterer kehrte nach Berlin, Böcklin nach seinem geliebten Rom zurück. Von hier und aus seiner freien Thätigkeit heraus rief ihn vier Jahre später der Auftrag seiner Vaterstadt ab, gewisse Wandflächen im Treppenhause des Museums mit Freskogemälden zu schmücken. Er wählte dafür rein ideale symbolische Gegenstände: Helios mit den Sonnenrossen, Flora, die Geburt der Aphrodite aus dem Schaum des Meeres. Zu seinen glücklichsten Schöpfungen zählen diese großen Gemälde nicht. Sie beschäftigten ihn dort während einiger Jahre; 1871 hatte er von Basel genug. Wieder nahm er in München seinen Wohnsitz. Aber auch da hat es ihn kaum vier Jahre geduldet. Im Jahre 1876 ließ er sich dauernd in Florenz nieder, wo er sich in einer Villa an jenem Berghange, dessen Gipfel das Städtchen Fiesole trägt, dauernd niederließ, um dort in steter Arbeit, in einer nun verstandenen Kunst bewundert, seine letzten fünfundzwanzig Jahre zu verleben. Ungeheuer ist die Summe der von ihm, trotz aller Unrast seines Daseins, geschaffenen Kunstwerke. Dabei war sein Schaffen insofern kein müheloses, als er sich nie darin genug thun konnte, den besten technischen Prozessen, der Bereitung der besten dauerhaftesten Malgründe, Bindemittel, Farben, Firnisse ꝛc. nachzuforschen, welche den Gemälden die längste Erhaltung sichern möchten. Von diesen ernsten praktischen Mühen und Sorgen, Arbeiten und Experimenten ist freilich seinen fertigen Werken nichts anzusehen. Frei und leicht, wie aus dem Nichts geboren, stehen sie vor den Blicken des Beschauers, diese Schöpfungen einer Kunst, welche, weit abgewendet von jedem Streben nach Wirklichkeitsnachahmung, nach nüchterner Wahrheit, herrliche Landschaftsdichtungen, Wesen und Scenen aus einem selbstgeschaffenen Fabellande den überzeugenden Schein des Lebens und der Realität verleiht; einer Kunst, die eine wunderbare Märchenwelt mit ihren holdesten, wie mit ihren tollsten, groteskesten, ihren grausigsten, dämonischsten Bewohnern, ihren Drachen, Ungeheuern, Nixen, Tritonen, Satyrn, Faunen, Nymphen, Amoretten, Kentauren, Dryaden in bestrickendem Farbenzauber vor uns aufsteigen läßt. Ich muß hier darauf verzichten, jene fast unabsehbare Reihe Böcklinscher Gemälde, in denen das geschehen ist, sowie die jener von heiligem Ernst, von deutscher Anmut, von naiver Lieblichkeit erfüllten und geweihten Bilder, zu denen das Evangelium und die christliche Legende die Stoffe und Motive

gab, im einzelnen aufzuführen. Das Bruckmannsche Unternehmen, welches Hunderte von Böcklinschen Gemälden in trefflichen Photogravüren wiedergegeben enthält; die Schack-Galerie und die gelegentlich seines 70. Geburtstages im Dezember 1897 in der Berliner Akademie veranstaltete großartige Böcklinausstellung haben geholfen, die Kenntnis seines Lebenswerks in immer weiteren Kreisen zu verbreiten. Dies gewaltige Lebenswerk wird noch lange und immer wieder die Geister beschäftigen, es auszudeuten, seine Schönheiten, die innersten künstlerischen Absichten des Meisters und seine maltechnischen Verfahrungsweisen darzulegen.

Arnold Böcklin hat sein Dasein voll ausgelebt. Alles hat er zur reifen Entwickelung gebracht, was in ihn gelegt war. Vor diesem Bewußtsein und vor der Freude, daß er uns gegeben, daß er unser war, verstummt die Klage darüber, daß auch dieser Unsterbliche das allgemeine Menschenlos leiden und dem Staube geben mußte, was des Staubes ist.



An Theodor Storm.

Ich stand einmal in deinem Heimatland
Und sah die weiten Marschen vor mir liegen
Und sah die weißen Möwen drüber fliegen
Und sah die Wellen spülen an den Strand.
Ganz grau und farblos lag die weite See,
Ein herber Duft entstieg dem Schlick und Schlamme,
Und lautlos fiel mit weißem, schmalem Kamme
Die Woge nieder und stieg auf zur Höh'. —
Ich habe nie solch stilles Land geschaut:
Nur einen Ton hört' ich an jener Stelle,
Es war das Rauschen einer kleinen Welle,
Ein feiner Klang, ein Gruß, ein Liebeslaut.

Ich hab' dein Heimatland noch oft gesehn,
Dacht' ich an dich und deine Liebeslieder,
Und sah die Marschen und die Möwen wieder
Und sah die grauen Wolken drüber wehn,
Und sah das Land verklärt von deinem Sang,
Und Rungholts Glocken läuteten von Ferne,
Und überm Meere standen große Sterne, —
Tief war die Einsamkeit und schauernd bang. . .
Ich habe nie solch stilles Land geschaut:
Und hörte doch, schwermütig und getragen,
Dein Dichterherz durch all die Schönheit schlagen,
Gleich jener kleinen Welle Liebeslaut.

Carl Bulcke.



Jagdzug der Diana. Nach dem Gemälde von Arnold



öcklin. (Verlag der Photographischen Union in München.)



Abb. 1. Großer Elbbagger.

Ingenieurkunst und Handelsschiffahrt.

Hamburger Eindrücke von

Achim Schultze und Ernst Foerster.

Mit Originalaufnahmen von Koppmann & Co. in Hamburg.

Wohl nirgends äußern sich die Fortschritte und Errungenschaften unserer mächtig aufstrebenden Industrie augenfälliger und in gigantischeren Lebensformen, als in der alten Hansestadt am Elbstrome. — Unsere steigende Anteilsnahme am Welthandel hat zugleich mit dem Ausbau unseres deutschen Eisenbahnnetzes eine ganz außerordentlich schnelle und starke Zunahme unserer Handelsflotte nach Schiffszahl und Raumgehalt herbeigeführt. — In richtiger Erkenntnis seiner Kulturaufgabe hat der Hamburgische Staat den Ausbau seines Hafens seit etwa vier Jahrzehnten von den größten Gesichtspunkten aus behandelt und es verstanden, dem rapide wachsenden Verkehr gegenüber auf der Höhe der Anforderungen



Abb. 2. Elbe-Eisbrecher an der Arbeit.



Abb. 3. Ein unterelbisches Feuer (Elbinsel Pagensand).

der Bahnhöfe, zustreben. Doch das sind mehr Gefühlseindrücke, die der Eigenart des ganzen Bildes gelten, das uns auf den ersten Blick schon fast alles zeigt, was daran riesenhaft ist.

Anders in Hamburg. Erst wer sich näher mit dem gewaltigen Umfange der künstlichen Hafenanlagen und dem ganzen System der Einrichtungen und Bauten zum Liegen, Laden und Löschen der Oceanschiffe beschäftigt, kann dem hier Geleisteten gerecht werden und, auf das Urteil parteiloser Fachleute gestützt, aussprechen, daß Hamburg der bestausgerüstete Seehafen der Erde ist.

Bevor wir unsere Eindrücke in dieser Beziehung wiedergeben, haben wir als Verfasser dieser Zeilen unsere Dankespflicht gegen die leitende technische Behörde des Hamburger Strom- und Hafenbaues zu bekennen, da wir von dort aus in entscheidender Weise bei unserer Orientierung unterstützt worden sind. Auch verdanken wir zahlreiche unserer Angaben dem Berichte des staatlich hamburgischen Wasser-

zu bleiben. — Während Hamburg schon seit 1866 die Verbesserung des unterelbischen Fahrwassers und der inneren Hafenanlagen mit großer Energie betrieb, war doch der entscheidende Schritt zu seiner Weltstellung erst der von Kaiser Wilhelm I. und seinem großen Kanzler in die Wege geleitete Zollanschluß an das Deutsche Reich und dann die Eröffnung des Freihafens, welch letztere im Oktober des Jahres 1888 von Kaiser Wilhelm II. feierlich vollzogen wurde.

Wenn wir vor den äußeren Resultaten der erstaunlich schnellen Entwickelung hamburgischer Hafenanlagen stehen, so hören wir auf, stets nur von den technischen Großthaten im „Wunderland der Neuen Welt“ zu schwärmen. — Wohl können wir noch die Gunst der natürlichen Verhältnisse, wie etwa beim New Yorker Hafen, bewundern und die Riesenhaftigkeit seiner mehr als hundert Meter hohen Citygebäude anstaunen; wohl imponieren uns die breiten Hudsonferryboote mit den mächtigen, über Deck arbeitenden Balanciers ihrer Maschinen, wie sie, mit Eisenbahnzügen auf der Plattform, Menschengewimmel auf den Galerien, Jersey City, der Stadt



Abb. 4. Selbstthätiger Wasserstandszeiger bei Brunshausen.

baudirektors, Herrn M. Buchheister: „Die Elbe und der Hafen von Hamburg“, sowie den Ausführungen Buchheisters auf dem Brüsseler Schiffahrtskongresse im Jahre 1898. Auch die Direktion der Hamburg-Amerika-Linie erleichterte uns in jeder Weise das Studium der in ihren Händen befindlichen Anlagen, welche entstanden sind unter dem Drucke des rapiden Anwachsens dieser Linie, die in ihrem Verwaltungsbetriebe heute schon einen Staat im Staate darstellt.

Es ist nicht unsere Aufgabe, zu schildern, wie die Technik der Handelsschiffahrt diente durch Erbauung immer gewaltigerer und vollkommnerer Schiffskörper, immer stärkerer Antriebsmaschinen und durch die Erzielung immer höherer Fahrtgeschwindigkeiten, sondern wir wollen die Hilfsmittel betrachten, welche die rastlos und erfinderisch schaffende Arbeit des Ingenieurs allmählich ausgebildet hat, um den Schiffen die Zeit von der Einsegelung in den Hafen bis zum Verlassen desselben mit neuer Bestimmung auf das geringste Maß abzukürzen. — Die Erreichung dieses Zweckes, dessen Bedeutung durch das den Welthandel beherrschende Wort „time is money“ klar und fast zu selbstverständlich klingend ausgesprochen ist, wird nun bei einem modernen Seehafen mit den verschiedensten Mitteln, und bei jedem Hafen, den gegebenen Verhältnissen entsprechend, wieder in ganz anderer Art — durch den Ingenieur angestrebt.



Abb. 5. Die Kaiserliche Seewarte.

Welche Verhältnisse waren für Hamburg gegeben, und wodurch hat sich sein Hafen den Ruf des bestausgerüsteten der Erde verschafft?

Die Elbe ist der bedeutendste der Hauptströme, die in ihrem ganzen schiffbaren Verlaufe deutsches Gebiet durchfließen. Sie steht durch Kanäle mit den Flüssen des Ostens und Westens, sowie mit der Ostsee in Verbindung. Schon im Anfange des XIX. Jahrhunderts begann man, überzeugt von der Wichtigkeit und Zukunft des Elbstromes, eine Regulierung des Niedrigwasserprofils für nahezu den ganzen Flußlauf in ernsthafte Erwägung zu ziehen. Doch erst Mitte des Jahrhunderts wurde das auch aus der Physik bekannte Trägheits- und Beharrungsgesetz bei den Elbuferstaaten überwunden, und Korrektionsarbeiten begannen, welche zunächst die Vertiefung des oberelbischen Fahrwassers bis hinauf nach Tetschen zum Ziele hatten. — Es würde zu weit führen, wollte man die historische Entwickelung der Oberelbe-Korrektionen hier geben. Es mag die Thatsache sprechen, daß noch Mitte des Jahrhunderts Elbfahrzeuge von 44 m Länge zu den Seltenheiten gehörten, die sogar bei niedrigem Wasserstand nicht mehr als halbe Ladung fahren konnten, während heute Fahrzeuge von 70 m — also Seeschifflänge — und 800 Tons Tragfähigkeit verkehren.

Während nun aber mangelnde Beschaffenheit des oberelbischen Fahrwassers die Laufbahn Hamburgs unter den Welthandelscentren nur gehemmt haben würde, da dann einfach der Ausbildung des — freilich bedeutend kostspieligeren — Eisenbahntransportwesens um so größere Aufgaben zugefallen wären, so liegt der wichtigste Faktor für die Entwickelung Hamburgs offenbar in seinem Zugange zur Nordsee, der Unterelbe bis Cuxhaven.

Hamburg liegt etwa 105 Kilometer



Abb. 6. Quaispeicher A mit dem Zeitball.

von der Elbmündung entfernt und noch vollständig im Wirkungsbereiche der Gezeiten, die sich hier durch eine Wasserstandsdifferenz von fast 2 m bemerkbar machen. Dieses Fahrwasser von Hamburg bis in die freie See hinaus, das ursprünglich nur kleineren Schiffen von höchstens 4 m Tiefgang genügte, ist nun im Laufe der Zeiten durch ganz außerordentliche Aufwendungen an Mühe, an Ausdauer und an Geld zu einer Fahrstraße für die größten Oceanriesen umgeschaffen worden. — Schon aus der frühen Blütezeit des alten Hansebundes wird von künstlichen Verbesserungen des Elbefahrwassers berichtet; doch erst im dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ist man zu einer systematischen Regelung des Seeschiffs-Fahrwassers geschritten, d. h. zur Ausbaggerung einer Fahrrinne durch alle Flachs und Sandbarren hindurch, die Hinderungen für die Großschiffahrt bildeten. Während zu diesem Zwecke schon 1834 ein kleiner Dampfbagger von weniger als 20 Pferdestärken auf dem Plan erschienen war, gewannen die Baggerungen eigentliche Bedeutung erst mit dem Auftreten zahlreicher gleichzeitig arbeitender Bagger von 100 und mehr Pferdestärken. In den achtziger Jahren baute man, um Schritt zu halten mit dem schnell wachsenden Tiefgang der Seeschiffe, mehrere Bagger großer Dimension, die mit Maschinen von 300 Pferdestärken und einer Greiftiefe von 12 m täglich bis zu 3000 cbm Baggermasse herausschafften. — Man kann sich von den Baggerungen im Flußbett der Elbe und in den Häfen einen Begriff machen, wenn man hört, daß allein im Zeitraum der letzten zehn Jahre über 25 Millionen Kubikmeter Baggergut zu Tage gefördert wurde. — So ist es möglich geworden, daß heute bei mittlerem Wasserstande Oceanschiffe von mehr als 7 m Tiefe elbaufwärts bis in die Häfen von Hamburg gelangen können. Wenn man bedenkt, welche Zunahme an Raumgehalt die so ermöglichte Tiefenzunahme der Schiffe um 3 m zuläßt, und sich klar macht, welche unendlich viel größeren Warentransporte nun bis hinauf zur Stadt und direkt zum Eisenbahnanschluß geführt werden können, so drängt sich erst mit voller Gewalt die Bedeutung und Größe dieser Arbeit auf, die an sich schon ein Kulturwerk zu nennen ist. Unausgesetzt aber wird an der Korrektion und dem weiteren Ausbau des unterelbischen Fahrwassers fortgearbeitet, denn es gilt, das Errungene zu halten, und dem immer wachsenden Seeschiff „die Wege zu ebnen“.

Während nun der Wasserstand in seinen periodischen und sonstigen Schwankungen der Schiffahrt auf der Unterelbe Hindernisfaktoren von meist berechenbarer Größe und Wirkung entgegenstellt, so tritt durch Frost und Eisgang eine neue, und für kleinere Schiffe einstmals überaus bedeutungsvolle Hinderung hinzu, der aber jetzt durch zahlreiche kraftvolle Hafen- und Elbeeisbrecher

die Spitze geboten wird. Heute bildet das Eis auf der Unterelbe kein wesentliches Hemmnis der Großschiffahrt mehr.

Dieselbe praktische Bedeutung, wie die Beschaffenheit eines Fahrwassers, hat nun für den Seeschiffer die Bezeichnung desselben, nämlich bei Tage die „Betonnung" und „Bebaakung" der Fahrrinne durch schwimmende Bojen bestimmter Charakteristik, bezw. durch Aufstellen fester Peilobjekte am Lande, welche letztere in dem rechten Kurse gewisse auf den Seekarten verzeichnete Stellungen zu anderen Landobjekten haben müssen — bei Nacht aber durch die Befeuerung der Küste und des Fahrwassers durch feste und durch schwimmende Orientierungsfeuer. Die Bezeichnung des Fahrwassers der Unterelbe für Tagesfahrt ist Jahrhunderte alt und ist fast immer auf der Höhe der jeweiligen Anforderungen gewesen. Augenblicklich ist die Fahrrinne mit 114 stählernen Bojen von bestimmter, je nach Fahrwasserseite und Bedeutung unterschiedener Form und Farbe bezeichnet.

Unendlich viel wichtiger und komplicierter aber als die Tagesorientierung ist die Befeuerung eines Fahrwassers für die Ansteuerung bei Nacht. — Als äußerstes Feuer dient der Elbe der Leuchtturm der Insel Neuwerk, der bereits Mitte des XIII. Jahrhunderts als offenes Holzfeuer unterhalten wurde und heute noch, in moderner Vervollkommnung, die wichtigste nächtliche Einsegelungsmarke der Elbe darstellt. Hieran schließt sich eine ununterbrochene Kette von 33 Leuchtfeuern der verschiedensten Charakteristik und Farbe. Hierzu kommen noch 22 kleinere Leuchtbaaken, und auf dem Strome selbst 7 Feuerschiffe und 4 Leuchtbojen. Es sind also insgesamt nicht weniger als 66 orientierende Feuer angeordnet, deren ganzes System das ein- oder auslaufende Schiff bei sichtigem Wetter geradezu in die tiefe Fahrrinne hineinzwingt, aus der es nicht heraus kann, ohne sofort auf das augenfälligste von „warnenden Charakteristiken" verschiedener Feuer in seine Grenzen zurückgewiesen zu werden.

Da nun der Wasserstand der Unter-Elbe nicht überall gleichmäßig ist, und das Passieren mancher Stellen — besonders der Barrengegend bei Blankenese — für die größten Schiffe von einem gewissen allgemeinen Wasserstande abhängig ist, so wurde für einkommende Schiffe draußen bei Bruns-



Abb. 7. Der Indiahafen.

hausen, also unterhalb der flachen Strecken, ein weithin sichtbarer Wasserstandszeiger erbaut, welcher am Tage mittels 8 Telegraphenarmen, bei Nacht mittels 8 Lichtern den Wasserstand in der Weise anzeigt, daß jede der gezogenen Signaleinheiten einen Zuwachs von 50 cm zu einem bestimmten, in der Segelanweisung vermerkten Wasserstande (dem mittleren Niedrigwasserstande) bedeutet. Die Telegraphenarme und Lichter werden durch Schwimmer, die sich in senkrechten Röhren — kommunicierend mit dem Elbespiegel — befinden, selbstthätig bewegt, bezw. ein- und ausgeschaltet.

In der Reihe der technischen Hilfsmittel, welche der Navigation dienen, haben wir das bedeutungsvolle Institut zu erwähnen, das mit seinen Arbeiten der Seeschiffahrt fortdauernd die wesentlichsten Dienste leistet: die deutsche Seewarte, welche sich hoch oben über dem geschäftigen Treiben des Hafens als massiger Bau erhebt. Man kann wohl sagen, daß in diesem Institut, wie in den ähnlichen Einrichtungen anderer Länder, die Seele der Seeschiffahrt ruht. Hier werden die eigentlichen Fortschritte in der Navigationstechnik gemacht, denn hier fließen alle wichtigen Erfahrungen der Seeleute zusammen und werden von Fachleuten, die einzeln sich ganz speciellen Erkundungen und Aufgaben widmen, wissenschaftlich und nutzbringend für den praktischen Gebrauch auf See verarbeitet. — Hier werden Chronometer reguliert und Kompasse und andere Navigationsinstrumente geprüft. Grund gelegt wird zu Seekartenverbesserungen laut übereinstimmender Angaben der Seeschiffer, und — last not least — hier wird das Wetter gemacht. Allmorgendlich fließen hier mehr als hundert Telegramme von den meteorologischen Stationen ganz Europas zusammen, welche die örtlichen Luftdruck-, Wärme- und Windverhältnisse mitteilen. Auf Kartenformularen von Europa werden nun die Orte gleichen Barometerstandes und diejenigen gleicher Temperaturen zu Kurven, den „Isobaren“ bezw. den „Isothermen“ verbunden. Ihr Verlauf, kombiniert mit Wahrscheinlichkeitserwägungen und früheren Erfahrungen, ist dann maßgebend für die Wetterprognose und unter Umständen für Sturmwarnungen.



Abb. 8. Hafenbild kurz vor dem Zollanschlusse. (Segelschiffe an den Duc d'Alben.)

Die Versorgung der Seeschiffer mit der für ihre astronomischen Ortsbestimmungen auf See maßgebenden Greenwicher Zeit gehört zum Ressort der Hamburger Sternwarte. Auf dem Eckturme des hochragenden Quaispeichers A im Freihafen erhebt sich das etwa 10 m hohe Gerüst der Zeitball-Einrichtung. Der anderthalb Meter im Durchmesser haltende Ball wird täglich wenige Minuten vor 1 Uhr an seiner Führungsstange mechanisch hochgezogen und fällt dann mit der Genauigkeit des Bruchteils einer Sekunde um 1 Uhr, elektrisch ausgelöst, zum Fußende des Gerüstes herunter, allen Schiffen so den Greenwicher Mittag anzeigend. — Die an den Seiten des Turmes sichtbaren großen Zifferblätter mit Zeiger stellen einen Wasserstandszeiger dar, welcher, ähnlich wie der Brunshausener, selbstthätig arbeitet.

Nachdem wir so die wichtigsten Hilfsmittel berührt haben, die sich dem „Schiff in Fahrt“ darbieten, wenden wir uns zu den Verhältnissen, die das „Schiff im Hafen“ betreffen.

Was in früheren Zeiten das auf ham-



Abb. 9. Eine Speicherstraße des Freihafens.

vor dem Zollanschluß aufgenommen wurde, ein besonders charakteristisches Beispiel.

Als nun aber das Dampfschiff großer Dimension in der Handelsschiffahrt mehr und mehr hervortrat, und die Raumgehalte der einzelnen Seeschiffe in den letzten drei Jahrzehnten durchschnittlich um das Sechsfache stiegen, da genügten die Bordmittel der Schiffe zum Bewegen der Ladung nicht mehr. Es mußte auf bedeutend schnellere Abfertigung gesonnen werden, wenn die Dampfschiffe, deren Liegezeit wegen ihres komplicierten Mechanismus bedeutend höher zu veranschlagen ist, als die der Segelschiff, rentabel sein sollten. Man mußte zur Anlage landfester Quais schreiten, auf denen die stärksten maschinellen Hilfsmittel zur Lastenhebung, und andere zur schnellen Weiterbeförderung der Waren montiert werden konnten. So wurden im Jahre 1866 die ersten festen Quaianlagen am Sandthorhafen dem Verkehr übergeben. Dieser Hafen, nach den Plänen

burgischem Gebiet ladende oder löschende Seeschiff für sich verlangte — einen ruhigen Liegeplatz mit gutem Ankergrund — das bot die Natur, und die Baukunst fügte nur Verbesserungen hinzu, indem sie die natürlichen Buchten dort, wo es die übrigen Verhältnisse wünschenswert erscheinen ließen, durch Abgrabungen erweiterte. — Die ersten festen Liegeplätze wurden dadurch geschaffen, daß man an geeigneten Uferstellen im Längsverlaufe des Stromes Pfahlgruppen — Duc d'Alben — einrammte (die ihren Namen, wie es heißt, dem Herzog Alba verdanken, der gelegentlich des Kampfes gegen die Niederlande in eigenartiger Auffassung des Zweckes dieser Vorrichtungen — eingefangene Stadthonoratioren daran aufgeknüpft haben soll). — An den Duc d'Alben im Strome legten die Seeschiffe fest und konnten dann nach beiden Seiten in kleinere Fahrzeuge löschen oder von ihnen aus laden. Diese Art der Abfertigung wird noch heutzutage von der Mehrheit der Segelschiffe angewendet, deren Liegezeit ja nicht so stark ins Gewicht fällt, wie die der Dampfer, und deren Ladung — meist weniger wertvolle Massengüter, wie Kohlen, Salpeter, Reis 2c. — selten eine besonders schnelle Abfertigung verlangt. Auch der Urtypus jener kleinen Hafenleichterfahrzeuge, der eigenartigen flachen Schuten, die zu dem Umladegeschäft benutzt wurden, hat sich bis heute in unveränderter Form erhalten, wenn auch heute als Material dafür vielfach schon der Stahl benutzt wird. — Von dieser Art des Lösch- und Ladebetriebes gibt unsere Abbildung, die noch



Abb. 10. Halbportalkrähne am Petersenquai.

des um Hamburg hochverdienten Wasserbaudirektors Dahlmann als offener „Tidehafen“ ausgeführt — in dem also die Wirkung der Gezeiten voll zur Geltung kommt — war das Vorbild, nach welchem sämtliche Hamburger Hafenbecken als Tidehäfen gebaut wurden. — Dem außerordentlich schnell wachsenden Bedürfnisse nach festen Quaianlagen nachzukommen, hat der Hamburgische Staat in den letzten Jahrzehnten enorme Aufwendungen gemacht. Während die ersten Quaianlagen des Sandthorhafens nur wenige hundert Meter Länge gehabt hatten, betrug im Jahre 1881 die Ausdehnung der mit festen Quaimauern gesäumten Uferstrecken schon 4000 m. Heute hat Hamburg mehr als 16500 m Liegeplätze an festen Quais zur Verfügung. Faßt man diese Strecke zusammen mit den 10000 m Liegeplätzen an Duc d'Alben im freien Wasser, so ergibt sich, daß heute Hamburg 300 Seeschiffen großer Dimension die Möglichkeit einer gleichzeitigen Abfertigung bietet.



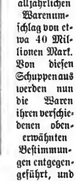


Abb. 11. Lichtcentrale am Sandthorquai.

Das Hauptareal des Hamburger Hafens ist der Handelsschiffahrt als Freihafen eingeräumt. Dieser verdankt seine Existenz hauptsächlich dem Bedürfnisse, Lager- und auch Verarbeitungsstätten zu schaffen für solche Waren, die nicht, oder vorläufig nicht, mit dem Zollinlande in Konnex treten sollen, sowie zollungehinderten Warenaustausch von Seeschiff zu Seeschiff zu ermöglichen — letzteres übrigens ein ansehnlicher Teil des Hamburger Hafengeschäftes. Als Übergangslagerstätten für alle Waren, sei es für solche, die nach See zu weitergehen sollen, sei es für die, welche zur vorläufigen Lagerung an die im Freihafengebiet erbauten Speicher abgehen, oder schließlich auch für die Waren, die per Bahn, per Elbefahrzeug oder Fuhrwerk nach dem Zollinlande gehen sollen, sind nun auf den Quais Lagerschuppen erbaut, welche sich aus zaghaften Anfängen ebenso schnell wie alles in diesem wie „aus der Erde gestampften“ Welthafen zu höchst beträchtlichen Lagerflächen entwickelt haben. Die ältesten Lagerschuppen wurden in einer Breite von 14 m ausgeführt. Die letzterbauten haben schon 38 m, und augenblicklich sind die projektiert gewesenen 60 m breiten Schuppen wohl schon im Bau. Die Durchschnittslänge der neueren Schuppen beträgt 250 m, und Hamburg verfügt heute über nicht weniger als zehntausend laufende Meter überdachter Quaisschuppen, die eine Fläche von 265000 qm bedecken! Einer der größten dieser Schuppen, der 7000 qm große heizbare Fruchtschuppen am Baakenhafen hat allein einen alljährlichen Warenumschlag von etwa 40 Millionen Mark. Von diesen Schuppen aus werden nun die Waren ihren verschiedenen obenerwähnten Bestimmungen entgegengeführt, und zwar beinahe ausschließlich durch jene Schuten, welche überhaupt untrennbar sind von aller und jeder Erinnerung an Hamburgs Hafen.

Für die Waren, die im Freihafengebiet lagern sollen, hat nun sowohl der Staat Hamburg, als auch die „Freihafenlagerhausgesellschaft“ Speicher erbaut, welche an die Interessenten vermietet werden. Diese gewaltigen Speicherkomplexe, die nachgerade zu Stadtteilen anwachsen, sind anstatt von Straßen zum Teil von Wasserläufen durchzogen, die in ihrer Art oft mit Venedig verglichen werden. — Meist wimmelt es in ihnen von Schuten, welche mit dem Ein- und Ausladen der Waren in die Speicher oder aus den Speichern in die Schuten beschäftigt sind. Überall und in allen Stockwerken dieser roten Backsteingebäude sieht man Kräne Waren ein-

und ausschwingen, auf- und niederbewegen. Zahlreiche Brücken vermitteln die Übergänge im Verlaufe der festen Straßen. — Die neueren Lagerspeicher, von denen einzelne sich heute schon bis zu 12 Stockwerken erheben und so die ersten Versuche zur Nachahmung der amerikanischen Sky Scrapers machen, stellen im Verhältnis zu dem, was wir dort noch vor wenigen Jahren gewöhnt waren, in ihrer Gesamtheit schon ganz respektable Vorratskammern des Welthaushaltes dar. So haben z. B. die beiden Quaispeicher A und B allein eine Lagerfläche von zusammen 32 000 qm. Die erst vor wenigen Jahren begonnenen Speicherbauten der Lagerhausgesellschaft südlich des Zollkanals vermögen jetzt schon eine Lagerfläche von 242 000 qm und 400 Millionen Kilogramm Tragfähigkeit zu bieten. — Und sie sind alle belegt, während gleichzeitig das laute und dringende Verlangen nach mehr Lagerraum zu den höchsten Anstrengungen im Weiterausbau anspornt.

Stellt doch ganz allein die vor fünf Jahren von der Hamburg-Amerika-Linie ins Leben gerufene und seither ständig vergrößerte Klasse der P-Dampfer ganz enorme Anforderungen an ausgedehnte und ökonomische Einrichtungen zur Bewegung und Lagerung der gelöschten Riesenquantitäten. Diese Schiffe, in ihrer Längendimensionen nur von den größten deutschen und englischen Schnelldampfern, in ihrer Tragfähigkeit aber von keinem Schiffe der Erde übertroffen, fassen mit ihren 14 000 Tons Nutzladefähigkeit einzeln mehr, als vor wenigen Jahrzehnten die ganze Hamburger Oceanflotte zusammengenommen.

* * *

Nachdem wir nun eine Anschauung von dem System und der Ausdehnung der Hilfsmittel gewonnen haben, die der Weiterbeförderung und Behandlung der Waren nach dem Verlassen der Quais dienen, kehren wir zu diesen selbst zurück.

Der Hauptvorteil der festen Quais liegt natürlich in dem Umstande, dem sie ihre Entstehung verdanken: Es ist die schnellere Abfertigungsmöglichkeit durch das direkte Liegen am Lande. Die zahlreichen Kräne am Quairande, an allen Schiffsluken gleichzeitig arbeitend, setzen die Waren in kürzester Zeit direkt an die Schuppen ab, wohin sie von im freien Wasser liegenden Schiffen erst durch Schuten gebracht werden müssen. Das Schiff kann also, nach schnellstem Löschen der Ladung und gleich schneller Übernahme von Rückfracht seinen eilenden Lauf über das Meer wieder antreten, ohne zur Abfertigung auf seine eigenen, durch die Schiffsdimensionen stets beschränkten Hilfsmittel zur Lastenhebung angewiesen zu sein, und ohne die langwierigere Umladung auf kleine Fahrzeuge vornehmen zu müssen. — Die vom Schiff abgesetzten Waren werden dann



Abb. 12. Der Riesenkran beim Verladen Kruppscher Kanonen.



Abb. 13. Elektrische Kohlenschütten am Indiaquai.

nennen waren. Die Einführung des maschinellen Betriebes gab dann sofort alle möglichen Mittel und Wege zur weitgehendsten Vervollkommnung des einzelnen Apparates in all seinen Arbeitsbewegungen. Zunächst war noch jeder Kran eine unabhängige Dampfmaschine für sich, wo der Dampferzeuger zugleich als Gegengewicht gegen die Last benutzt wurde. Bald aber wurde in dem Bestreben nach ökonomischer Centralisation der Krafterzeugung die erste Dampfkesselanlage (am Petersenquai) geschaffen, welche der Versorgung einer Reihe von Kränen dient, die entsprechend den Ladeluken der Schiffe auf einem Gleise längs dem Quairande verschoben werden können. Zum Anschluß der Kranmaschinen an die längs dem Quaischuppen geführte Hauptdampfleitung dienen Gelenkrohre. Eine solche Betriebsart kann sich aber nur bei einem koncentrierten Dauerbetriebe ökonomisch erweisen, wie das freilich auf dem der Hamburg-Amerika-Linie verpachteten Petersenquai der Fall ist. Unsere Abbildung 10 zeigt eine Reihe dieser Kräne, deren Unterbau jetzt allgemein die dort angewendete Halbportalform gegeben wird, um den Platz, den sie auf dem Quai einnehmen, auf ein Minimum zu verringern. Mit einem Paar Laufräder rollt der Kran auf einer Schiene dicht am Quairande, mit dem anderen Paar auf einer Schiene, die unter dem Schuppendach angebracht ist.

in den Quaischuppen in aller Ruhe sortiert und verteilt. Für diejenigen Warentransporte, welche auf der Eisenbahn nach dem Zollinlande gehen sollen, sind die Ausläufer des binnenländischen Eisenbahnnetzes bis in die Spitzen aller Quaizungen und längs aller Quais geführt. Schwerlich kommt man wohl beim Anhören dieser einfachen Thatsache darauf, daß, um dies im ganzen Hafen durchzuführen, heute schon mehr als 150 km Bahngleise erforderlich und vorhanden sind. Dazu gehören mehrere große Rangierbahnhöfe im Hafengebiet.

Wenn die festen Quais an sich große Vereinfachung des Lade- und Löschbetriebes ermöglichen, so sind es doch nicht zum wenigsten die Lasthebevorrichtungen auf den Quais, welche diesen Vorteil zu einem so enormen steigern. Bietet doch der festfundierte Quai gegenüber dem, was wir oben vom Schiffe sagten, die Möglichkeit dar, solche Vorrichtungen von fast unbegrenzter Zahl und Leistungsfähigkeit anwenden zu können. — Die praktische Verfolgung dieser Möglichkeit und die technische Vervollkommnung der Lasthebevorrichtungen ist nun vom Hamburgischen Staat in einer wörtlich beispiellosen Weise in die Hand genommen worden.

Man begann, wie überall, mit einfachen festfundierten Handkränen von geringer Tragfähigkeit, die wegen ihrer unbeweglichen Aufstellungsweise auf dem Quai — im Gegensatz zu den späteren fahrbaren Kränen — und ihrer langsamen Arbeit primitiv zu

Entsprechend den anderen Zweigen der Maschinentechnik sind auch hier der Wasserdruck und die Elektricität als Kraftquellen hinzugetreten, und besonders ist es die Elektricität, welche sich ein immer größeres Feld erobert, zumal da hier die Centralisation der Krafterzeugung selbst für ausgedehntere Aktionsbereiche ohne so großen Kraftverlust, wie etwa bei Dampfleitungen, möglich ist. Man kann außerdem zu Gunsten der elektrischen Maschinerien anführen, daß

sie bei verhältnismäßiger Einfachheit ihres Steuerungsmechanismus Komplicierung von Wirkungen zulassen, wie sie bei anderen maschinellen Vorrichtungen erst durch umständlichere Konstruktion möglich werden. Bei den neueren elektrischen Kränen z. B. erfolgt die Bedienung in einfachster Weise dadurch, daß für alle Bewegungen, — seien es Drehbewegungen des Krans oder Auf- und Niederbewegungen der Last — ein und derselbe Hebel nach rechts, links, oben oder unten bewegt wird. Auch bei der Beleuchtung der Quaischuppen und Speicher des Hafens spielt die Elektricität eine vorherrschende Rolle, und mehrere große Centralen dienen der Lichtversorgung.

Außer den Kränen, welche dem regulären Lösch- und Ladebetriebe dienen, gibt es noch mehrere mächtige Kräne zu besonderen Zwecken. Besonderer Erwähnung bedarf von diesen der Riesenkran von 150 000 kg Tragfähigkeit, zugleich der größte Handelskran der Erde. Dieses Hebezeug, welches mit einem Kostenaufwande von 150 000 Mark errichtet wurde, kann natürlich nicht rentabel sein. Seine Erbauung geschah lediglich, um Hamburg für alle vorkommenden Fälle allein auf sich selbst zustellen. — Unter den besonderen maschinellen Vorrichtungen zum Laden sind noch die elektrischen Kohlenschütten am Indiaquai (Abb. 13) zu nennen, deren ragende Stahlgerüste weithin sichtbar sind und deren zarte und luftige Konstruktion ein recht augenscheinliches Beispiel für die fortschreitende Theorie in der Bauingenieurkunst darstellt; auf Grund immer feinerer Überlegungen und Berechnungen werden immer leichtere Konstruktionen gewagt, welche dennoch den früheren, schwerfälligen an Sicherheit nichts nachgeben.

Hamburg hat bei der Versorgung des Hafens mit Lasthebevorrichtungen nicht nur der Verbesserung des Systems, sondern auch der möglichst schnellen Zunahme der Anzahl aufs intensivste nachgestrebt. Rechnet man die Kräne zusammen, die in der kurzen Zeit entscheidenden Aufschwunges deutscher Seeschiffahrt erbaut wurden, so ergibt sich, daß der Hafen heute den ladenden und löschenden Schiffen 148 feste Handkräne, 272 Dampf-, 29 hydraulische und 91 elektrische Kräne — im ganzen also 540 Kräne — zur Verfügung stellt, ungerechnet die zahlreichen Aufzüge und Winden der Speicher.



Abb. 14. „Pennsylvania" der Hamburg-Amerika-Linie mit Getreide-Elevatoren an Backbord.



Abb. 15. Petroleumtanks in verschiedenen Baustadien.

Gehen wir von den Saugelevatoren, welche feste Ladungen aus den Schiffsräumen gleichsam auspumpen einen Schritt weiter, so stehen wir vor der Frage, wie das Laden und Löschen jener Tankschiffe erfolgt, welche das Petroleum in so kolossalen Quantitäten von Amerika herüberbringen. Diesen Zwecken ist auf dem Südufer der Elbe ein eigner Hafen, der Petroleumhafen, erbaut worden, an dem sich hier und da Gruppen der gewaltigen grauen, mit Blitzableitern übersäeten Petroleumtanks befinden. Aus den Tankschiffen, deren Abteilungen direkt mit Petroleum gefüllt sind, werden die Tanks am Lande mittels starker Pumpen und ausgedehnter Druckleitungen aufgefüllt. Ein Tank mittlerer Größe, wie ihn die Deutsch-Amerikanische Petroleumgesellschaft in ihren Anlagen hat, vermag fast zwei Millionen Kilogramm Petroleum zu fassen. Weit mehr die kürzlich im Osten des Petroleumhafens errichteten Tanks, welche unsere Abbildung teils fertig, teils im Bau zeigt. Der Petroleumhafen kann bei Feuersgefahr, um eine Ausbreitung brennenden Petroleums in den Strom zu verhüten, durch feuersichere Pontons geschlossen werden.

Wir können die Betrachtung der Lasthebevorrichtungen nicht schließen, ohne einer eigenartigen Maschine zum Laden und Löschen von Getreide und anderen körnigen oder mehligen Ladungen Erwähnung zu thun, welche da zur Anwendung kommt, wo die Ladung direkt von Schiffsraum zu Schiffsraum übergefüllt wird. Es sind dies die Elevatoren, deren Princip darin besteht, daß sie die Ladung in Rohren unter Anwendung von Luftleere und Luftdruck hochsaugen und in den betreffenden Schiffsraum hineinbefördern. Diese Vorrichtungen arbeiten natürlich leistungsfähiger als Kräne, weil hier im weitesten Maße die doch stets intermittierende Menschenarbeit ausgeschaltet ist. Der große Saugelevator der Hamburg-Amerika-Linie (Abb. 14) vermag in einer Stunde nicht weniger als 80000 Kilo Ladung zu fördern. Die ganze Einrichtung befindet sich auf einem mit Dampfkraft ausgerüsteten Prahm, so daß man den Apparat an jeder Stelle des Schiffes ansetzen kann. Für kleinere Dimensionen kommt auch noch ein anderes Princip zur Anwendung, welches das Paternosterwerk, das wir an jeder Baggermaschine kennen, zum Vorbild hat.

Im Anschluß an die unmittelbaren Hilfsmittel, welche die Technik dem Schiffe beim



Abb. 16. Das Patentdock der Reiherstiegwerft.

Liegen, Laden und Löschen im Hafen gewährt, liegt es nahe, mit einigen Worten diejenigen Einrichtungen im Hamburger Hafengebiet zu berühren, welche die Existenz und Unterhaltung der Schiffe selbst und ihrer Maschinerien betreffen, nämlich die Schiffswerften und **Reparaturstätten**. Auf den **Neubau** der Schiffe hier einzugehen, würde zu weit führen. Die Unterhaltung und Reparatur des Vorhandenen aber greift so oft und so gewichtig in das Leben der Schiffe ein, daß es geboten erscheint, hier kurz die bezüglichen Hilfsmittel zu erörtern. Hamburg besitzt acht größere Werften, von denen die bedeutendste die Blohm und Voßsche ist. Mit ihren rauchenden Schloten, den gerüstbesetzten Hellingen, den mächtigen Schwimmdocks und dem Riesenkran verleiht diese Werft schon allein dem südlichen Elbufer gegenüber St. Pauli sein charakteristisches Gepräge — ganz verschieden von allen anderen, dem **Handel** dienenden Uferstrecken. — Die hervorragendsten neueren Einrichtungen aller Werften, die sich mit Reparatur und Unterhaltung in großem Stile befassen, sind offenbar die Schwimmdocks, von deren Princip wohl schon jeder gehört hat. Sie sind gleichsam selbst Fahrzeuge, welche auf die versenkte Mittelplattform die zu dockenden Schiffe aufnehmen, dann den eingenommenen Wasserballast auspumpen und sich so, vermöge des Auftriebes der Luft, mit ihrer gewaltigen Last aus dem Wasser heben. Als eigenartige Konstruktion ist hier das Patentschwimmdock der Reiherstiegwerft zu erwähnen, welches nicht, wie die gewöhnlichen Schwimmdocks, mit zwei gleichgroßen Tanks an beiden Seiten erbaut ist, sondern nach dem Strome zu in eine freie Plattform ausläuft, über welche die Schiffe nach Versenkung des Docks breitseits übergeschleppt werden können, und nicht, wie die U-förmig gestalteten Docks es erfordern, in der Richtung ihrer Längsachse eingeführt werden müssen. — Dieses Dock ist, im weiteren Gegensatze zu den gewöhnlichen Schwimmdocks, mit dem Ufer verbunden, indem mehrere starke, paarweise übereinander angeordnete Träger, die sowohl an Land, wie an der Pontonwand gelenkartig befestigt sind, die Parallelführung des Ganzen und die Sicherung gegen ein Kentern bewirken (Abb. 16).

Die Hamburg-Amerika-Linie besitzt außerdem ein eigenes gemauertes Trockendock, welches nach der Elbe zu durch einen stählernen Ponton geschlossen wird.

Bei der großen räumlichen Ausdehnung, die die Hamburger Hafenanlagen im Laufe der Zeit erhalten haben, war es von Wichtigkeit, feste und schwimmende Verkehrsmittel der einzelnen Hafenbecken unter sich in genügender Anzahl und Leistungsfähigkeit auszubilden. Für den Personenverkehr auf dem Hafen wurde ein ausgezeichnetes Rundfährsystem geschaffen, dessen Betriebsgröße schon durch den Umstand vorgeschrieben war, daß das Wohnen im Freihafengebiete nicht statthaft ist, und infolgedessen für die Tausende von Quaiarbeitern, Schauerleuten, Matrosen, Werftarbeitern &c. gute und schnelle Verbindungen zwischen Freihafengebiet und Stadt geschaffen werden mußten. Mit dem Handelsverkehr selbst haben diese Fähren nichts zu thun. Für diesen, soweit er sich nicht der vorhandenen Verkehrsmittel zu Wasser bedient, sind über geeignete Stellen der Hafenbecken teils feste, teils bewegliche Brücken geschlagen. Vor allem sind da die beiden gewaltigen Elbbrücken zu nennen, deren untere — elbabwärts gelegene — den Haupteisenbahnstrang zur Verbindung



Abb. 17. Die neue Elbbrücke.

Hamburgs mit dem Südwesten aufnimmt, während die obere — neuere — dem Fuhrwerk- und Fußgängerverkehr dient. Die schönen kraftvollen Linien der stählernen Riesenbogen, die auf zwei tief im Elbebett fundierten Strompfeilern und zwei Landpfeilern ruhen, verleihen dem ganzen Hafenbilde etwas außerordentlich Eindrucksvolles.

Für den Verkehr der Häfen unter sich wurde eine große Zahl Brücken verschiedenster Konstruktion erbaut. Da waren in erster Linie zahlreiche Brücken zu führen über den die Stadt durchziehenden Zollkanal — eine mit großen Mitteln ausgebaute Wasserstraße, welche unter Umgehung des Freihafengebietes den zoll-ungehinderten Verkehr zwischen Ober- und Unterelbe bezweckt. Dieser Zollkanal, noch vor kurzen Jahren ein düsteres Fleth mit traurig in die dunkelen Wasser hinabschauenden Hausgiebeln, ist heute der Tummelplatz eines lärmenden Geschäftsverkehrs von größter Lebendigkeit und Vielseitigkeit. Die massigen Speicherkomplexe des Freihafens auf der einen Seite, die belebte Straße und die glänzende Reihe der Handelshäuser mit dem stolzen Bau der Hamburg-Amerika-Linie auf der anderen, erinnert heute der Dovenfleth an seine Vergangenheit nur noch durch ein paar düstere Einblicke in Nebenfleths, in deren wackelige Häuserreihen der Fremde mit neugieriger Geringschätzung, der Hamburger aber und Kenner von Hamburgs Vergangenheit mit ehrfurchtsvoller Pietät hineinschaut, — bis das Geschäftsinteresse erfordern wird, auch sie einzureißen.

Der Zollkanal selbst und seine Fortsetzung bis zur oberen Einmündung in die Elbe hat nun zahlreiche feste und bewegliche Brücken erhalten, von denen wir nur eine erwähnen wollen, deren Princip ein besonderes ist. Es ist dies eine „Rollbrücke", welche im Verlaufe der neuen großen Elbbrücke über den Oberhafenkanal führt. Diese Brücke wird dadurch geöffnet, daß einer ihrer beiden Teile auf Rollen quer zur Längsrichtung verschoben wird. Da die Brücke schräge über den Kanal führt, so wird durch diese Verschiebung ein Stück Durchfahrt in der Richtung des Kanals frei (Abb. 18). Es würde zu weit führen, die verschiedenen Brückensysteme hier zu erörtern, die zur Anwendung gekommen sind, und darum mag das Gesagte genügen.

* * *

Die bisherigen Anlagen im Hamburger Hafengebiete haben die Hoffnungen, die an sie geknüpft wurden, glänzend gerechtfertigt. Ist doch die jährliche Wareneinfuhr seit der Eröffnung der ersten modernen Hafenanlage (dem Sandthorhafen) von etwa tausend Millionen Kilogramm auf über neuntausend Millionen gestiegen. Und mehr noch: Obwohl besonders in den letzten beiden Jahrzehnten alle Anlagen rastlos und mit fast fieberhafter Schnelligkeit gefördert worden sind, um sie auf der Höhe der steigenden Bedürfnisse zu halten, herrscht heute wieder Platzmangel aller Orten, so daß ohne Unterbrechung oder Zögerung alle Kräfte und Mittel angespannt werden müssen, um den Anforderungen auch nur der allernächsten Zeit gewachsen zu sein. — Da ist es besonders die Hamburg-Amerika-Linie, deren beispiellos schnelles Wachstum der eilend schaffenden Hand des Ingenieurs fortdauernd die größten Aufgaben stellt. Obwohl schon jetzt wieder drei mächtige Hafenbecken auf dem südlichen Elbufer, auf Kuhwärder, ausgegraben werden, deren eines — zugleich das tiefste der Hamburger Becken — allein auf Veranlassung und für den Betrieb der Hamburg-Amerika-Linie hergestellt wird; obwohl ferner diesen Hafenbauten neue, die projektiert sind, auf dem Fuße folgen werden, hat die erwähnte Linie doch schon auf andere Häfen der Nachbarschaft übergreifen müssen. Cuxhaven, welches für Seedampfer größter Dimension ein Becken



Abb. 18. Billhörner Rollbrücke über den Oberhafenkanal.

von neun Meter Tiefe unter Niedrigwasser erhalten hat, wird mehr und mehr zum Ausgangspunkte des hamburgischen Schnelldampferbetriebes werden. Emden hat ebenfalls der Hamburg-Amerika-Linie einen Teil seiner mit festen Quais versehenen Hafenanlagen verpachtet. Doch wird Hamburg wohl stets der Heimatshafen für den größten Teil des Betriebes dieser Linie bleiben, wenn es mit derselben schaffenden Energie weiter arbeitet, wie bisher.

Je mehr die Bedeutung Hamburgs mit dem Ausbau des Hafens gestiegen ist, desto gewaltigere, unverhältnismäßig wachsende Anforderungen sind an den kleinen Staat bezüglich des Weiterausbaues gestellt worden. Nichts hat Hamburg versäumt, um zum Ruhm des Mutterlandes stets das Beste und Zweckmäßigste in größtem Stile anzustreben und in ebenso opferwilliger, wie geschäftlich weitsichtiger Weise zur Durchführung zu bringen.

Wohl ist das Aufstreben und der Wohlstand Hamburgs unlösbar mit dem Werdegang der wirtschaftlichen Verhältnisse der anderen Länder verkettet und nicht zum wenigsten von der Einigung Deutschlands und den dadurch hervorgerufenen politischen Konjunkturen abhängig gewesen; wohl durfte, historisch betrachtet, keiner der natürlichen Faktoren fehlen, um Hamburg zu dem zu machen, was es heute ist. — Doch bei der Beurteilung des Gewesenen und des gegenwärtig Vorhandenen tritt vor allem die zielbewußte Zusammenarbeit des Ingenieurs mit dem Kaufmann in den Vordergrund, die sich alles von der Natur Gegebene und von den Verhältnissen Gebotene mit seltener Geschicklichkeit, mit alles überwindender Thatkraft unter enormen Aufwendungen nutzbar machte.



Abb. 19. Ein Seehafen im Entstehen.
(Dampframmen auf Kuhwärder an der Arbeit.)

Sonnensehnsucht.

Von

Frida Schanz.

Ein drückendes Lasten, schwer und dumpf,
Eine schmerzende Sehnsucht, riesengroß,
Und Tag um Tag vergeht, grau und stumpf,
Und Tag um Tag vergeht, — sonnenlos!

O du Wald, der die straffen Zweige dehnt,
Du Saat, die sich aufreckt, himmelan,
Du Hecke, die sich nach Knospen sehnt,
Ich liege mit euch im harten Bann,

Ich schmachte mit euch unter dunkler Macht
Und harre des Tags, der den Zauber bricht,
Und strecke mein Sehnen aus tiefster Nacht
Und flehe und bete — um Sonnenlicht!



„Leiden.“

Blätter aus einem Lebensbuche.

Von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Schluß.)

Er sah mich nach wie vor mit seinen feierlichen Augen an, aber so klug wurden sie, o, so unangenehm klug, und dann lächelte er. — Das war wie Konrad. Er las mich und meine Gedanken. Ich fühlte, daß ich rot wurde; er schob Mutters Brief ganz in die Brusttasche hinunter und erhob sich sofort:

„Die Spaziergänge möchten wir wohl lieber vertagen, bis Sie gesunder werden. Nun wüßte ich noch deutsche Lektüre anzubieten und, wenn es angenehm sein würde, mein Haus auf der Rapenburg zu besuchen, gnädiges Fräulein? Einstens ist es das Haus Ihrer Großeltern gewesen. Meine Schwester Neeltje ist vor der Speisezeit immer bereit, Gäste zu empfangen. Bis gegen Neujahr wohnt sie bei mir und gebraucht einen Augenarzt. Dann geht sie zurück nach Amsterdam.“

Auch noch eine Schwester! — „Neeltje,“ was ist das für ein häßlicher Name. Nein — ich mag nicht. Auf konventionelle Einladungen bin ich jetzt nicht zugeschnitten. Wieder mußte ich mich herausreden und ganz wahrheitsgetreu. Ich habe wirklich kein Besuchskleid im Koffer, nur alte, unelegante Sachen. Aber auf die deutsche Lektüre stürzten sich meine Wünsche; von Zuhause hatte ich nichts als unsere Berliner „Post“ vom 31. Oktober mitgenommen und das Kursbuch.

Die Lektüre versprach er mir morgen selbst zu bringen, und sich ferner für mich zu bemühen. — Das ist lästig.

* * *

Den 16.

Er hat in meiner Abwesenheit ein Bücherpaket gebracht. Ich bin mit Absicht fortgeblieben. In Katwijk aan Zee war ich, den halben Tag lang. Schöne Stunden — ich fühle mich nicht mehr ganz so flügellahm. — Das Packet hat Zeit, erst muß ich kurz erzählen. Wie dankbar wird der vereinsamte Mensch schon für das kleinste Erlebnis, das sich über die Fläche des Alltäglichen hinaushebt, so hoch wie ein Maulwurfshügel.

Eigentlich hatte ich mir meine damalige trostlose „Sommersorge“ einmal bei ruhigen Sinnen und klarerer Luft ansehen wollen, um auf die Art ein Stück Selbsterziehung zu üben. Dann verlockte mich, ehe ich in den Saal trat, der Blick den ländlichen Rijnsburgerweg hinunter, und der frische Wind, der am Himmel kräftig Wolkenjagd machte und nach See schmeckte. Gegenüber hielt die Dampfbahn nach Katwijk eben noch, und im Zweitklassenwagen saßen plaudernde Fischfrauen; fahlbunte Radmäntel um die Schultern, weiße Hauben um die frischen, lebhaften Gesichter — zwei mit den goldenen Ohrenblechen dabei und den herausragenden Schmucknadeln vor den Schläfen: glitzernde Spiralen, wie Schaumschläger aus der Puppenstube anzusehen. Eine muntere, blankäugige Alte trug einen regelrechten Sévigné aus Großmutterzeiten, am Silberkettchen in die Stirn gehängt. Sie unterhielten sich derb und laut und neckten einander; „Jansje“ hieß die eine, die blonde, und „Kaatje“ die gedrungene mit dem glatten, schwarzen Scheitel, und „Trui“ die dritte, die beim Lachen tiefe Grübchen und hinter den Puppenschaumschlägern krauses Rothaar zeigte. In der Mitte des Wagens stand ein schön geheiztes Eisenöfchen, um das herum saßen sie alle



Prinzregent Luitpold von Bayern. Zu seinem 80. Geburtstage.
Nach dem Gemälde von Franz Stuck.

und wärmten sich die Hände. Von Zeit zu Zeit kam der Kondukteur herein und heizte nach; dann wurde das Spaßen noch ein bißchen geräuschvoller, aber es lag nichts Grobes oder Gemeines darin, und der starke Fischgeruch, der noch an den leeren Körben hing, reiste mit der bunten Gesellschaft an die See zurück. Ich habe bis heute die See niemals mit lebenden Augen gesehen, nur auf Bildern und in meiner Phantasie. Sehr gespannt war ich.

So dampften wir zwischen Wiesen und Grachten dahin und zwischen langen Strecken schlafender Tulpen- und Hyacinthenfelder, sorglich bedeckt. Hin und wieder ein kurzer Halt. Ruysdaelsche Bilder am Horizonte: runde Baumgruppen, drehende Mühlenflügel, idyllische Gehöfte. In der Ferne hoben sich die Dünen immer plastischer; dann plötzlich ein neues, unvermutetes Idyll: Dorf Katwijk am Rhein. An dessen geradem Arme rechts die malerische Jesuitenschule, links unter hängendem Gezweig die Dorfhäuser mit hellumrahmten Fenstern und farbigen Thüren: grün, braunrot, ockergelb und blau. Zum Rheindorf hinaus und mit einem Schlage Dünenlandschaft. Kreischende Möven schossen über die Sandhügel hin und her, drüben im halbverschleierten Sonnendufte der schlanke, neue Kirchturm vom Dorf Katwijk an der See, hüben die alte Kirche, ein massiges weißes Gebäude; der Turm, mit Dachgalerie und flachem Kuppelhute, breit und trotzig hingesetzt — das Ganze stand blendend wie Schnee vor der schweren, schwarzgrauen Wolkenbank, gegen die der Wind noch Sturm lief. Verblüffend sah's aus; unnatürlich, ein richtiger Knalleffekt. Aus der Ferne dazu ein dumpfer, schwellender Ton, halb Grollen, halb Drohen. Nun hielten wir. Meine lustigen Weiber von Katwijk stiegen aus; Kinder, angezogen wie alte Frauen, umsprangen sie, und da und dort ein Ehemann, den Tabaksballen in der Backe, über dem feuerroten Wollhemde das dunkle, kurzärmelige, und das weite Beinkleid. — Zwei der Frauen trugen abscheuliche, moderne Capothüte auf die entzückenden Hauben gesetzt. Augenscheinlich waren sie funkelnagelneu, heute erst in Leiden erstanden, und weidlich bewunderten sie die Ehegatten.

Jetzt ging ich nicht — ich taumelte gegen den mächtigen Wind an, und der dumpfe, schwellende Ton der See ward immer vernehmlicher. Nun noch die Böschung hinunter; — der Triebsand wirbelte mir wild ins Gesicht, — dann einen Pfad gesucht zwischen stampfenden Riesengäulen und tonnenbelasteten Wagen; vorbei an der langen Reihe von Katwijker Fischerbooten, den „Pinks", starken schwerfälligen Kähnen, und dann endlich hatte ich das Meer, so nahe, daß es meine Schuhspitze berührte.

Zum erstenmale lag es da vor mir. — Schildern kann ich es nicht, auch keinen der beliebten Vergleiche machen: „Meer und Leben" —: wenn das Leben solch eine erdrückende Macht wäre, in der unsere Kraft und Arbeit nichts sind — auch gar nichts; nur eine lose Sandwelle, die diese Wogen auf das armselig nackte Erdenufer hinaufdrängen und dann gierig zurückreißen und wieder in sich hineinschlingen —? O, besser nie geboren werden! „Meer und Herz". — „Meer und Liebe"? Welches Menschenherz besitzt solche Gewalten; welche Menschenliebe ruft und empört sich so unablässig, so ewig, wie das Meer? — In uns schwachen Kreaturen erschöpft sich alles einmal. An meinem Lose habe ich das Beispiel; — klein — klein sind wir! Was wir selbst nicht zustande bringen, das vollendet der Tod für uns, und dies unser Ohnmachtszeugnis nennen wir unseren letzten Trost. — Milliarden schwächlicher Menschentode hat das Meer gesehen, und seine Kraft ist ungebrochen. Es ist wie die Ewigkeit selbst. — Unerschöpflicher, größer wenigstens, kann sich ein gewöhnlicher Menschengeist die Ewigkeit nicht vorstellen. — Physik, Mathematik und Philosophie zersplittern an dem Begriffe, oder wickeln sich daran fest, wie der Faden ans Knäuel. Was nützen die dickleibigen Bücher mit lauter Voraussetzungen, denen der zweifelsfreie Wahrheitsbeweis fehlt? Den lach' ich aus, der mir einreden will, er erkenne die Urmacht und ergründe die Ewigkeit.

Ich weiß wohl einen, mit dem ich noch einmal hätte philosophieren mögen, dort unten in Katwijk, zwischen den Pinks mit ihren terracottaroten und siennabraunen Segeln, die sich nicht reffen lassen wollten und bauschend knarrten und klatschten. Hinter mir arbeiteten die Fischer, daß ihnen der Schweiß troff, und rissen und zerrten, unter eintönigem Singsang, an Leinwand und Tauen.

Heringsgeruch, das Rollgeräusch vieler Tonnen, das Schnaufen der mächtigen Ziehgäule, bald ein Kinderstimmchen, das sich dreinmischte, bald eine hohe Weiberstimme. Lauter Kleinleben und kleine Leidenschaften: hier Mühe, da Streiten, dort Neckerei — Liebelei. Man denkt sich eine Art Romankapitel aus, und unbekümmert darum donnert Wogenberg über Wogenberg heran.

So sind wir nun. Ich stand und schrumpfte in mich selber zusammen; ich, mit meiner Vergangenheit, die ich „Tragödie" getauft habe. — Und kann schon wieder geistreicheln und ein dummes, kleines Abenteuer genießen, wie einen Leckerbissen! Eitelkeit der Eitelkeiten.

Jetzt also das Abenteuer. Das kam so: Plötzlich riß das Sonnenlicht die kämpfenden Wolken auseinander; das Spiel der Wellen ward eine herrliche Farbensymphonie, und ein Strom von Wärme flutete vom Himmel nieder. Da fühlte ich mit einemmale, daß ich jämmerlich kalt an Händen und Füßen geworden war, und als ich irgend einen lustigen kleinen Nichtsnutz sein Tonnenreifchen über den Sand wirbeln sah, damit der Wind es nach Laune weiter triebe, lief ich hinter dem trudelnden Ringe her und dachte: ‚Am Ende komme ich so bis an die Rheinmündung, und warm wird man ja auch.'

Allein gerade unter dem Restaurant „zum Rhein" legte sich mein Reifen auf die Seite und sank müde gegen die steifen Dünenhalme. Ich war ebenfalls müde und heiß und außer Atem und fühlte nebenbei ein menschliches Rühren in der Magengegend. Irgend etwas harte Prosa ist doch immer mit im Spiel und pocht gewöhnlich ganz unverschämt auf ihr Recht, ehe die Poesie zu Worte kommt. Demgemäß suchte ich mir den Pfad dünenan und droben fand ich wohl einen geheizten Raum, der, jetzt zur Winterszeit, Billardzimmer, Lesekabinett und Eßsaal in sich zu vereinen schien, aber nirgends eine Klingel und noch weniger ein aufwartendes Wesen. Dafür kniete ein männlicher Jemand mitten im schwebendheißen Raume auf den Dielen, schwang den Hammer, zerrte eine widerspenstige, bemalte Leinwand, die auf den Blendrahmen sollte und beim Spannen Falten warf, und schalt und wetterte auf Französisch und Holländisch.

„Cassieux! Cassieux! Nom d'un — — —!" (ich will die unfreundlichen Redensarten über „Cassieux'" anscheinenden Unwert lieber nicht verdeutschen). In seinem groben, blauen Sweater und mit den zerwühlten Haaren hielt ich den Zornigen keineswegs für einen „Herrn", sondern für einen „Mann". Die gemalte Marine mit ganz reizender Staffage von Katwijker Trachten kam mir viel zu gut vor für die schlechte Behandlung. Im Interesse des abwesenden Künstlers, dem dieser hitzköpfige Tölpel das Bild wahrscheinlich aufspannen sollte, sagte ich mutvoll: „Permettez" — und faßte den Leinwandzipfel, der nach rechts gezogen wurde, während der Hammer links die Nägel einschlug.

Mein „Mann" im Sweater ließ den Hammer sinken, guckte mir mit einem Paar prachtvoller Schwarzaugen ins Gesicht, wischte sich, ungeheuer graziös, die wirren Haare aus der Stirn und lachte mich an:

„A—h—! Sapristi —! Schönen Dank, Madame! Dieser Cassieux kommt niemals wieder und überhaupt keine Seele. Bilder packen sie ein: tous — tous! Fester, Madame, viel fester: voilà, so wird's gut. — — Karten hab' ich nicht bei mir; ich bin Jean Govaerts, Madame."

„Aus Leiden?"

(Empörte Miene und abermaliges Lachen) „Leiden? — Ah non — merci! Jean Govaerts aus Brüssel, Madame."

„Sehr angenehm. Ich bin Deutsche."

„Sehr angenehm!"

Nun schwieg er und sah mich ab und zu von unten herauf mit einer Art lustigen Staunens an. — Vollendet schön war sein Gesicht, als ich's recht betrachtete; es hätte mich früher entschieden sehr entzückt, was machte mir's heute aus? Ich zog nur krampfhaft an meiner Leinwand (jetzt am anderen Zipfel), und dabei besann ich mich krampfhaft. — In der Art dieser Selbstvorstellung lag deutlich ein ungesprochener Zusatz: ‚Jean Govaerts aus Brüssel kennt jeder Gebildete.'

Mir indessen dämmerte keine Ahnung. Es war die reinste Romanverwickelung, und mein bildschöner Jean Govaerts schien sich köstlich zu amüsieren. Dann, als unsere Marine faltenlos vom Rahmen glänzte, richtete er sich zur Idealgestalt eines jungen Gottes vom Boden empor, half mir ritter-

lich auf (mit reichlich genialem Schwunge allerdings), verbeugte sich, schlenderte anmutsvoll zur Thür und wiederholte seine erste Scene:

„Cassieux! Cas-sieux! Ca-as--sieux! Nom d'un — —!" 2c. 2c.

Glücklicherweise erschien Cassieux gleichzeitig in der Thür. Dickes, junges Männchen mit rotem Zwickelbart, Sammetjacke, maigrüner Krawatte und weichem Filzhute. Entschuldigt sich mit Gesten und Worten: Fistelstimme. Der andere schnitt ihm die Rede ab, begnadigte ihn wie der Königssohn den nachlässigen Knappen, zückte scherzend den Hammer auf ihn, als er, beim Anblick unserer Marine, in einen Hymnus auszubrechen begann, und rief nach dem „déjeuner". Cassieux lief nach der Bedienung. Er war entschieden der anbetende Schüler und Prinz Jean sein Meister.

So etwas Frisch-Fröhliches, trotz aller Derbheit, lag im Verkehr der beiden. Es paßte zu See und Sonnenschein draußen. Mir wurde wohl ums Herz dabei, und da mittlerweile auch ein Kellnerbürschchen in Thätigkeit trat, bestellte ich mir zum Kakao und Zwieback gleich Tintenfaß und Papier. Hier in meiner ersten, guten Stunde wollte ich gleich an Mutter schreiben. Bei der kurzen Postkarte von gestern konnte es doch unmöglich für all die Güte bleiben.

Die Tinte zu Brei und Pulver eingetrocknet. Prinz Jean, der rechts von mir mit seinem Cassieux Muschelsuppe aß, sah es sofort und schickte mir durch den Getreuen seine goldene Füllfeder zur Benutzung. Lachte mich wieder mit dem echtesten Herzensräuberlachen an, aber bei mir gibt es nichts mehr zu rauben.

Dann, während ich meinen Kakao trank und mir meinen Brief an Mutter überlegte, ward Cassieux mit dem Bedeuten entlassen, die Bilderkiste via Rotterdam zu befördern, und Prinz Jean blieb allein. Er saß rauchend im Stuhl zurückgelehnt — genau genommen ließ er sich, in Gegenwart einer Dame, recht unprinzlich gehen. Aber Schönheit gibt ja für mancherlei Unarten einen Freibrief. Mithin blies er seine Rauchringel und starrte über sich in den blauen Dunst, als warte er auf eine Eingebung von oben.

Nach einer ganzen Weile sah ich von meiner Schreiberei auf, weil es mir schwer ward, die rechten Worte für meine Empfindungen Mutter gegenüber zu treffen. Da bemerke ich, daß Govaerts mich mit beobachtenden Augen betrachtet und dann eifrig hinter der vorgehaltenen Hand zeichnet. — Mich als Modell für irgend eine Staffage auszunutzen? — rasend unverschämt fand ich das. Ich hatte kaum mehr soviel Sammlung, daß ich meinen Brief zu einem anständigen Schlusse bringen konnte.

Er ließ sich gar nicht stören, pinselte und zeichnete und hob ungeduldig die Achseln, sogar mit dem Fuße trat er zweimal auf. — Ja. — und durchaus nicht leise. Ärgerlich genug werde ich ausgesehen haben. Endlich wurde mir's zuviel; ich stand auf, trat an seinen Tisch und gab ihm die Füllfeder zurück. Dabei sah ich denn, was er zeichnete und daß ich recht geargwöhnt hatte; er blickte mich seelenruhig von unten herauf an und deckte nicht einmal seine Hand über die Skizze.

Ich sagte ganz geradezu: „Monsieur Govaerts, das muß ich mir verbitten!"

Er riß die Augen auf: „Wie —? Von mir?"

(‚Ich erweise dir eine große Ehre,' lag wieder in der Gegenfrage.) Dann gab er die herrlich flotte Skizze — Tusche und Sepia — in meine Hand und erklärte sie mir, wie wenn ihm meine gerechte Entrüstung Nebensache wäre:

„Verstehen Sie, — es ist eine Illustration zu Pierre Loti's Islandfischern: Gaud, die auf Yann wartet — vergeblich. Das lange Harren habe ich in die Haltung gelegt, vous comprenez. Kennen Sie den Roman?"

„Nein."

„Warten Sie; ich gebe Ihnen den Titel, Madame. Sie passen mir, wie geschaffen für die Gaud — ganz die Morbidezza, die ich haben will, und nicht mehr allzu jugendlich. Ja, meine Figur gebe ich Ihnen nicht heraus; Ihren Zorn für den Diebstahl nehm' ich auf mich. Enfin: wir werden einander schwerlich je wieder begegnen. — Für alle Fälle Madame: — mein Atelier liegt Avenue de Marnix. Pardon, Madame, noch fünf Minuten."

Liegt das Beherrschende im Genie, oder in seiner Schönheit und meiner Eitelkeit? Ich glaube, daß ich, angesichts solches göttlichen Selbstbewußtseins, schlichtweg versteinerte.

Kurzum — ich schenkte ihm nicht nur die fünf Minuten, sondern noch fernere fünfzehn. Sah dann nach der Uhr, und da er mit erhobener Hand „pst!" machte, hielt ich ihm weitere zehn still, wie das beste, bezahlte Modell. — Darauf durfte ich mein alter Ego betrachten, wie es da am Fenster der düsteren Kammer saß im Mieder und bretonischer Haube, vor sich auf dem Tische ein gestricktes Fischerhemd, darunter ein Buch (man sah das Gebetbuch an den fünf oder sechs kleinen Pinselstrichen). Die Haltung wie in Angst gebrochen und die Ähnlichkeit unheimlich getroffen. Selbst das auf der Skizze, was Mutter so oft sagt, mir zum Ärger: „Annchen, mache nicht so spitze Ellbogen." Ja, selbst das! —

Mir kamen wehe, schmerzliche Gedanken — das Vergangene drang auf mich ein. Dann regte sich eine stolze Freude: ‚Nun wirst du doch nicht zerstieben wie das Atom im All. Etwas bleibt von dir: ein Kunstwerk. Solch eine vollkommene Skizze kann nur ein echter, großer Künstler machen. — Du mußt diesem Jean Govaerts genau nachfragen.'

Was er wohl gedacht hat? Schließlich dankte ich ihm noch für seine Dieberei; er schmunzelte listig und sah aus wie ein sehr reizender, eitler Junge, und ich schrieb mir sogar das Motto ab, das er unter mein Porträt gekritzelt hat:

„— — ayant repris une sorte d'espoir elle s'était remise à l'attendre" (Pierre Lotis Yann nämlich).

Das paßt traurigerweise nicht auf mich. Ich habe nicht das Recht, der armen Gaud irgend eine Art Hoffnung wiederzugewinnen. Und wenn ich mich jahraus jahrein wartend an mein Fenster setzte: mein Yann käme nie wieder zu mir.

— — — — — — — — — — — —

Nun will ich mich bei Professor Helders Büchern beruhigen.

* * *

Den 17. früh bei Licht.

Ich kann den Tag nicht mehr erwarten. — Alles totenstill im Haus. Die ganze Nacht habe ich hindurch geweint.

Mitten in dem kleinen Buche solch ein Lied!

Oft in der stillen Nacht, wenn zag der Atem geht
Und sichelblank der Mond am schwarzen Himmel steht,
Wenn alles ruhig ist und kein Begehren schreit,
Führt meine Seele mich in Kindeslande weit.

Dann seh ich, wie ich schritt, unfest, mit Füßen klein,
Und seh mein Kindesaug' und seh die Hände mein
Und höre meinen Mund, wie lauter klar er sprach,
Und senke meinen Kopf und denk' mein Leben nach.

Bist Du, bist Du allweg gegangen also rein,
Wie Du gegangen bist auf Kindesfüßen klein?
Hast Du, hast Du allweg gesprochen also klar,
Wie einstens Deines Mund's lautleise Stimme war?

Sahst Du, sahst Du allweg so klar ins Angesicht
Der Sonne, wie dereinst der Kindesaugen Licht?
— — — — — — — — — — — —
Ich blicke, Sichel, auf zu Deiner weißen Pracht;
Tief, tief bin ich betrübt oft in der stillen Nacht.

— — — — — — — — — — — —

— — — Ach! — tief, tief bin ich betrübt! —

* * *

Den 18.

Mein Gott, mein Gott! ich erkenne ja, wo ich schwer gesündigt habe. — An Mutter! O, was ist aus mir geworden? — O Gott, wenn du mich strafest und mir Mutter nähmest!

Das Lied ist von einem Modernen, von Bierbaum. Soviel Modernes ist im Bücherpaket, Namen, die ich nicht vertragen kann. Mit dem Namen Bierbaum war mir's ebenso gegangen, und nun schlage ich aufs Geratewohl auf, wo das Zeichen lag, und er bringt mich zur Erkenntnis. — Wenn ich jetzt an meine Kindheit zurückdenke und an alles, was Mutter für uns gethan hat und still getragen — stürzen meine Thränen vor Gram über mich selber und über die viele, viele Liebe, die Mutter an mich verschwendet hat. Die kann ich mir niemals zurückholen. Gestern schrieb ich an Mutter, aber der Brief liegt noch in der Mappe. Ich kann ihn nicht abschicken. Mutter würde ja denken, ich wollte hier ins Wasser gehen.

* * *

Den 20. Unser deutsches Tatenfest.

Ich habe auch vieles in mir begraben! — Der Professor ist hier gewesen, sehen konnte ich ihn nicht. Mußte weinen, sowie Mietje mir nur seinen Namen nannte. Es ist wohl ein Rückfall in die Krankheit, die ich eben erst überstanden habe. Immer nur die Gedanken an das, was ich Mutter angethan habe, und die nagende Reue über Stresa und meine ganze Kopflosigkeit.

Die Bücher habe ich zurückgeschickt, gleich hinter dem Professor her. Ich fürchte mich vor dem, was ich noch finden könnte. Nur das kleine Gedichtbuch von Bierbaum habe ich dabehalten und den Führer durch Holland. Mietje will mir heute einen Fahrplan besorgen.

Es steht fest in mir. Ich will nach Geldern und will versuchen, ob ich nicht einen Gottesdienst in der Dorfkirche mitmachen kann, wo mein Vorvater einst gepredigt hat. Putten heißt das Dorf; der Name ist mir wieder eingefallen. Ich habe Mutter meinen Entschluß mitgeteilt, einen neuen Brief geschrieben und den vom 17. verbrannt — Auge in Auge sagen, was man so tief fühlt, das ist besser als tote Buchstaben.

* * *

Den 22.

Sehr ungehalten war ich. — Sonntag Mittag schickt mir der Professor seinen Hausarzt über den Hals und schreibt mir ein Billet, des Inhalts, daß seine Schwester mich bestimmt erwarte, sowie ich mich wohler fühle. Mutter habe ihm brieflich große Sorge wegen meiner ausgesprochen, und es sei ihm eine angenehme Pflicht — — u. s. w. —

So empört ich innerlich war: der Arzt ist ein lieber, alter Herr, und sein Chinin und das Schlafpulver kamen wahrhaftig zu rechter Zeit. Heute kann ich wieder klar und ruhig denken und sehne mich nach frischer Luft. Käme ich nur erst mit dem holländischen Kursbuche zustande. Da ist mitteleuropäische Zeit angegeben und Amsterdamsche Zeit und Ortszeit — heillos! Nichts stimmt, soviel ich auch tiftele und vergleiche. Mit Mevrouw und Mietje komme ich zu keinem richtigen Verständnis. Mevrouw versteift sich darauf ein rätselhaftes Deutsch zu radebrechen, und Mietje wirft sich hintenüber vor Vergnügen darob: „Maar! Sei doch still Ma'tje! O, was ist das lächerlich, Fräulein Merveldt!" — Ich muß es aufgeben.

* * *

Spätabends gegen Mitternacht.

Nach langem Überlegen hatte ich mich entschlossen, von der Erlaubnis Gebrauch zu machen, Fräulein Helder zu besuchen und sie oder ihren Bruder um Rat wegen meines kleinen Reiseplanes zu bitten.

Gerade als ich meinen Hut aufsetzte, sah ich im Kaminspiegel den Professor hinter mir eintreten, wieder steif und höflich im Besuchsrock und Cylinder. Jegliches Schwanken nahm er mir unter den Händen fort und gab sich dermaßen überlegen, daß es mich gänzlich verblüffte. Griff mir ohne weiteres an den Puls, der Laie, erklärte: „kein Fieber," steckte mein Kursbuch und seinen Hollandsführer nach kurzer Frage in seine Rocktasche und klingelte Mietje herein:

„Fräulein Merveldt ist zum Speisen nicht anwesend." —

Wie ein selbstherrlicher Pascha. Ich hatte gar keine Stimme in der Entscheidung.

Während des Ganges die stille Rapenburg hinunter hat er auch nicht ein Wort gesprochen. Schritt hielt er wenigstens mit mir, und zweimal nickte er, im Interesse meiner ästhetischen Bildung, gegen einen besonders schönen Giebel hin. Es schadete weiter nichts; ich war wohl noch weniger als er zum Reden gestimmt, und das Gefühl eines gewissen Beschütztseins genügte mir vollkommen. Beim Eintritt in sein Haus gab er mir die Hand, drückte meine kräftig und sagte, so auf der Schwelle, in seiner feierlichen Weise:

„Nun zum Willkommen in der mütterlichen Heimat."

Wie mich das erschütterte nach diesen letzten Tagen voll innerlicher Vorwürfe, das kann ich nicht in Worte fassen.

— — — — — — — — — — — —

Das Hausinnere schildern? Wozu? Zum damaligen gestohlenen Fenstereinblick kommt die Wärme und ein Hauch von ganz unbeschreiblicher Gemütlichkeit. Wirklich lauter alte Holländer an den Wänden in altmodischen Goldrahmen. Teilweise aus Großvater Lorans Nachlaß übernommen. Besonders ein paar zierliche Netscher und ein Wouwermann. Den zeigte mir der Professor mit dem Reflektor, und alles lebte und glühte auf im scharfen Licht. —

Es sind steife Menschen alle beide, Bruder und Schwester, kühl von außen, von wenig Worten im Verkehr miteinander, aber man fühlt doch überall durch, wie sie sich liebhaben und wie freundlich sie mir um Mutters willen gesinnt sein wollen — mein, mehr als das. Sie *wollen* es nicht nur *sein*, sie *sind* es wirklich.

— — — — — — — — — — — —

Meine Seele ist nicht mehr vertrotzt und hat kein Bedürfnis mehr nach Ironie. Sie hat auch ausgefunden, daß ihre sogenannte Entsagungsphilosophie Nebelweisheit ist. Im Entsagen liegt viel weniger Kraft und Klugheit als im Zurechtrücken der Ereignisse unter einen anderen Gesichtspunkt. — — Die Spatzenjagd und die Menschenflucht sind doch wohl die verkehrten Mittel gegen meine Krankheit gewesen. — Kurzsichtige Heilkunst.

Dieser Abend bei ganz fremden Leuten, die, Mutter zu Liebe, ein Band zwischen sich und mir knüpften, und mit solch geschickten Händen, hat mich weich gemacht. Ich habe Hunger nach dem verachteten Brote; Sehnsucht nach Mutter — Heimweh. —

Meine liebe, beste Mutter; ich will gutmachen. Sowie ich nur mit Deinem alten Gesangbuche in der Gelderschen Dorfkirche gewesen bin, die Dir heilig ist, reise ich heim zu Dir. —

Der Professor hat meine Sache in die Hand genommen und mich vor die fertigen Pläne gestellt. Er muß es ja auch am besten wissen.

„Nächsten Sonntag am ersten des Advents, werden Sie über Utrecht verreisen, früh $^1/_2$ 8 Uhr nach Leid'scher Zeit," sagte er. „Ich sende ein Anmeldungsbriefje an Wohl-Ehrwürden den Herr Domine zu Putten, und im ‚Molenaar' kann sie gut speisen, wie, Neeltje?"

„Nein, Brudertje, sie muß im ‚Schimmel' speisen, draußen auf der Landstraße bald nach der Kirche," entschied Fräulein Cornelie, „der ‚Molenaar' schließt über den Winter." Während dann „Brudertje" nebenan in der Bibliothek die Zuganschlüsse für mich ausschrieb, saßen wir zwei Damen uns im Wohnzimmer am Kaminfeuer gegenüber. Es war gleich nach Tisch, und der Kaffee in der Silberkanne mußte auf dem Kohlenbecken duften und warten bis „Mijnheer" mit Schreiben fertig war. Um „Mijnheer" dreht sich überhaupt das Haus und die Liebe darin, wie es scheint.

Mijnheers Schwester hatte den Augenschirm abgenommen und in ihren Schoß gelegt, und hielt sich einen chinesischen Fächer seitwärts vors Gesicht gegen die Helligkeit des Feuers. So machte sie ein interessantes Profilbild. — Ein richtiges altes Mädchen ist sie trotzdem und hat ein schmales, saltiges Gesicht mit klassischer Nase und übergroßen, braunen Augen. — Jeder Zug durchgeistigt; der Mund scharf und beweglich. Als sie zu sprechen anfing, dachte ich: ‚Das kann ein rechter Genuß für mich werden, oder eine beträchtliche Hirnanstrengung.' Davor graute mir, ehrlich gestanden.

Allein, gottlob, nichts von Hirnanstrengung für mich. Sie gab sich ganz einfach, hielt ihre Persönlichkeit so völlig im Hintergrunde und wußte so sympathisch zu fragen und zuzuhören, daß einem die Rede frei wurde. Zurückhaltung und Teilnahme in merkwürdiger Mischung, und jedes Wort vorbedacht. — Nur nebenbei erfuhr ich den Grund ihres Augenleidens. Sie hat Naturwissenschaft studiert, ihren Doktor gemacht und versieht ein Assistentenamt am zoologischen Museum in Amsterdam. Das Mikroskopieren ist ihre Leidenschaft, und nun müssen es die klugen Augen büßen. — „Coba", die zweite Schwester, bei der sie in Amsterdam wohnt, hält ein kleines Pensionat an der Keizersgracht, und in ihrer Abwesenheit beaufsichtigt „Brudertje" die Augenkur.

„Du und Coba, ihr seid beide modern und selbständig, aber oftmals muß ich gern der Petruchio sein und euch bezähmen, Neeltje, besonders d i c h," meinte der Professor, als der Kaffee getrunken war und er zu uns hereinkam. Notabene hatte er seine Tasse allein in der Bibliothek genommen und dabei eine Cigarre geraucht und Zeitung gelesen. Das gab meinem Dortsein so etwas Ungezwungenes, als ob ich auch zu Haus wäre. Dazu wärmte das Feuer so köstlich, und die Geschwister neckten sich in ihrem trockenen Humor auf Deutsch und auf Holländisch. Ich mußte meine Meinung immer mit hineinwerfen. Wunderhübsch war's, und nun in solch idealen Raumverhältnissen.

Also nach dem Kaffee und dem Scherztrio schickte der strenge Professor Fräulein Cornelie hinauf in ihr Zimmer. Da sollte sie sich still im Dunkeln niederlegen und ihre kalten Überschläge machen.

So blieben wir allein am Feuer sitzen, er und ich. In der Ecke zwischen den Palmen brannte die hohe Säulenlampe unter grünem Schirm, nicht dem gewohnten roten; die Zuggardinen waren behaglich vor den Fenstern, auch grüne Seidengar-

dinen, und draußen kein Windhauch und kein Laut.

— — — — — — — — — — — —

„Nun? Was war in der Unordnung, daß Sie meinen Besuch nicht anzunehmen wünschten?" fragte er. „Doktor behauptet, es ist halb die nasse, Leid'sche Luft und halb die Nervosität des fin de siècle. — Ich fürchte, es sind meine Bücher gewesen. Nun: habe ich es recht getroffen?"

Ich nickte nur, und mein Gesicht mußte ich von ihm und vom Feuerschein wegwenden.

Er reichte mir Fräulein Corneliens Fächer herüber, so daß ich im Schatten sitzen konnte, und fuhr fort:

„Wie ich bei der Öffnung des Paketes bemerkte, hat Ihnen nur ein einziges Buch davon gefallen, dasjenige, welches ich außer dem Reiseführer vermisse. Alles zwar ist nicht Gold darin, wenn es auch in schönen Versen gedruckt steht; nicht wahr? — und ich möchte wohl gern wissen, welches Ihr bevorzugtes Gedicht aus der Anzahl ist?"

„Sie wissen es! — Sie haben ja das Zeichen hineingelegt!" Das fuhr mir heraus, und nichts weiter hätte ich hervorzu bringen vermocht.

„Irrtum — von Wissenschaft ist keine Rede," antwortete er ernst. „Wenn ich nicht unbefangen bin, so liegt es an dem, daß ich zwischen Briefzeilen gelesen habe, was mit keinen Worten aufgeschrieben steht. — Man fühlt solches dadurch, daß man es einstens erlebt hat. Ich habe meiner Mutter manche trüben Stunden und schwermütigen Jahre durch Eigenwilligkeit verursacht. Das würde ich gern ungeschehen machen und kann es nicht mehr. — Wir wollen oft, aber der Tod will anders als wir."

— — — — — — — — — — — —

Wie es soweit gekommen ist, daß ich ihm habe beichten müssen — mein ganzes Verschulden an Mutter, meine Unterlassungssünden — unerklärlich ist es mir. — Das hat den Anstoß dazu gegeben, daß er meine Hand faßte und sie ruhig festhielt; — und alles wußte er ja — mehr als ich selbst!

— — — — — — — — — — — —

— — ich kann den Abend jetzt nicht zu Ende schildern. —

* * *

Den 23. früh.

— aber heute muß ich es gleich thun, denn ich möchte den Beschluß so wenig vergessen wie den Anfang. Es ist doch ein schönes Sprichwort, das alte: „Auf Regen folgt Sonnenschein."

Als wir also eine lange Zeit am Feuer gesessen hatten und ich eine Selbstanklage auf die andere häufte, drückte er meine Hand auf einmal, ließ sie los und zog die Uhr.

„Nun müssen wir den Irrgarten verschließen und wieder in unsere natürliche Landschaft wandeln," sagte er und erhob sich. „In fünf Minuten gehe ich und hole Neeltje herunter, und wir erzählen uns noch etwas Gutes. — Hier ist wohl gewiß noch ein Kopje Kaffee in der Kanne, trinken Sie es; das stärkt, und ich mache Ihnen in der Bibliothek Licht. Kommen Sie und suchen sich etwas anderes zum Lesen aus. Da ist Deutsches und Englisches und links dabei das Französische. Ich habe einen Brief von Coba in der Tasche, den will ich Neeltje oben noch vorlesen. Bis ein wenig später denn; nun schließen Sie unterdes wirklich den Irrgarten zu, nicht wahr?"

Er ging. Ich trank folgsam mein Täßchen lauwarmen Kaffees, obwohl mir dies Hausmittel gegen Seelenleiden lächerlich vorkam, und machte mich, zwischen den verschwiegenen Bücherregalen, daran ‚meinen Irrgarten wirklich zu verschließen'. Es glückte besser, als ich gehofft hatte. Wenn einem solch eine Herrennatur von ihrem leidenschaftslosen Willen suggeriert: — das hilft.

Schwester Coba muß ein Buch von Brief geschrieben haben — eine reichliche halbe Stunde blieb ich allein und las mich in den „Islandsfischern" fest. Dermaßen, daß ich gar keine Schritte über den dicken Teppich kommen hörte. Mit einemmale standen die beiden neben mir an der Bibliotheksleiter; ich saß auf der untersten Stufe und fuhr vor Schreck zusammen.

„‚Pêcheurs d'Islande,' das will ich loben; ist das nicht ein herrliches Buch?" rief Fräulein Cornelie und legte mir die Hand auf die Schulter. „Es soll mich verlangen, Wilm, ob der Schlingel jetzt endlich seine illustrierte Edition ins Klare bringt!"

„Govaerts? Ei lieve! Was du wohl meinst. Du kannst deine Subskription gern noch zweimal bezahlen, und das ist doch keine sichere Verzinsung. Ich habe mein Dutzend Skizzen auch noch nicht voll; die

große Wette will ich Doktor abgewinnen, das sag' ich Dir, Neeltje. Nun guck' an, Neeltje, was Fräulein Merveldt rot wird. Das sieht mir beinahe aus, als wenn sie auch unter die Govaerts-Modelle gekommen wäre: ‚aber in Katwijk — aber in Katwijk tausendundddrei!'"

Jetzt kam ich selbstredend mit meiner romantischen Gaudgeschichte ans Tageslicht. Fabulieren soll ich ja leidlich können — Konrad mochte gern, wenn ich ins Erzählen geriet, und hier an der Rapenburg hatte ich einen Lacherfolg, daß der feierliche Professor sich schließlich die Augen trocknete und Fräulein Cornelie mit erhobenen Händen wiederholte:

„Nein, aber nein! Wilm, was sagst du? Sollte ihm nicht das Handwerk gelegt werden, Brudertje?"

Der also Apostrophierte schüttelte nur mit dem Kopfe und lachte weiter, und dann holte er mir eine große Bildermappe, lauter kostbare Handzeichnungen. Darunter fünf „Jean Govaerts", zwei „Yanns" und drei „Gauds": eine davon fast Strich für Strich meine Gaud, die mich so ungeheuer stolz gemacht. Jedoch diese hier hatte ein ganz jugendliches Krausköpfchen, und es stand ein anderes Motto darunter, und anstatt des Fischerhemdes lag irgend ein weiblicher Aussteuergegenstand auf dem rohen Tische am Fenster neben dem Gebetbuche. Das war, genau so wie mein Gaud-Gebetbuch, mit fünf charakteristischen Strichen gezeichnet.

„Ja, einen Genius hat er, der ist wohl größer als seine Schönheit, der Don Juan," erklärte der Professor, „aber er bleibt in den Pantoffeln, der Genius, und damit kommt er nicht vorwärts. Wenn ein Porträt gemalt ist oder eine Marine wegen der Staffage und hat zweitausend Francs gebracht, so werden dreitausend in Paris verjubelt; wenn sechs Skizzen fertig sind, verkauft er unter der Hand zwölf, und es gibt ein paar tolle Abende in der Avenue Marnix. Da hat er sein Atelier, Fräulein Merveldt."

„— und es soll da nie leer von Damenbesuchen werden, Wilm; das hat Coba von ihrem Malprofessor gehört — besonders um Karneval."

„Ei, Neeltje, was ihr nicht alles hört und wißt, ihr modernen Mädchen! Siehst du, nun wirst du auch hübsch rot, das ist recht Neeltje. Ich muß dich am Ende von Coba wegnehmen hierher zu mir? Nun, Fräulein Merveldt, bald ist wieder Karneval; vielleicht krieg' ich dann eine wohlbekannte Gaud aus Deutschland zum Kauf unter der Hand angetragen, und der Verleger muß sich nochmal vertrösten. — Aber, was wollen Sie: Jean Govaerts, das ist ein berühmter Name."

„So lange, bis er sich selber Vergessenheit schafft," sagte Fräulein Cornelie und machte ihres Bruders feierliche Augen dazu.

Ich wiederholte mir im stillen mein ‚Vanitas vanitatum' und trennte mich von der stolzen Illusion, durch den berühmten und bezaubernden Jean Govaerts unsterblich zu werden.

Jedenfalls aber wurde mir, eine Stunde später, die Trennung von meinen heiteren Wirten viel schwerer. —

Es ist so schön, wenn der erste Schmetterling nach dem Winter wieder über die Wiesen fliegt: — das erste bißchen Frohsinn nach Leiden. — Ich danke dir, liebes, altes Großvaterhaus.

* * *

Den 24.

Ich fand es nicht mehr als anständig, daß ich Fräulein Cornelie in aller Form Besuch machte und ihr zugleich noch einmal für den schönen Abend dankte. Wie gerufen wurde mir gestern mittag der Karton mit meinem neuen Tuchkleide gebracht, wieder verzollt. Es ist ein gefüttertes Straßenjäckchen dabei; — die rührende Mutter hat es mit ihrem schwarzen Krimmer besetzen lassen und einen allerliebsten schwarzen Wienerhut hinzugefügt. Alles paßt ohne Tadel. Ich habe nur Todesangst, daß Mutter sich jetzt irgend etwas versagt deshalb, ihren Wein zu Tisch oder die Eier zum Frühstück. Schrecklich wäre mir das, und auf derartige Fragen antwortet sie grundsätzlich niemals, schreibt auch immer denselben kleinen Satz: „Mir geht es wohl, Gott sei Dank, und ich lebe zufrieden, nur daß mein Annchen mir fehlt." Den stereotypen Satz habe ich sonst immer als Phrase behandelt und übersehen — o, man lernt anders denken!

Sehr, sehr lieb ist Mutters Brief. Sie bittet mich in zarten Worten, ich möchte doch bald einmal freundlich nach Petersburg schreiben und Konrad keinen Groll nachtragen, solle auch nicht unnötig schroff

gegen die Helders auftreten, falls „die jungen Leute" sich meiner annähmen. Es ist mir lieb, daß ich ihr über letzteren Punkt nur Befriedigendes erzählen konnte und auch über den ersteren Gutes. Ich hatte nämlich schon gestern früh an Konrad und seine Frau geschrieben und mich zu „Eva" und „Du" entschlossen. — Sein muß es, das fühle ich, und besser jetzt gleich, als erst eine Kluft zwischen damals und heute gähnen lassen. Konrads Brief hat mir den schweren Schritt sehr erleichtert. So wage ich doch zu hoffen, daß unser langjähriges Herzensverhältnis nicht ganz und gar Schiffbruch erlitten hat durch meine blinde Leidenschaftlichkeit, sondern in anderer Weise wieder seetüchtig gemacht wird.

— — — — — — —

Bei Fräulein Cornelie fand ich, zu meinem Erstaunen, ihre Schwester, Fräulein Jacoba. Der Professor ist bis Sonnabend oder Sonntag verreist, und allein sollte „Neeltje" nicht bleiben. — (Sehr herzlich scheinen die Geschwister in Wahrheit miteinander zu stehen.) Fräulein Jacoba hat ihre sechs „Pensions-Jongjuffrouwen" den beiden Gouvernanten anvertraut und will hierbleiben, bis „Wilmtje" wieder da ist.

Sie gleicht nun viel mehr dem Bruder. Groß, breit und stark von Knochen; rundes Gesicht, frische Farben, hübschen Mund. Ein bißchen viel Zähne zeigt er beim Lachen und lacht gern und herzhaft. Die Augen sind allerdings ganz hellblau und nichts weniger als feierlich, das Haar braun mit einem Stich ins Rote, und das Wesen ebenso klug anmutend wie Fräulein Corneliens, aber derb und lustig, um nicht zu sagen laut. Trotzdem: man kann unmöglich anders als ihr gründlich gut sein. Selbst das Riesencarreau ihres gediegen und hochmodern gemachten Kleides störte mich an ihr nicht. — Die ganze Person ist treuherzig und originell zugleich.

Mich empfing sie ungefähr so wie eine neue Pensions-Jongjuffrouw. Drehte mich rechtsherum und linksherum, kniff mich in die Backe und schwor: ich gliche dem Bilde irgend eines verstaubten Ahnherrn Loran im Leid'schen Kunstmuseum, der „Lakenhal," wie ein Ei dem andern:

„Wenn du ihr das nicht ansehen kannst, Neeltje, dann rat' ich dir, daß du all dein' Lebtage das grüne Verdeck auf deinen Augen behältst!" rief sie eifrig. „Stellen Sie sich mal Neeltje gegenüber, Fräulein Merveldt, da, neben die Calla, so daß Sie ordentlich Licht vom Fenster kriegen: — Siehst du jetzt besser, Neeltje? Das ist doch Aart Loran sein Gesicht auf der Jorisdoelen-Mahlzeit? (Van Schooten hat es gemalt, Kind; Sie sollen es wohl noch selbst sehen.) — Nun setzen Sie mal Ihren Hut anders, Kind; so, schief nach dem linken Ohr und die Feder nach vorn. — So! — Siehst du es jetzt Neeltje?"

— Und Fräulein Neeltje, die Feine, Gehaltene, schob das grüne Verdeck von ihren großen, braunen Augen zurück, nickte und bestätigte:

„Ja, du hast wirklich recht, Coba; das ist Aart Loran sein Gesicht."

„Halb gehört sie zu uns nach Holland," sagte Fräulein Coba, nahm mir den Hut vom Kopf und schälte mich eigenhändig aus der Jacke, weil ich durchaus wieder zum Essen dableiben sollte; „darum muß ich ihr auch was von Holland zeigen, Neeltje, meinst du nicht auch so? Morgen 'ne Stunde den Haag, daß sie wenigstens ins Mauritshuis hineinguckt und sieht unsern Wilm von Rembrandt, und Sonnabend Amsterdam — — Gott ja! was bin ich unbedacht, Neeltje! — als ob du und deine Augenpein gar nicht auf der Welt wärt."

„Wir machen auch keine Verhinderung, meine Augenpein und ich, liebe Schwester," antwortete Fräulein Neeltje; „für mich ist gerade gut gesorgt diese Zeit. Mevrouw Cramer wollte doch morgen zum Zweitfrühstück bei mir sein mit ihrer Kato; das arme Mädchen muß schon zum Zahnarzt und eine Maschine für die Vorderzähne haben. Also könnt ihr beide im Haag bleiben bis zwei Uhr, und übermorgen lad' ich mir Rika van Doorn für den Tag ein, weil Willem sicher nicht da ist. Darauf wartet sie immer, das arm diertje —"

„Na, viel Vergnügen: auch noch, arm diertje? — ich danke! Deine Gutheit ist Schwachheit, Neeltje, und wenn ich Wilm wäre —" Fräulein Coba schlug sich auf den Mund, marschierte zu ihrer Schwester hinüber und gab ihr einen schallenden Kuß. „Also das ist abgemacht, Kindje, Sonnabend

gehen wir nach Amsterdam zu **mir** und machen eine schöne Stadtfahrt — — sie kann ja auch von Amsterdam aus nach Putten reisen; wie, Neeltje?" (**Davon** wußte **sie** ebenfalls? Wie komisch.)

„Wilm hat ihr alles aufgerechnet und vorgesagt; sie muß die Reise genau so machen, wie Wilm es für Recht erkennt," entschied Fräulein Cornelie. „Laß sie bei guter Zeit wieder in Leiden sein, Coba, Übrigens darf ich nicht vergessen, was Wilm heute für Sie geschrieben hat, Fräulein Merveldt. Domine hält erst Nachmittag zwei Uhr die Predigt, darum könnten Sie ebensogut halb elf Uhr von hier wegfahren, wenn es Ihnen besser beliebte. — Willst du Wilmtje nicht mehr abwarten, Coba?"

„Bis Sonntag früh; keine Stunde länger," sagte Fräulein Coba. „Zwei Gänse sind auf die Dauer nicht die Rechten zum Gänschenhüten."

(Wenn **das** die „Miß" und die „Mademoiselle" gehört hätten!)

— — — — — — — —

Diese Unterhaltung ist ja an und für sich sehr alltäglich, aber es hat mir Spaß gemacht, sie so genau wie möglich wieder hinzuschreiben, weil ich finde, sie charakterisiert die zwei alten Mädchen besser als die längsten Schilderungen. Sie sind drei und fünf Jahr älter, als ihr Bruder: — ich muß mich wahrhaftig in acht nehmen, daß ich ihn nicht „Wilmtje" nenne, weil sie seinen Namen so viel im Munde führen.

* *

Den 26., Sonnabend, sehr spät. —

Morgen früh vor Hellwerden geht's fort nach Putten. Ich will, trotz der späten Predigt, doch bei meinem ersten Plane bleiben; ich habe mich nun einmal in die geheimnisvolle Dunkelheit des Reiseanfangs hineingedacht.

Die zwei letzten Tage will ich wenigstens flüchtig nachtragen, so gern ich sie recht ausführlich unter die Feder nähme. — Wie rasch vermag sich doch ein leergewordenes Leben neu zu füllen! — „Voll wie ein Ei," sagt der Holländer, und **so** waren diese Tage.

Freitag zuerst in der stillen Lakenhal meinen Vorfahren besucht, den ehrbaren und tapferen Aart Loran, Leutnant der St. Jorisschützen. — Wenn ich **dem** gleichen soll wie ein Ei dem anderen, so darf ich mich jeglichen Anspruchs auf äußere Reize begeben, ob ich nun meinen Hut schief oder gerade setze. Vor Lukas van Leydens „Jüngstem Gerichte" bin ich dann wieder zu Humor gekommen. Eine solche Teufel- und Engeloffenbarung in heitersten Farbenschmelz gekleidet, ist weniger grausig und erbaulich als ergötzend.

Aus der Lakenhal zur Bahn und zum Haag. Alles, was ich von der Residenz gesehen habe, ist mir über Rembrandts „Anatomie" im Mauritshuis wieder entschwunden. Liebste Mutter, letzte Weihnachten, als Du Doktor Kuntze den Stich schenktest, machtest Du solch ein betrübtes Gesicht und sagtest: „Das mag ich **so** gar nicht ansehen." Damals fand ich Dich wunderlich; heute begreife ich Dein betrübtes Gesicht. O, diese Farben, die Fülle von Luft und Licht, — der Geist, der von diesen Köpfen ausgeht; die ernste und dennoch arbeitsfrohe Stimmung! — — Und auch ohne Fräulein Cobas Fingerzeig und Wort wußte ich gleich, daß der eifrigste Hörer — (der, welcher sich, über den Kopf des Leichnams hinweg, weit vorbeugt um den Armmuskel in Professor Tulps Kornzange zu betrachten, — getrost „Willem Hendrik Helder" getauft werden kann, falls etwa sein wahrer Name verloren gegangen wäre. — Bruder Wilmtje darf eitler auf sein Modell blicken, als ich auf meinen Leutnant Aart, wenngleich er in Natur bedeutend mehr in die Breite geht wie sein Vorbild. —

Gestern in Amsterdam. Wieder zuerst in Rijksmuseum, nachdem es beim frühen „ontbijt" zu warmem Fisch und heißem Kaffee tausend Unfinn von seiten der niedlichen Jongjuffrouwen gegeben hatte, nebst dreisten und schüchternen Fragen nach „Mijnheer Helder". —

Als ich dann neben Fräulein Coba im Museum durch die lange Ehrengalerie wandle, sehe ich am Ende dieser Galerie im Goldglanz einer Sonne, die gar nicht dort scheinen konnte, eine Menschenschar Karnevalsscherz treiben. Ein dunkler Ritter streckt die Hand vor, und deren Schatten fällt auf das gelbe Lederkoller des zweiten, der mit dem dunklen spricht und ein scharfes Profil zeigt. Um die beiden und hinter ihnen bewegen sich allerlei soldatische Gesellen: Arkebusiere und der Fahnenjunker,

und mitten im Tumult eine weiße Kindergestalt. —

„Wie kommt dies alles hierher? Wird das ein St. Niklaasscherz?“ — Die Frage lag mir wirklich auf der Zunge, da wird mir's klar, daß dies Leben und Tummeln ein mächtiges Gemälde ist: Rembrandts „Nachtwacht.“

Da vergehen einem ja die Worte! — Ich stand davor und starrte, — Fräulein Coba lachte, weil ich nicht fortkonnte: „Wollen Sie hier denn festwachsen? Da sind noch viele prächtige Schildereien.“ O, am liebsten hätte ich ihr einfach einen Puff gegeben und gesagt: ‚Lassen Sie mich doch in Frieden; was gehn mich Ihre anderen Schildereien an.‘

Schließlich faßte sie mich unter den Ellbogen und führte mich, an endlos viel Schönem und Häßlichem vorbei, zu den „Stalmeesters“, den Vorstehern der alten Laken- oder Tuchmacherzunft. Fünf Köpfe, die nicht gemalt sind, sondern lebendig wie die Nachtwacht und die Anatomie. Augen, auf deren Wimperschlag man wartet, Lippen, von denen man Worte abliest, dazu Hände, die man „fühlt“. Die eine, die sich leicht zwischen die Blätter des Rechnungsfotianten schiebt, warm und weich, die andere kraftvoll vom sattroten Tischteppich abgehoben mit hochgestrecktem Daumen, die dritte —, die vierte — —

Gott! Ich verliere mich da in den Lieblingsstoff zahlloser Kunstschreiber, und Laienbummheit darf sich kein Urteil anmaßen. Aber Gedanken sind frei, und ich bekenne, daß ich lebhaft an unsern grobkörnigen Doktor Kuntze, den Rembrandtaubeter, und seinen Ausspruch denken muß: „Jeder Pinseler von heute, der Bratensauce über Spinat und Eier gießt, thut sich groß und posaunt: ‚ich bin Rembrandt redivivus.‘ Dummes Zeug! Aufgewärmte Bratensauce ist noch lange kein Rembrandtscher Goldton. — Vor dem jüngsten Gerichte werden keine Auferstehungen mehr gefeiert.“

— — — — — — — —

Der Rest des Tages zu Wagen und zu Fuß — —; wo fange ich an, wo höre ich auf? Beschränkung ist die beste Klugheit. Einmal die stolze Heerengracht entlang lustwandeln, sich einmal, an schwärzlichen Häuserzeilen und matterhellten Synagogen vorbei, durchs schnatternde Schabbesgewimmel der Jodenbreestraat drängen; — einmal, von der Hoogsluisbrücke aus, die belebte Amstel hinunterschauen, auf Wimpel und Masten, Segel und Rauchschlote — alles umloht von der dunklen Glut des Sonnenunterganges und von prachtvoll-phantastischen Wolkengebilden überhangen: — damit erkauft man sich noch längst nicht das Recht, Amsterdam beschreiben zu dürfen. Mein Hirn mag nicht mehr. Zuviel Visionen tauchen auf und tauchen unter. Visionen von schön abgestimmten Farbenskalen, abwechselnder, bunter als in meinem alten Leiden; Visionen von krauser Architektur, die sich, hier wie dort, auf dem Grundtone des Backsteinrots entwickelt, Ranken schlägt, Kränze flicht, mannigfaltige Giebellaunen zu Gesicht bringt. Zuletzt die Visionen des frühlingsgrünen Wiesenhorizonts. —

Man meint, so müsse es hier das ganze Jahr sein: nicht winterlich und nicht sommerlich; immer die herbstliche Wehmut, seltsam untermischt mit Lenzesahnung in der weichdunstigen Luft über smaragdener Grasfläche — —

Die Augen fallen mir zu. Schlaf wohl Mutter; morgen ist ganz Dein Tag.

* * *

Den 27., erster Adventssonntag.
Dorf Putten, in der Conversatiekamer vom „Schimmel“.

Gewiß, ganz Mutters Tag; nur als ich heute früh, in der Finsternis eines bösen Nebelmorgens, am leeren Utrechter Zug entlang schritt, dachte ich enttäuscht und kleinlaut, daß ich doch wohl erwartet hätte — — Unsinn! — Darf man bei jedem, x beliebigen Herren Ritterlichkeit voraussetzen? — Noch dazu bei Gelehrten? — Die haben immer erst hundert wichtigere Dinge im Kopf als Galanterie. Konrad war auch von Natur nicht, was man galant nennt, und Professor Wilm — (nein, um Gotteswillen, das darf ich mir durchaus nicht angewöhnen!) — den hat Mutters Angst und Sorge ja erst auf mich gestoßen.

Item: nachdem der Schaffner mich auch noch verwundert angesehen hatte, weil ich es nicht für nötig fand, erster Klasse auf die Dörfer zu fahren, bestand ich in meiner zweiten einen ernstlichen Kampf gegen die bekannten Verzagtheits- und Verlassenheitsgefühle. Ja, bis hinter Voudekerk habe ich geweint in meiner trübsetigen Ecke.

Dann schien mir der erste Morgensonnenstrahl rosenrot in mein verstaubtes Coupéfenster, und draußen sanken die dicken Nebelwülste jämmerlich vor der jungen Tagesschönheit zu Boden und verkrochen sich zwischen dem Wiesengrase und ertranken in den Grachten, die überall wie Silberband glitzerten. ‚Ach was! Professor hin, Professor her!‘ dachte ich, stützte mich auf meinen Stolz und meine töchterliche Mission und steckte das Thränentuch in die Tasche. Zudem: Advent ist solch ein froher Begriff, und ich fing in diesem wonnigen Morgenglanze über der holländischen Wiesenlieblichkeit urplötzlich an mich auf Putten und die Kirche und den „Schimmel“ kindisch zu freuen. Alles machte mir Spaß, sogar die gutmütige Familiarität des Schaffners gegen mich einsame Weiblichkeit in seiner zweiten Klasse.

So flogen wir zwar nicht auf Dampfesschwingen, aber wir bewegten uns stetig vorwärts durch die Marsch mit ihren stattlichen Dörfern und Flecken und alten, vieltürmigen Kirchen. Wohin man sieht die silbernen Wasserstreifen zwischen dem schönen Grün; schmale, an deren Rändern Schafherden im Trupp Reißaus vor unserem Zuge nahmen, während die Kühe in fetter Beschaulichkeit weiter rasten und grasen wie es ihnen gefällt — breite, die kecke Wellchen um braune Segelschiffe aufwerfen. Schiffe mit Obstkörben und Kornsäcken, bunten Thonwaren und blumenbemalten Holzkisten befrachtet. Dazu hier eine Mühle mit wirbelnden Flügeln; dort drüben drei, und da, weiterhin, mindestens ein halbes Dutzend hintereinander aufmarschiert an der schnurgeraden Gracht. —

Bis Utrecht blieb's immer gleich; dort gab's Wagenwechsel, einen Durchgangswagen und einen jungen, spielerischen Schaffner. Der hatte anscheinend nur zwei Passagiere zu hüten, mich und ein wildes Kleinchen, einen herzigen Lockenkopf mit tiefen Grübchen in Wangen und Kinn. Man sah's: ‚das ausgelassene Dingelchen ist seiner Obhut anvertraut‘. Er bevaterte es nicht mit dem strammen Pflichtgefühle unserer Reichsbahnbeamten, sondern schäkerte, lachte mit ihm wie ein großer Junge, und das niedliche Prinzeßchen ließ seinen bunten Ball in die fernsten Ecken des Wagens rollen. Der große Junge kroch danach auf allen Vieren, klopfte sich den Staub von der Uniform und sah mich verstohlen an, als ob er sagen wollte: ‚Thust du auch nicht Einspruch?‘

Aber ich ließ ihn gewähren und sagte sogar auf Holländisch: „Vergnügen Sie sich ruhig, Mijnheer.“ Als er jedoch in Amersfort seinen Schützling abgeliefert hatte und nun m i c h mit Unterhaltung belustigen wollte, verbat ich mir's.

Still saß ich und sah meinem nahen Ziele entgegen. Der Himmel hatte sich wieder umzogen und legte den holländischen Silberton über eine märkische Landschaft, wie der alte Willibald Alexis und Fontane sie in ihren Büchern malen. Heidestrecken, Föhrenholzung, Sanddünen und überbuschte Hügelzüge. Wir waren schon in der Beluwe, dem Gelderschen Geeststriche. Nur d a r a n ahnte man noch die Nähe des Meeres, daß die Bäume in den Kronen alle landeinwärts geweht standen. — Dann erschienen nach und nach immer häufiger die schönen Gruppen großer Ulmen und Eschen, und der Horizont säumte sich mit Waldung: dunkelgolden stand sie gegen den Nebeldunst; es mußte Eichenschlag sein mit den Herbstblättern noch am Gezweig. —

Als ich schon glaubte, es käme überhaupt heute nicht mehr, hieß es plötzlich „Putten!“ Da sagte mir der Bahnbeamte: „As u blieft, Dame: das Dorf liegt dreiviertel Stunden von hier; den Weg will ich der Dame wohl weisen.“

„Und wann ist Kirchzeit?“

„Die ist jetzt, Dame. Aber es ist nur Lesung. Domine kommt um halb ein Uhr von Reisen zurück und hält um zwei Uhr Predigt. — Putten ist 'n ‚aardig Dorpje‘, das wird der Dame gut gefallen, und das Hotel heißt der Schimmel. Tot weerziens, Dame.“

Nun war ich ja nach jeder Richtung hin mit Anweisung versehen und verschmerzte den Professor gänzlich. Allein mit meinen Gedanken wanderte ich gemächlich dem „artigen Dörfchen“ entgegen. Der Weg gefiel mir jedenfalls ungemein; er hatte Stimmung wie alles in Holland. Zuerst durch eine Allee hoher Bäume, der Wind rauschte in den Wipfeln; dann immer zwischen zwei dichten Wänden goldener Büsche weiter: die Eichen im Herbstlaub; und die Sonne, die wieder hervorgekommen war, ließ ihre Strahlen

so recht mit Wonne in der Pracht Versteck spielen. Es war ordentlich märchenhaft poetisch. — Schnurgerade, wie vorhin bei Utrecht die breite Mühlengracht, lief auch mein breiter Klinkerpfad zwischen den goldenen Büschen. (Ich mußte unwillkürlich versuchen, ob ich mir das geliebte Kinderlied vom Bäumchen, das andere Blätter gewollt hat, noch halbwegs aufsagen könnte, und wirklich: es ging. —) Der Himmel stand blaßblau und hochgewölbt darüber, und aus der Ferne kamen Kirchgänger auf mich zu; die Lesung war also zu Ende. Es war hübsch, wie sich die winzigen Püppchen allmählich vergrößerten. Schwarze Männer in altmodischen, schmalrandigen Hutröhren; nirgends ein weißer Faden an ihnen sichtbar; Frauen in dunklen Schnebbenjacken und Mädchen in kaneelbraunen, mit roten und blauen Halstüchern, kokett gesteckt. Dazu bauschender Rock, Schinkenärmel, große Schürzen und wieder andere Hauben, als ich bisher gesehen habe. Feiner Spitzenstoff, zierliches Gekräusel ums Gesicht und die tiefgehenden Scheitel; im Nacken eine lange, enggefältelte Manschette.

Sehr ernst erwiderten sie meinen Gruß und wiesen mich mit den knappsten Worten zurecht. Nur eine Alte blieb stehen und wurde zuthulich, weil sie unter meinem Arm Mutters ehrwürdiges Gesangbuch bemerkte. Ich mußte ihr's in die unsicheren Hände geben, damit sie die Jahreszahl darin lesen konnte. Als sie Mutters viele getrocknete Blumen zwischen den Blättern sah, nickte sie und lachte mit ihrem zahnlosen Munde, und ich ließ mir das goldene Heckenzweigelchen schenken, das sie, mit Brille und Taschentuch, auf ihrem Gesangbuche hielt. Ich habe es in Mutters Buch gelegt: — es ist wie ein gutes Vorzeichen für diesen ihren Tag.

Plötzlich — (ich hätte noch immer so weiterwandern mögen) — tauchte das Dorf zu meiner Linken auf. Mitten in Bäumen der stattliche, graue Zuckerhut des Kirchturms; dann eine saubere Straße — aber peinlich sauber und lautlos still, — dann die Kirche selbst; wieder Backsteinbau, dunkel und moosig vor Alter; zwei Giebel vor dem Turme. Ringsherum dunkle Häuschen in Gärten, die Scheiben blank, die Hausthüren grün; innen Feuerschein und Tabaksqualm, oder spielende Kinder. Dann noch ein Stück Chaussee — kein Pferdehuf, kein Wagenrad — tiefste Sonntagsruhe überall, und die ganze Landschaft schimmerndgrün und goldbraun bis zum Horizonte. Wiesensammt und Eichengehölz.

Hier im „Schimmel“ gleichfalls tiefe Stille. Sonntagsruhe, wie auf der Landstraße und im Dorf. — Und doch schon modern angehaucht. Die Frau Wirtin radelt, und das verstimmt mich, weil es nicht in die Landschaft paßt. Mich zu begrüßen, das war zuviel Mühe in Anbetracht des Feiertages. Sie machte mir ein übellauniges Gesicht, als sie in eleganten „Bloomers“ an mir vorüberging und dem frischen Dienstmädchen, dem die Geldersche Haube allerliebst zu Gesicht stand, kurze Anweisung gab. Gleich darauf sah ich sie von dannen radeln, neben ihr der Gatte, der wie ein jagdbarer Geschichtenbaron aussieht. —

Mir heizte Fijtje in der Gelderschen Haube die „Conservatiekamer“ und ging auf unhörbaren Sohlen an jedes Möbel, um die Deckchen darauf genau zipfelig zu rücken und die Sofaschoner noch sicherer festzustecken. Nun sitze ich also in diesem banalen, von Veranden eingekerkerten Raume. Man spürt es mit allen fünf Sinnen, daß er seit Monaten unbenutzt steht. Der Ofen bedenkt sich langsam auf seinen Zweck, und nur die liebliche Aussicht lächelt sonnenverklärt herein. Meine farbenreiche Leid'sche Conversatiekamer ist mir tausendmal lieber. Dieser Schimmel wiehert: „Sommerfrische!“ und das ist im Winter ungemütlich. —

Es ist mittlerweile zwölf geworden; gleich muß mein frugales Mittagsmahl angerichtet werden: Reiswurst, Korinthenbrot, Edamer Käse und Kakao. Weiter ist heute nichts zu haben, und die Herrschaft speist in Nijkerk. —

Eine edle Speisenfolge! — Sonntagsruhe.

— — — — — —

1 Uhr.

So aufgeregt bin ich, daß ich vor Zittern kaum die Feder halten kann. —

Es ist ja wahrlich, als hinge meine Zukunft — mein Lebensglück von diesem Kirchgange ab, den ich der Erinnerung thun will und nicht der Hoffnung. — O, könnte ich heute Mutter hierhaben! Wie sorgfältig wollte ich sie an den Arm nehmen, und wenn sie noch so langsam ginge. — — Da läuten die Glocken —

Den 27. nachts, Leiden.

Wir haben den kleinen Petroleumofen angesteckt und in die offene Thür zwischen unsern Stuben gestellt, die Lichtseite zu mir herein. So ist es mir warm genug für sie, und jetzt schläft sie fest; ich höre jeden Atemzug. Am liebsten möchte ich alle paar Minuten aufspringen und an ihr Bett laufen und sie mir ansehen. — Mein Herz ist übervoll von Dank und Beschämung — meine liebe, beste Mutter hier bei mir in Leiden — es ist ja nicht zu fassen!

Schlafen ist unmöglich, und meine Schreiberei wird auch nicht viel wert sein, diese Nacht. Meine Gedanken machen Riesensprünge — — ach, besser ihnen gar nicht nachgehen. — Sie sollen jetzt mit Gewalt nach Putten zurück und in die Kirche mit mir.

Ich war reichlich früh gekommen; die kohlschwarzen Männer mit den altmodischen Hutröhren standen in schweigsamen Gruppen unter den alten Bäumen vor der offenen Thür. Der Küster läutete, und drinnen gingen geschäftige Weiber behutsam auf Holzschuhen umher und trugen dampfende Kohlenstühlchen dahin und dorthin unter die Sitze. Eine der Frauen brachte mich stumm in einen erhöhten Stuhl mit verblaßten, grünen Vorhängen: da saß ich und wartete. Mein Herz klopfte bis in den Hals, so tieferregt fühlte ich mich; mir war es, als seien die schweigenden Männer und die trippelnden, sonderbar gekleideten Weiber Auferstandene aus einer fernen Vergangenheit, und wollten Domine Lorans ungläubiger Ur-urenkelin zeigen: ‚Sieh, so waren wir, schlicht und fromm — und du? Was bist du? Fortgelaufen von deiner Mutter! — Du willst mit uns beten und singen? — Mit uns Gerechten?‘

— — — — — — — —

Dann setzte die Orgel ein; volle, reine Töne, und ich besann mich wieder auf mich selber. Das beklemmende Spukgefühl verschwand; es war Gegenwart um mich herum. Thüren begannen zu klappen; Schritte schlurrten und schleppten und traten leicht; — die große, alte Kirche füllte sich langsam, bis auf den letzten Platz beinah.

Ein wundersames Bild sahen meine Augen. — In der kleinen Vorhalle die Männer, wie eine Rabenschar, und im Schiff, bis hinter Kanzel und Lettner, Stuhl an Stuhl, Bank neben Bank, die Frauen.

Das Kircheninnere ist blendendweiß getüncht; Gebälk und Gestühl, Thüren und Fensterrahmen, Altar und Lettner, alles tiefbraun, schweres, ehrwürdiges Holz. Von der Wölbung herab hängen riesige Reifen an Arabeskenträgern: das sind die Lichthalter. Nirgends Schmuck, weder Bildnis noch Schrift; kein Kruzifix, kein buntes Glas. — Puritanisch. — Aber durch die alten schillernden Rauten der hohen Fenster brachen die rötlichen Strahlen der Wintersonne herein und beleuchteten die Frauen, die sich zur Andacht versammelten.

Noch steckte Bewegung im Bilde, und wie entzückend die Geldersche Tracht so im Glanze war, das kann ich ebensowenig schildern, wie die Rembrandtschen Gemälde. Alle die frischen, jungen und feinen, alten Gesichter mit ihrem gewissen, gleichmäßigen Ausdruck von strenggläubiger Bußbereitschaft; alle die Hauben und Häubchen; Leinwand, Musselin und edle Spitzen — glatt, gefältelt und gekräuselt — alle die fahlen und lebhaften Farben: verblichenes Blau, verschossenes Zimmtbraun, mohnrot, krappgelb, und hier und da stumpfes Schwarz oder Grau hineingemengt. — Schöneres in dieser Art habe ich nie gesehen. Jede blonde Haarwelle wurde Gold im Bereiche des Lichtstreifens, jede Falte wurde rührende Schrift im Antlitz der zusammengekrümmten Achtzigerin im Stuhle mir gegenüber.

Mutters kleines, faltiges Gesicht sah ich so deutlich vor mir — das auch manchmal so auffallend vergrämt und vergeistigt war, im Sonnenschein unter unserer Kastanie daheim, Frühlings, wenn die Blatttriebe sich noch nicht spreizten. Die Thränen kamen mir unaufhaltsam. Ich schluckte hart daran, stützte dann, als das Schlucken nicht mehr half, die Ellbogen auf Mutters offenes Gesangbuch in meinem Schoße; die Orgel spielte laut das Eingangslied — und ich preßte mein Gesicht in beide Hände und schluchzte.

Da — (ich hatte vor dem lauten Orgelspiel nichts weiter gehört) — da faßt plötzlich eine heftig zitternde Hand meine und zieht sie mir von den Augen, und Mutters zitternde Stimme flüstert:

„Mein Annchen — liebstes Kind — —“

— Mutter saß neben mir — Mutter! —

Alles verging nun um mich her, ich habe keine Ahnung. wielange. — Ein Glück nur, daß Mutter immer Kölnischwasser bei sich hat in Kirchen und Konzerten; so auch heute, und daß es mir gute Dienste that. Als ich wieder von mir selbst wußte, hielt Mutter mich im Arm gegen ihre Schulter gepreßt, und während sie mich ansah, die Augen voll Thränen, bewegte sie immerfort die Lippen. O, wie mir das himmlisch war, sie wirklich und in lebender Gestalt neben mir zu haben; Mutter im lieben, schwarzseidenen Kragenmantel und den zu weiten, schwarzen Glacéhandschuhen und dem altmodischen Hute mit Hängeschleier und weißer Tüllrüsche ums Gesicht und den breiten Mundbändern. Ihre Wangen ein bißchen rosig von Kälte und Aufregung, und gegen das seine Rot die hübschen silbernen Haare, weich und glatt wie Seide. — Und als sie ihr Taschentuch herauszog, um sich die Augen zu trocknen, roch ich den altvertrauten Sommerduft von Zuhause: Lavendel und Citronenmelisse. —

Ein paar Augenblicke dachte ich, daß ich unsinnig werden müßte, wenn ich nicht einmal laut herausweinen dürfte, aber es gab sich wieder, und die Predigt war auch schon eine ganze Zeit lang im Gange. Ich sah den Puttener Domine auf seiner Kanzel lebhaft hin- und herfahren mit heftigen Gesten, und dazwischen trank er ab und an ein paar Schluck Wasser. Das Glas stand hinter ihm auf dem Kanzeltuche.

Was er predigte, verstand ich nicht und hatte den Text verpaßt. Josua kam vor und Zacharias und „ons zaligmaker". Das war der Heiland — der Seligmacher. Ein Wort aber erschien besonders in ewigen Wiederholungen: ich beugte mich zu Mutter hin und flüsterte in ihr Ohr:

„Mutter; was heißt: ‚wisselkleeren'?"

„Wechselkleider" flüsterte sie zurück und gab meiner Hand einen zitternden Druck, „— den neuen Menschen anziehen zu Advent, das meint er damit."

— — — — — — — — —

„Wechselkleider" — — dritthalb Stunden predigte Domine darüber. Von Zeit zu Zeit ging es wie ein brünstiges Seufzen durch die Gemeinde. Die Frauen senkten ihre Augen auf die gefalteten Hände, und die Männer in der Vorhalle räusperten leise und strichen den Filz der Hutröhren verlegen mit dem Ärmelaufschlag glatt, bis der zweite Choral nebst dem Klingbeutel kam. —

Dabei — beim Klingbeutel — war's erst, daß mir unter den Wollhandschuhen der Puttener Bauern die rotbraunen Glacés zu weißen Hemdmanschetten auffielen, die ein Geldstück einwarfen, und als mein Blick der Armbewegung aufwärts folgte, erkannte er den ernstfeierlichen Blick, der ihm begegnete. — — Im nächsten Moment stand die breitschulterige Gestalt wieder im Profil, die Hände ruhig um die Hutkrempe zusammengelegt, das Gesicht zur Kanzel erhoben, wo Domine andauernd priesterte, auf die Brüstung schlug und seinen „geliefden hoorders" von den Wechselkleidern und dem neuen Menschen, zu Ehre und Freude des Seligmachers, sprach, der da kommen soll. —

Mutter sah mich an, nickte mir zu und dann gegen den Professor hin — wollte verstohlen lächeln; aber ihre Lippen zuckten, und ihre Thränen tropften auf das Gesangbuch, das sie vor sich hielt.

— — — — — — — — —

Ich verstehe alles — alles! — Das Zeichen im kleinen Buche — die Güte, die ich nicht haben wollte, — die Reise, über die ich mir kaum den Kopf zerbrochen habe. — Er hat mir Mutter geholt, er hat mir meinen Irrgarten zugeschlossen — er predigt mir ohne Bibel: von den Wechselkleidern und dem neuen Menschen, den ich für Mutter anziehen soll.

— Ich will — so wahr mir Gott helfe! —

— — — — — — — — —

Meinen Dank weist er von sich. — „Es ist mir sehr angenehm gewesen, Deutschland kennen zu lernen und von meines Vaters Jugendzeit zu hören;" damit hat er mir jegliches abgeschnitten und nur noch meine Hand herzhaft geschüttelt, als wir uns, nach dem Gottesdienste, an der Thür trafen. — — — — — — —

„Nun müssen Sie den Damen gleich die Sakristei zeigen, wo Domine Loran sich auf seine Predigt bereitet hat, Mijnheer Freek," sagte er zum Lehrer, der uns begleitete und außer sich vor Freude war, daß die alte Urenkelin des seligen und hochehrwürdigen Domine Loran mit ihrer Tochter eigens nach Putten gekommen sei,

um die Kirche zu sehen, in der Domine Loran anno 1750 gepredigt hatte: — „Nie unter drei Stunden, Dames, und oftmals fünf; — mein Großvater selig ist ihm nachgefolgt als Domine. Ja wel, werkelijk, Dames —: bei Domine Loran kriegten die Kirchgänger wirklich einen reichen Lohn für ihren weiten Weg zu Gottes Haus."

Damit spähte er sacht in die Sakristei durch den Thürspalt, und als er festgestellt hatte, daß sein Domine Oudeman schon heimgewandert war, dienerte er höflich: „as u belieft, Dames."

Der Professor klinkte hinter uns die Thüre zu. Auch nicht die kleinste Sehenswürdigkeit enthielt die Sakristei; aber Mutter und ich konnten uns doch endlich, endlich um den Hals fallen!

— — — — — — — —

Als wir in die Kirche zurücktraten, fanden wir nur noch Mijnheer Freek wartend, und sein gutes Gesicht, im Rahmen des graumelierten Kranzbartes, lächelte uns wohlwollend entgegen. Der Professor war schon fort zur Station; er mußte über Amsterdam zurück, um eine Familienangelegenheit mit Coba zu besprechen; die hatte er in Leiden nicht mehr angetroffen, sagte mir Mutter. Unser Zug über Utrecht ging nur eine kleine Stunde später. — Es that mir sehr leid. —

Mijnheer Freek nahm uns noch mit in sein trauliches Häuschen, legte uns das vergilbte Kirchenbuch vor und einen großen Stapel umfangreicher Foliohefte, kritzelklein beschrieben: Domine Lorans Entwürfe für die fünfstündigen Predigten. Er saß dabei, den braunen Deckeltopf mit grobem Kanaster neben sich und die weiße Goudasche Thonpfeife zwischen den Zähnen, paffte und erzählte, und Mevrouw Freek im grauen Poplinkleide und der Gelderschen Haube schenkte schweigend den Thee.

Wir hatten beide die Unruhe danach, endlich allein zu sein, Mutter und ich, und so gingen wir bald mit vielem Dank. Mutter meinte es Domine schuldig zu sein, daß wir auch noch bei ihm einsprächen und wir thaten es auch. Allein wir fanden dort nichts für unsre Herzen, und nach zehn Minuten waren wir wieder draußen. Da stießen wir abermals auf den guten Mijnheer Freek; er hatte noch etwas Wichtiges vergessen. Nämlich: daß der Professor uns die beste Puttener Kutsche auf sechs Uhr bestellt habe, damit wir ganz gemächlich zur Station kämen. Gleich da drüben am Eck lag die Stallmeisterei, und Mijnheer Helder würde den Stallmeister wohl sicher angewiesen haben, daß er die Damen eigenhändig kutschiere.

— — — — — — — —

Bis sechs war es noch ein halbes Stündchen; wir begaben uns in die Stallmeisterei und bestellten das Anspannen; der Wagen sollte vor der Remise auf uns warten. Es machte mir unglaublichen Spaß, Mutter mit ihrer sanften Stimme Holländisch sprechen zu hören; zum erstenmal im Zusammenhange: all die vielen harten Rachenlaute, die sie nur verloren anklingen ließ. —

Bis zur Abfahrt gingen wir die Chaussee entlang spazieren und sahen den vollen Mond rot hinter den Holzungen am Horizonte aufsteigen. Der Himmel stand schon voll blasser Sternchen; es war schön sich in dieser Sonntagabendstille die Herzen auszuschütten und zu wissen, ein wie starkes, unverlierbares Recht eins an das andere hat.

— — — — — — — —

Beim entzückendsten Mondschein fuhren wir dann in der feierlichen Puttener Staatskarosse zwischen meinen goldenen Bäumchen zur Station. Unser feierlicher Professor fehlte uns in der Karosse — ja, ehrlich und wirklich. Die feisten Füchse, die so behäbig ausgriffen, daß der Wagen pomphaft auf- und niederfederte, hätten seine Last recht gut noch bewältigt.

„Daß ich zu meinem alten Wilmtje-Hein seinem lieben Jungen, ‚Mijnheer' sagen soll und zu den Töchtern ‚Mejuffrouw' — das kommt mich ordentlich sauer an; Kind," sagte Mutter.

(Das kann ich mir wohl vorstellen.)

Mutter meinte, ich müsse dem Professor zum Dank irgend etwas Schönes sticken. — — Ich will nur nicht streiten; aber die Idee finde ich geradezu unmöglich. — Fußsack, Hauskäppchen, Stuhlkissen u. s. w. u. s. w.: — nein, gute, liebe Mutter, daraus wird nichts! — — Er sieht auch gar nicht aus, als möchte er Holzbrandkalender und gepunzte Schreibmappen leiden; sieht überhaupt nicht nach: „Bedenkedich-bei-mir" aus. Ich werde mich schon

In der kleinen katholischen Gemeinde, die ihre Kirche in die Schloßruine gebaut hatte, wurde ich wegen meiner hellen Stimme sehr geschätzt. Früh um 7 Uhr schon mußte ich Messe dienen, und ihre Ceremonien haben sich mir tief eingeprägt.

Viel mußte ich darunter leiden, daß mein Vater mich einmal in die reformierte, dann in die katholische und zuletzt in die protestantische Kirche that — in letzterer wurde ich konfirmiert.

Durch den unverschuldeten Wechsel dieser auf die unbeschriebene Kindesseele tief wirkenden verschiedenen Religionsanschauungen wurden die Leidenschaften meiner Mitschüler und leider auch die meiner Lehrer gegen mich aufgestachelt.

Übrigens erwehrte ich mich tapfer meiner lieben Schulgenossen, oft tollkühn im Augenblick des Kampfes, schlug ich um mich auf Tod und Leben.

Von selbst haben wir Mündener Jungen nicht das sogenannte dicke Fell; wir wurden gegerbt, aber wir hauten auch wieder.

Dies besorgten wir eifrig, sogar in der Frühstückshalbenstunde tobte die Schlacht durch nahe Berge und Schluchten.

Trotzdem wuchsen meiner jungen Seele Flügel, wenn mir die Kunst auch in der ärmlichsten Gestalt nahe trat.

Ein kleiner Ausschnitt der Ruppiner Bilderbogen, von Komeraden mir geschenkt, bewirkte das Wunder, daß die Schulstube vor dem nicht mehr in der Wirklichkeit atmenden Kinde zum wesenlosen Raum, der Lehrer zum höhnenden Tyrannen wurde, und im Innern eine Fülle phantastischer Gedanken und Gestalten erwachte.

Die Prügelstrafen unserer Realschule waren von einer alle Grenzen übersteigenden Grausamkeit.

Jeden Tag hagelten die Hiebe — den Lehrern schien solches zur süßen Gewohnheit geworden —, auf meinen armen Rücken, auf die Hände und Fingerspitzen hernieder.

Ja, du wirst lächeln, Mario, aber es ist thatsächlich wahr, daß ich ein Jahr lang von 4 bis 5 Uhr im Carcer steckte.

Vier wackere Gesellen packten den weltentrückten Grübler, schleiften, pufften und schoben den Wehrlosen unter dem Gejohle der Klasse über den Schulflur, über den Hof zum Cerberus des Karcers, einem harmlosen Schuster.

Dieser öffnete artig das Thürchen, und ich flog aus den Fäusten meiner grinsenden Jugendfreunde ins Loch.

Durch das Schulthor, dessen sonnige Öffnung mein Auge im Fluge erhaschte, lockten die grünen Wälder und blühenden Gärten, und durch das kleine vergitterte Fenster sah ein wenig Blau des Himmels.

Vor meinen trüben Augen stand die wartende Mutter und der kalt gewordene Kaffee, denn es gab im Karcer nur eine Belustigung, der ich mich mit Begeisterung hingab, — auf dem einbeinigen Schusterschemel Karussel zu fahren.

Aus Angst vor Strafe hatte ich daheim über all dieses geschwiegen.

Gleichwie ein reinigendes Gewitter mit Blitz und Schlag kam aber das Ende der unhaltbaren Zustände. Eines schönen Tages erschien wie ein gereizter Löwe mein Vater vor dem zitternden Schuster, den er mit blanker Waffe zu öffnen zwang.

Verblüfft sahen die Bürger den Erzürnten mit gezogenem Seitengewehr, mich an der Hand führend, über den Markt zum Hause des Lehrers hinstürmen. In Todesangst hatte dieser traurige Held sein Zimmer mit Schränken und Tischen verbarrikadiert, und wir zogen deshalb wie Sieger zum Geistlichen des Ortes, dem die Oberherrschaft der Schulen zustand.

Dieser gütige Mann beruhigte meinen Vater und veranlaßte, daß solchen Mißständen abgeholfen wurde.

In ihm fand ich den ersten Menschen, der Verständnis für mein, den anderen rätselhaftes Wesen hatte, der den im Leben unbeholfenen Knaben schützte, ihn belehrte und Berater seiner jungen Leiden wurde. Ihm sage ich hiermit Dank über das Grab hinaus. —

Endlich kam die Konfirmation. Mein lebenskluger, verständnisvoller Vater hatte längst begriffen, daß in mir etwas gärte und zum Ausdruck drängte, das keine Nahrung in dieser weltabgeschiedenen Stadt finden konnte.

Er holte mit liebevollem Blick wohl gesehen, daß, vom ersten klaren Denken an, in mir der ungestüme, durch nichts zu unterdrückende Drang lebte, Künstler zu werden. Gleichviel ob Bildhauer, Maler, Musiker, Schriftsteller oder Architekt, meine Sehnsucht umfaßte unbewußt alle Künste. Besonderer Zufall spielte mir einen mehrere Centner schweren Ballen Makulatur in die Hände, den mein Vater beim Althändler Nathan für 50 Pfennig erstanden hatte. Er wurde der herrlichste Schatz meiner Jugend, fand ich darin doch Auszüge aller Klassiker vor und noch Goethe — eine Universalbibliothek. Nächtelang las ich, in Staunen versunken, allerdings ohne sie ganz zu verstehen, alle diese herrlichen Werke.

Nach ihren Mustern entwarf ich historische Romane, Balladen und Gedichte. Außerdem zeichnete ich alles ab.

Merkwürdigerweise aber kam es mir nicht in den Sinn und weder mein Zeichenlehrer, ein Original Namens Thöricht, noch sonst jemand teilte mir mit, daß man nach der Natur zeichnen könne — so bildete ich nur Vorlagen nach.

Nun glaubte mein Vater, da uns die Mittel zum Studium der Kunst gänzlich fehlten, am besten zu handeln, wenn er mich zu einem Maler in die Lehre gäbe. Er meinte es herzlich gut, aber es war nur ein Anstreicher; ich mußte Thüren, Thore und Fenster streichen, kam von oben bis unten mit Oelfarbe besudelt, tief unglücklich nach Haus und roch so nach Terpentin, daß meine Eltern wohl einsahen, dies sei nicht der Weg, meine Ideale zu verkörpern.

Dann kam ich zu einem Stockgriffe schnitzenden Drechsler, — aber auch dort war meines Bleibens nicht.

Nun sagte mein kluger Vater: „Da es mit der Kunst nichts ist, rate ich dir, die Beamtenkarriere einzuschlagen, so wie ich. Du wirst im Alter mit einer kleinen, aber sicheren Pension vor Sorgen geschützt sein." —

Er that mich also zu einem Gerichtsvollzieher als Schreiber.



Münchener Bühnenkünstlerinnen.

Von

Willy Rath.

Mit einem Einschaltbild und zwölf Textillustrationen.

Wenige Großstädte haben so viel Charakter wie die schöne Isarstadt. In der ganzen civilisierten Welt kennt man ihre Eigenart, die so einfach durch die beiden Wörtchen inhaltsschwer: Bier und Kunst, bezeichnet wird. Für den reisenden Deutschen aus Nord und Süd und wohl auch für den angelsächsischen „Globetrotter“ treten dazu noch zwei weitere Sondereigenschaften: die einer Metropole süddeutschen Wesens und einer prächtigen Pforte zur deutschen Alpenwelt. Von diesen vier Reizen ist nur einer nicht eingeboren, d. h. aus dem Schoß des einheimischen Volkstums hervorgegangen, und dieser eine, heute vielleicht der meistbedeutende, ist der Reiz der Kunst. Es ist nicht unwichtig, das zu wissen, wenn man das Münchener Kunstleben der Vergangenheit bis zur Gegenwart heran verstehen will.



Friedrich Müller-München phot.

Marie Conrad-Ramlo.

Den Weltruf, den die bayerische Hauptstadt als Kunststadt genießt, verdankt sie zum größten Teil ihren Fürsten. Die Wittelsbacher, schon die Kurfürsten, namentlich aber die Könige Ludwig I., Max II. und Ludwig II., haben mit außerordentlichen Opfern und, wie bekannt, häufig im Kampf mit der verständnislosen, partikularistisch-klerikalen Einflüssen ganz unterworfenen Majorität der Einwohnerschaft, die Künste und Wissenschaften gefördert und dadurch erst München fähig gemacht, das zu werden, was es nun ist. Für die Entwickelung des Theaters, das in den letzten Jahrzehnten neben der Malerei wiederholt in den Vordergrund trat, ist diese Anteilnahme der Dynastie bis heute von wesentlicher Bedeutung gewesen, allermeistens im günstigsten, mitunter freilich auch im ungünstigen Sinn.

Die Oper, bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausschließlich die italienische, beherrschte hier immer das gesamte Theaterleben. Ihr Heim ist seit 1829 das von Klenze erbaute Hof- und Nationaltheater, in dem Richard Wagner seine neue Kunst, dem Münchener Unverstand zum Trotz, unter dem Schutz seines königlichen Freundes 1865 (erste Aufführung von „Tristan und Isolde“), 1868 („Meistersinger“) und 1869 („Rhein-

gold") zu den entscheidenden, glänzenden Siegen führte. Leider muß derselbe Riesenraum mit seinen 2600 Plätzen auch das Schauspiel beherbergen, und zwar nicht nur das tönende Jambendrama, dem nicht leicht ein Haus zu weitläufig ist, sondern nicht selten auch Konversationsstücke und Dichtungen, deren zartere Reize in dem pomphaften Logentheater vernichtet werden. In dem reizenden Residenztheater steht der Hoftheaterintendanz allerdings ein Musentempelchen zur Verfügung, wie es die intime Dramatik sich kaum stimmungsvoller wünschen kann. Der schmucke Rokokorahmen läßt daneben auch graziöse musikalische Werke, wie namentlich die Mozartopern (in des Intendanten v. Possart neuer Einrichtung) vortrefflich zur Geltung kommen. Aber in den hundert Jahren, seit das Kgl. Residenztheater — damals „Neue Oper" und bald darauf „Hof- und Nationaltheater" genannt — das deutsche Schauspiel aufgenommen, hat sich München so gewaltig vergrößert, daß ein Haus mit 500 Plätzen heute nur noch als Nebenstelle in Betracht kommen kann. Wie weit das im Bau begriffene, dem Bayreuther Vorbild nachgeschaffene „Prinzregenten-Theater" der Bühnenkunst und insonderheit dem höheren Schauspiel zum Guten gedeihe, muß die Zukunft lehren.

Zur Pflege der „modernen" Dramatik, der die Hofbühnen aus mancherlei Rücksichten nur wenig Liebe entgegenbringen konnten, wurde vor einigen Jahren (durch den früheren Hofschauspieler Drach) das stattliche, nur gerade für das Schauspiel anscheinend wenig geeignete „Deutsche Theater" gegründet, das sich aber nicht halten konnte. Auch die Umwandlung in ein Variété- und Balletttheater half nicht viel. Vor kurzem mußte die Spatenbrauerei es übernehmen: so berühren sich wieder einmal — echt münchnerisch — Kunst und Bier. Das junge Unternehmen eines Theaters der Modernen richtete sich nach dem Mißerfolg unter dem Namen Münchener Schauspielhaus provisorisch ein, und heute, kaum drei Jahre später, hat es bereits so festen Fuß gefaßt, daß es im nächsten Frühjahr in ein neues, eigenes Heim einziehen wird. Mit dem Schauspielhaus ist das allbekannte Theater am Gärtnerplatz, das während einer Reihe von Jahren im Besitz der königlichen Civilliste war, jetzt durch Personalunion verbunden. Wie früher wird dort das heitere Genre — Schwank, Posse, Operette — gepflegt, weniger als früher das Volksstück.


Gebr. Lützel-München phot.
Fräulein Anna Dandler als Königin in „Teja"

* * *

Wenden wir uns nach dieser flüchtigen Kennzeichnung der Münchener Bühnen den Künstlern, die hier wirken, und zwar für diesmal nur der zarteren Hälfte, zu, so fällt es schwer, melancholische Betrachtungen über eine Erscheinung in Bühnenkünstlers Erdenwallen zu unterdrücken, die allem Anschein nach unabänderlich ist und deren poetische Formel lautet: Das Wandern ist des Mimen Los. Die Ursachen und Folgen dieser berufsmäßigen Unrast näher zu beleuchten, wäre die Aufgabe eines besonderen und sicherlich recht interessanten Kapitels, für das aber hier kein Raum ist. So müssen wir uns darauf beschränken, dem allgemeinen Bedauern Ausdruck zu geben, daß Kräfte wie Milka Ternina, die große Sängerin und geniale Darstellerin heroischer Frauengestalten, wie Centa Bré, die unersetzbare, gefühlsechte Naive des



Ak. Baumann-München phot.
Fräulein Margarete Swoboda als „Lori" in „Philister über dir!" von Helene Böhlau.

Schauspielhauses, unserem Kunstleben entzogen wurden. Auch in Klara Heese, der klugen, eleganten Salonheldin der achtziger und neunziger Jahre, die dem unvermeidlich gewordenen Übergang ins Fach der gesetzteren Damen den Abgang von der Hofbühne vorzog, sah das dankbare Münchener Publikum einen seiner besonderen Lieblinge scheiden.

Und die vielgefeierte Künstlerin, die dem Hoftheater noch als Ehrenmitglied angehört, Klara Ziegler, wohnt zwar hier in ihrer Vaterstadt, in einer prachtvollen Villa an der Königinstraße, aber sie gibt den Münchenern nur noch sehr selten Gelegenheit, ihre majestätische Erscheinung auf der Bühne zu sehen. Dennoch gebührt ihr auch heute noch die erste Stelle, wenn von Münchener Bühnenkünstlerinnen die Rede ist. Was die Kunst der Ziegler für die deutsche Bühne, für die ideale Belebung der edelsten Gestalten Goethes, Schillers, Hebbels und vor allem Grillparzers bedeutete, ist allgemein bekannt und unvergeßlich. Die deutsche Schauspielkunst hat sich in den beiden letztverflossenen Jahrzehnten von dem Pathos der Tragödie weiter und weiter entfernt. Aber so notwendig und so erfolgreich ihr Streben war, im Anschluß an die neue Litteratur eine größere Natürlichkeit und eine feinere Psychologie zu erreichen, so gefährlich war der Irrtum, in dieser Richtung das alleinige Heil für alle Aufgaben der Dramatik zu suchen. Der Rückschlag ist nicht ausgeblieben. Kein ernsthafter Ästhetiker wird heute mehr zu behaupten wagen, daß das höhere Versdrama, die „historische" oder „philosophische" Tragödie abgethan oder abzuthun sei. In erneuter Form, bereichert durch das, was als thatsächliche Errungenschaft der „Moderne" übrig bleibt, wird die vom jungen Naturalismus verpönte und verhöhnte Poesiegattung wiederkehren und neben der Alltagskunst weiter blühen, bis wieder einmal leere Manier den Stil überwuchert und so eine neue Reaktion mit mehr oder weniger Sturm und Drang hervorruft. Und die neu-alte Dichtung wird sich auch ihren Darstellungsstil schaffen. Heute ist alle Welt übersättigt von dem Nichts-als-Natürlichen der realistischen Litteratur und beunruhigt durch die Ziel- und Stillosigkeit



Jean Baptiste Feilner-Braunschweig phot.

Clara Rabitow.



Fr. Baumann-München phot.

Emma Berndl.

nennen, hätte sie nicht vollstes Recht darauf, mit ihrem eigenen Maße gemessen zu werden. Seit einunddreißig Jahren wirkt sie ununterbrochen an der Hofbühne. Sie ist zwar (1850) zu München geboren, gehört aber keiner urbayerischen Familie an. Väterlicherseits stammt sie aus der Bretagne. Ihr Urgroßvater kam mit den pfälzischen Wittelsbachern nach München. Ihre Vorfahren mütterlicherseits waren Tiroler Bauern. Nachdem sie sich auf dem Münchener Konservatorium in Gesang und Klavierspiel ausgebildet und einigen dramatischen Privatunterricht genommen hatte, debütierte sie in Kaiserslautern. Ein Jahr später schon spielte sie im hiesigen Hoftheater Probe und wurde sofort engagiert. Aber erst durch ihre Mitwirkung bei den berühmt gewordenen Separatvorstellungen vor König Ludwig II., der sie wiederholt auszeichnete, und bei den Mustervorstellungen, die Possart anfangs der achtziger Jahre veranstaltete, wurde man auf ihre starke Eigenart aufmerksam. Als 1880 hier die erste deutsche Aufführung

der Schauspielkunst, wie sie sich so oft in der Verkörperung klassischer Werke, die man doch nicht aufzugeben vermag, offenbart. Und alle Welt empfindet, bewußt oder unbewußt, eine Sehnsucht nach Kraft und Größe, nach innerlichem Pathos und Stil. Da ist eine künstlerische Persönlichkeit wie Klara Ziegler wahrlich nicht unzeitgemäß. Das Rhetorisch-Deklamatorische ihres grandiosen Freskostils kann uns Ernüchterten freilich nicht mehr dasselbe sagen wie einst uns Jugendtrunkenen; wir müssen jetzt ihre Kunst historisch betrachten, um sie nach Verdienst zu würdigen. Aber es bleibt nichtsdestoweniger recht wohlthuend, in der Epoche der Nüchternheitsvirtuosen und Nervenhelden die Blicke auf eine Erscheinung von monumentaler Hoheit der Ruhe und elementarer Wucht der Leidenschaft richten zu können. —

Aus dem gegenwärtigen Schauspiel-Ensemble der Hoftheater ragt eine Künstlerin hervor, die den vollendeten Gegensatz zu Klara Ziegler darstellt, aber in ihrer Art sicher nicht minder bedeutend ist: Marie Conrad-Ramlo. Man möchte sie die ins Realistische übersetzte Ziegler



Gebr. Lützel-München phot.

Katharina Senger-Bettaque

von Ibsens „Nora“ stattfand, spielte Marie Ramlo die Titelrolle mit durchschlagendem Erfolg und zur Freude des Dichters, der ihr sein Bild mit der Widmung „Der genialen Nora Ramlo“ sandte. Von ihren zahlreichen Glanzrollen — es sind ihrer fast so viele als sie Rollen zu spielen hatte — seien nur einige hervorgehoben: ihr Georg im „Götz von Berlichingen“, ihre prächtige Franziska in „Minna von Barnhelm“, ihr Puck im „Sommernachtstraum“, ihr unübertreffliches Dortchen Lakenreißer (als würdige Partnerin von Häussers Falstaff), ihre Molièreschen Soubretten und in jüngster Zeit ihre wundervoll schlichten Mütter, gleich echt in derbem Poltern wie in verhaltener Wehmut.

Wenn Marie Ramlo eine realistische Künstlerin genannt wurde, so soll damit nicht ihre Zugehörigkeit zu einer Schule bezeichnet werden. Ihre einzigartige Natürlichkeit, die den Naturalismus der Bühne vor seiner Erfindung in geläuterter Form schuf, wurzelt im Innern ihrer eignen reichen und kernhaften Persönlichkeit; denn dieses „höchste Glück der Erdenkinder“ ist ihr geworden. Seit 1887 ist die Künstlerin in zweiter Ehe mit dem Schriftsteller M. G. Conrad, dem hünenhaften Führer der Münchener Modernen, vermählt. Auch sie selbst ist bekanntlich mit Erfolg als Schriftstellerin aufgetreten. Es erschienen von ihr die Novellenbände „Passionsblumen“, „Feuer“, „Helldunkel“, sowie die Romane „Landluft“ und „Im Gnadenwald“. Namentlich in die beiden erstgenannten Bücher ist viel von ihrem Schicksal hineingeheimnist. So wenig es der Conrad-Ramlo an allseitiger Anerkennung und Verehrung fehlt, so bleibt doch das Eine zu bedauern, daß im Rahmen eines Hoftheaters gerade eine Begabung, wie die ihre, sich doch nicht voll entfalten konnte. Sie selbst mag das manchmal gefühlt haben, aber sie hadert nicht mit dem Schicksal und, wie ein Eingeweihter uns verrät, wenn einmal eine Verstimmung ihrer Herr werden will, dann „zieht sie sich auf die Küche, die Kinderstube und — das Fahrrad zurück.“



Gebr. Lützel-München phot.

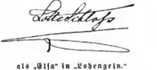
Berta Morena

als „Santuzza“ in „Cavalleria Rusticana.“

Auch Anna Dandler gehört seit vielen Jahren zu den bevorzugten Lieblingen des Hoftheaterpublikums. Von kleinen Anfängen arbeitete sie sich rasch empor. Aus der „sentimentalen Liebhaberin“ ist allmählich eine vollendete „Salondame“ geworden, aber auch heute noch findet sie die rührenden und reizenden Töne unkomplizierter, liebevoller Frauenherzen, während der Ausdruck tragischer Leidenschaft ihr von Anfang an ferner lag. Die ungewöhnliche Schönheit ihrer Erscheinung, die ihrer Cordelia, ihrer Julia, ihrer Vasantasena, auch ihrem Lorle einen bestrickenden Reiz verlieh, gewinnt auch ihren modernen Gestalten noch mühelos die Sympathie, die jeder Darsteller braucht, um mit voller Hingabe künstlerisch thätig sein zu können. Aber die physischen Vorzüge könnten nur für kurze Zeit blenden, wenn sie die



Gebr. Lützel-München phot.



als „Elsa“ in „Lohengrin.“

einzigen wären. Gerade eine so glänzend gerüstete Künstlerin bedarf einer starken Begabung und eines unermüdlichen Fleißes, wenn nicht eine peinlich störende Disharmonie zwischen Äußerlich und Innerlich entstehen soll. Bei Fräulein Dandler hat es an beidem nie gefehlt. So ist sie der königlichen Bühne eine der bewährtesten Stützen für das moderne, wie für das klassische Repertoire geworden.

Das eigentlichste Schauspielertalent im Sinne der Verwandlungsfähigkeit, die ausgeprägteste Proteusnatur unter den jüngeren Künstlerinnen ist Margarete Swoboda. Geboren 1872 zu Wien als Tochter des Königl. sächsischen Hofschauspielers Albin Swoboda, dessen Gattin früher Operettensängerin (Friederike Fischer) war, verleugnete Fräulein Swoboda schon im allerersten Stadium ihrer Laufbahn nicht das echte Theaterkind. Noch nicht siebzehnjährig, vollführte sie den Riesensprung vom (Dresdener) Mädchenpensionat unmittelbar auf den heißen Boden der Wiener „Burg“. Ohne dramatischen Unterricht genossen zu haben, wurde sie von August Förster, vor dem sie Scenen aus der Gretchentragödie und aus der „Jungfrau von Orléans“ gesprochen hatte, als jugendliche Sentimentale für das Burgtheater engagiert und debütierte dort 1889 als Melitta in „Sappho“. Da auch sie die Erfahrung machen mußte, daß die größten Bühnen mit ihrem Stamm alteingesessener Darsteller nicht der günstigste Ort für die Entfaltung junger Talente sind, verließ sie Wien und ging (1890) an das Hoftheater zu Braunschweig, wo sie während der folgenden fünf Jahre das ganze Fach der sentimentalen Liebhaberin ausfüllte und sich ein stattliches Repertoire schuf: Gretchen, Julia, Luise, Sara Sampson, Maria Stuart, Anna (in „Richard III.“), außerdem Komtesse Guckerl u. a. m. Im August 1895 vertauschte Margarete Swoboda das Braunschweiger mit dem Münchener Hoftheater. Hier spielte sie in den ersten zwei Jahren noch „Sentimentale“, dann aber vorzugsweise und mit großem Erfolg „Salondamen“ und weibliche Charakterrollen aller Art. Ihre muntere Frau Josepha im „Weißen Rößl“ ist ebenso charakteristisch und fesselnd durchgeführt, wie ihre „Frau vom Meere“, wie ihre herbe und poesievolle Mädchengestalt Lori (in Helene Böhlaus „Philister über Dir!“) und ihre packende pathologische Studie Irene (in Ibsens „Wenn wir Toten erwachen“).

In Klara Rabitow besitzt das Hoftheater seit einem Jahr (Herbst 1899) eine Künstlerin von etwas spröder, aber kräftiger Eigenart und von ungewöhnlichem Ernst des künstlerischen Strebens, die immer einer starken Wirkung sicher ist, wenn sie nicht, wie dies mitunter geschehen ist, vor Aufgaben gestellt wird, die ihrer Individualität fern liegen. Sie entstammt einer Berliner Familie, die mit ihrem Entschluß, zur Bühne zu gehen, lange Zeit gar nicht einverstanden war. Von Theaterdirektor Grosse ausgebildet, betrat sie die bedeutsamen Bretter zum erstenmal im Jahre 1895, als sie im Stadttheater zu Barmen die Claudine von Rochow in Wildenbruchs „Der neue Herr“ spielte. Im Januar 1896 gastierte sie am Braunschweiger Hoftheater als Gretchen und Hero, wurde

engagiert und blieb dort vom September desselben Jahres bis zum August 1899. Auch Fräulein Rabitow kam also direkt von Braunschweig zu uns. Das entscheidende hiesige Gastspiel, das die Rollen der Hero, der Maria Stuart und der Emilia Galotti umfaßte, fand schon 1897 statt. Hier in München spielte sie außer verschiedenen Heldinnen des klassischen Repertoires, die sie nicht immer vollkommen restlos zu verkörpern vermochte, namentlich Liebhaberinnen und mit besonderem Gelingen Frauennaturen wie Klara in Hebbels „Maria Magdalena“ oder Elisabeth in „Glück im Winkel“. Fräulein Rabitow zählt, neben den erwähnten Gastspielrollen, auch die letztere zu ihren Lieblingsrollen, und wir glauben ebenfalls, daß es ihrem Talent sehr zu statten käme, wenn man ihr mehr Gelegenheit böte, Gestalten der dramatischen Prosadichtung darzustellen.

Dagegen ist Fräulein Berndl, eines der jüngsten Mitglieder unseres Hoftheaterverbandes, offenbar in der Versdichtung zu Hause. Ihre überaus stattliche und doch mädchenhafte Erscheinung, das weiche, klangvolle Organ und andererseits die bei solcher Jugend ja natürliche Unvollkommenheit der geistig-seelischen Vertiefung prädestinieren sie für „klassische Gemütsmädchen“, für Gefühlsheldinnen wie Luise, Cordelia, Thekla, Leonore („Fiesco“) und wie die Titelheldin der neuerdings aufgeführten Jambentragödie „Agnes Bernauer“ (von Martin Greif). Emma Berndl ist ein Münchener Kindl, wenn angesichts ihrer gardemäßigen Höhe der populäre Ausdruck gestattet ist. Zugleich ist auch sie ein Theaterkind. Ihr Vater war der beliebte Komiker und Charakterdarsteller des Gärtnerplatz-Theaters, Karl Berndl. Von ihm erhielt sie den ersten, von Oberregisseur Savits den weiteren Unterricht. Ihr erstes Engagement führte sie an das Karlsruher Hoftheater, von dem sie vier Jahre später, 1898, noch ehe ihr Vertrag abgelaufen war, an die erste Bühne ihrer Vaterstadt überging. — Nennen wir zu diesen Künstlerinnen noch die vortreffliche Vertreterin älterer Partien, Frau Schwartz, die drei Naiven, Fräulein Schwarz, Fräulein Brünner und Fräulein Gieseke, jede in ihrer Art sehr schätzenswert, und Fräulein Werner (gleichfalls im älteren Fach thätig), so haben wir ein ungefähres Bild der schöneren Hälfte des Hofschauspielensembles gegeben.

Von der Königlichen Oper gilt heute mehr als je das Wort: πάντα ῥει = alles ist in Bewegung. Daraus soll aber nicht etwa auf eine rastlos lebendige Thatenlust, sondern nur auf die Unbeständigkeit, die Ungewißheit geschlossen werden, die gegenwärtig dieses Gebiet beherrschen. Von Hermann Zumpe, der im kommenden Frühjahr sein Amt als Musikdirektor antreten wird, erhofft man — und wohl mit Recht — allgemein, daß er unsere Opernverhältnisse konsolidieren und energisches, künstlerisches Leben hineinbringen werde.

Wenn der Verlust der Ternina immer noch lebhaft empfunden wird, obwohl oder vielmehr gerade weil die Gefeierte erst kürzlich wieder hier ein längeres Gastspiel absolvierte, so wissen wir die ebenso bedeutende erste dramatische Sängerin, die uns verblieben ist, Katharina Senger-Bettaque, darum nicht minder zu schätzen. Die Künstlerin entstammt der französischen Kolonie in Berlin. Mit sechzehn Jahren debütierte sie, von Professor Heinrich Dorn ausgebildet, an der



Gebr. Lützel-München phot.

Beatrice Kernic als „Lola“ in „Cavalleria Rusticana.“

Berliner Hofoper, war dann am Leipziger Stadttheater, an der großen Oper in Rotterdam, und je drei Jahre an den Stadttheatern zu Bremen und Hamburg engagiert. Den vortrefflichen Ruf, der ihr von dieser künstlerischen Thätigkeit aus voranging, rechtfertigte sie auch in München, wo sie seit Juni 1894 wirkt, aufs glänzendste, so daß sie 1897 zur Königlichen Kammersängerin ernannt wurde. Seit 1896 ist sie mit dem früheren Leiter des Bremer Stadttheaters, Alexander Senger, verheiratet. Von den zahlreichen, von größtem Erfolg begleiteten Gastspielen, die Frau Senger-Bettaque bisher unternahm, sind besonders das zu New York (am Metropolitan Opera House) und die wiederholten an der Berliner Hofoper (als Isolde und Brünhilde, seit 1898), zu nennen. Auch bei den Bayreuther Festspielen wirkte sie an hervorragender Stelle mit. Ihr prachtvoll kräftiges Organ, ein echter Sopran von großem Umfang, ihre ausgezeichnete Technik und ihre starke schauspielerische Begabung befähigen sie, das gesamte Gebiet der dramatischen Partien und des Koloraturgesanges zu beherrschen. Neben ihrem „Fidelio", ihrer „Carmen", „Donna Anna", „Frau Fluth" und vielen anderen sind aber, vorzüglich seit dem Antritt des Münchener Engagements, namentlich ihre Darstellungen Wagnerscher Frauengestalten berühmt geworden. Auch in diesem engeren Kreis bewährt sich ihre glückliche Vielseitigkeit: ihr schlicht-inniges Evchen ist in seiner Art ebenso vollendet wie ihre Brünhilde oder Isolde.

Auch Fräulein Elsa Breuer, eine neue Acquisition, hat sich als ungemein tüchtige Vertreterin des dramatischen Fachs, namentlich in Hinsicht auf das Gesangliche, erwiesen. Fräulein Breuer ist Westfalin. Sie studierte in Münster, ihrer Heimatstadt, ging zuerst als Koloratursängerin an das fürstliche Theater in Sondershausen, von dort ans Stadttheater in Halle a. S., wo sie dann jugendlich-dramatische Rollen übernahm, hierauf nach Basel und nach Braunschweig, von wo sie nach drei Jahren an das Münchener Hof- und Nationaltheater kam.

Für das Fach der jugendlich-dramatischen Sängerin besitzt dieses zwei werdende Künstlerinnen hohen Ranges. Fräulein Berta Morena wurde bereits mit neunzehn Jahren, noch ehe ihre Studien beendet waren, von der hiesigen Intendanz engagiert und trat ein Jahr später, im Oktober 1898, zum ersten Mal (als „Agathe") auf. Seitdem sang sie, mit wachsendem Erfolg, die Santuzza, Elisabeth, Sieglinde, Aïda, Lala Rookh, Senta und andere größere und kleinere Partien. Dem von Fachleuten geäußerten Wunsch, daß dieses mit glänzenden Mitteln ausgestattete Talent dem Streben nach höchstmöglicher Vervollkommnung nicht zu früh entrissen werde, kann man sich nur anschließen. Fräulein Koboth hat ebenfalls als Agathe und Elisabeth Proben außerordentlich schöner Stimmmittel und vorzüglicher Technik gegeben.



Friedrich Müller-München phot.
Ida Müller.

Die neue Altistin, Oliva Fremstadt, die vorher in Köln a. Rh. thätig war, hat sich ganz vortrefflich eingeführt. Kommt auch ihre Stimme in dem großen Haus nicht immer voll zur Geltung, so hat sie dafür den großen, bei Opernsängerinnen nicht gerade selbstverständlichen Vorzug einer stets geistvollen Auffassung und charakteristischen Gestaltung ihrer Partien.



Albert Meyer-Berlin phot.

Von den sämtlichen Künstlern des „Münchener Schauspielhauses“ ist gegenwärtig Ida Müller wohl das stärkste, persönlichste Talent. Ihre Laufbahn hob am Berliner Ostend-Theater aus. Am Belle Alliance-Theater lernte sie dann, nach den Klassikern, die Salonfranzosen kennen, begann gleichzeitig bei der „Freien Bühne“ die eben entdeckten modernen Dichter zu spielen und wurde dann von Witte-Wild an das Lobe-Theater in Breslau engagiert, wo sie sich vor allem im modernen Fach ausbilden konnte. Seitdem sie hierher, an ein wirkliches „Theater der Lebenden“, gelangte, hat sie ihr ungeheures Repertoire um eine stattliche Zahl von zeitgenössischen Gestalten bereichert, an denen sie ihre Gabe, mit schlichter Kunst lebensvolle Charaktere zu schaffen, unermüdlich bewährte. — Grete Meyer, die neuengagierte „Salondame und jugendlich-tragische Liebhaberin“, ist, wie so manche ihrer Kunstgenossinnen, durch das Gesetz der Vererbung auf die Bühne gewiesen worden. Sie entstammt einer „Theaterfamilie“. Als Tochter des Hofschauspielers Adolf Meyer ist sie 1878 in Dessau geboren. Fast ohne dramatische Ausbildung trat sie, kaum der Schule ent-

Vortrefflich sind auch die Kräfte der Spieloper. Fräulein Lotte Schloß ist dieser schon darum eine Stütze, weil sie ursprünglich Schauspielerin und als solche an derselben Stätte thätig war, bis sie vor vier Jahren „umsattelte“. Als ausgezeichnete Mozartsängerin ist sie auch an auswärtigen Bühnen bekannt und geschätzt. Frau Beatrix Kernic, eine Kroatin, studierte vier Jahre am Wiener Konservatorium, gehörte dann sechs Jahre dem Stadttheater zu Leipzig an und kam 1898 zu uns. Von Leipzig aus gastierte sie des öfteren (als Hedda in „Bajazzo“, Anna in „Hans Heiling“ und Evchen) an den Hofbühnen von Berlin, Dresden und Weimar; 1899 sang sie das Evchen auch in Bayreuth mit größtem Beifall. Frau Kernic ist als „Opernsoubrette“ engagiert; aber das klangvolle, ausgiebige Organ, die ungewöhnliche musikalische Sicherheit und die künstlerische Darstellungsweise, die ihr eigen sind, lassen sie auch als zu größeren Aufgaben berufen erscheinen.



Th. Baumann-München phot.

Gisela Fischer als „Wladimir“ in „Fatinitza“.

wachsen, in ihr erstes Engagement, am Lessing-Theater in Berlin, wo sie im Chor und in kleinen Rollen zu thun hatte. Bald kam sie, nach erfolgreichem Probesprechen, an das dortige Schiller-Theater. Hier wurde sie sehr viel beschäftigt, so daß sie sich in wenigen Jahren eine große Routine aneignen konnte. Nachdem sie in diesem Sommer mit dem Albert Heine-Ensemble in München gastiert hatte, wurde sie vom Direktor Stollberg für das Schauspielhaus verpflichtet. Es scheint, daß ihr Verstandes- und Willensnaturen am besten gelingen.

Den Reigen Münchener Bühnenkünstlerinnen schließe eine Vertreterin der leichteren Kunst: Fräulein Gisela Fischer, die beliebteste Operettensängerin des Gärtnerplatz-Theaters. Im Gegensatz zu den meisten Damen von der Bühne, die die Altersfrage mit unverbrüchlichem Stillschweigen übergehen, weiß Fräulein Fischer sie humoristisch zu überwinden: „Geboren bin ich — Sie sehen, hier stock' ich schon — es ist ja eigentlich genug, daß ich geboren ward.“ Wir begnügen uns gern mit dieser Thatsache und entnehmen den Angaben der Künstlerin ferner noch, daß sie mit fünfzehn Jahren die Bühne betrat (im Karl Schultze-Theater, Hamburg), und zwar als Stockungarin, die mit der deutschen Sprache noch auf sehr gespanntem Fuß lebte, daß sie dann nacheinander in Magdeburg, in Berlin unter der Direktion Thomas, in Frankfurt a. M. und wieder in Berlin thätig war, zuerst am Adolf Ernst-Theater, dann am Linden- bezw. Metropoltheater, wo sie von den Direktoren des Gärtnerplatztheaters „entdeckt“ wurde. Hier hat sie sich durch Gesangstüchtigkeit, durch sehr gewandtes Spiel und prickelndes Temperament (von dem sie nur manchmal zu allzu drastischem Karikieren fortgerissen wird), rasch das Feld erobert. Originell ist es, daß die lustige „Briefchristl“, „Mascotte“, „Mamsell Nitouche“ u. s. w. sich jetzt sehr fleißigen Studien hingibt, um möglichst bald in die höchsten Regionen der Oper aufzusteigen!



Dämmerstunden.

Von

Rose von Wernsdorff.

Wie liebt das Glück die stillen Stunden
Wenn Iris den Abend küßt die Nacht,
Aus all den dichten, grauen Schleiern
Die goldne Zukunft strahlend lacht.
Nichts stört der Seele Glückgedanken
Die in Erinn'rung lächelnd schaut,
Die Träume läßt zum Himmel ranken,
Ein Luftschloß um das andre baut.
Doch wo das Unglück seine Schatten
Gewoben hat mit emſ'ger Hand,
Da tangen nicht die grauen Matten,
Gespinste aus der Träume Land.
In trüb verschwommnen Dämmerstunden
Nahn alte Schemen, grau und dicht —
Aufreißend kaum vernarbte Wunden,
Drum gönnt dem Unglück helles Licht. —



Neues vom Büchertisch.

Von

Carl Busse.

(Abdruck verboten.)

Manch einen mag ein wunderliches Gefühl beschlichen haben, als er von den Ehrungen hörte, die kürzlich ganz Polen einem seiner Dichter dargebracht. Manch einer mag sich gefragt haben, wie derjenige deutsche Dichter wohl aussehen müsse, dem unser Volk sich in solchen Huldigungen neigte, an dessen Jubiläum Dankgottesdienste stattfänden, an dem Deputationen des Adels, der Gelehrten- und Bürgerkreise vorbeidefilierten, dem die Nation neben hundert anderen Ehrengaben ein Millionengut zum Geschenk machte. Aber ich glaube nicht, daß auch ein einziger nur etwas Ähnliches in Deutschland für möglich hielte. Die Polen jedoch ehrten einen der Ihren so, einen Dichter, der noch in vollster Manneskraft steht, der knapp 55 Jahre alt ist: Henryk Sienkiewicz.

Es wäre billig, die Polen dafür himmelblau anzutuschen und sie in bengalischer Beleuchtung als preisliches Muster dem deutschen Volke vorzuführen. Es wäre nicht nur billig — es wäre auch falsch. Gewiß, der Enthusiasmus, der alle Polen ergriff, war schön. Und es könnte nicht schaden, wenn einer oder der andere von uns sich erinnern wollte, daß auch wir große Dichter besitzen, die sich fast ein halbes Jahrhundert gequält haben und die doch nun, wo es Abend um sie geworden, die Feder nicht aus der Hand legen dürfen. Denn ihnen wurden nur Kränze zu teil, keine Rittergüter. Aber im großen und ganzen würde jeder Vergleich hier zu falschen Schlüssen führen. Deutschland hat große nationale Aufgaben vor sich; in gewaltigem Aufstieg hat es ein herrliches Ziel erreicht — nach kurzer, wenig erfreulicher Übergangsperiode sind ihm neue Ziele gesteckt worden, nach denen es lohnt zu streben. Die Volkskraft kann ihrer natürlichen Tendenz, sich auszubreiten und zu bethätigen, folgen. Die Dichtung steht erst in zweiter Linie. Und das allein ist das Gesunde. Zeiten, in denen die Künste alle Nationalkraft und alles Interesse absorbieren, beweisen stets, daß es irgendwo im Staate faul ist. Sie beweisen, daß das Volk als solches degeneriert oder daß seine Kraft irgendwie gelähmt ist und sich nach ihrer natürlichen Richtung nicht entwickeln kann. Da muß die Litteratur denn Ersatz bieten.

Henryk Sienkiewicz ist von den Polen nicht nur als großer Dichter gefeiert worden. Warum traten die Deputierten schweigend an ihn heran und drückten ihm schweigend die Hand? Sie durften ihm doch sagen, daß er ein großer Poet und die Nation dankbar sei. Aber sie sagten es nicht, weil es nicht die Hauptsache war. Denn sie grüßten nicht nur den Mann, der ihnen ihre bedeutendsten Romane geschenkt — sie grüßten vor allem den, der wie kein zweiter die altpolnische Vergangenheit heraufgezaubert, der ihren Freiheitshelden neues Leben verliehen, ja sie beugten sich vor diesen Helden selbst, vor ihrer Geschichte, vor jenen Zeiten, da die Polensäbel gegen Türken und Schweden, Russen und Brandenburger kreisten, da der weiße Adler noch frei und mächtig war. So wurde aus einem litterarischen ein nationaler Feiertag. Und das „Hoch Henryk Sienkiewicz!“ hieß eigentlich: „Hoch ein freies und großes Polen!“

Die gewaltigen historischen Romane, mit denen Sienkiewicz sich seinen Weltruf erwarb, spielen alle etwa um die Mitte des XVII. Jahrhunderts. „Mit Feuer und Schwert“ war der erste; „Die Sintflut“ folgte. Aber trotz des außerordentlichen Erfolges ging der Dichter bald einen anderen Weg. Wie der prächtige Novellist, der ganz vortreffliche und berühmt gewordene realistische Skizzen geschrieben — „Janko, der Musikant“ ist die bekannteste davon — plötzlich zum historischen Roman hinüberschwenkte, so wandte er sich von hier dem psychologischen Roman in „Ohne Dogma“ zu, um seine Leser dann in „Quo vadis“ gar in die römische Kaiserzeit zu führen. In seinem neuesten Buche kehrt er dagegen wieder in die polnische Vergangenheit zurück, wieder ins XVII. Jahrhundert. „Die Sintflut“ nannte er den zweiten Teil seiner Roman-Trilogie. „Sturmflut“ heißt das neue Werk, das sie gleichsam ergänzt und fortsetzt. Nicht wie Spielhagen in seinem wohl besten Romane, der denselben Titel trägt, verknüpft er die großen Katastrophen jener Tage mit einem mächtigen Naturereignis. Die Sturmflut — das ist das Erwachen des gemißhandelten, irregeleiteten, selbst wohl auch etwas versumpften polnischen Volkes, der große Racheschrei, der durch alle Provinzen fliegt, die Vereinigung aller Lauen und Getrennten zu jener „Sturmflut“, die den Schweden vernichtet. In voller Breite rollt sich der sogenannte „erste nordische Krieg“ vor uns auf, der schwedisch-polnisch-brandenburg-dänische Krieg von 1655—1660, der schließlich zum Frieden von Oliva führt. Fast schwerfällig setzt Sienkiewicz an. Der deutsche Leser hat Mühe, ehe er die verwickelten politischen Verhältnisse Polens sich klar macht. Dann tritt immer deutlicher die Gestalt des Großhetman von Litauen, des Fürsten Janusch Radziwill, hervor, der sein Vaterland an die Schweden verrät, um mit ihrer Hilfe

Großherzog von Litauen zu werden, bis er stark genug ist, sie wohl einst selbst zum Lande hinauszuwerfen und sich die Königskrone aufs Haupt zu setzen. Karl X. Gustav von Schweden rückt an, fast ohne Schwertstreich fällt ihm alles zu, fast ganz Polen erkennt ihn als Herrscher an, König Johann Kasimir flieht nach Schlesien, Janusch Radziwill erklärt sich für die Schweden. Und da, wo alles bereits verloren ist, erwacht das nationale Gewissen. Immer stärker kommt den Polen die Schande zum Bewußtsein, in die sie sich freiwillig begeben haben. Die Willkür, mit der die neuen Herren hausen, vermehrt den Ingrimm. Und dann bricht die Sturmflut der Empörung alle Dämme entzwei, die Schweden sehen ihre Sache verloren, Janusch Radziwill hört den Siegerschritt Sapiehas, der dem König Johann Kasimir treu geblieben, immer näher klirren, verzweifelt stirbt er. Die Nation, die ihre Würde fortgeworfen, hat sie in heißen Kämpfen zurückgewonnen.

Dies der große Rahmen, in dem sich tausend einzelne Fäden durcheinander schlingen. Ein umfassendes Zeitbild, wie Alexis selbst es nie so breit aus der brandenburgischen Geschichte gegeben. Und wie bei Alexis es nicht der einzelne ist, auf den es ankommt, sondern das Volk, der große Gedanke des Vaterlandes, wie alle Stände, diesem großen Gedanken dienend oder ihm entgegenwirkend, breit durcheinanderwogen, so ist es auch hier ein ganzes Volk, das vor uns lebt, kämpft, aufschreit, ein Volk, das nicht Maß halten kann in Freud und Leid, das durch Kriege verwildert ist, das erst in höchster Not sich aufrafft und sich läutert. Aber der Pole hat eine festere Hand als der Deutsche. In losem Gefüge schwimmt bei Alexis leicht alles durcheinander. Sienkiewicz dagegen spannt mit bewunderungswürdiger Kraft das einzelne in den festen Rahmen. Der Held, den er sich erfunden hat, macht nicht nur alle Wechselfälle des Krieges mit — er selbst erlebt in sich die große Entwickelung, die das Volk durchmacht. Ein verwilderter Adliger, toll, heißherzig, verwegen, gewissenlos, faust und rauft er herum, der Herr Andreas Kmiziz, verscherzt sich die Braut, kommt in die Dienste von Janusch Radziwill und hilft ihm, bis er erkennt, daß er einem Vaterlandsverräter dient. Da setzt er seine ganze Kraft darein, für den vertriebenen König zu retten, was zu retten ist. Und er leitet die Verteidigung der Veste Tschenstochau mit der ‚Kirche auf dem heiligen Berge'.

Die Schilderung dieses Kampfes um die Kirche bildet den grandiosen Höhepunkt des ganzen Werkes. Nur ein Dichter ersten Ranges konnte das schaffen. Dieses Gotteshaus, dessen goldener Stern aus der Ebene in hellem Strahlenglanz weit in die Lande wie selige Verheißung leuchtet, wird zu einem gewaltigen Symbol. Nicht ein Gebäude ist es mehr — es ist die ecclesia triumphans selbst, die unüberwindliche, alleinseligmachende Kirche. Die ketzerischen Schweden belagern sie, die Kanonen donnern dagegen — es nützt nichts. Mit wunderbarer Kunst hat Sienkiewicz hier, ohne dem Leser einen Glauben an Wunder zuzumuten, das Natürliche erhöht und gesteigert. So sehen die schwedischen Offiziere eines Tages, als der Nebel den Berggipfel verhüllt, plötzlich deutlich, wie das Kloster sich langsam hebt, wie es gleichsam auf einer Nebelsäule höher und höher steigt in den Äther hinein. Andere Luftspiegelungen zeigen ihnen andere Bilder. Furcht erfüllt die Herzen. Und während die Granaten fliegen, hält droben der Prior das Allerheiligste, und der Weihrauch steigt empor und in Lärm und Geschrei, in den Donner der Geschütze klingt es vom Turm, von Trompeten geblasen, von hundert Kehlen gesungen, bis hinunter zu den schwedischen Batterien: „Gottesmutter, Jungfrau reine, gelobt seist du, Maria!" Unverrichteter Sache müssen die Schweden wieder abziehen.

Wie gesagt, das ist alles von einem Dichter ersten Ranges geschrieben, das ist die gewaltigste Partie des Werkes. Und das Bedeutende ist, daß diese Partie auch die gewaltigste sein muß. Die Hauptkraft der Darstellung liegt nicht auf einer Episode. Dadurch, daß die Schweden Tschenstochau angriffen, haben sie verspielt. Diese größte Schmach, die Polen widerfährt, rüttelt es auf. Die Religion selbst, die alleinseligmachende Kirche ist angegriffen. Da erhebt sich die Sturmflut gegen die Feinde, gegen die Ketzer, die durch ihren Mißerfolg entmutigt sind. Der zweite Band ist ihr gewidmet. Es folgt Schlag auf Schlag, bis Polen gerettet ist. Herr Andreas Kmiziz wird für seine Tapferkeit glänzend belohnt und führt die Braut heim, die er einst verscherzt hat.

Dieser Herr Andreas ist eigentlich ein direkter Vetter der drei unsterblichen Musketiere von Dumas. Nur noch wilder und verwegener. Es ist kaum glaublich, welche Heldentaten er leistet. Eigentlich müßte er bereits ein dutzendmal gestorben sein, aber er wird immer wieder geheilt. Überhaupt, scheint mir, hat Sienkiewicz die drei Musketiere nicht umsonst gelesen, die ja etwa um dieselbe Zeit durch Frankreich toben, wie Herr Andreas durch Polen. Auch in der virtuosen Erzählungstechnik mag der Slave — und das soll ein Lob sein — viel von dem Franzosen gelernt haben. Mit zwingender Kraft hält er einen fest. Über den Leser, der sich durch die ersten Kapitel gefunden, übt er bald die imperatorische Gewalt des echten Erzählers aus. Und wie deutlich, wie greifbar nahe wachsen die Gestalten uns zu! Ob sie in ihrer Fülle fast ein Regiment bilden — jede hat ein eigenes Gesicht, von Janusch Radziwill und König Johann Kasimir — er bläst die Backen hin und wieder auf, wenn er nachdenkt — bis herab zum geringsten Wachtmeister und zum raubenden Betteladel. Keine ist aber so prächtig, wie die des alten Zagloba, der seine Heldenstücklein erzählt, im übrigen jedoch mehr dem Ulysses nachstrebt, als dem Agamemnon. Am wenigsten sicher herausgekommen ist Olenka, Herrn Andreas' Braut. Ob es auch deshalb so ganz merkwürdig wenig Frauenzimmer in diesem Romane gibt? —

Noch weiter zurück als Sienkiewicz möchte uns ein jüngerer deutscher Dichter führen. Börries von Münchhausen hat in Gemeinschaft mit dem Zeichner E. M. Lilien ein Buch „Juda" (F. A. Lattmann, Goslar) herausgegeben, das eines gewissen pikanten Reizes nicht entbehrt.

Wie es nach dem Einleitungsgesang scheint, möchte Börries von Münchhausen den erwarteten Messias der Juden spielen, der dem „geächteten Volke" die Wege zum Glück weist, der es zurückführt „zum heiligen Bach bei Anathot", zu den Balsampalmen der Heimat, zum alten großen Gott. „Ich bin des Predigers Stimme in der Wüste und ruf' dir zu: laß Pflug und Wage stehn!" Die Gesänge und balladischen Gedichte, die diesem etwas konfus-unverständlichen Anfang folgen, sind aus der liebevollen Lektüre des Alten Testamentes entstanden, und das vollklingende alttestamentarische Pathos trägt sie alle. Jesaia ruft sein Wehe! über Jerusalem und spricht düstere Prophezeiungen, dröhnend klingt der Triumphgesang der Juden nach Babylons Fall, Gabriel und Satan sprechen sich in Wechselgesängen aus, Saul kommt zur Hexe von En Dor, Enak zieht vor Gomorrha, die Posaunen blasen vor Jericho: Kolenu schema, elohim!

In langausladenden Versen, in rauschender Rhythmenpracht ist das alles gesagt. Wundervolle poetische Anschauungen tauchen auf, ob die schönsten auch dem Alten Testament entnommen sind. Immer wieder freut man sich, daß der Dichter eine bezeichnende realistische Einzelheit gefunden hat, die eine Situation klärt. „Ein Schrei wird gehn durchs ganze Land, wie eines großen Volkes Schrei", prophezeit Jesaia und fügt hinzu:

„Dann wird des Meders braune Faust
Die Tochter deines Volkes fassen,
Er wird auf ihrem weißen Arm
Die Spuren seines Griffes lassen!"

Das ist fraglos ausgezeichnet gesehen. Und nicht minder schön ist es, wenn der Chor der freigewordenen Juden singt: „Und wer an seiner Sandale der Riemen einen erst band — Der wandre ohne den andern nach seiner Väter Land!" So ist alles gut, was in der Form des Chors gehalten ist. So ist ferner fast jede Situation durch ein glänzendes Detail gehoben, seltener durch eine Fülle kleiner Züge gedrückt.

Und doch, wenn man all diese ohrfüllenden und klangvollen Strophen gelesen hat, so will trotz der vielen einzelnen Schönheiten keine Befriedigung in einem aufkommen. Ich kann mir nicht helfen: es ist ungefähr so, als hätte man einen mächtigen Zug exotischer Gestalten durch den Cirkus Barnum und Bailey wandern sehen, mächtige, langbärtige Kerle, mit Posaunen, Stierhörnern, Cymbeln, Trompeten, die einen Höllenlärm vollführt und ihre Muskelkraft gezeigt hätten. Das fremdartige Getöse, die schönen, kräftigen Gestalten, die bunten Gewänder, das Dröhnen der Posaunen — das überrascht und fesselt zuerst so, daß man gebannt lauscht. Auge und Ohr weiden sich. Aber schließlich wird man inne, daß der Lärm und das Gepränge die Hauptsache ist, man ermüdet schnell, und die Folge ist gähnende Langeweile. Sie kommt bei diesem Buche „Juda" nur deshalb nicht ganz auf, weil der Dichter klug genug war, nicht nur verhältnismäßig sehr wenig Gedichte aufzunehmen — es sind nur fünfzehn —, sondern auch den Zeichner recht ausgiebig zu Hilfe zu rufen. So ausgiebig sogar, daß man ebensogut von einem Lilienschen Werke mit Randgedichten von Münchhausen, wie von einem Münchhausenschen Werke mit „Buchschmuck" von Lilien reden könnte. Der „Buchschmuck" nimmt mehr Raum ein als der Text.

Man wird es danach verstehen, wenn ich sage, daß man über einen einzelnen Gesang — etwa über den „Jesaia" — entzückt sein kann und doch die Gesamtheit ablehnt. Mir lagen die meisten Gedichte einzeln im Manuskript vor, und das Buch flößte mir einen kleinen Schrecken ein. Es ist ein äußerst talentvolles Buch, zu dem man dennoch nicht zurückkehrt. Man geht oft ins Theater, aber nur einmal in den Cirkus. Die Sinne kommen auf ihre Kosten, die Seele nicht. Charakteristisch, daß man hier selten ein Gedicht finden wird, in dem nicht irgendwie gebrüllt, geschrieen, geblasen, gelärmt wird. Und man hat solche große Sehnsucht, einmal ganz leise nur ein Herz klopfen zu hören. Aber solch tiefes Schweigen wird nie . . .

Ein Bändchen „Balladen" ist von Börries Freiherren von Münchhausen gleichzeitig mit dem „Juda"-Werke erschienen (Breslauer & Meyer, Berlin). Auch hier reicher Buchschmuck, diesmal von Robert Engels. Schön ist er nicht. Mit der entzückenden Romanze von der Gräfin Monbijou beginnt das Buch. Das ist fraglos Münchhausens bestes Gedicht, eine graziöse, galante Spielerei, aber virtuos gemacht. Und genau so gibt es eine Reihe anderer Gedichte, an denen man ausgezeichnet zu studieren vermag, was der junge Poet kann und was er nicht kann. Er kann alles, was glänzende Oberfläche sein darf. Deshalb sind diese galanten Spielereien reizend. Wenn man sich seine Stoffe ansieht, in denen er sich nicht an das Alte Testament gebunden hat, findet man etwa folgendes: da vertauschen zwei Ritter ihre Frauen und beide Ehepaare finden das herrlich; da küßt Herr Bertrand rasch die Schenkin, Herr Bertrand, der weder seine Küsse noch seine Lieder zählt; da darf der Page von Hochburgund die Königin küssen, da führt ein alter Herr „Meißner Porzellangespräche" mit einer „feinen kleinen weißgelockten Dame, die er einst geliebt". Nirgends wahre Herzensleidenschaft; dazu reicht es nicht. Höchstens Galanterie, Flirt mit dem Paukenmädel, mit einem kleinen „Verhältnis". Ausgezeichnet ist dagegen wiederum die Situation geschildert; je mehr Schilderung ein Gedicht bringt, um so besser wird es. „Die Weissagung des Diokletian" hat einen ersten Teil, der sich neben Geibels berühmtem „Tod des Tiberius", der wohl fraglos Vorbild war, sehen lassen kann. Unangenehm an diesem Balladenbuche wirkt ein etwas aufdringlich hervortretender Standeshochmut. Im ganzen ein Talent, das zu wenig Herz hat, um dem Herzen der Nation einst nahezukommen, aber zu bedeutend und zu unruhig ist, um nicht noch in dieser oder jener Hinsicht von sich reden zu machen.

Da liegt neben den reichgeschmückten Büchern dieses kühlen Poeten, der oft mehr Virtuose als Poet ist, das schlichte Büchlein einer warmherzigen Dichterin. Der Titel sagt schon genug: „Herdfunken". Es sind neue Sprüche und Sinngedichte von Frida Schanz (Bielefeld, Vel-

hagen & Klasing). Was diesem Buche seine Bedeutung gibt, das ist seine Echtheit und Ehrlichkeit. Man merkt den kleinen Sprüchen an, daß sie nicht so erdacht, als „erfühlt“ sind, wenn das Wort erlaubt ist — erfühlt von einem Frauenherzen, das die reine Flamme still in sich hütet. Wer mit historischem Sinn über alle Parteimeinungen des Tages hinweg sich geprüft hat, was in unserer Dichtung geblieben und weshalb es geblieben, was verschollen und weshalb es verschollen — der weiß, daß es nie darauf ankommt, wie weite Kreise ein Dichter beschrieben, sondern, daß er einen Kreis, ob er auch eng sei, als Herrscher beherrscht. Heute glaubt einer wunder was zu thun, wenn er in die Grenzen anderer einbricht und Blumen von möglichst vielen Beeten pflückt. Jeder ernstere Poet lernt sich bald bescheiden. Er lernt die Grenzen seiner Begabung kennen, und ob das Leben ihn vielleicht auch zwingt, seinem kleinen Königreich manchmal untreu zu werden — er kehrt immer wieder zu dem eigenen Beete zurück, auf dem ihm, wie Fontane sagt, ein „Rühmchen“ blüht.

Frida Schanz ist sich immer treu geblieben. Deshalb werden ihr auch andere treu bleiben. Wir hatten und haben gewiß auch heute Dichterinnen, die ihr voraus sind. Das Eine aber weiß ich: daß viele von denen, die heute in der Litteraturwelt Geltung haben, viele von denen, die sich krampfhaft bemühen, große Glocken zu ziehen, längst vergessen sein werden, wenn die Glocke, die Frida Schanz läutet, noch klingt. Und eben deshalb klingt, weil sie echt ist. Frida Schanz hat eine Reihe so schöner und reiner Gedichte geschrieben, wie keine der „genialischen“ Damen, wie sie sich etwa in Marie Madeleine, Hermione v. Preuschen, Thekla Lingen &c. präsentieren, sie ihr jemals nachmachen kann. Und mehr noch: gerade Frida Schanz' Spruchbücher haben nur noch in dem Paul Heyses einen Rivalen. Und auch nur einen insofern, als Paul Heyse auf dem gleichen, heute wenig bebauten Felde Ähren gezogen hat. Beide, Frida Schanz und Paul Heyse, sind in ihren Sprüchen sonst grundverschieden. Heyse, der feine Lebenskünstler, der kluge Betrachter, ein klein wenig olympisch wie der große Meister, dem er nachgestrebt, spricht überlegen Erfahrungen eines reichen Lebens in eleganter Zuspitzung aus. Frida Schanz, die Frau, bringt gerade entgegengesetzt das aus der Stille, was Paul Heyse aus der Welt bringt. Sie bringt es aus der Stille eines gütigen Herzens, eines in sich selbst sicheren freudigen Empfindens. In den „Herdfunken“ steht ein kleiner Spruch, der lautet:

> Es gibt ein so unbescheidenes Geben,
> Es gibt ein so unbescheidenes Loben,
> Das immer sagt: Du stehst unten im Leben,
> Und ich steh' oben!

Gedanklich sicher einer der unbedeutenderen Sprüche der Sammlung. Aber deshalb wie die meisten anderen bezeichnend, weil er aus reinem Empfinden herausgeblüht ist. Heyse könnt' ihn nicht geschrieben haben. Das ist eben der Unterschied: Heyse kommt durch den Gedanken zum Spruch, Frida Schanz durch die Empfindung. Ob sich auch beides dann mehr oder minder in der Form vermählt — man erkennt bald, was den Anstoß gegeben.

Ich denke, die „Herdfunken“ — eine zweite Auflage ward schon nötig — fliegen recht weit und lassen sich auch wieder an deutschen Herden nieder. Dort werden sie sich heimatlich fühlen und ebenso auch empfunden werden. Leider gehört die Spruchdichtung heute zu den nur ganz vereinzelt gepflegten poetischen Gattungen. Und doch würde gerade der junge Poet tüchtig daran lernen können, was es heißt zu kondensieren, eben zu „dichten“. Wer einmal versucht hat, in vier Zeilen alles auszusprechen, was einen gedanklich oder herzlich bewegt, wird zu würdigen wissen, was auch in formaler Beziehung eine Spruchsammlung heißt. Damit will ich um Gotteswillen unseren lyrischen Anfängern nicht etwa geraten haben, „Sprüche“ zu dichten. Das wäre entsetzlich! Man redet von „Spruchweisheit“, und darin liegt, daß der Spruch im allgemeinen immer nur Ausdruck einer reiferen Lebensbetrachtung sein soll und wird. Für den jungen Poeten ist der Schmerzensschrei an eine spröde Töchterschülerin natürlicher, als eine historische Ballade oder ein Spruch. Aber der Wunsch nach Kondensierung könnte entstehen, wenn man es tagtäglich mit ansehen muß, wie ein größerer Teil ganz begabter junger Leute, wenn sie die Versform nicht finden, einfach ihre lyrischen Ideen in wildgewordene Prosa kleiden — das billigste, was es gibt — und solche Wechselbälger dann als „Gedichte in Prosa“ in die Welt schicken. Sie wollen nicht verstehen, daß ein in „poetische Prosa“ aufgelöstes Gedicht ebenso ein Unding ist wie eine in Verse umgegossene Prosanovelle, daß jede Gattung eben ihre besonderen Gesetze hat, die dem dafür begabten Dichter mehr oder minder eingeboren sind, und daß jede Stilvermischung eine Sünde wider den heiligen Geist der Kunst bedeutet.

Es gibt Poeten, die so unglücklich veranlagt sind, daß sie niemals die organische, notwendige Form für das, was sie bewegt, finden. Faßt man den Begriff Dichter sehr eng, so wird man ihnen den Namen verweigern müssen. Sie sind beklagenswert. Sie erheben sich über all die Tausende von fingerfertigen Dilettanten, ohne doch nach droben steigen zu können, wo die Adler fliegen. An ihnen sieht man am besten, was die Form in der Dichtung bedeutet. Ich meine nicht die handwerksmäßig ausgeübte, erlernbare Form, ich meine jene innere, die ein Gedicht erst zum Gedicht, ein Drama erst zum Drama, ein Epos erst zum Epos macht. Ich meine jene Form, die eben nicht ein Kleidungsstück ist, das um den Inhalt schlottert, sondern die Haut ist, etwas Organisches, der einzig mögliche und notwendige Ausdruck eines Gefühls. Ich meine jene Form, ohne die ein Kunstwerk eben nicht mehr Kunstwerk ist.

Einen solchen formlosen Dichter kann man studieren, wenn man sich das Büchlein „Schwarzbroteſſer“ von Johannes Kruse vornimmt. Es ist in dem bekannten „Heimatsverlag“ von Georg Heinrich Meyer in Berlin erschienen. Und da es „holsteinische Gestalten und Geschichten“

enthält, so bringt es also holsteinische „Heimatskunst“. Das Wort ist heute modern, und gewiß haben die Leute, die es auf ihre Fahnen geschrieben, recht. Jede Reaktion gegen den dominierenden Einfluß Berlins ist gesund. Nur ist das Schlagwort doch unglücklich gewählt. Denn es ist im Grunde ein Pleonasmus. Eine Kunst, die nicht Heimatskunst wäre, hat es nie gegeben. Ich finde auch nicht einmal, daß die Gegenwart besonders arm daran wäre. Storm, Liliencron, Keller, Sudermann, Hauptmann und hundert andere — haben sie nicht als Holsteiner, Schweizer, Ostpreußen, Schlesier so geschrieben, daß der provinziale Erdgeruch ganz gewiß aus ihren Schriften so kräftig steigt, wie aus den elsässer von Fritz Lienhardt? Sind Märker, Mecklenburger, Balten nicht kräftig vertreten? Mir will es stets scheinen, daß das Wort von der „Heimatskunst“ eigentlich nur erfunden sein kann von einem Manne, der in der Berliner Caféhauslitteratur etwas viel Wichtigeres und Bedeutenderes sieht, als sie ist, und der den natürlichen Volksinstinkten nicht mehr ganz traut, so daß er ihnen mit einem Fähnlein zu Hilfe kommen muß. Und so weit, denk' ich, sind wir noch nicht.

Jedenfalls: Johannes Kruse hat ein Büchlein „Schwarzbrotesser“ im Heimatsverlag erscheinen lassen, das interessant genug ist, um erwähnt zu werden. Johannes Kruse — früher schrieb er sich Iven — ist ein Schüler von Detlev von Liliencron. Davon spricht jede Seite seines Buches. Er ist ein Dichter, dem alles unter den Händen wegrinnt. Er hat Gedichte in seinem Kopf, wenn er so durch die Heide geht, daß die deutsche Litteratur wahrhaft damit bereichert würde. Aber sowie er sie aufschreiben will, findet er die Form nicht. Der Weg vom Herzen aufs Blatt Papier ist unter Umständen weltenweit. So trägt dieser Johannes Kruse sein volles Herz und seine guten Gedichte mit sich herum, ohne diesen ungeborenen lyrischen Kindern Gestalt geben zu können. Er ist ein Mensch, der wundersam mit der Natur, vor allem mit seiner holsteinischen Heide, lebt, der die tausend kleinen Wunder kennt, dessen Auge sich geschärft hat für all und jedes. Vielleicht findet er in der Novelle oder Skizze die Form für das, was ihn bewegt. Aber da fehlt wieder die kombinierende Phantasie. Und so wird auch das nichts. Oder, wenn etwas daraus wird, so sind es eben diese „Schwarzbrotesser“.

Es sind kleine Skizzen, eigentlich Gedichte in Prosa. Die eine heißt „Nach Rom?“ Der Inhalt ist folgender: Der kleine zehnjährige Gänsejunge Hinrich, der auf den Querbrettern des Wegweisers gern saß, fiel eines Tages herunter und starb, denn sein Kopf schlug gegen die Steine. Das ist alles. Denn es ist ganz nebensächlich, daß der kleine Hinrich eine große Sehnsucht nach Rom hatte, von dem sein Lehrer ihm erzählt. Eine andere Skizze: ein Bauer stirbt. Der Nachbar und die Frau stehen an seinem Bette. Das ist der Inhalt. Turgenjew in seinem köstlichen Tagebuch eines Jägers hat das stumpfe bäurische Sterben noch besser herausgebracht; Maupassant als geborener Novellist hat es in „Le diable“ gleich in eine Handlung verwoben.

Bei Kruse gibt es absolut keine Handlung. Nur eine Zustandsschilderung, die sehr gut, sehr fein und sehr überflüssig ist. Wozu die vielen Worte? möcht' man fragen. Und doch ist dieser Autor der „Schwarzbrotesser“ in seiner Art ein Dichter. Das zeigt seine Naturanschauung. Die Heide brütet, kaum daß man die Netzflügelmusik der Insekten hört, die Stille spricht zu sich selbst, ab und zu ein elektrisches Knistern in den Gräsern — der heiße Atem der Juliglut weht uns selber an! Aber keine Form, keine Gestaltungskraft —! Was er anfaßt, rinnt ihm fort, wird breit, verläuft sich. Er selbst ist sentimental. Um nicht so zu erscheinen, wählt er am liebsten harte, fast grausame Scenen. Menschen sterben oder eine Schlange bratet mit zuckendem, durchschlagenem Leib in der Sonne. Aber es nützt nichts, in tausend kleinen Zügen verrät sich die schöne Seele, die moderne Seele, die uns gern glauben machen möchte, sie wäre eine kräftige naive Bauernseele aus Holstein.

Was Kruse zum Erzähler fehlt: die kombinierende Phantasie, die Gabe, eine lebendig fortschreitende Handlung zu erfinden, zu disponieren, das besitzt Schulte vom Brühl, dessen Roman „Frühlingsevangelium“ zwei Bände der roten Engelhornschen Romanbibliothek einnimmt, im reichsten Maße. Und doch: wenn Iven Kruse und Schulte vom Brühl in die Wahl kämen, sie könnte nicht zweifelhaft sein. Der eine, wenn man es so nennen will, einer jener „Stummen des Himmels“, die nicht das rechte Wort finden für alles, was in ihnen gärt, eine Poetennatur ohne die dichterischen Ausdrucksmittel. Der andere ein Routinier, der nach dem üblichen Rezept einen „spannenden“ Roman schreibt.

Es gäbe eine nicht üble Studie, wenn man die interessanten Helden und Backfischideale einmal durch die Romanlitteratur des letzten halben Jahrhunderts verfolgte. Sie ändern sich — ob sie sich auch sonst ähnlich sehen wie ein Ei dem andern — in ihrem Beruf nach den Zeiten. Auf die revolutionären Barrikadenhelden von 1848 folgten die skeptischen Ritter vom Geist, die Spielhagenschen Hauslehrer, die kleinen Lassalles. Und über die tapferen Vaterlandsverteidiger von 1870 fort ging es zu interessant-düstern Schopenhauerianern, bis zuletzt der Nietzscheische Uebermensch in Aktion trat. Mit der kräftigen Inaugurierung unserer Kolonial- und Weltpolitik tauchte dann der Globe-trotter oder besser: der Kolonialmensch auf. Dazu hält sich vorläufig auch noch Schulte vom Brühl. Sein Oberförster, Herr von Schwarzhoff — „von“, weil er eine Komtesse Walburg von Frydagy (!!) heiraten soll — hat natürlich in Afrika Löwen gejagt und eine ganze Reihe ähnlicher Heldenthaten verrichtet. Und als er dazu noch einem Offizier mit den geschmackvollen Worten: „Hier wird nicht gebrüsewitzt!“ den Säbel aus der Hand reißt und beide, den Säbel und den Offizier, ins Wasser kullert, da muß Komtesse Walburg von Frydagy natürlich bis über die Ohren in ihn verschossen sein. Natürlich ist Herr von Schwarzhoff Darwinianer, aber ein Schuß Nietzsche ist auch ihm schon beigesetzt.

Es lohnt sich nicht, der üblichen romanhaft ausgesponnenen Handlung zu folgen. Alle Per-

sonen sind mehr oder minder karikiert. Natürlich fehlt der Leutnant der „Fliegenden Blätter“ nicht — er ist eigentlich schon einer des Simplizissimus. Wenn man aber geglaubt hat, daß die berüchtigte Clotenepisode in Spielhagens „Problematischen Naturen“ anno 1900 nicht mehr möglich ist, so straft Schulte vom Brühl einen auch darin Lügen. Denn eine sehr fromme adlige alte Jungfer verweist es der Komtesse Frydagy, für Menschen von niederer Herkunft zu beten und behauptet, daß es „das einzig Bedenkliche“ in der christlichen Religion sei, daß Jesus Christus nur ein Zimmermannssohn, id est: nicht adlig gewesen wäre.

Da ist es selbstverständlich, daß auch der wildwogende Busen, das Madonnengesichtchen und ähnliche beliebte Requisiten nicht fehlen. Und muß ich wirklich noch extra hinzusetzen, daß Walburg von Frydagy bei der endlichen Liebeserklärung die Worte: „Ach, sagen Sie es immer, immer wieder!“ „lispelt“ und daß die Nachtigall, die stets hilfsbereite, auch dazu schlägt?

Um so wunderlicher sticht gegen diese Romanschablonen eine Figur ab, die mit prächtigem Humor geschaffen ist: der Herr von Trimpelsdorp auf Oberlünksfurt, der trotz seiner Taubheit sich die edelsten Kanarienroller hält, die nach den berühmtesten Sängern heißen. Und ob zum Schlusse der alte Junggesell auch gar zu sehr den deus ex machina spielt — man nimmt durch ihn doch ein Lächeln mit, man trägt doch aus dem Frühlingsevangelium „etwas nach Hause.“

Ich glaube wohl, daß Schulte vom Brühl Besseres, sogar Gutes leisten kann. Daß ihm die gestaltende Kraft nicht fehlt, beweist dieser Herr von Trimpelsdorp; daß er ein Erzählertalent ist, beweist der ganze Roman. Die Lust und die Kunst zu fabulieren sind heut selten. Um so mehr schade, daß diejenigen, denen sie gegeben sind sich die Sache gar zu leicht machen.



Von

A. von Berchthold.

Über den Gassen still und leer
Steht der funkelnden Sterne Heer,
Und der Mond, der liebe Gesell,
Scheint um Dach und Giebel hell.

In des Lichtes irrenden Schein,
In die schwanken Schatten hinein
Lenk' ich ziellos den müden Schritt —
Klingt da drüben ein zweiter mit ....

's scheint mir ein fürstlich ragend Weib,
Doch trägt's Lumpen am stolzen Leib,
Doch fliegt wehend das wirre Haar — —
Unheimlich dünkt mich's ganz und gar ....

Stracks geht es vorwärts, geht und geht ....
Wie's da mit einmal stille steht! ....
Am hohen, festverschlossenen Thor
Hemmt es den Schritt und bleibt davor ....

Den Klopfer greift's ... wie's schallend dröhnt!
Wie's her die stille Gasse tönt! ....
„Auf, ihr da drin! Heraus! Heraus!
Die Sorge will in euer Haus!“



Rundschau.

Hermann Allmers (zu seinem 80. Geburtstag). — Giuseppe Verdi †. — Der Bismarckturm auf den Müggelbergen bei Berlin. — Moderne Bucheinbände. — Von Berliner und Münchner Künstlerfesten. — Zu unsern Bildern.



Hermann Allmers.
Zu seinem 80. Geburtstage.

Giuseppe Verdi.
† 28. Januar 1901.

Am 11. Februar d. J. feierte Hermann Allmers das schöne, leider dem Dichter durch Krankheit schwer getrübte Fest des 80. Geburtstages unter regster Anteilnahme seiner vielen Verehrer in der ländlichen Stille seiner Besitzung Rechtenfleth bei Bremen. Sein köstliches „Marschenbuch“ gehört zu den bleibenden Schätzen unserer Litteratur; niemand vor ihm hat gleich fesselnd, mit gleich liebevollem Verständnis die Natur und die Bewohner der Marschen an den Weser- und Elbmündungen geschildert. Vielleicht noch bekannter aber ist Allmers durch seine „Römischen Schlendertage“ geworden, die 1869 zuerst erschienen heute schon in 8. Auflage vorliegen; in unseren Tagen eine Seltenheit für ein Buch, das nicht mit dem Modegeschmack der breiten Masse rechnet. Möge dem liebenswürdigen Dichter noch ein reicher schöner Lebensabend beschieden sein! —

Nicht nur Italien trauert um seinen berühmten Sohn, die Musikfreunde der ganzen Welt trauern um Giuseppe Verdi, der am 28. Januar d. J. nach schwerem Todeskampf in Mailand, wo er sich nur vorübergehend hatte aufhalten wollen, verschied. Fast zwei Menschenalter sind vergangen, seit der am 10. Oktober 1813 zu Roncole im ehemaligen Herzogtum Parma geborene große Komponist 1839 mit seiner ersten großen Oper, mit dem „Oberto“ vor die Öffentlichkeit trat, nachdem ihn einige Jahre vorher der Direktor des Mailänder Musik-Konservatoriums als „ungeeignet zur Aufnahme“ schnöde zurückgewiesen hatte. Seither hat der nie arbeitsmüde uns mit einer langen, langen Reihe von Werken beschenkt, die — auch wenn sie nicht alle ersten Ranges waren — doch fast stets durch ihren Melodienreichtum, ihre Grazie, oft auch durch wirkliche Kraft entzückten. Man braucht nur die Titel seiner erfolgreichsten Opern zu hören, um Erinnerungen an genußreiche Stunden in sich erweckt zu fühlen: die großen Erfolge eröffneten 1842 „Nebucadnezar“, es folgten dann „Ernani“, „Macbeth“, „Rigoletto“, „La Traviata“, „Der Troubadour“, „Die sicilianische Vesper“, „Der Maskenball“, „Aida“, „Othello“, „Falstaff“ — sie leben zum größten Teil heut' noch in voller Jugendfrische. Man nannte ihn mit Recht den Reformator der italienischen Oper und verglich ihn, trotz aller Verschiedenheit mit Richard Wagner; sicher ist, daß der deutsche Meister auf die späteren Werke des Italieners starken Einfluß



Der Bismarckturm für die Müggelberge bei Berlin.
Entworfen von Otto Rieth für den Verein Bismarck Warte.



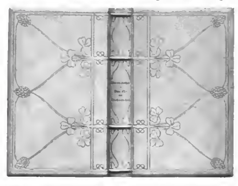


Jubiläumsmedaille, geprägt von L. Chr. Lauer in Nürnberg-Berlin auf die 200jährige Krönungsfeier. Modelliert von Wolfgang Lauer.

ausgeübt hat. Übrigens beschränkte Verdi sich keineswegs auf die Oper; gerade sein berühmtes, Anfang der siebziger Jahre vollendetes „Requiem“ bewies am kräftigsten nicht nur die Vielseitigkeit, sondern auch die Größe seines Genies. Unter allen lebenden Komponisten ist keiner, der an ihn heranreicht. —

Auch die Umgebung von Berlin wird in Kürze eine Bismarck-Warte haben, auf der spätestens am 1. April 1902 die Flamme zur Erinnerung an den Altreichskanzler lodern soll. Auf den Müggelbergen wird sie vom Verein „Bismarck-Warte“ in Köpenick errichtet; der von uns wiedergegebene wirkungsvolle Entwurf stammt von dem Architekten Otto Rietz-Berlin, für seine Ausführung ist der Betrag von siebzigtausend Mark ausgeworfen. —

Das Jubiläum des Preußischen Königtums hat außer den offiziellen nicht grade überwältigend



Einband von W. Collin in Berlin für „Ehe- und Klostersachen“ von Dr. Martin Luther. Ausgeführt in Weiß-Saffian mit Handvergoldung. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

schönen Jubelmünzen, die wohl unseren Lesern bekannt sein dürften, eine Hochflut privater Denkmünzen hervorgerufen. Die schönste derselben ging aus der altbewährten (beiläufig bemerkt, schon 1790 begründeten) Anstalt von L. Chr. Lauer in Nürnberg hervor. Modelliert von dem Mitinhaber der Firma, dem Medailleur Wolfgang Lauer, zeigt sie auf der Vorderseite das Bild des Kaisers, auf der Rückseite die Borussia mit dem Königsberger Schloß im Hintergrunde. Das schöne Stück kostet in der Größe von 80 mm 45,15 Mk., in der Größe eines Fünfmarkstücks 6,75 Mk. in Silber, erstere Größe in Bronze 15 Mark. —

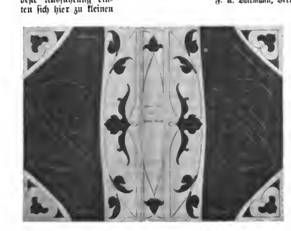
Wir geben in unseren weiteren Abbildungen eine Anzahl interessanter Einbände wieder, die von der eigenartigen Entwickelung, welche der moderne Buchschmuck nimmt, Zeugnis ablegen. Zunächst den von Franz Stassen entworfenen Original-Einband zu H. Sudermanns „Johannisfeuer“ (J. G. Cottasche Buchhandlung), wobei wir berichtigen, daß der in unserem Januarheft abgebildete, von Hans Pfaff in Dresden entworfene Einband nicht im Auftrag der Verlagshandlung, sondern seitens eines Leipziger Sortiments hergestellt war. Der Stassensche Einband spiegelte die Grundstimmung der Dich-

Einbanddecke von Franz Stassen für „Johannisfeuer“ von H. Sudermann. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, Stuttgart.

tung, die immer wieder auf die Johannisnächte, auf die lodernden Johannisfeuer, zurückkommt, in sinniger, geschmackvoller Weise wieder. Die Mehrzahl der übrigen Einbände rührt aus der alt berühmten Werkstatt von W. Collin in Berlin her; es sind Liebhaber-Einbände im wahrsten Sinne des Wortes, je nur in einem Exemplar ausgeführt und zwar f. Z. für die Pariser Ausstellung. Erlesener Geschmack, die kostbarsten Materialien, die denkbar beste Ausführung einten sich hier zu kleinen



Einband von E. M. Lilien zu „Juda".
F. A. Lattmann, Verlag, Goslar.

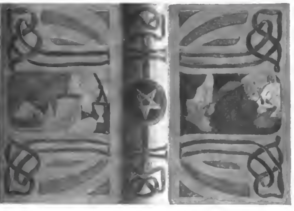


Einband von W. Collin in Halbpergament, mit Kalbleder und Handvergoldung für „Wider Hans Worst".
Von Dr. Martin Luther.
Verlag von Velhagen & Klasing.

Meisterwerken, die das Entzücken jedes Bücherfreundes und Sammlers bilden müssen. Freilich — die Preise sind entsprechend hoch: so kostet u. a. Martin Luther, „Von Ehe- und Klostersachen" 160 Mk., Martin Luther, „Wider Hans Worst" 140 Mk., „Horaz" 120 Mk., „Bismarckbriefe" 95 Mark. — Höchst originell, wie der gesamte, von E. M. Lilien entworfene Buchschmuck ist auch der Einband des inhaltlich in der Bücherschau dieses Heftes besprochenen Buches „Juda" von Börries von Münchhausen (Verlag von F. A. Lattmann in Goslar); in der diskreten Farbenzusammenstellung von Schwarz auf einem milden Blau wirkt der schlichte Leineneinband noch stärker als in unserer Abbildung. Es ist hier mit verhältnismäßig kleinen (aber feinen!) Mitteln viel erreicht. Leider kann ich meinerseits das nicht gleich bestimmt von dem Schmuck des inneren Buches sagen. Er ist, ich bemerkte es schon, höchst eigenartig und dabei an sich dem Charakter der Gesänge, die er begleiten soll, durchaus entsprechend. Aber er „begleitet" dieselben nicht mehr, er überwuchert sie, drückt sie tot; er wirkt auf die Dauer höchst eintönig, nicht selten auch recht grobkörnig. Übrigens hat das Buch noch eine ganz besondere Eigentümlichkeit: ihm fehlen die Seitenzahlen. Man denke! Ist



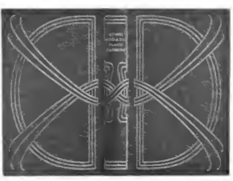
Einband in olivgrün Echt-Saffian mit Handvergoldung für die „Bismarckbriefe".
Von W. Collin. Verlag von Velhagen & Klasing.



Einband zum „Faust“.
Ausgeführt von W. Collin in Berlin.

das nicht von überwältigender Originalität! Dafür stehen die Zeichnungen oft so knapp in dem weißen Raume, der Rand ist so klein, daß das typographische Bild wenig geschmackvoll erscheint. —

Die Karnevalszeit hat selbstverständlich die ganze lustige Künstlerschar in allen Kunststädten mobil gemacht zu allerlei feuchtfröhlichem Ulk, der jedenfalls mehr innere Berechtigung hat als das „berühmte“ Wolzogensche „Überbrettl“ und andere Versuche, die frohe Laune eines Abends in dauernde Institutionen zu überführen. — Über die Münchener Künstlerfeste der letzten Jahre plaudert F. v. Ostini in einem größeren, reich illustrierten Artikel; hier seien noch einige kleine Scherze jüngsten Datums herangezogen. In Berlin gab es bei dem Ballfest im Künstlerhause am 12. Januar ein großartiges Fastnachtsdrama, frei „verarbeitet“ nach der Medea des Euripides — von Hans Bohrdt. Es war wunderbar! Besonders der Dichter oder vielmehr der Verarbeiter bot als Muse



Einband für
„Quinti Horatii Flacci Carmina“
Ausgeführt von W. Collin, in Maroccoleder mit Handvergoldung. Verlag von Velhagen & Klasing



Scene aus dem Fastnachtsdrama „Medea“ vom Ballfest des Vereins Berliner Künstler.

eine, was bei ihm als berühmten Marinemaler ja nicht Erstaunen erregen kann, meerdichenhafte Leistung: auch Max und Moritz als die beiden Kinder der Medea entfesselten, von einer biederen Spreewälderin bewacht, wahre Lachstürme. Der Verein Berliner Künstler hatte zur selben Zeit eine große Ulk-Ausstellung, wie schon seit einigen Jahren, veranstaltet. Von dem Charakter dieser Ausstellung sagen die von uns wieder-



Professor Hans Bohrdt als „Muse“ in dem Fastnachts drama „Medea“.

gegebenen „Gemälde“ mehr als lange Beschreibungen: wer über die „moderne“ Landschaft „Hoffnung“ von J. Jacob, über den so drolligen Kapellmeister von E. Seeger, über den Kampf der Centauren (Idealismus) gegen die Lokomotive (Materialismus), über die Landschaft, die Paul Meyerheim in ein Stück marmoriertes Buchvorsatzpapier flott hineinpinselte, nicht lachen kann, hat das Lachen wohl überhaupt endgültig verlernt. Es schloß sich eine Ausstellung verkäuflicher Fächer an, die von einigen Berliner Künstlern gefertigt waren, darunter geradezu köstliche Stücke der Erfindung und Ausführung nach: Holzstücke, zurechtgebogenes Zinnblech, Flor, Seide, Flittern, Federn, meist an sich fast wertloses Material, hatten zum Aufbau dieser merkwürdigen, aber meist ganz reizenden Schöpfungen gedient. Berlin hat schon mehrere Jahre seinen „Gesindeball“, von Bühnenmitgliedern veranstaltet, die damit zunächst einen fröhlichen Protest gegen eine polizeiliche Maßregel, die Oktroyierung des Gesindebuches, bezweckten. Nun hat sich auch München einen Dienstbotenball zugelegt, der am 15. Januar unter starker Beteiligung aus allen künstlerischen Kreisen Isarathens voll übermütigster Laune in den schönen Räumen des ehemaligen Deutschen Theaters in Scene ging. Ein eigenartiger Gast inmitten des frohen Treibens (in dem z. B. Intendant v. Possart als Logenschließer, Prof. Oberländer als Hausknecht figurierte) war der Christusdarsteller Lang aus Oberammergau. — Wir bringen auch noch ein Bildchen von einem zweiten diesjährigen Münchener Künstlerfest, dem „Blütenfest“ des allbeliebten Künstler-Sänger-Vereins. —

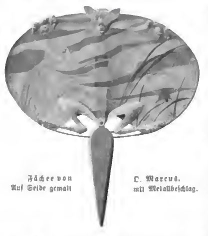
Fächer aus bemaltem Metall von O. Marcus.

* * *

Ein feiner Mädchenkopf von Hans Looschen-Berlin leitet als farbiges Titelbild den Schmuck unseres Heftes ein; das schöne Blatt wirkt ebenso durch die Art, wie der Künstler den Kopf groß in den Raum stellte, wie durch das kräftige, vor



Der Kampf des Idealismus gegen den Materialismus.
„Gemälde“ von Hans Bohrdt.



Fächer von O. Marcus.
Auf Seide gemalt mit Metallbeschlag.



Der Herr Kapellmeister.
Statuette von E. Seeger.

starken Kontrasten nicht zurückscheuende Kolorit. — Der am 23. Januar d. J. verstorbenen Großmutter unseres Kaisers, der Königin Victoria, gedenken wir mit dem zwischen Seite 16 u. 17 eingefügten Porträt nach der wohl besten aller vorhandenen Photographien; wir verweisen zugleich auf den ausführlichen Aufsatz über die Monarchin und ihren Hof, den wir in diesen Heften im Jahrgang 1896/97, Mai-Heft, aus der Feder der Lady Blennerhasset veröffentlichten. — Am 12. März d. J. begeht der Prinzregent Luitpold von Bayern seinen 80. Geburtstag. Das schöne Bildnis des hohen Herrn von Franz Stuck (zwischen Seite 64 und 65), das ihn in der Tracht des Bayrischen Hausordens vom Heiligen Georg darstellt, wird den vielen aufrichtigen Verehrern des um Reich und Staat gleich hochverdienten Regenten, der auch der Kunst und den Wissenschaften stets ein warmherziger Gönner war, ein willkommenes Erinnerungsblatt sein. — Unsere beiden nächsten Einschaltbilder gehören zu dem Münchener Karnevalsartikel, ein anderes, der Tovensleth im Jahre 1883 (zwischen Seite 56 und 57), zu dem fesselnden Aufsatz über die Hamburger Hafeneinrichtungen. Zwischen Seite 88 und 89 schalteten wir das Bildnis der Frau



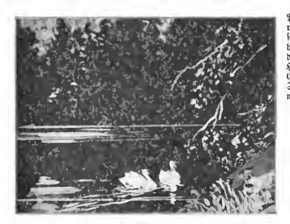
Ägyptischer Fächer von H. Koberstein.



Hoffnung von Goethe.

Nein, es sind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen, diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Ausgeführt in Goethe-Bunt Stiften von Julius Jacob.



Am Weiher.
„Gemälde" auf Vorsatzpapier von Paul Meyerheim.

Poeten, Basel, schmückt; eine ‚heroische' Landschaft, wie man sonst sagte, größten Stils, von wunderbarem Stimmungszauber — in der Landschaft liegt denn auch der Hauptreiz, den das vielbewunderte Gemälde ausübt, während die Staffage gerade in ihm wohl auch manchen aufrichtigen Verehrer des



Fächer von bemalter Holzschnitzerei mit Pfauenfedern. Von H. Koberstein.

Clara Ziegler als Medea nach dem Gemälde von Professor Georg Papperitz ein, zugleich eine Beigabe zu dem Artikel über Münchener Bühnenkünstlerinnen. — Als Gedächtnisblatt für den am 16. Januar d. J. verstorbenen Meister Böcklin, bringen wir dessen „Jagdzug der Diana", der das Museum der Vaterstadt des gewaltigen Malerpoeten, Basel, schmückt; großen Meisters enttäuscht hat. — Von kleinen Bildern und Skizzen finden unsere Leser auf Seite 5 die Wiedergabe eines stimmungsvollen Gemäldes Gustav Schönlebers, des gefeierten Karlsruher Landschaf-



Frau Intendant von Possart. Maler Damberger. Frau Dr. Voß.
Frau Clara Ziegler. Tochter des Intendanten von Possart.
Hafner Lang aus Oberammergau.

Gruppe vom Gesindeball zu München.



Maler Georg Mennolt. Maler Harry Candidus.

Gruppe vom Blütenfest des Künstler-Sängervereins zu München.
Aufnahme von Jaeger & Georgen, München.

ters, dessen großes Können sich von Jahr zu Jahr reicher zu entfalten scheint; auf Seite 1:t endlich eine Zeichnung von D. Chodowiecki, dessen 100jähriger Todestag (7. Februar) kürzlich wieder die Erinnerung an seine eigenartige Kunst lebhaft wachrief. Es ist doch ein ewig denkwürdiges Lebenswerk, das uns von ihm überliefert wurde. Schon allein die fast unübersehbare Reihe von Radierungen, die wir von Chodowiecki besitzen, ist ein unschätzbares Gut; klarer, deutlicher als in allen zeitgenössischen Beschreibungen tritt uns aus ihnen das Berlin des Großen Friedrich entgegen. Seine zierlichen Almanach- und Kalenderkupfer spiegelten fast alle Wandelungen des Litteratur- und Modegeschmacks des XVIII. Jahrhunderts wieder von Nicolai bis Lessing, von Gleim bis Lavater, von Diderot und Voltaire bis Goethe. Wie köstlich sind die berühmten Zeichnungen zum Tagebuch seiner Reise nach seiner Vaterstadt Danzig, die heute von der Bibliothek der Königlichen Akademie zu Berlin als kostbares Vermächtnis ihres einstigen Direktors aufbewahrt wird. Man hat Chodowiecki wohl überschätzt, als man ihn bei seinem Tode als einen der größten Künstler aller Zeiten rühmte, ihn sogar — es klingt heut fast komisch — neben Raffael stellte. Der ernstesten Schätzung, einer dauernden Verehrung bleibt der liebenswürdige Meister aber sicher.

H. v. Z.



Gruppe vom Gesindeball zu München. Rechts Prof. Adolf Oberländer als Hausknecht.
Aufnahme von Ad. Baumann-München.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Berliner Blumenverkäuferin. Von E. Rosenstand.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XV. Jahrgang 1900/1901. Heft 8, April 1901.

Schweigen.

Novelle von

F. Ottmer.

I.

Der Arzt hob den Kopf von der Brust des vor ihm stehenden jungen Mannes. Durch eine Handbewegung bedeutete er den Patienten, daß er sich wieder ankleiden könne. Dann wandte er sich ab, stellte das Hörrohr auf einen Tisch mit Glasplatte und machte sich mit den Instrumenten zu schaffen. Der andere knöpfte in nervöser Hast sein Hemd zu und fuhr in Weste und Rock. Dabei sandte er unruhige Blicke nach der etwas vorgeneigten Gestalt des Arztes hinüber. Die Halsbinde in der Hand trat er an ihn heran.

„Nun, Herr Doktor?“

Dieser wendete sich um und lud seinen Besucher ein, sich zu setzen. Gerhard Blank ließ sich nachlässig in einen Sessel gleiten. Dr. Martiny blieb stehen und sagte langsam, als ob er jedes Wort abwäge, die dunklen Augen auf seinen Patienten geheftet:

„Es ist alles genau, wie ich Ihnen nach der ersten Untersuchung gesagt habe. Sie können ein steinalter Mann werden, aber vor jedem Übermaß haben Sie sich zu hüten. Vermeiden Sie, so viel wie möglich, das Ausgehen bei strenger Kälte. Tanzen, Reiten und derartiges lassen Sie ganz. Selbstverständlich auch vieles, hastiges und kaltes Trinken. Sie haben bisher in unverantwortlicher Weise auf sich eingestürmt.“

Blank zuckte die Achseln. Ein frivoles Lächeln kräuselte seine, mit einem langen hellblonden Schnurrbart gezierte Oberlippe.

„Man ist eben jung,“ sagte er.

„Gewiß,“ erwiderte Martiny trocken. „Man sollte aber nie vergessen, daß das, was man gegen sich selbst sündigt, am wenigsten ungerächt bleibt. Aber es handelt sich hier nicht um Ihre Vergangenheit, sondern um Ihre Zukunft. Was ist Ihr Beruf?“

Gerhard Blank zuckte zusammen. Lebhafte Röte stieg ihm ins schmale Gesicht.

„Sollten Sie meinen Namen noch nicht gehört haben?“

„Nein,“ sagte der Arzt, ohne jegliche Verlegenheit.

„Ich bin Gerhard Blank —“ Er betonte die Worte bedeutungsvoll und machte eine Pause. Da Martiny kein Zeichen gab, daß er nun über die Persönlichkeit seines Gegenüber im Klaren sei, fügte der andere hinzu:

„Der Komponist und Virtuose. Ich —“

„Verzeihen Sie,“ unterbrach ihn der Arzt. „Jetzt weiß ich. Ich habe wenig Zeit für die Tagesblätter. Auch interessiere ich mich nicht für Musik. Ihr Name ist mir aber schon vor Augen gekommen; er war mir nur im Augenblick nicht gegenwärtig. Ich

habe Sie nun aber auch vor Übermaß in Ihrem Berufe zu warnen. Das Üben durch viele Stunden müssen Sie lassen. Sie dürfen sich auf keinerlei Weise überanstrengen."

Der junge Mann sprang empor:

„Wie kann ich denn das! Man bewirbt sich von allen Seiten um mich. Die Impresarii überbieten sich. Ich bin heute schon geschätzt wie Sarasate. Ich stehe am Beginn einer großen, vielleicht noch nie dagewesenen Laufbahn — nur rastlose Arbeit kann mich auf der Höhe erhalten. Jetzt bin ich eben im Begriff, eine Tournee nach Rußland anzutreten — ich werde die Ehre haben, im Winterpalais zu spielen."

„Sie haben meinen Rat verlangt," sagte der Arzt ruhig, „ich gebe ihn. In wie weit sie ihn befolgen, steht bei Ihnen."

„Und wenn ich ihn nicht befolge, was dann?" Blank warf den Kopf zurück und sah den zarten kleinen Mann von oben herab herausfordernd an.

„Dann," erwiderte der Arzt eindringlich, „dann werden Sie kaum alt werden." Er überflog die biegsame Gestalt seines Patienten mit einem Blick. „Ob Sie dann die Dreißig erreichen — niemand könnte Ihnen das versprechen. Nach einer heftigen Anstrengung, nach einer übermäßigen Bewegung, nach einem hastigen Trunk kann Ihre Lunge plötzlich den Dienst versagen."

Der Musiker war bei diesen Worten bis in die Lippen erblaßt. „Sterben," stöhnte er, „sterben!" Seine stolze Haltung war plötzlich dahin, wie vernichtet sank er in den Sessel zurück, von dem er vorhin aufgesprungen war. „Oh Gott," jammerte er, „sterben — bei meinen Erfolgen und Aussichten, sterben, das kann ja nicht sein." Er schlug die Hände vors Gesicht und fing zu schluchzen an.

Martiny legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Kopf in die Höh'!" sagte er. „Sie sind kein verlorener Mensch. Ihr Schicksal liegt vor allem bei Ihnen selbst."

Doch Blank schien ihn gar nicht zu hören. Ganz gebrochen lag er da. Durch sein krampfhaftes Weinen klangen nur abgerissene Worte:

„Berühmt — Karriere — warum gerade ich — alle hätt' ich überflügelt — ich — sterben — oh Gott, oh mein Gott!"

Das sonst so gütige Gesicht des Arztes nahm einen mehr verächtlichen als mitleidigen Ausdruck an.

„Seien Sie ein Mann," sagte er ziemlich scharf, „weibisches Sichgehenlassen macht nichts besser. Leben Sie von nun ab mit Schonung und Vernunft — hoffentlich ist es noch Zeit."

Er machte eine Pause. Als aber sein Patient das Haupt nicht erhob, die Hände nicht vom Antlitz entfernte, sagte er sehr bestimmt:

„Ich muß Sie bitten, Herr Blank. Meine Zeit ist gemessen. Es warten noch mehr Leute."

Blank schnellte empor und warf den Kopf zurück. Im Nu lag der alte Ausdruck leichtsinnigen Hochmuts wieder auf seinen hübschen Zügen.

„Haben Sie mir noch etwas zu verordnen?" fragte er gereizt.

Der Arzt schien einen Augenblick zu zögern. Dann sagte er:

„Nein! Positives zu thun haben Sie überhaupt nicht, nur Schädliches zu vermeiden. Ich habe Ihnen nur noch zu sagen, daß Sie nach meinem Dafürhalten auf das Heiraten verzichten müssen."

Nochmals zitterte es um des jungen Mannes Mundwinkel, doch klang seine Frage eher herausfordernd als erschreckt:

„Und warum, wenn ich bitten darf?"

„Der künftigen Generation wegen. Es ist sehr zu bezweifeln, ob Kinder aus einer Ehe mit Ihnen gesund wären."

„Wissen Sie das bestimmt?" fragte Blank scharf.

„Bestimmt?" Der milde Ernst auf Martinys Zügen wandelte sich in ein trauriges Lächeln. „Bestimmt wissen wir überhaupt gar nichts. In vielem tappen wir sogar noch völlig im Dunkel. Hier aber lehrt die Erfahrung, daß der Prozentsatz der gesunden zu den kranken Kindern kein günstiger ist."

Blank zuckte die Achseln. „Kranke Kinder kann ein jeder bekommen, wenn das Unglück es will."

„Ich kann Ihnen nur meine Ansicht sagen. Ich selbst an Ihrer Stelle würde es als meine bedingungslose Pflicht betrachten, auf die Ehe zu verzichten. Und nicht allein der Nachkommenschaft wegen. Sie bringen die Frau selbst, die Sie hei-

raten, in Gefahr. Und außerdem — gesetzt sie bliebe verschont — ich sagte Ihnen schon, Sie können ein hohes Alter erreichen, bei großer Vorsicht. Sicher ist Ihnen das aber auch selbst dann nicht. Im Falle des frühen Todes ließen Sie aber sehr möglicherweise Ihre schuldlose Frau allein mit kranken Kindern zurück."

„Niemand weiß, ob er alt wird!" rief der Komponist fast höhnisch.

Der Arzt nickte. Dann machte er eine verabschiedende Handbewegung.

Blank verbeugte sich nachlässig und schritt der Thüre zu. Bevor er sie aber erreicht, wandte er sich um und trat nochmals dicht an Martiny heran.

„Ich darf doch auf Ihre Diskretion rechnen, Herr Doktor."

Der Arzt maß den jungen Mann mit einem einzigen Blick aus seinen tiefen Augen. Er hob dabei kaum das Haupt, das er stets ein wenig vorgeneigt hielt. Doch schien er plötzlich den anderen zu überragen, trotzdem Blank thatsächlich um zwei Kopfeslängen größer war als er.

„Etwas, was ich in meinem Berufe erfahren, pflege ich nicht weiter zu erzählen. Es ginge dies nämlich gegen die sogenannte Ehre." Mitleidige Ironie tönte aus den Worten.

Blank biß sich auf die Lippen.

„Verzeihen Sie!" warf er hin. Es sollte hochmütig klingen, klang aber betreten.

Martiny sah seinem Besucher einen Augenblick nach, dann warf er leise den Kopf zurück, als wolle er etwas abschütteln, was ihn belästigte, und drückte auf die elektrische Klingel: das Zeichen für seine Patienten, nach der Reihenfolge ihres Kommens bei ihm einzutreten. Ein Anschlag im Wartezimmer klärte über diese Einrichtung auf. Ein schmächtiger Junge schob sich verlegen durch die schwere Portiere.

„Was willst du, mein Kind?" fragte der Arzt gütig.

„Ick hab mir man 'n Spahn in 'n Daumen jetrieben, un da meente der Meester, der Herr Doktor —"

„Laß sehen!" Er besah aufmerksam den verletzten Finger. „Ich will dir's gleich herausmachen — es wird aber weh thun. Wirst du stille halten, oder soll ich einen rufen, der dich festhält?"

„Nee," sagte der Junge. „Stille halt'n wern wer schon. Ziehn Se man!"

„Schreie aber nicht. Das nützte nichts, und nebenan sind Leute. Die mögen das nicht gerne, und ich mag's auch nicht."

„J, wo wer ick denn!"

Und wirklich, er rührte sich nicht, obwohl ihm vor Schmerz das Blut zu Kopfe stieg und die Thränen in die Augen traten. Mit aufeinander gebissenen Zähnen stand er da, die Beine gespreizt, um sich festeren Halt zu geben.

„Brav, mein Junge," sagte Martiny, während er ihm den Finger verband. „Bist ein tapferer Kerl."

„Danke scheen!" stammelte der Knabe und wandte sich zum Gehen, tastete dabei aber unwillkürlich nach einem Halt.

„Warte ein wenig — du bist ja ganz blaß; da setz dich her —" Damit drückte Martiny den Jungen in den Sessel, in dem vorhin Gerhard Blank seine Jammerscene aufgeführt hatte, schenkte an einem Seitentisch ein Glas Wein ein und gab ihm zu trinken.

„So. Siehst du, jetzt geht es wieder. Nun erzähl mir aber, bei welchem Meister bist du denn?"

„Na, hier unten in's Haus, bei'n Tischler."

„So — gehst du denn nicht mehr zur Schule?"

„Nee — seit Ostern bin ick raus."

Der Arzt maß ihn mit den Augen. „Hätte dich für jünger gehalten. Wer sind denn deine Eltern? Du läufst ja in zerrissenen Stiefeln herum."

Der Knabe wurde glühend rot — er zog die Füße zurück.

„Mutter kann nich für allens sorgen — wir sein unser fünf. Wat ick verdiene — jeb ick ihr ab — sonsten reicht's nich."

„Was verdienst du denn? Gibt dir der Tischler was, bei dem du in der Lehre bist?"

„Nee! Aber des Morgens trage ick für'n Bäcker Brod zu die Herrschaften — da krieg ick 'ne Mark de Woche —"

„Wann stehst du denn auf?"

„Um fünf muß ick bei'n Meester Bäcker sein und um achte bei'n Meester Tischler."

Martiny betrachtete das dünne Kerlchen mitleidig. Dann trat er an seinen Schreibtisch und schrieb einige Worte auf einen Block. Er riß das Blatt ab und reichte es dem Jungen.

„Damit gehst du zu meinem Schuster

— die Adresse steht mit dabei. Der wird dir ein Paar Stiefel machen. Aber sag' mal, wer ist denn, dein Vater?"

Der Junge kraute sich verlegen den Kopf. „Ja, wissen Se, Herr Doktor, der is nich mehr ville. Früher war er Maurer, aber bei'n Streik in's vorigte Jahr hat er mitjestreikt. Da hat er sich det Trinken anjewehnt, un nu kann er's nirgend mehr aushalten — un — un —"

„Hm!" machte Martiny. „Weißt du was, grüß mir deine Mutter schön, und sie soll mich einmal besuchen, wenn sie Zeit hat. Und du kommst übermorgen hierher und läßt deinen Finger noch einmal ansehen. Nein, zu bedanken brauchst du dich nicht. Verliere nur den Zettel für den Schuster nicht. Und nun Gott befohlen."

‚Zwei Welten', dachte der Arzt: ‚der feige berühmte Mann und der tapfere kleine Proletarier, der sich, ohne zu zucken, den Spahn aus dem Fleisch ziehen läßt und vor Tage auf ist, um seiner Mutter eine Mark in der Woche heimzubringen.'

Er klingelte. Die wenigen Patienten, die noch da waren, ließen sich rasch erledigen.

Und nun war er fertig. Gott sei Dank. Er sah auf die Uhr. Seine Sprechstunde war freilich ohnedies bereits wieder um ein Beträchtliches überschritten. Er rief dem Diener und schlang das Essen, das dieser ihm stets aus dem nahen Restaurant besorgte und auf den ungedeckten Tisch seines Sprechzimmers stellte, hastig hinunter. Dann begab er sich in sein kleines Laboratorium. Dort fand ihn oft noch der grauende Morgen in angespanntem Ringen, der Natur ihre Geheimnisse zu entreißen. Diesem Kampf mit den großen Niederlagen und den kleinen Siegen hatte bis heute sein Leben gehört, nur ihm. Ohne rechts oder links zu sehen, war er vorwärts gegangen. Sein einziger Lohn, daß er zuweilen fand. Meinte er aber auf der richtigen Fährte zu sein, so scheute er nicht davor zurück, mit dem Alten zu brechen und anzuwenden, was ihm heilsam schien. Natürlich ging's dabei nicht ganz ohne Opfer ab. Das ließ er sich aber nicht anfechten. Was Tausenden zum Segen gereichen würde, mußte gewagt werden, verkürzte es vielleicht auch einmal einem jedenfalls Verlorenen das Dasein um ein paar Jahre. Langsam hatte sich eine kleine Gemeinde um ihn gebildet, die zu ihm aufsah, wie zum Verkünder neuen Heils. Nicht nur die Armen, wenn auch diese überwiegend, sondern auch Reiche und Vornehme suchten bei ihm, was sie anderswo nicht gefunden hatten. Das machte ihm Feinde unter seinen Fachkollegen, ein Sturm gegen ihn brach los. Er schwieg dazu. Damit war ein neuer Angriffspunkt gegeben. „Warum erwiderte er nicht?" hieß es. „Warum veröffentlicht er seine neuen Entdeckungen und Methoden nicht in unseren Zeitschriften? Warum schließt er sich ab wie ein Wundermann, wenn er nicht Gründe hat, uns seine Mittelchen zu verheimlichen?" Hinterbrachten ihm seine Anhänger diese Reden, dann sagte er: „Ich hab keine Zeit zu Dissertationen — ich bin auch noch nicht fertig. Es ist nichts abgeschlossen. Wer aber zu mir kommt, soll alles wissen, was ich weiß. Ich verhehle nichts. Jeder ist mir willkommen." Bisweilen beschlich ihn auch das Gefühl seines Alleinstehens. Aber bisher war ihm die Arbeit Trost und Ersatz für alles gewesen: Freund und Geliebte, alle Freuden des Lebens. Ging er an sie, so war im Nu die ganze Welt versunken und er so einsam mit ihr, als wäre rings um sie beide ein weiter, leerer Raum statt des brausenden Berliner Lebens. Stets war es so gewesen. Heute aber trieb ihn eine sonderbare Unruhe vom Buch empor, an das er sich gesetzt hatte. Er maß das Zimmer ein paarmal zögernden Schritts und strich sich sinnend mit der Hand über die Stirne. Dann setzte er sich wieder. Aber nach kurzer Zeit sprang er von neuem von seinem Stuhl auf. Dann lächelte er, schüttelte den Kopf und suchte sich wieder in das Buch zu vertiefen. Er stützte die Arme auf den Tisch und preßte die Hände an die Ohren, als wolle er ein Geräusch von außen fern halten. Aus der stillen Seitenstraße klang aber kaum ein verwehter Ton durch die geschlossenen Scheiben zu ihm empor. Die Unruhe kam aus seinem eigenen Herzen, rauschte ihm im Blute und zupfte an seinen Nerven. Es nützte nichts. Es ging heute nicht mit der Arbeit. Endlich schlug er das Buch zu.

‚Gib dich gefangen, Erich,' sagte er zu sich selbst, ‚zieh deinen Frack an und geh hin. Du bist doch gewöhnt, ehrlich gegen dich zu sein, also gestehe dir's nur ein, daß du in das Mädchen verliebt bist. Sehr

verliebt, Erich, und obendrein hast du sie von ganzem Herzen lieb. Wie reizend ist sie aber auch!' setzte er zu seiner eigenen Entschuldigung hinzu, während es wie Sonnenschein über sein ernstes Gesicht flog.

Er löschte seine Lampe und ging sich ankleiden. Dabei arbeiteten seine Gedanken in derselben Richtung weiter. ‚Aber was hoffe ich?' fragte er sich, während er sich aufmerksam im Spiegel betrachtete. ‚Mein Äußeres ist wirklich nicht bestechend. Sie ist wohl auch um einen Kopf größer als ich. Und sonst — was kann ich ihr bieten? Bestenfalls ein wenig Namen. Aber wie ist selbst der angefeindet! Und durch, wirklich durch mit dem, was ich will, bin ich noch lange nicht. Ein Vielverdiener werde ich auch nie werden, wenn ich auch wohl eine Frau erhalten könnte und ein paar Kinder dazu — hoffentlich wären sie uns beschieden. Also, warum sollte sie bei ihrer Jugend — Geld hat sie wohl auch —' Er griff nach Hut und Handschuhen. ‚Ach was! Bin ich bis hierher gekommen aus meinem kleinen Nest heraus auf meinen eigenen zwei Beinen, so glückt es mir vielleicht auch noch, das Mädchen, das es mir angethan hat, zur Frau zu bekommen. Und damit basta und vorwärts.'

II.

Es war gerade eine Tanzpause, als Martiny in den Ballsaal trat. Er ging sofort auf Dora Miller zu, deren rosa Kleid sich leuchtend von der weißschimmernden, goldverzierten Marmorwand abhob.

„Guten Abend, gnädiges Fräulein."

Sie streckte ihm zutraulich die Hand hin: „Herr Doktor, welches Wunder? Ich dachte, sie gingen nie auf einen Ball."

„Thu ich auch nicht, Heute aber — Sie werden schon erfahren, warum ich hier bin."

„So?" sagte sie neckend. „Es hat also einen tiefen Grund. Vielleicht im Dienste der Wissenschaft?"

Er lachte. „Nicht ganz."

Die Musik begann wieder zu spielen. Sie wurde sofort geholt.

„Tanzen Sie denn nicht, Herr Doktor?" fragte sie im Aufstehen.

„Nein."

„Schade. Warum?"

„Hab's nicht gelernt."

Ungläubig schüttelte sie das Köpfchen, während sie schon am Arm ihres Tänzers dahinflog.

Martiny blieb sitzen und sah ihr nach. Wie anmutig sie tanzte, und wie strahlend das Lächeln auf ihrem Gesichte war: reinste Freude, ohne Spur von Koketterie, ohne Ahnung von der Bewunderung, die sie erregte.

Vom blühenden Rosenkranz in ihren dunklen Locken bis zur Spitze ihres Pariser Schuhes war alles an ihr vornehmster Luxus, ausgesuchteste Eleganz. War das die Frau für ihn? Hatte er sie sich so geträumt oder vielmehr, mit ruhiger Überlegung, als zu ihm passend vorgestellt? Der tapfere

Aus unserer Studienmappe:



Studienzeichnung von R. Winckel.

Kamerad, der mitarbeitende Freund und Vertraute? Mit einem Wort, glich dieser holde Sonnenstrahl der ernsten Gefährtin seiner Jugend, seiner Schwester Agathe? Er war ins Leben hinausgegangen, indes sie noch zu Hause im kleinen Walddorf saß, jahraus, jahrein an derselben Stelle, im engen Pflichtenkreis und doch mit welchem offenen, weiten Blick! Wie verstand sie ihn, wenn er je und je wieder einmal bei ihr einkehrte, um kurze Rast zu halten, wie war sie befähigt, seinen geistigen Bestrebungen, seinen wissenschaftlichen Errungenschaften bis in ihr Feinstes zu folgen. Bis heute hatte er in ihr nicht nur das Ideal des Weibes, sondern vor allem seines Weibes gesehen: ernst, treu und ein wenig nüchtern wie er selbst. Der liebliche Schmetterling, der da vor seinen Augen den biegsamen Körper auf den Wogen des Tanzes wiegte, in nichts glich er dem Bilde seiner bisherigen Wünsche. Was änderte das aber? Weggefegt war alle Überlegung vor dem Begehren, dies holde Geschöpf zu erringen, den Schlag ihres jungen Herzens an seinem eigenen zu fühlen, fortab mit der weichen kleinen Hand in der seinen durchs Leben zu gehen. An ihm rächte es sich eben wieder einmal, daß er ein reifer Mann geworden war, ohne alle Thorheit und Liebe. Da war sie nun, lachte seinen Grundsätzen ins Gesicht und zog ihn in den Banden seines eigenen hochaufwallenden Blutes zu dem Mädchen, das in allem sein Gegensatz war. Was wußte sie von der Schattenseite des Lebens, von Krankheit und Not, Elend und Kampf? Vielleicht freilich war gerade dies der Zauber, der ihn anzog. War sein eigen Leben bisher doch damit verflossen, mit brennender Leuchte in die finstersten Winkel des Menschendaseins etwas Licht zu werfen, um Gewürm und Getier aus ihnen zu vertreiben. Sie aber verkörperte ihm die Sonnenseite, alles, wovon er bisher nichts besessen: Jugend, Schönheit und Frohsinn. Wenn er sie errang — und sein heißes Herz, sein starker Wille sagten ihm, während er sie so mit den Augen verfolgte, daß er sie erringen würde — dann sollte ihr kein Stäubchen von den Flügeln gestreift werden, gerade wie sie war, sollte sie bleiben, das älteste, das geliebteste seiner Kinder. Was Agathe wohl dazu sagen würde — Agathe?

Plötzlich drehte er unwillkürlich den Kopf zur Seite. Jemand starrte ihn aus nächster Nähe an. Mit gekreuzten Armen stand Gerhard Blank an einer der vorspringenden Säulen des Saales, den hochmütigen Blick auf ihn gerichtet. Martiny sah ihm fest in die Augen. Da wandte Blank sich ab, ohne ihn zu grüßen, als habe er ihn nie gesehen. Im selben Augenblick trat die Wirtin auf den Musiker zu.

„Sie tanzen ja heute gar nicht, Herr Blank?"

Er machte eine stumme Verbeugung.

„Kennen Sie denn schon unsere Schönheit, Fräulein Miller? Darf ich Sie vorstellen? Liebe Dora," wandte sie sich zu dem Mädchen, das eben wieder auf seinen früheren Platz an Martinys Seite zurückgekehrt war, „erlauben Sie, daß ich Ihnen unseren berühmten Gerhard Blank vorstelle."

Dora errötete. „Ich freue mich," sagte sie schüchtern. „Ich war in Ihrem Konzert — es war so schön."

„Sie sind sehr gütig," erwiderte er, sie mit seinen blauen Augen voll unverhohlener Bewunderung anblitzend. „Warum habe ich bisher nie das Glück gehabt? Leben Sie nicht in Berlin?"

„Doch. Aber erst seit ein paar Monaten. Papa war bisher Bankdirektor in Dresden. Jetzt ist er es hier. Aber darf ich Sie mit Herrn Dr. Martiny bekannt machen?"

Blank verbeugte sich leicht. Martiny neigte ernsthaft den Kopf.

„Sie haben mich spielen gehört?" fuhr der Virtuose fort. „Sind Sie musikalisch? Übrigens was frag' ich, mit solchen Augen?"

„Ein wenig," erwiderte sie befangen. „Vor Ihnen wird es aber kaum bestehen."

Ein Tänzer drängte sich an Blank vorbei zu ihr hin. „Darf ich bitten?"

„Nein," sagte der Musiker scharf. „Das gnädige Fräulein wird mir die Ehre geben."

Er verbeugte sich vor ihr und legte den Arm um sie. Dabei streifte ein dreist verlegener Blick den Arzt, etwa wie ein ungezogener Junge sagt: ‚Du hast mir nichts zu verbieten — ich thu's doch.'

Im nächsten Augenblick walzte er mit ihr durch den Saal.

Martiny überlief es. Es verursachte ihm ein unangenehmes Gefühl, das Mädchen im Arm dieses Mannes zu sehen. Nicht nur, weil er wußte, welche Frivolität sein

Tanzen bedeute, auch sonst war der Mensch ihm durchaus unsympathisch. Wie großmäulig und unmännlich hatte er sich in der Unterredung mit ihm erwiesen und dann wieder wie mißtrauisch und hochmütig. Der Anblick berührte ihn, als ob etwas Unreines dem Mädchen zu nahe käme. Aber bei aller Voreingenommenheit mußte er, als er da dem Paare gespannten Auges folgte, zugeben, daß die beiden schlanken Gestalten trefflich zu einander paßten. Gleich dem Mädchen von tadelloser, ja raffinierter Eleganz, tanzte auch Gerhard Blank wie sie vortrefflich. Er hielt seine Partnerin fest im Arm, fast zu fest wollte es dem Arzt scheinen. Sie folgte jeder seiner Bewegungen mit leichter, nachgebender Biegsamkeit. Als sie zum erstenmal an Martiny vorbeikamen, glühten Doras Wangen bereits in tiefem Rot. Ob allein vom Tanz? Zum zweiten-, zum drittenmal streiften sie an ihm vorüber. Mehrere Paare hatten zu walzen aufgehört, andere waren neu eingetreten. Doch nach und nach lichteten sich die Reihen. Die Kapelle, aus fünf Zigeunern bestehend, spielte ungewöhnlich lange, ohne eine Pause zu machen. Eine dumpfe, erstickende Luft füllte den Saal von schwerem Blumenduft, vom faden Geruch kühlender Getränke, vom unbeschreiblichen Broden vieler erhitzter Menschenleiber geschwängert. Die Lichter der großen Glaskrone waren von einem zitternden Dunstkreis umgeben. Schwüles Ermatten lag auf allen. Nur das eine Paar tanzte noch. Die anderen saßen und standen rings an den Wänden umher und sahen zu. Schon regte sich die Verwunderung, die Neugier, wie lange die es noch aushalten würden. Einen Augenblick schwieg die Musik. Doch Blank rief dem Zigeuner, der die Kapelle leitete, zu. Da winkte der seinen Leuten ab und spielte allein weiter. Langsam, die Geige am Kinn stieg er von der Estrade herunter und folgte dem tanzenden Paare. Immer näher kam er ihnen, als wolle er ihnen direkt ins Ohr fideln, wie er es auf der Pußta gewöhnt war, in einsamer Schenke, vor der der Magnat die schnaubenden Rosse anhielt und absprang, um sporenklirrend einzutreten, wenn er die geliebte Zigeunergeige hörte. Da stand er nun unter dem Kronleuchter und drehte sich im Kreise, immer dem tanzenden Paare zu. Seine Geige schluchzte und jauchzte. An magischen Fäden schien sie den bleichen Tänzer um sich herumzuziehen. Dieser preßte Dora an sich. Sie hielt das Blumengesicht zu ihm emporgewendet wie hypnotisiert vom Blick, den er regungslos in ihre weitgeöffneten Augen senkte. Auf die Zuschauer legte sich eine seltsame Beängstigung. Einzelne Rufe der Warnung wurden laut. Die Zigeunergeige tönte weiter. Doras spitzenbesetztes Röckchen streifte Martinys Knie, aus ihrem Haar fiel eine Rose entblätternd zu seinen Füßen wieder.

Die Hitze im Saal hatte sich bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Die Lichter bebten und schwankten, als vibrierten sie in den klagenden, jubelnden, stöhnenden Tönen der Zigeunergeige. Doras Kopf war zurückgesunken. Mit geschlossenen Augen lag sie in Blanks Armen — eisern hielt er sie umklammert. Seine schmale schwarze Gestalt wirbelte mit ihr um den Zigeuner: ein Vampyr mit seiner Beute. Der Zigeuner geigte immer toller, immer berückender. Das schwarze Haar fiel ihm ins bleiche Gesicht, seine Augen glühten, unter der zurückgezogenen Oberlippe blitzten die Raubtierzähne hervor. Wie rasend fuhr sein Bogen über die Saiten, wie rasend tanzte Gerhard Blank um ihn herum.

Im Saale herrschte atemlose Stille. Nichts war vernehmbar, als die Geige. Wie unter einem schweren Alp starrte die Menge lautlos, erbleicht, in herzklopfender Aufregung dem unheimlichen Tanze zu.

Da sprang Martiny empor. Jeder Nerv an ihm zitterte. Er mußte dem Wahnsinn ein Ende machen, hätte es längst gesollt. Was hatte ihn denn bisher gebannt? War's die tolle Geige oder das verrückte Schauspiel? Heißer Zorn wallte in ihm auf. Dieser Mensch, dieser selbe Mensch, der noch vor wenig Stunden in Todesfurcht vor ihm gewinselt und geweint hatte, da tanzte er nun, tanzte wie ein Besessener, obwohl ihm gesagt war, daß sein Lebensfaden davon entzwei bersten könne. Und das Mädchen, das er liebte, hineingezogen zu sehen in die Raserei, in bacchantischer Lust herumgewirbelt bis zur Erschöpfung. Übergenug! Die Zähne aufeinander gepreßt, die Hände krampfhaft zur Faust geschlossen, trat er dem heranbrausenden Paar entgegen.

Aber im selben Augenblick hielten sie inne. Weheklagend, mit einem schrillen Schrei, zerbrach der Geigenton.

Mit geschlossenen Augen umklammerte Dora den Arm ihres Tänzers. Der achtete ihrer nicht. Sein Gesicht war grünlich fahl. Seine Lippen regten sich vergeblich. Keuchend hob sich seine Brust.

Martiny trat auf Dora zu, löste ihre Hand fast gewaltsam von Blanks Arm und trug sie, mehr, als er sie führte, zum nächsten Sessel. Die Finger an ihrem Puls blieb er vor ihr stehen, sie, so gut er konnte, vor den Augen der anderen deckend. Doch diese drängten ohnehin aufatmend aus der Schwüle; vom Bann erlöst schwirrten ihre Stimmen durcheinander. In Martinys Rücken öffnete ein Diener die Fenster. Der Arzt wartete, bis die Atemzüge des Mädchens allmählich ruhiger wurden, bis in ihr erbleichtes Gesicht etwas Farbe kam. Nun schlug sie die Augen auf. Da ließ er ihren Puls fahren und trat zurück.

„Wie konnten Sie das!“ sagte er mit gefurchten Brauen.

Über den weißen Hals hinauf schlug ihr die Röte bis zu den feuchten, gelösten Hirnlöckchen, aber es war ein sonderbar verklärtes Lächeln, mit dem sie den Kopf von ihm wegwandte.

„Da ist Papa!“ murmelte sie wie erlöst aufstehend und ging einem behäbigen blonden Herrn entgegen, der soeben in der Thür erschien. Das echte Bonvivant-Gesicht — von dem hatte sie jedenfalls ihre dunkle Schönheit nicht.

Als Martiny ins Nebenzimmer trat, stürzte Blank gerade ein Glas eiskalter Pfirsichbowle hinunter; beim Anblick des Arztes entglitt der Kelch seiner Hand und fiel klirrend zu Boden.

„So feig wie leichtsinnig,“ murmelte Martiny zwischen den Zähnen und drehte ihm den Rücken.

Eine Weile darauf streifte er an Dora vorüber. Sie stand an ihres Vaters Seite. Jede Spur des aufregenden Tanzes war aus ihrem Gesicht verwischt; die dunklen Augen lächelten wie vordem in strahlender Unschuld.

„Sie finden meine Tochter mit der Dame, die meinem Hause vorsteht, fast allabendlich zu Hause,“ hörte Martiny den Direktor zu Gerhard Blank sagen. „Ich habe noch nicht Zeit gehabt, sie hier in die Gesellschaft einzuführen, da ich bisher viel in Berufsgeschäften abwesend war. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie die Damen besuchten. Hoffentlich will es ein günstiger Zufall, daß auch ich zu Hause bin und den Vorzug genieße.“

Blank dankte mit einem langen Blick auf Dora, mußte sich aber im selben Moment abwenden, da die Dame des Hauses seinen Arm mit dem Fächer berührte.

„Papa,“ sagte jetzt Dora, „fordere doch auch den Doktor Martiny auf, uns zu besuchen.“

„Gott, mein Kind,“ erwiderte Miller, „wozu? Das gibt nur Verdruß mit unserem alten Geheimrat. Du hast es ja letzthin mitangehört, wie er über diesen seinen Kollegen urteilt.“

„Laß ihn doch,“ meinte das Mädchen eifrig. „Deshalb hat Doktor Martiny doch Adelheid das Leben gerettet, nachdem alle anderen sie aufgegeben hatten. Ach, Papa, bitte, er ist ein so guter Mensch.“

„Na, meinetwegen —“

Mit ausgestreckter Hand ging er auf Martiny zu:

„Weiß nicht, ob Sie sich meiner erinnern — hatte schon einmal das Vergnügen. Mein Töchterchen erzählt mir alle Ohren voll von Ihnen — Lebensretter ihrer Freundin — werde mich sehr freuen, wenn Sie uns besuchen.“

Martiny verbeugte sich steif. Ob er dieser widerwilligen Einladung —

„Nicht wahr, Herr Doktor, Sie kommen?“ Dora sah ihm bittend ins Gesicht. „Natürlich keinen feierlichen Antrittsbesuch. Abends, ganz gemütlich. Sie können doch nicht immer arbeiten?“

Er lächelte: „Nein — und ich werde gerne kommen.“

Was ging ihn schließlich der Vater an. Sie bat ihn darum. Und wie sie sich seiner dem geringschätzigen Urteil des lieben Kollegen gegenüber angenommen hatte. All dies gleich, nachdem Millers Einladung an Blank ergangen war. Nein, an dem lag ihr nichts. Der tolle Tanz war schon jetzt vergessen und nichts weiter gewesen als die Ungeschicklichkeit eines ungewandten Kindes.

III.

In der nächsten Zeit blieb Martinys Laboratorium an so manchem Abend dunkel.



Der Lastträger von Bagdad. Nach dem Gemälde von E. L. Weeks.

Er aber saß, während der Schnee schmolz und es von allen Dächern troff, im großen gelben Damastsalon in der Voßstraße und gewann Dora Miller immer lieber. Auf dem Ecksofa saß er hinter dem runden Tisch und sah beim Scheine der beschirmten Lampe ihr Herbarium an.

Sie stand daneben und wendete eifrig die Blätter um:

„Die stammen alle aus Heringsdorf — die feinen Algen und Seemoose. Ganz mühsam waren sie aufzukleben."

„Wie haben Sie es denn gemacht?"

„Wenn sie aus dem Wasser kamen, sahen sie aus wie grüne Klümpchen. Dann warf ich sie in meine Waschschüssel. Da haben sie sich wieder ausgebreitet. Und dann bin ich mit einem Blatt Papier drunter gefahren und eines drüber und dann schnell in die Presse."

„Sehr geschickt," nickte er. „Aber es steht ja nirgends ein Name darunter."

„Was liegt an den Namen?" rief sie. „Wenn es nur hübsch ist. Ob es so heißt oder so — dabei kann ich mir nichts denken. Das ist wie mit den Bergen. Als wir im vorigen Jahr auf dem Rigi waren, da sollte ich mir auch immer merken, welches das Finsteraarhorn ist und welches der Mönch und der Eiger. Das konnte ich aber nicht. Ich verwechselte sie immer wieder. Aber wenn sie so dastanden in ihrer weißen Pracht, daß man sich gar nicht satt sehen konnte an ihnen, was kam es darauf an, wie sie hießen! Sehen Sie," sie deutete mit dem Finger auf ein ganz zartes Geflecht, das sich in dünnen Linien über das Papier hinzog, „dies möchte ich so gern als Stickmuster verwenden, aber ich bringe es nicht heraus."

„Haben Sie es aufgezeichnet?" fragte Martiny. „Lassen Sie mich meine Künste daran versuchen."

Während er über das Blatt gebeugt saß und daran wischte und besserte, gähnte die Baronin Kopff, an der anderen Seite des Tisches, auf und ließ das Buch, in dem sie geblättert, sinken. Dann tastete sie mit der beringten Hand nach den zahllosen, kunstvoll geordneten Löckchen ihrer Frisur und sagte:

„Haben Sie das Buch gelesen, das eben so viel Aufsehen macht? Oder finden Sie für die schöne Litteratur keine Zeit?"

„Doch," sagte der Arzt, „dafür nehme ich sie mir. Welches Buch meinen Sie?"

„‚Alte Mädchen' von Ida Gerber. Finden Sie es nicht wunderbar? So interessant, so wahr!"

Er hob den Kopf. „Nein, gar nicht," erwiderte er ernst. „Was wird an dem Buche bewundert, wie an manchem anderen derselben Richtung? Daß Frauen auftauchen, die sich nicht scheuen, ihre Seelen zu entblößen. Die Frauen der französischen Revolution, die dies mit ihren Körpern gethan haben, hatten wenigstens den Vorzug, schön zu sein — die anderen hüteten sich wohl davor. Den modernen Schriftstellerinnen aber kommt es nicht einmal darauf an, ob es Auswüchse oder krankhafte Veränderungen sind, die sie zeigen. Die Nacktheit an sich scheint ihnen das Wesentliche, auch wenn sie abstoßend oder ganz uninteressant ist. Oft entspricht sie nicht einmal der Wahrheit, sondern ist eine Draperie à la unbekleidet."

„Oh, Herr Doktor," seufzte die Baronin, indem sie die Augen niederschlug, „wie können Sie nur so reden!"

„Ja, gnädige Frau, das ist auch so ein Zeichen der Zeit: Lesen darf ein Frau alles, aber mit Aufrichtigkeit darüber reden — Gott bewahre! Das verletzt das Zartgefühl. Ich kenne eine junge Schriftstellerin, die aus Schämigkeit die Ohren zuhält, wenn man mit ihr von ihren eigenen Novellen zu sprechen anfängt. Ich, für mein Teil, denke anders darüber. Eine Frau, die ich lieb habe" — sekundenlang glitt sein Blick zu Dora empor — „dürfte nur lesen, worüber sie mit jedem ernsthaften Menschen reden kann. Vor dem Verdacht, prüde zu sein, schützt mich wohl schon mein Beruf — die modernen Weiber aber würde ich ausschließen."

„Immer originell," flötete die elegante Frau Baronin und betupfte mit ihrem spitzenbesetzten Tüchlein vorsichtig Mund und Augen.

Still strichelte er eine Weile am Stickmuster weiter, dann sah er zu Dora auf. Sie stand die Hand auf die Tischplatte gestützt neben ihm und sah ihm aufmerksam zu.

„Wird es so recht sein?" fragte er.

„Entzückend! Wie soll ich Ihnen danken? Sie sind zu gut gegen mich!"

Gut! Er mußte sich Zwang anthun, um das reizende Gesicht nicht zu sich herabzuziehen und die blühenden Lippen zu küssen, nach denen ihm so sehr dürstete. Aber dazu

schien ihm die Zeit noch nicht gekommen. Trotz ihres Vertrauens zu ihm, lag ihr der Gedanke an eine Werbung offenbar völlig ferne. Mit kindlicher Unbefangenheit nahm sie es hin, daß er seine Arbeit ließ und die Abende bei ihr zubrachte. Sie war ihm in rührender Weise dankbar, daß er kam, ihre Einsamkeit zu erheitern, sie zu beschäftigen, alle möglichen Interessen in ihr zu erwecken — denn einsam war sie in der fremden großen Stadt. Ihre einzige Freundin hatte er selbst zur Stärkung der Gesundheit nach dem Süden geschickt. Daß er etwas für sich selbst wollen könne? Das fiel ihr gar nicht ein. Wie oft hatte sie es ihm schon gesagt, daß sie ihn für den besten, selbstlosesten Menschen halte, den sie kenne.

Darum schien ihm seine Liebe aber doch nichts weniger als aussichtslos. Sie war ja noch weich wie Wachs. In eines zielbewußten Bildners Hand lag, was aus ihr wurde. Langsam suchte er sie sich zuzueignen, sie gewissermaßen für sich zu erziehen, sie so sehr mit seinem eigenen Wesen zu durchtränken, daß der Tag kommen mußte, an dem es ein Selbstverständliches war, daß er sie als sein Eigentum nach Hause trug. Mehr noch ihret- als um seinetwillen wünschte er den Augenblick in nicht zu weite Ferne gerückt. Die Luft des Hauses Miller war keine gute. Diese Baronin? Wer war sie? Was war echt an ihr? Ob ihr Adel es war? Das wußte er nicht. Sonst aber sicherlich nichts: ihre Vornehmheit so wenig wie die Farbe ihres Haares. Und selbst bei seinen so flüchtigen Begegnungen mit Doras Vater hatte er Blicke zwischen diesem und der Frau, der er sein Kind anvertraute, aufgefangen — die Röte der Scham hatte es ihm ins Gesicht getrieben. Am liebsten hätte er seine künftige Frau noch in derselben Stunde aus diesem Hause genommen.

An einen Widerstand seitens des Vaters dachte er kaum. Der war weit mehr mit dem Genuß seines eigenen Lebens beschäftigt, als mit dem Los seiner Tochter. Er gehörte überhaupt zu denen, die nicht gerne „nein" sagen. „Leben und leben lassen," war sein Wahlspruch — das letztere soweit es seine eigene Behaglichkeit nicht störte. Was die Baronin betraf, so machte sie zwar kaum ein Hehl daraus, daß sie seine Antipathie lebhaft erwiderte, aber so was fegt man hinweg wie ein lästiges Insekt von einem reinen Tuch.

Martiny reichte Dora das Blatt hin: „Also kann der Mohr für heute gehen?"

„Schon?" fragte sie in enttäuschtem Tone.

Und die Baronin fügte sauer-süß hinzu: „Wollen Sie nicht eine Tasse Thee mit uns trinken?"

Er sah auf die Uhr — es fiel ihm schwer zu gehen.

„Danke," sagte er endlich zögernd. „Ich kann aber leider wirklich nicht. Ich habe zu arbeiten. Ich bin auf der Spur des merkwürdigen Zusammenhangs zweier Nerven, von denen bisher niemand ahnte, daß sie irgend etwas miteinander zu thun haben. Wie geheime Verschwörer halten sie zusammen. Aber" — ein stilles Lächeln huschte über sein Gesicht — „so sind wir vom Handwerk doch alle: da simple ich selbst Ihnen Fach vor."

Mit festem Druck umschloß er Doras Hand. Weich und warm fügte sie sich in die seine.

Draußen wurden Stimmen laut.

Miller trat ein. Ihm auf dem Fuße folgte Gerhard Blank. Beide Herren waren im Gesellschaftsanzug, der Musiker trug mehrere Miniaturorden im Knopfloch.

„Da bringe ich ihn," tönte Millers joviale Stimme. „Auf dem Diner beim Konsul habe ich ihn aufgegabelt. Allein scheint er den Weg hierher nicht gefunden zu haben."

„Ich werde verleumdet," verteidigte sich Blank und küßte der Baronin die Hand. „Ich bin erst heute früh aus St. Petersburg zurückgekehrt."

„Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen," hauchte sie.

„Oh alte Bekannte? Das wußte ich ja gar nicht!" rief Miller. „Desto besser. Meines Töchterchens erinnern Sie sich doch auch vom Eichholzschen Ball her, Herr Blank?"

Dora stand von heller Glut übergossen. Betroffen sah es Martiny. Dann aber zuckte er unmerklich die Achseln: So ein junges Ding — da kommt und geht die Farbe wie Federwölkchen im Abendschein. Er verabschiedete sich rasch und ging.

In der nächsten Zeit konnte er nur

selten und dann auch nur flüchtig in der Voßstraße sein. Seine neue Entdeckung hielt ihn in Atem. Er verbrachte die Tage in der Charité, um Versuche anzustellen und Material zu sammeln. Das konnten ihm, dem approbierten Arzt, die dort angestellten Kollegen kaum verwehren. Bis tief in die Nacht hinein arbeitete er dann in seinem eigenen kleinen Laboratorium. Zudem war einer seiner Patienten schwer erkrankt. Kurz, so sehr er sie auch entbehrte, er konnte sich Dora jetzt nicht widmen.

Auch ihr schien er schwer zu fehlen. Wenn er ab und zu einmal in einem erübrigten Augenblick bei ihr vorsprach, lag ein weicher Schimmer in ihren Augen, ein fast wehmütiger Zug um ihren blühenden Mund. Ihr Herz schlug höher, ihre Brust erweiterte sich — galt das ihm? Vermißte sie ihn so sehr?

Mit übermenschlicher Anstrengung arbeitete er, um in seinen Untersuchungen einen gewissen Punkt zu erreichen. Dann wollte er sich frei machen, um hoffentlich bald zur Überzeugung zu gelangen, daß der Augenblick für seine Werbung gekommen sei.

IV.

So traf ihn die Anzeige von Doras Verlobung mit Gerhard Blank völlig unvorbereitet.

Nach dem ersten Augenblick fassungslosen Schreckens konnte er sich allerdings leicht vorstellen, wie alles gekommen war.

Daß das Mädchen sich in den hübschen gewandten Menschen, in den berühmten Musiker verliebt hatte, konnte weiter nicht Wunder nehmen. Wie mochte er der Weltfremden mit seinen Erfolgen, ja selbst mit den Orden, die sein Knopfloch zierten, imponiert haben. Was Martiny so oft mit Wonne empfunden hatte, daß ihre Seele noch weich war wie Wachs, hatte nun eben Blank mit derselben Leichtigkeit Einfluß auf sie gewinnen lassen, wie vorher ihn selbst. Durch sein eigenes, fast völliges Fernbleiben während dieser ganzen Zeit war Doras jetzigem Verlobten der Sieg wohl noch erleichtert worden.

Martiny hatte keinerlei Berechtigung, dem Mädchen einen Vorwurf zu machen, denn nie war sie ihm anders begegnet, als einem lieben, geschätzten Freund. Daß er sich ihr verändertes Wesen der letzten Wochen zu seinen Gunsten ausgelegt, während es der aufkeimenden Liebe zu einem anderen entsprang — auch das war seine Thorheit, nicht ihre Schuld.

Der Baronin aber mochte die Verlobung sehr gelegen kommen, falls sie nicht ihr eigenstes Werk war. Das erwachsene Mädchen mußte ihr in ihren Beziehungen zu Miller unbequem sein, und wer konnte wissen, ob sie nicht vielleicht danach strebte, „Frau Bankdirektor" zu werden. Natürlich war es da besser, die künftige Stieftochter vorher aus dem Hause zu entfernen. Und Doras Vater hatte sicherlich zu einer Verlobung mit Gerhard Blank „ja" und „Amen" gesagt, wie er es zu einer mit Erich Martiny gesagt hätte. Nur noch lieber. Der elegante Musiker entsprach zweifellos seinem Geschmack besser, als der unscheinbare Arzt.

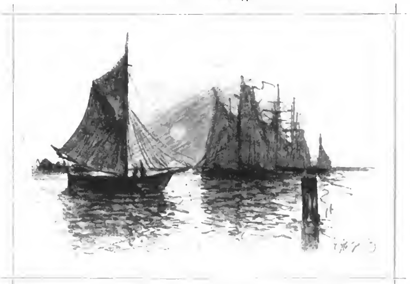
Blieb also nur Blank selbst. Wenn Martiny auch nicht besonders schmeichelhaft von ihm gedacht hatte — der tolle Tanz wenige Stunden, nachdem ihm Aufklärung über seinen Zustand geworden, hatte den Arzt einen zu tiefen Blick in den Cynismus dieses Menschen thun lassen — deß hätte er Blank doch nicht für fähig gehalten, trotz der eindringlichen Warnung, ein junges, lebenssprühendes Geschöpf an sich ketten zu wollen.

Aber daraus sollte nichts werden. Gott sei Dank, daß er wußte, wie es um Blank stand.

Freilich mußte er Dora tiefen Schmerz bereiten, denn durch alles Unfertige ihres Wesens leuchtete echt weibliche Hingebung. Das konnte ihr aber nicht erspart werden. Und was bedeutete das Zerrinnen erster Mädchenträume im Vergleich zum Unglück einer solchen Ehe?!

Plötzlich stutzte Martiny. Wie eigentlich wollte er diese Heirat verhüten? Der einzige Weg, der zur unbedingten Lösung des Verhältnisses führen mußte, war, vor den Vater hinzutreten und ihm zu sagen: ‚Ich teile Ihnen mit, daß der Bräutigam Ihrer Tochter krank und, da er es weiß und sich dennoch verlobt hat, ein schlechter Mensch ist.' Wer aber sollte das thun? Doch er nicht. Das war ja ebenso unmöglich wie etwa ein Meuchelmord, und ein Mord wäre es ja auch gewesen, ein Mord an seiner eigenen Ehre. Er sah sich wieder vor Gerhard Blank stehen, wie da

Aus unserer Studienmappe:



Auf der Elbe. Kohlestudie von C. Holzapfel.

dieser Diskretion von ihm gefordert und hörte sich wieder sagen:

„Ich pflege Dinge, die ich in meinem Berufe erfahren, nicht weiter zu sagen. Das ginge nämlich gegen die sogenannte Ehre."

Aber auch ohne diese ausdrücklich gegebene Erklärung mußte er schweigen. Seiner Anschauung nach war das dem Arzte Anvertraute unverbrüchliches Geheimnis, daß er, ohne daran zu deuteln, ohne um die Folgen zu fragen, zu wahren hatte.

Nie bisher war ihm ein Zweifel an der Sittlichkeit dieses Gebots aufgetaucht. Aber hier? Mußte er sich wirklich hier durch Schweigen zum Mitschuldigen eines Verbrechens machen, das in seinen Augen schlimmer war, als so manches vom Gesetz geahndete, mußte er, ohne die Hand zu regen, das Lebensglück der Geliebten wie sein eigenes von einem ruchlosen Buben zertreten lassen?

Aber vielleicht that er Blank unrecht. Vielleicht hatte dieser in seinem grenzenlosen Leichtsinn das ihm Gesagte längst in den Wind geschlagen und es war nur vonnöten, ihm die Folgen des Schrittes, den er zu thun im Begriffe war, nochmals und eindringlicher klar zu machen, um sein Gewissen aufzurütteln, ihn zurücktreten zu lassen. Martiny atmete auf. Ja sicher, so war es. Trotz der tiefen Blicke, die Erich Martiny schon durch seinen Beruf in die Abgründe der menschlichen Seele gethan, hielt er doch keinen Mann für fähig, das mit vollem Bewußtsein zu begehen, was eine Heirat Gerhard Blanks bedeutete.

Darum faßte er den raschen Entschluß, zu ihm hinzugehen und ihn zur Lösung des eingegangenen Verlöbnisses zu bewegen.

Der Künstler wohnte in einem kleinen Appartement des Hotel „Kaiserhof". Ohne sich anmelden zu lassen, schritt Martiny auf die Thür des ihm bezeichneten Zimmers zu und klopfte an.

„Herein!" klang es gedehnt von innen.

Als er eintrat, lag der Musiker lang ausgestreckt auf einem Divan, den hübschen Kopf in weiche Kissen vergraben. Lässig wandte er ihn seinem Besucher zu.

Die Dämmerung des anbrechenden Abends ließ ihn nicht erkennen, wer es sei.

Der Arzt trat näher.

„Doktor Martiny," sagte er.

Mit einem Ruck fuhr Blank empor und stellte sich auf die Füße.

„Was verschafft mir die Ehre?" fragte er scharf. Dann trat er rasch an den Drücker des elektrischen Lichts und ließ alle Drähte der kleinen Krone aufleuchten — als sei es ihm unangenehm, diesem Mann im Dunkeln gegenüber zu stehen. Er lud nicht zum Sitzen ein, sondern fragte, als Martiny gesenkten Hauptes, mit nachdenklich zusammengezogenen Brauen, noch immer schwieg, abermals:

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

Martiny hob den Kopf. Langsam fiel es ihm von den Lippen:

„Sie haben sich verlobt?"

Ein feindseliger Ausdruck kam in des Virtuosen Gesicht, er kniff die Lippen zusammen: „Nun und —"

„Sie erinnern sich wohl eines Besuches, den Sie mir vor wenigen Monaten gemacht haben?" fragte Martiny zögernd.

Blank starrte ihn an, ohne zu antworten.

„Ich fürchte, ich habe mich damals nicht bestimmt genug ausgedrückt. Daraus ist Unheil entstanden. Um größeres zu verhüten, bin ich hier."

„Wovon reden Sie eigentlich?"

Gerhard Blank hatte seine nachlässige Haltung bereits völlig wiedergewonnen.

„Ich habe Ihnen damals gesagt, daß Sie nach meiner Überzeugung auf die Ehe verzichten müssen. Sie scheinen an den Ernst meiner Warnung nicht geglaubt zu haben — es thut mir leid, sie Ihnen heute mit allem Nachdruck wiederholen zu müssen."

Martiny fuhr hastig fort:

„Oder Sie haben vielleicht kein Vertrauen in mein Wissen? Dann, bitte ich Sie, gehen Sie zu einem Kollegen, lassen Sie sich von ihm untersuchen und sagen Sie ihm, daß Sie verlobt sind. Er wird Ihnen, falls er ein ehrlicher Mann ist, das Heiraten einfach verbieten."

Blank war sehr blaß geworden. „Wird er das?" stammelte er. „Und wenn auch! Was geht das alles eigentlich Sie an?"

„Aus zwei Gründen geht mich das an!" Nun war der Stimme Martinys die innere Erregung anzuhören. „Sie haben mich konsultiert. Wenn ich meine Ansicht nicht zu Ihrem vollen Verständnis gebracht habe, so trage ich mit die Schuld an Ihrer Verlobung. Vor allem aber: wer von einem Verbrechen weiß und es geschehen läßt, ist fast ebenso verdammenswert wie der, der es begeht. Und ein Verbrechen wäre es, wenn Sie ein unschuldiges Mädchen mit in


Aus unserer Studienmappe:



Westfälisches Dörfchen. Kohlestudie von C. Holzapfel.

die Ungewißheit Ihrer Zukunft zögen. Darum bin ich hierher gekommen. Ich wiederhole Ihnen, daß Ihnen ein früher Tod beschieden sein kann, daß Sie Ihre Frau in Gefahr bringen, weit mehr noch aber Ihre Kinder, die vielleicht von vornherein zu schwerem Siechtum verdammt wären. Das steht eins zu eins. Fern liegt es mir, leugnen zu wollen, daß sie nach der gesunden Mutter schlagen könnten, vorausgesetzt, daß diese gesund geblieben wäre. Soll ich Ihnen schildern —?"

Der andere machte eine abwehrende Bewegung.

„Und wenn ich Ihnen antworte: Das alles schiert mich und nicht Sie, was thun Sie dann?" fragte er lauernd.

„Dann — aber das werden Sie ja nicht. Sie müssen doch auch ein Gewissen haben. Fühlen Sie denn kein Erbarmen mit dem Mädchen, doppeltes Erbarmen, wenn Sie sie wirklich lieben?"

Blank that, als hätte er gar nicht gehört: „Ich frage Sie, was Sie thun werden, wenn ich nicht zurücktrete?" Er war totenfahl, sein ganzer Körper bebte.

Martiny ließ die Arme sinken.

Blank faßte ihn an der Schulter. „Sie werden wohl hingehen und meinen Schwiegervater warnen," keuchte er heiser. „Allen hochfahrenden Redensarten vom Berufsgeheimnis zum Trotz."

Martiny riß sich los. „Nein, nein!" Er schrie es fast, während er die Hände ausstreckte, wie um etwas von sich zu stoßen. „Das nicht — Sie selbst müssen —"

„Ah!" machte Blank aufatmend. „Wenn Sie mir sonst nichts zu sagen haben —" Er blickte nach der Thür.

Martiny starrte ihn an. Der Mann hatte Angst gehabt, er würde ihn verraten. Nun er sich überzeugt, daß er dies nicht zu befürchten brauche, fegte er sich ihn einfach aus dem Wege.

„Schurke!" sagte Martiny laut.

Blank fuhr zurück. Doch dann, mit spöttischem Lächeln, indem er seinen blonden Schnurrbart durch die beringten Finger gleiten ließ:

„Regen Sie sich nicht auf, Herr Doktor. Sie haben wohl selbst nach dem Goldfischchen geangelt?"

„Schurke!" sagte Martiny noch einmal und schritt der Thüre zu.

Draußen blieb er einen Augenblick, die Hand aufs Herz gepreßt stehen. Diesem, diesem Menschen mußte er Dora überlassen! Der hatte kein Korn Ehrgefühl im Leibe, ein elender Feigling war er, ein gewissenloser Egoist. Am besten wäre es gewesen, ihn auf der Stelle niederzuschlagen. Martiny sah wehmütig an seiner schmächtigen Gestalt nieder. „Wenn ich's imstande gewesen wäre, bei Gott, ich hätt's gethan," murmelte er vor sich hin. Warum ihn also anderweitig schonen? Verdiente er irgendwelche Rücksichtnahme? Und es handelte sich doch nicht einmal darum, ihm Schaden zu thun, er sollte doch nur von etwas Reinem fern gehalten werden. Was also hinderte ihn Martiny, am Reden? Seine Ehre? Was war das, bei Lichte besehen, denn aber für eine Ehre, die gebot, eines Schurken Pläne zu fördern, eine Unschuldige verderben zu lassen? War diese Ehre nicht eine jener Menschensatzungen, die einem höheren Gesetze Hohn sprechen? Sollte es nicht in eines sittlichen Mannes Brust gelegt sein, frei zu entscheiden, wo Schweigen Gebot sei und wo ein Bruch der Verschwiegenheit über den Schranken des eingebürgerten Ehrbegriffs steht?

Martiny war vor dem Eingang des „Kaiserhofs" stehen geblieben, ohne es inne zu werden, daß die Aus- und Eingehenden, die einen Bogen um ihn machen mußten, ihn mit verwunderten Blicken maßen. Nun sah er um sich und schritt vorwärts. Wohin — das achtete er nicht.

„Ehre!" sagte er laut vor sich hin. „Was denke ich überhaupt daran? Kommt hier nicht Wertvolleres in Betracht, als ich und meine sogenannte Ehre? Und ist es nicht auch ehrlos, Dora aus Schonung meiner selbst untergehen zu lassen? Wie kann ich zögern, wovor schrecke ich zurück?"

Nun stand er mitten im Gewühl des Gensdarmenmarkts und starrte zu Boden. Ein Vorübergehender stieß hart an ihn und sagte etwas wie „verrückt". Martiny hob den Kopf. Dann, mit einem plötzlichen Ruck machte er Kehrt und eilte, so rasch er es vermochte der Voßstraße zu.

‚Und habe ich nicht das Menschenmögliche gethan,' spannen sich seine Gedanken weiter, ‚um zu vermeiden, was ich jetzt zu thun gezwungen bin? Ich bin zu dem Manne, den ich verachte, hingegangen, bis

zur Bitte habe ich mich vor ihm erniedrigt. Wie hat er mich gehöhnt. Hat er sich nicht erdreistet, mir ins Gesicht zu speien, daß ich ihn zu verdrängen suche, weil ich selbst das Mädchen begehre?'

Wieder blieb er stehen. Den feinen Fühlfäden seines Gewissens drängte sich die Frage auf, ob er nicht wirklich durch seine Liebe zu dem Mädchen beeinflußt sei? Wäre er durch das sie bedrohende Schicksal ebenso erschüttert gewesen, wenn es sich um eine andere, wenn auch gleich Schöne, Junge und Unschuldige gehandelt hätte? Hätte er dieser mehr zu geben vermocht, als das bedauernde Achselzucken des Welt- und Menschenkenners?

Aber wenn auch seine Liebe zu Dora mit ein Antrieb sein mochte — sollte er darum wissen und schweigen? Es ruhig geschehen lassen, daß sie unter dem Schein von Recht und Sitte, mit dem Segen von Staat und Kirche hingeopfert würde?

Er war weitergegangen und stand nun auf dem Fahrdamm der Voßstraße dem Millerschen Hause gegenüber.

In zwei Minuten konnte alles geschehen sein. Miller war jetzt sicher zu Hause. Es war seine Speisestunde. Ob er ihm glauben würde, ob er ihm nicht vielleicht auch die Beschuldigung entgegenschleudern würde, daß er als gekränkter Freier seine Rache nehmen wolle?

Was seine Kollegen wohl sagen würden, wenn sie erführen — und auf irgend welche Weise würden sie es schon erfahren — wie er hingegangen war und verraten hatte, was er über einen Patienten wußte?

Martiny starrte zu den hell erleuchteten Fenstern empor.

Aber was ging das alles ihn an? Was ging ihn überhaupt die ganze Welt an, hatte er sich je um ihr Urteil gekümmert? Je den Beifall seiner Berufsgenossen gesucht? Sie verleugneten ihn, und ihr Weg war nicht der seine.

Aber hier? War hier nicht der Punkt, wo er dennoch unlöslich mit ihnen zusammenhing? War seine Standesehre nicht trotz aller Gegnerschaft auch die ihre? Würde das, was er zu thun im Begriffe war, ihnen nicht ein Recht geben, sich durch ihn für beschimpft zu erachten?

Vor allem aber: Hatte er seine eigne Handlungsweise danach zu regeln, daß Blank ein Schurke war? Durfte ihn anderes kümmern, als daß der Mann berechtigtes Vertrauen in seine Verschwiegenheit gesetzt, die er ihm überdies noch wiederholt ausdrücklich zugesichert hatte? Und nun wollte er mit Bedacht sein Wort brechen.

Martiny stöhnte auf. Nein — er konnte es nicht.

Er machte eine Bewegung, um sich zu entfernen. Da tauchte hinter den geschlossenen Scheiben Dora auf. Sie stand dicht an das Fenster gepreßt und schien auf die Straße hinabzuspähen. Er sah nur die Umrisse ihrer Gestalt und ihres Kopfes, die Züge ihres Gesichts konnte er nicht unterscheiden. Sein Herz spiegelte sie ihm aber vor in ihrer weichen jungen Schönheit. Und diese Züge sollten in Kummer herb werden? Diese schimmernden Augen sollten stumpf werden in Thränen? Obwohl er es hindern konnte. Nein — weg mit allen feigen Bedenken. Nur sie retten, sogleich, ohne sich Zeit zu neuem Schwanken zu lassen!

Schon hatte er einen Fuß vorgesetzt, um ins gegenüberliegende Haus zu treten, da kam von der Wilhelmstraße her ein Gefährt im raschesten Trab herangesaust. Es blieb ihm gerade noch Zeit um zurückzuspringen, doch wurde er über und über mit Straßenschlamm bespritzt. Der Wagen hielt vor dem Millerschen Hause. Er brachte Gerhard Blank zu seiner Braut.

Erich Martiny ging heim.

In seiner völligen Ratlosigkeit — seinem ruhigen, geradeaus schauenden Sinn war sie etwas nie Erlebtes und darum doppelt Beängstigendes — flüchtete er zu seiner Arbeit. (Fortsetzung folgt.)

Heldentum.

Viel tausend Helden zogen durch die Welt,
Berühmt und groß im Dulden oder Siegen;
Doch unbekannt noch ist der größte Held,
Denn der hat seine That verschwiegen.

Alb. Roderich.

Der 18. Januar 1701 in der deutschen Oper.

Zur Kenntnis der ältesten deutschen Opernperiode, Hamburg 1678—1738.

Von

Dr. Wilhelm Kleefeld-Berlin.

Mit acht Scenenbildern nach Originalaquarellen.

Die künstlerischen und wissenschaftlichen Strömungen, die man unter dem Sammelnamen der Renaissance begreift, haben in Italien um die Wende des XVI. Jahrhunderts eine neue musikalische Darstellungsform geboren, die Oper. Man hatte die altgriechische Tragödie wieder erwecken wollen, mit ihren Chören und feierlichen Tanzbewegungen, und hatte statt des Alten ein Neues, bisher noch nicht Dagewesenes geschaffen, man suchte das griechische Drama und fand — die italienische Oper.

In Florenz stand ihre Wiege, und als ihr Geburtstag gilt — da die ein halbes Decennium umfassenden Vorarbeiten sich nicht zeitlich genau einfangen lassen — das Jahr 1594. Peri, der Komponist, Rinuccini, der Dichter, hatten das erste kleine Musikdrama „Dafne" in einem Kreis von geistig regsamen Aristokraten zur Darstellung gebracht. Trotz der enthusiastischen Aufnahme, die man der Schöpfung bereitete, vergingen sechs Jahre bis zur Wiederholung des Versuchs. Dann aber, von 1600 ab, regte es sich auf allen Seiten; neue Komponisten schlossen sich an, und bald ging es an ein frisches, munteres Dichten und Musizieren. Die Oper war entstanden.

Von Florenz kam sie in die größeren Städte Nord-Italiens und verbreitete sich über die ganze Halbinsel. Auch die Nachbarländer wurden durch den Erfolg der neuen Kunstgattung aus dem Dämmerschlaf gescheucht. In Deutschland hatten der Dichter Opitz und der Töne Meister Schütz bereits 1627 ein deutsches Tondrama geboten. Rinuccinis „Dafne" wurde ins Deutsche übertragen und musikalisch neu geschaffen. Der Vermählung der sächsischen Prinzessin Sophie mit dem Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt galt die Feier, und auf Schloß Hartenfels bei Torgau erklangen die ersten Akkorde, die die deutsche Opernmuse sang.

Sie verhallten bald, für das große Volk ungehört, unverstanden von den Vertretern der deutschen Tonkunst.

Der schwere, drängende Krieg, der dreißig Jahre lang die deutschen Gaue zu einem Arsenal von Waffen, zu einem Heerlager von Soldatenhorden aller Nationen, zu einem Jammerthal des Bluts und der Wunden machte, er hatte Geist und Gemüt ausgehungert. In der Verzweiflung streckte man die Hände nach fremdem Gute aus. Wie man die Leibesbesitztümer der gefallenen oder besiegten Scharen als Kriegsbeute reklamierte, so vergriff man sich auch an dem geistigen Eigentum, das die fremden Nationen nach Deutschland gebracht. Man übernahm wahllos die Volkskunst der Nachbarn; französische, holländische, nordische Tänze und Gesänge pfropfte man gewaltsam dem verdorrten deutschen Musenbaum auf. Ob unsere nationale Kunst dadurch dauernd in ihrer Eigenart geschädigt oder ob sie nur in der Eigenentwickelung um Jahrzehnte zurückgedrängt wurde — wer möchte es ermessen!

Genug, der deutsche Parnaß war seines Zaubers entkleidet, die Künstler hatten ihre Thatkraft verloren. Und in dieser an schwersten Erfahrungen reichen Zeit, wo man gierig alles aufgriff, was sich an fremder Kunstentfaltung zu uns drängte, fand auch die italienische Oper Thür und Thor geöffnet, sie fand die Straße frei zu den Palästen der Großen, die ihren Unterhaltungsbedarf aus der einheimischen Produktion nicht decken konnten.

An allen Fürstenhöfen, auf allen Schlössern der Aristokraten und Erbherrlichen schossen italienische Opern empor, die den Rest deutschen Musikempfindens zu zerstören drohten. Freilich rafften sich Einzelne zu selbständigen Versuchen auf, hie und da wurden Ansätze zu deutscher Opernkunst bemerkbar; aber ihre Früchte wurden im Keime erstickt durch die tyrannisch sich gebärdende italienische Muse.

Die deutsche Muse trat abseits und verhüllte ihr Haupt.

Da kam das Heil unerwartet und von einer Seite, wo man es am wenigsten vermutet hatte.



Rumänin. Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in Munchen.)

Die Hansestadt Hamburg in ihrem Weltverkehr hatte das Recht, ja die Pflicht kosmopolitisch zu empfinden und zu handeln. Aber gerade im treibenden Gewühl der fremden Völker hatte sich hier ein reiner Sinn für das Heimatliche, das Deutsche erhalten, gerade im geschäftlichen Kampfe der Nationen hatte man das Heilige der einheimischen Geistesempfindung verstehen und wahren gelernt. Und als alle Stämme Deutschlands in künstlerischen Banden fremder Kulturen lagen, da stand in Hamburg eine Gemeinde auf, die dem Vaterland die deutsche Kunst wiederzuerobern unternahm.

Im Jahre 1678 thaten sich dort die führenden Geister zusammen und gründeten die erste stehende deutsche Oper, die bis 1738 in Hamburg mit kurzen Unterbrechungen ihres hohen Amtes waltete. Die Bedeutung dieser Kunstperiode ist nicht gering einzuschätzen. Selbst ein Händel fand hier Anregung, sammelte hier Erfahrungen, deren Früchte freilich erst auf englischem Boden reiften. Doch blieb er mit der Hamburger Bühne in ständiger Wechselbeziehung.

Die Arbeiten der ersten Zeit waren unfertig, sie sprachen allem künstlerischen Fühlen und Gestalten Hohn. Aber allmählich rafften sich die Komponisten auf und zogen auch die Dichter ein wenig aus ihrer seichten Tiefe zu sich empor.

Man thut unrecht, wenn man die Musik Hamburgs, wie man das in oberflächlicher Weise häufig gethan, an den poetischen Arbeiten mißt, die ihr als Folie dienen, man fälscht die Geschichte, wenn man die Schwesterkünste schlechthin mit gemeinsamer Verachtung straft. Die Tonkunst hob sich himmelhoch über die Poesie empor. Freilich klammerten sich die holprigen, dürftigen, klanglosen, unrhythmischen Verse wie Centnerballast an die Schwingen der Töne; aber in einer Reihe von Tondichtern war die Gestaltungskraft rege und eigenartig genug, um über die Schranken der Textschreiber hinweg frei sich zu erheben, zu entfalten.

Da war ein Kusser, der sich „ein Freund, ein Liebling des großen Lully" rühmen durfte, da war ein Grauppner, der in der Bewerbung um den Posten eines Thomas-



Abb. 1. Rapato und das Ballet der Nymphen.



Abb. 2. Ballet des Äolus mit den Zephyren.

kantors dem großen Johann Sebastian Bach gleichgestellt, ja vorgezogen worden wäre, wenn ihn nicht die Bühne mit eindringlicherem Rufen gelockt hätte, da war ein Reinhard Kaiser, dessen geniale Erfindungsgabe ihn als direkten Vorläufer Mozarts kennzeichnet. Er besaß die Tugenden und die großen Fehler der von der Natur mit verschwenderischer Begabung Ausgestatteten. Es ging ihm der sittliche Ernst, das Verständnis seiner heiligen Mission ab, und doch hat er in lässigem, mühelosem Schaffen in den Jahren 1696—1717 den Hamburgern Werke geboten, die der Kritik der Zeiten, dem Staub der Geschichte mutig Trotz bieten.

Und hätten die Poeten dem Flug seiner Phantasie nur einigermaßen zu folgen verstanden, so könnten wir uns noch heute dem Genusse seiner Opern mit Freuden hingeben.

Kaiser war Epikuräer, ein Weltmann, der die Freuden des irdischen Lebens höher schätzte als die Unsterblichkeit. Sein Charakter besaß nicht Festigkeit genug, die in Augenblicken künstlerischer Erleuchtung erfaßten Gesetze zur Richtschnur seines Arbeitens zu machen oder gar anderen zu diktieren. Im Wohlleben und Repräsentieren erstickten seine Anlagen und kamen, statt sich zu entwickeln und auszureifen, nach kurzer Blüte sehr schnell in unaufhaltsamen Verfall.

Er, der anfangs so nachdrücklich das Deutschtum in Poesie und Musik betonte, der sich nicht genug thun konnte, um besonders im Recitativ die melodische Linie streng dem deutschen Sprachklange anzupassen — er ließ sich bald durch die Librettisten verführen, italienische Arien, zuerst im Text, dann sogar in Musik in die Opern aufzunehmen, um dem Ohr des Publikums zu schmeicheln.

Man huldigte eben dem Geschmack der Menge, den Interessen des Tages, die zu den Interessen Apolls oft in recht schreiendem Gegensatz standen. Die Librettisten gingen mit schlechtem Beispiel voran.

Daß aber unter den textlichen Ausschweifungen auch die musikalische Arbeit not litt, ist nur zu begreiflich. Kaiser folgte allen Wandlungen der Bühne mit beispielloser Behendigkeit und paßte seine

Kunst den Launen der Textschreiber, den niedrigen Bedürfnissen des Publikums an. Dieses wollte amüsiert, unterhalten sein und frug nicht nach dem Wert oder Unwert des Dargebotenen, wenn Auge und Ohr nur den gewünschten Sinnenkitzel empfingen. So ersetzte man die innere Größe durch äußerlichen Prunk, durch lärmende Musik und pomphafte Ausstattung.

Was uns die Textbücher von Dekorationen, Maschinerien und Balletarrangements fabeln, könnte unseren Neid entfachen, wenn wir nicht Mißtrauen an der historischen Wahrhaftigkeit hegten. Unsummen werden als Herstellungskosten eines einzelnen Bühnenbildes genannt; und wenn auch damals die Direktoren schon gerade so mit ihren Aufwandskosten prahlten wie heute, um ihre Zuschauer milder und versöhnlicher zu stimmen, so können wir doch nicht kurzweg über solche Berichte zur Tagesordnung übergehen. Es ist selbstverständlich sehr schwer, sich nach den scenischen Bemerkungen der Texte eine exakte Vorstellung der Bühnenvorgänge zu machen, und der dichterische Enthusiasmus der Autoren mag da oft viel mehr versprochen haben, als das Talent des Theatermeisters und der Geldbeutel des Direktors halten konnten.

Aber wenn es galt, etwas zu zeigen, wenn eine besondere Veranlassung diese Rücksichten der Sparsamkeit an Zeit und Geld zurückdrängte, raffte sich die Regiekunst doch schon zu ganz erstaunlicher Fertigkeit, zu einer Prachtentfaltung, einem Aufgebot maschineller Leistungen empor, daß wir kopfschüttelnd vor Zweifel und Bewunderung diesen Offenbarungen des Theatermeisters gegenüber stehen.

Zum Glück brauchen wir uns bei einzelnen besonders festlichen Prunkaufführungen nicht auf die Randbemerkungen des Regisseurs zu verlassen, es sind uns bildliche Aufnahmen der Scenen überkommen, die uns Aufklärung geben und einen überraschenden Einblick in die geheimnisvollen Arbeiten, in die unter dem Podium und über dem Schnürboden waltenden Kräfte gewähren.

Ein besonders interessantes, künstlerisch



Abb. 3. Scythen und Amazonen.

wertvolles Beispiel bietet uns die Hohenzollernfestoper, die zur Feier der preußischen Königskrönung am 18. Januar 1701 in Hamburg ihre Erstaufführung erlebte.

„Ballet und Feuerwerk“ nennt sich das Spiel, das einer der beliebten Theaterdichter Fr. Nothnagel in Verse gebracht und der für solche Festgelegenheiten besonders opferwillige Reinhard Kaiser in Musik gesetzt hatte. Wir haben aber eine veritable Oper vor uns, deren Text völlig durchkomponiert war und in zahlreichen Arien für eine und zwei Stimmen das schlicht deklamierte Recitativ ablöste.

Die Handlung bietet begreiflicherweise keine aufregenden Vorgänge. In allegorischen Bildern bringt man dem neuen preußischen König eine Huldigung dar. Die deutschen Bruderstämme entsenden als ihre Vertreter die Nymphen und Genien der heimatlichen Flüsse, die Neptun zu sich an die Ufer der Ostsee entboten.

In wechselseitiger Begrüßung und Unterhaltung fließen die Scenen dahin. Eine kleine Liebesepisode zwischen Sarmio und Brandaline, Spree und Pregel, kann unser Herz nicht rühren, gibt aber Veranlassung zu neuen Bildern, bis sich am Schlusse alle Abgesandten im Neptunsschloß vereinen, um gemeinsam ihre Glückwünsche dem König und allen Mitgliedern des Königlichen Hauses auszusprechen.

Diese harmlosen Vorgänge boten an sich wenig Kurzweil, wenn nicht die Dekorationsmaler, die Ballet- und Theatermeister es verstanden hätten, sie mit reichster Augenweide zu füllen. Nicht weniger als sieben Verwandlungen, neun Balletarrangements und eine große, sich stetig dekorativ steigernde Schlußapotheose weist die kleine Oper auf. Man hatte nicht Mühen noch Kosten gescheut, um die dem preußischen Nachbarlande ausgesprochene Huldigung glanzvoll und unvergeßlich zu machen. Und die Hamburger waren wirklich befriedigt, begeistert, so begeistert, daß die Direktion nur einen überall laut gewordenen Wunsch erfüllte, als sie am Jahrestage der Krönung, am 18. Januar 1702, die Festoper mit einer kleinen Erweiterung neu inscenierte. Auch über

Abb. 4. Schäfer und Schäferinnen. Sarmio erklärt Brandaline seine Liebe.



Abb. 5. Ballet der Liebesgötter.

Hamburg hinaus drang ihr Ruf. In Berlin fand sich ein Kreis von Bürgern, der einige dieser Scenen in einer improvisierten „Scheunenbühne" den Bewunderern der Hamburger Kunst vorführte.

Die glänzenden Kostüme und Ballets aber hielt man in einer Reihe von Bildern fest, die man dem preußischen König zum Geschenk machte. Diese Reproduktionen sind uns heute ein wertvolles Zeugnis der Hamburger Bühnenkunst; sie heben uns mit einem Schlage über viele Zweifel empor und eröffnen uns eine weite Perspektive, einen offenen Einblick in die Arbeit der Bühnentechniker dieser Opernzeit. Wir sind dem Maler zu großem Danke verpflichtet, der nicht in bildnerischer Meisterschaft, aber doch mit einer intimen Hingabe an den Stoff, mit einem stillen Versenken in seine Aufgabe uns die Dekorationsfähigkeiten dieser Zeit überliefert hat. Die Originale sind in Gouache-Farben ausgeführt und ausgezeichnet erhalten. Schon an der liebevollen Ausstattung der einzelnen Blätter durch frei angepaßte, hübsche Rahmenleisten erkennen wir das Interesse, das der Maler für seine Aufgabe an den Tag legte.

Die acht Blätter greifen die Hauptscenen der Oper heraus, die Scenen, in denen sich Dekorationspracht mit den wirkungsvollen Bühnenbildern der Ballets vereinte. Zuerst das Ballet der Nymphen, die Rapato, den Genius des Rheins, geleiten. Dieser in der antiken Rüstung, wie sie die Renaissance liebte, über den Panzer den wallenden Hermelin. Die Nymphen wie Hofdamen kostümiert, in der langen spanischen Taille, überreich mit Spitzen beladen. Als Nymphensymbol könnte einzig der Blumenschmuck gelten. Während die Tänzerinnen zur Seite verschwinden, „verwandelt sich der Schau-Platz in ein lustiges Feld mit durchfliessenden Bächen, und siehet man in denselben die Albine, Nymphe von der Elbe, in einer Jolle".

Zweites Bild. Albine wird von Zephyren hinweggetragen. Äolus ruft in einer Pantomime die zurückbleibenden Zephyre von der Scene. „Der Schauplatz stellet vor eine Landschaft, und siehet man

in der Ferne die Ost-See." Hier begegnen sich Brandaline, Nymphe der Spree, und Sarmio, Genius des Pregel. Die kleine Liebesepisode nimmt ihren Anfang.

Die Flugmaschine der Windgötter scheint eine respektable Leistung gewesen zu sein. Fünf Personen auf einmal in die Lüfte zu heben — alle Hochachtung vor der Thatkraft des Maschinenmeisters und der Courage der davon betroffenen Künstler! Das Blatt ist das einzige, dem die Jahre etwas an-

Viertes Bild. Schäfer und Schäferinnen ergehen sich in fröhlichem Reigen. Sie erscheinen in üppigem Barock-Phantasiekostüm, nicht schablonenhaft gleichmäßig, sondern paarweise verschieden ausgestattet. Im Vordergrund erklärt Sarmio Brandaline seine Liebe, von den Freunden dieses Bündnisses unterstützt. In der Ferne sieht man „zwei Nereiden auf Delphinen anschwimmen."

Wie viel Kopfzerbrechen mögen diese



Abb. 6. Der Neptunspalast.

gehabt. Die Altersfurchen des Originals heben sich auch in der Wiedergabe ab.

Drittes Bild. Ballet von Scythen und Amazonen. Die Kostüme sind frei phantastisch gewählt. Die Scythen stecken in langen polnischen Röcken mit Pelzverbrämung und befederten Samtkappen, ähnlich wie sie der Deutschpole, Flußgott Pregel, auf dem vorhergehenden Bilde zeigte. Die Amazonen begnügen sich mit der spanischen Frauentracht, der sie nur Helm, Schild und Speer hinzufügen. Im Hintergrunde „siehet man Rapato und Albine an den Ufern der Ost-See aussteigen".

Maschinenungetüme dem Theatermeister verursacht haben!

Fünftes Bild. Ballet von Liebesgöttern, „Amours", wie das Scenarium sagt. Die blondgelockten, pausbäckigen Kinder mit Köcher und Bogen in ihrer paradiesischen Nacktheit bilden einen reizvollen Gegensatz zu den in überladener Pracht herausgeputzten Mädchentypen. Diese greifen begierig nach den Kränzen, die der Gott der Liebe spendet, und schmücken sich Haar und Taille festlich zu bräutlichem Glück. Selbst die unkultivierten Vertreter

Afrikas beugen sich willig dem goldenen Joche Amors, dessen Wunder auch die spröde Flußgöttin Brandaline an sich erfährt, die endlich dem standhaft liebenden Sarmio die Hand zum Bunde reicht.

Sechstes Bild. Letzter Auftritt. „Der gantze Schau-Platz verwandelt sich in Wasser, und erscheinen Neptunus, auf einem Wagen, zwey Nereiden auf Delphinen, Brandaline, Albine auf Muscheln, Visurgia und Theuto auf gecrönten Schwänen, Sarmio, an einem uns bereits vertrauten Gestalten der Ballets. Äolus neigt sich zu den „Amouretten" herab, die Zephyren treten zu den Schäferpaaren, die Nymphen wenden ihre Huld den federbekleideten Afrikanern zu, dazwischen suchen und finden sich Scythe und Amazone, die jungen verliebten Mädchen führen Scherzspiele auf — und das Ganze krönt das aus der Ferne herüberdämmernde Wasserschloß mit dem Herrscher der Meere und den Repräsentanten der



Abb. 7. Wandeldekoration.

von Edlen Steinen schimmernden Gebürge, Rapato, an zwey Goldklippen."

Dieses Wasserschauspiel bedeutete den Gipfelpunkt theatralischen Scheinlebens, die pièce de résistance unter den mit den üblichen Mitteln erreichbaren Effekten. Und doch weiß der Regisseur noch eine Steigerung zu erzielen.

Siebentes Bild. Wandeldekoration. Das Wasserbild erhält plötzlich Leben, es zieht sich wie ein lichter Traum nach der Ferne und macht neuen Eindrücken Platz. Der anschließende Wald belebt sich mit den deutschen Flüsse, die gleichsam als Abgesandte des Himmels ihre Huldigung mit der der irdischen Scharen, der Vertreter der sterblichen Menschheit vereinen. Eine Huldigung, deren Endziel noch besonders greifbare Gestalt gewinnen sollte in dem

Schlußbild, der Apotheose. Mit einem Donnerschlag versinkt die Scene ins Weite, und aus der Nacht der zusammenstürzenden Herrlichkeit heben sich langsam die Umrisse eines neuen Bildeffektes ab. Eines Effektes ganz anderer Art, dessen Eindruck nur in der Gegensätzlichkeit die Erhöhung

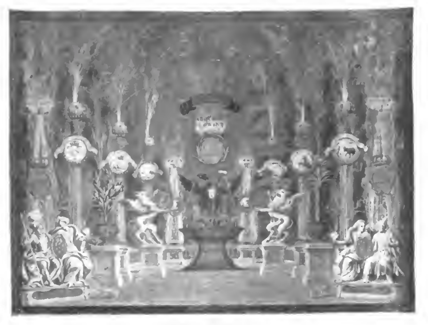


Abb. 8. Apotheose.

der früheren Wirkung bedeutet. Bisher war eine stetige, allmähliche Steigerung des Lichtglanzes erzielt, der sich in den Wassern widerspiegelte, verdoppelte und vervielfachte. Aus der gleichmäßigen strahlenden Helligkeit hoben sich als Schattenkörper nur die Figuren ab, die der Scene Ausdruck gaben. Jetzt wird plötzlich alles in Nacht getaucht, das Auge starrt in eine undurchdringlich finstere Leere und tastet langsam nach und nach die Punkte, Kanten und Flächen heraus, die sich zu einem verschwommenen Bilde zusammenschließen.

Da plötzlich zuckt ein Blitz auf, und wie in tausendfachem Wiederhall schießen auf allen Seiten die Flammen empor. Die ganze Bühne ist ein Flammenmeer, aus dem sich die symbolischen Zeichen abheben. Vivant! — schwebt es in den Lüften. Darunter erstrahlen in blauem Scheine die Kronen von Obelisken getragen, durch die mit der Königskrone geschmückte Inschrift verbunden: Redit antiqua gloria. Wie ein Monumentalbrunnen baut sich das Denkmal des Doppeladlers auf. Dieser, frei von dem Künstler ohne historische Begründung erfunden, gibt nur der Verbindung des Kurfürstentums Brandenburg mit dem Königreich Preußen Ausdruck. Die rechte, rote Adlerhälfte trägt den Kurhut, die linke, schwarzgefiederte die Königskrone. Statt Wassers speien die Köpfe Feuerstrahlen und neigen sich nach der Seite zwei Greifen zu, die die Namenszüge F. R. (Fridericus Rex) und S. C. R. (Sophie Charlotte Regina) halten. Korinthische Säulen tragen allerlei merkwürdige symbolische Wappenbilder mit unklarem Text, aus der Höhe senden Granaten Feuergarben in die Luft. Auch der Namenszug des Kronprinzenpaares, Friedrich Wilhelm und Luise, ist nicht vergessen. Vorn aber in besonders auffälliger Deutlichkeit heißt es: „Hinc nostra felicitas" (Von hier unser Glück), als Hinweis auf die Gestalten, die sich in enger Freundschaft zu einander neigen. Links Treue und Glauben, rechts Liebe und Tapferkeit, als Träger jeder gesitteten Gemeinschaft, als Stütze der Krone, des Staats.

Ein prächtiger Kulissenzauber!

Wenn nun gar alles in abwechselndem bengalischem Lichte, rot, schwarz, blau und

golden spielte, wenn auf flammenden Säulen und Obelisken die Kronen, Wappen, Inschriften, Namenszüge erstrahlten, wenn der Adler wie die Palmen und Lorbeeren Glutregen sprühten, wenn selbst die Lanzen und Herzen in Händen der allegorischen Figuren in Blitzstrahlen aufflammten — da stand das Auge gewiß bewundernd, fast anbetend vor der Kunst des Theatermeisters. —

Das Spiel war aus und geblendet von all dem Glanze, jubelnd vor kindlichem Entzücken zogen die Zuschauer nach Hause. Und sie konnten jubeln. Was man ihnen hier geboten, verdiente den Dank und die Anerkennung einer von uns um zweihundert Jahre überholten Generation vollauf. Diese Maschinerien, in Luft, Wasser und Feuer, über und unter der Erde! Diese Scenenwechsel, die bei ihrer Häufigkeit sicher recht flott und fast unmerkbar vor sich gehen mußten, da sie sonst alle zehn Minuten den Gang der Handlung gewaltsam zerrissen hätten, schließlich sogar eine Wandeldekoration mit kunstvoll anwachsender Perspektive! Und dabei die Grazie der Bewegungen, die geschmackvollen Kostüme und Gruppierungen. Man muß bedenken, daß man noch keine Tradition der deutschen Bühnenkunst, noch viel weniger der Balletkunst hatte. Man war überhaupt erst kaum zu der Errungenschaft vorgedrungen, auch die Frauen auf der Scene zu beschäftigen, während bisher die weiblichen Rollen stets von stapfenden Mannspersonen gesungen und gespielt wurden. Professionsmäßig sind diese tanzenden Männer und Frauen nicht zu nennen. Man nahm alles am Theater an, was sich anbot; große Auswahl hatte man nicht. Daß es nicht immer die vornehmsten, bestgesitteten Elemente waren, ist leicht begreiflich, wenn man bedenkt, welche Verachtung noch damals den Komödiantenstand traf. Es waren also sicher meist Laien, Studenten, Arbeiter, Dienstmädchen, die auch einmal mitmachen wollten und für ein bestimmtes Spiel vorübergehend einstudiert wurden. Daher ist die Kunst ihrer Gebärdensprache doppelt anzuerkennen.

Der Geschmack der Zeit prägt sich überall unverkennbar aus, barock, aber in den gezierten Linien nicht abstoßend, in den überladenen Kostümen nicht geschmackfeindlich.

Man hielt sich bei den Andeutungen antiker Kostüme nicht an die historische Treue. Man benutzte wohl zum Teil vorhandenes Material, das man ein wenig passend umgestaltete, und putzte auch absichtlich historische Gewänder neu heraus, um gerade zu beweisen, daß man nicht Geschichte schreiben, sondern künstlerisch freie Komödie spielen wolle. Einzelne Gruppen fallen uns direkt in ihrer malerischen Wirkung auf und erwecken die Erinnerung an die Bildkünstler der Zeit. Man könnte glauben, manchmal Ausschnitte aus Botticellischen Genrebildern vor sich zu sehen. Freilich dürfen wir uns die Freude nicht durch den bis ins kleinste Detail übertriebenen Parallelismus der Dekorationsteile und Gruppierungen verderben lassen. Vielleicht that der Maler hier sogar des Guten noch mehr, als ihm die Bühne bot. Der stellenweise dilettantischen Gestaltungsart des Gewährsmannes muß entschieden bei der Beurteilung Rechnung getragen werden. Viele Typen sind gewissenhaft bis ins Kleinste ausgeführt, und wir können mit Bestimmtheit annehmen, daß die Darsteller hierzu Modell gestanden. Anderes wieder scheint mangelhaft überliefert zu sein. Die gezwungenen Arm- und Handstellungen, die besonders auf dem vierten und fünften Bilde auffallen, dürften kaum den Tanzinterpreten zur Last gelegt werden.

Also ziehen wir das Resumé!

Geben wir dem Malerüberlieferer, was des Malers, und dem derzeit lebendigen Darsteller, was des Darstellers ist, so werden wir offen zugestehen müssen, daß die Ballet- und Theatermeister hier Wunder geleistet, daß sie Bilder und Zauber geschaffen, die heutigen Tages kaum überboten werden, daß sie die noch in den Kinderschuhen steckende Technik in einer Weise dienstbar und nutzbar zu machen verstanden, die uns allen Respekt einflößt. Wir lernen einsehen, daß auch diese Zeit der stammelnden Opernkindheit ihre Größe hatte. Werden in unserer Wertschätzung der in bescheidenster Form, zum Zwecke volksbildender Unterhaltung in der freien Stadt Hamburg schaltenden deutschen Opernmuse bestärkt, die den Beweis erbracht, daß das, was die Italiener als ihr National-Privilegium usurpiert hatten, auch in deutschen Köpfen und Herzen nach langem Schlummer endlich zur That erwacht war.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Meine Jugend- und Lehrjahre.

Von

Professor Gustav Eberlein-Berlin.

II.

Endlich nach $3\frac{1}{2}$ Jahren hatte ich ausgelernt und sallte als Geselle auf die Wanderschaft gehen. In Hildesheim hatte mein Lehrherr mir eine Stelle ausgemacht. Noch einen letzten Blick auf die Heimat werfend, bestieg ich den Zug, der, einen schönen Bogen am Berghang beschreibend, mich hinaus ins Leben führte.

Ein merkwürdiger Zufall hat es gefügt, doß ich als erste Etappen meiner Lebensfahrt die beiden interessantesten alten Städte Deutschlands Hildesheim und später Nürnberg kennen lernte.

Beide damals noch unberührt von moderner Zerstörung und Bauwut. Hildesheim in engen stillen Verhättnissen abseits der graßen Straße, mit seinen wohlerhaltenen Holzbauten, dem herrlichen Dom mit den ehrwürdigen Erzthüren, erschien mir wie ein erstarrtes Bild aus einem fernen Jahrhundert, dessen Duft nach in den heiligen Innenräumen des Gotteshauses und um den wilden Rosenstock, der seine Mauern umschlingt, wehte.

Mein ungebildeter Geist, der die hohe Kunst der Kleinodien des Domes nach nicht faßte, fühlte dennach mit ahnendem Sinn für Ewiges, daß hier Schätze deutscher Kunst varhanden waren.

Die Wunder und Rätsel, die der romanische und frühgatische Stil selbst für kunstwissenschaftlich Geschulte in sich birgt, waren meine ungelehrten Augen nicht im stande zu fassen.

Allsonntäglich durchwanderte ich auch die fernsten Straßen ohne Führer und Lehrer zu finden.

Besonders gern ging ich über den Stadtwall, der mit seinen geheimnisvoll rauschenden hohen Baumkronen, mit dem Ausblick ins weite Land zu einer Höhe führte, auf welcher sich die gesamte Bevölkerung harmlos vergnügte.

Ein Sammertheater sargte für gute Laune, und weithin knallten die Pfropfen des aus irdenen Kruken schäumenden Gerstenbiers.

Auf dem Nachhauseweg im dämmerigen Sammerabend entwickelte sich ein fideles Leben. Besonders erklang von Trupp zu Trupp des heimziehenden Schwarmes ein damals beliebter Gassenhauer. Die erste Kalanne setzte ein mit: „O Hannes, wat 'n Haut“, die Folgenden: „De klädt die bannig gaut“. Und wiederum die im Hintertreffen: „De Haut de het 'n Daler kast“, der Schlußchor aber brüllte: „Un fifuntwintig Graut“.

Und sa lustig fart, stets wiederhott.

Auch hier ganz einsam und ruhelos, von der einzigen Sehnsucht nach Kunst fast wahnvoll verfolgt, lehrte ich bald körperlich und geistig niedergebrochen in mein Elternhaus zurück.

Es glich dies leinem Triumphzuge, doch empfingen mich Vater, Mutter und Schwester mit der alten Liebe.

Nach kurzer Erhalungszeit wanderten wir, mein Vater und ich, nach Cassel, auf die Suche nach einer neuen Stelle.

Die Chaussee steigt durch herrlichen Wald in sanften Windungen bergan, auf freier Höhe beherrscht der Blick die ganze Kette der Berge und Hügel des südlichsten Eckchens Hannover und dringt weit in das im blauen Duft tiegende Hessenland.

In einem Fiebertraum, den mir das Heimweh in Hildesheim ums kranke Herz gelegt, hatte ich diesen Weg in die geheimnisvolle Ferne schan einmal gemacht: „Wie durch Zauber öffneten sich die Riegel der niederen Thür des armen Bauernhauses, in dem ich geboren, fremdartige weiße Vögel mit breiten Schwingen umschwirrten mich, lockten hinaus in die traumhaft schöne Frühlingslandschaft. Berauscht von dem überirdischen Glanz taumelte ich sannige Höhen und blühende Hänge hinan. Wie sallte ich ihre Gipfel erreichen? Schweigende Wälder, tiefgrüne Gründe, übersäet mit stillen Märchenblumen dehnten sich links und rechts der staubigen, steinigen Straße, auf welcher ich umsonst dem Ziele zuzustreben suchte.“

Heute war es Herbst, und als wir in den nebligen Straßen der Residenz von einem Goldschmied zum andern gingen, war es mehr ein Dornenweg, als ein frischer Aufstieg zum Leben.

Bei dem Hofjuwelier erhielt ich endlich die untergeardnetste Gehitfenstelle, und bei der Wärterin der Synagoge, einer Mündnerin, fand ich ein zwei Meter langes niederes Dachkämmerchen.

Mir gegenüber hauste ein Sattlergehilfe.

Er entpuppte sich als ein naher Verwandter Kaulbachs aus Arolsen, und da ihm mein stilles Dichten und Trachten nicht entging, erzähtte er mir manches vom Werdegang dieses damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Künstters.

Auch wußte er van dem Waldecker Bildhauer Drake zu sagen, der später eine Prinzessin dieses Fürstenhauses heimführte.

Wir schlossen uns aneinander, speisten zusammen für 50 Pfennig, und wenn ich fast verzweifelte, richtete er mich auf und lehrte mich an dereinstige Erfüllung meiner Haffnungen glauben. Später wurde er der Mann meiner Schwester.

Viet schöne jüdische Frauen, geheimnisvall verhüllt, mit graßgeschnittenen Zügen, deren aus Schleiern hervorleuchtende Glutaugen einer Ruth glichen, huschten in das kleine Haus, in welchem sich das rituelle Bad befand.

Durch die Thüren der Synagage brach der Glanz der großen jüdischen Festgottesdienste, wehte

das geheimnisvolle Murmeln der in eigenartige Gewänder gekleideten Andächtigen zu mir herüber.

Den Kurfürsten von Hessen sah ich noch in nüchternster Kleidung die Königsstraße entlang wandern, ein Bäckerjunge stieß ihn gerade mit seinen frischen Semmeln vom Fußsteig herunter, was er nicht weiter übel zu vermerken schien.

Die Kunstsammlungen der Residenz aber hielt er verschlossen.

Eine Akademie der Künste fristete jedoch ein kümmerliches Dasein.

Der neben mir feilende Lehrling besuchte dort die Modellierklasse und zeigte mir zum erstenmal jene aus Holz geformten Stifte, die wir Modellierhölzer nennen. Auch brachte er eine Kopie nach der Antike, von der ich bis dahin nichts wußte, einen in Thon gekneteten Apollokopf mit.

Ein wahnsinniges Verlangen stieg in mir auf, solchem Studium mich hingeben zu dürfen, und ich umschlich in jeder freien Stunde jene Akademie, ohne sie jemals zu betreten.

Zerfressen vom Kummer, die so nahe gerückte Stätte der Kunst nicht erreichen zu können, durchstrich ich die mir kühl und vornehm erscheinenden Straßen, jeden Menschen daraufhin anschauend, ob es ein Entdecker meiner bescheidenen Person sei.

Fragend, schüchtern, verzweifelt, tauchte ich meine Blicke in die Augen der Vorübergehenden, ob vielleicht einer dieser stolzgekleideten Herren des Hofes aus meinem Wesen, in meinen gespannten Zügen, mein Wollen und Hoffen lesen könne.

An dem kleinsten Schraubstock der großen Werkstatt still und verschlossen schabend und hämmernd, in unglaublicher Ungeschicklichkeit die verhaßten Arbeiten des Handwerks ausführend, zergrübelte ich mein Hirn nach einem Ausweg.

Von Münden hatte ich mir eine dünne Bleiplatte mitgebracht; mit selbstgefeiltem Modellierstift drückte und preßte ich ein Antlitz hinein, das der schönsten badenden Jüdin gleichen sollte.

Oft schien es von den flackernden Flämmchen der Talglichtstumpfen, die den Leuchtern der Synagoge entnommen waren, wie täuschender Lebensschein darüberhin zu huschen.

Meinen letzten Pfennig trug ich wissensdurstig in die Leihbibliothek.

Da plötzlich ging ein Raunen durch die Stadt, Angst und Schrecken zeichnete die Gesichter der Bewohner. Ein furchtbares Schicksal erhob sich über unsern Landen, und es hieß, die Preußen ständen vor den Thoren Cassels.

Wiederum mußte ich schiffbrüchig, noch nicht 18jährig, in den Hafen des Elternhauses zurückkehren.

Der Kurfürst floh, und ich selbst erreichte mit dem letzten Eisenbahnzuge Münden vor Ausbruch des sechsundsechziger Krieges. —

Da du, Maria, mir bis hierher liebevoll gefolgt bist — denn über deine Augen sah ich die Schatten meiner Erinnerungen ziehen — so tritt nun ein mit mir in jene entscheidendste Epoche meines Lebens.

Dem niederen Vaterhause gegenüber reckte sich gigantisch ein Jahrhunderte alter Turm der Befestigungswerke, von dessen hoher Plattform man im Inneren Schrot goß.

Diese den Tod bringenden Kügelchen wurden in grobe Leinewandsäcke verladen, dicht vor unserer Thür, und auf solchem Sacke sah ich eine Abbildung des Turmes nebst der Fabrikfirma gedruckt.

Ein Bauer auf dem nächsten Dorfe fertige, so ging die Fama, die Holzplatten zum Druck; mit einfachem Taschenmesser, ohne jeden Unterricht, schnitze er die kunstvollsten Bilder.

Und nun, Maria, sieh' die kunstbegeisterten Dioskuren der Kleinstadt, mich und meinen schon geschilderten Freund hinaus wandern, das Herz voll Hoffnung und Staunen, nun endlich einen Menschen, wenn auch nur einen Bauern, zu finden, dessen Finger jene Wunder formten, die mein stetes Sehnen waren. Ich sollte in eine mir bis dahin verschlossene Werkstatt der Bildschnitzkunst treten, vielleicht in den geheimnisvollen Werdegang eines Kunstwerkes selbst Einblick gewinnen! — —

Ein goldener Sommertag geleitete uns durch kühle Thäler zu dem in einer Senkung still verborgenen Dörfchen. Vom Felde hereingerufen, stand der bildschnitzende Ackersmann mit derben, gebräunten Fäusten und sonnverbranntem, dreistem Gesicht vor uns. Bereitwillig zeigte er all seine Kunst, die auf einem Tischchen vor dem Fenster der engen Bauernstube ausgebreitet war.

Da lagen Grabtafeln mit Engeln und Christusfiguren, ungeschickt, aber naturwahr, roh ins Holz geprägte Physiognomien der verstorbenen Dorfbewohner. Auf Kreuzen und an Thürbalken hatte sein Messer eine tief einschneidende Wirkung geübt. Aber mit besonderem Stolze zeigte der Bildnerbauer eine wohl nur fußbreite Buchsbaumtafel, auf welche er Bendemanns Gemälde „Jeremias auf den Trümmern Jerusalems“ als Flachrelief in genauester Ausführung eingegraben hatte. Damals natürlich wußte ich noch nichts von jenem Gemälde, ich sah nur mit Entzücken, was hier durch eines Menschen Hand, von ungefügig schwieliger Faust, in unsagbarem Fleiß und nicht auszudenkender Geduld dem Holzblock abgerungen war.

Zurückstürmen nach Haus, durch alle Tischlerstätten suchen nach einem Buchsbaumholzblock, doppelt so groß als der des Bauern, war eins! Der aus Weimar stammenden umfangreichen Mappe wurde der schönste alte Holzschnitt entnommen, und nun ging es am kleinen, kaum Licht genug gebenden Hoffenster an ein fieberhaftes Schnitzen.

Unterdes verwandelte sich die friedvolle Scenerie der Heimat ebenso eilig wie schrecklich. Durch das Städtchen zogen Kriegermassen, fern rollte der Schlachtendonner von Langensalza, und auch bei uns lagen Preußen im Quartier. Neugierig beugten sich die aus allen Teilen Norddeutschlands stammenden Recken über meinen Tisch und staunten das an, was ich, fleißig bis in die Nacht schnitzend, mühsam fertigte. Keiner hatte je so etwas gesehen, nur ein Kölner Landwehrmann berichtete, daß dort am Dom derartige Figuren in Sandstein gehauen würden. Mit unbewußtem Empfinden für das wahrhaft Schöne hatte ich einen prachtvollen Kupferstich gewählt, der in freier, formvollendeter

Komposition und höchster Technik die Verkündigung der Geburt Christi darstellte. Mit Wonne verfolgte mein Auge die Linien des im Vordergrunde schlafenden Hirten. In unnachahmlicher Lässigkeit, jedes Glied vom Schlaf gebunden und gelöst, ruht diese jugendliche Gestalt vor dem Eingang einer Hütte; die Haare liegen verwischt an den Schläfen und fließen über den vom Kopfe gerutschten Hut. Die edel geformten Beine mit Fellen umwickelt und den Hirtenstab durch den unter dem Kopfe verschränkten Arm geschoben, ist er noch vom Schlummer umfangen, während sein Weib, den Säugling im Arm, schon dem himmlischen Gesang der Engel lauscht. Weit über die in stille Nacht getauchte Ebene zieht die Kunde, und überall erheben sich Gruppen der Hirten, das Wunder der Geburt in die gläubigen Herzen zu fassen. Kühe und Schafe liegen bei den Strohhütten. Vom Himmel schweben Engelchöre, und von der Erde strecken sich ihnen die Hände der erwachten Menschen entgegen. „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!“ — so grub ich in achtwöchigem Bienenfleiße in die Holztafel, während um mich der männermordende Krieg tobte und unablässig Massen von Soldaten durch die Stadt fluteten. Endlich war es vollendet, die enge kleine Straße war voll davon, die Nachbarn flüsterten sich zu: „Eberleins Gustav hat nur mit einem Messer ein merkwürdiges Bild in Holz geschnitten.“ — Die Verwandten der Mutter, die Bauern meines Heimatsdorfes umstanden samt den Nachbarn fassungslos mein Werk. — „Hei möt Bildhauer warn un studieren, de hat en gauden Kopp, da steckt wat in“, so schwirrte es im Kreise.

Eines Tages schöpfte mein alter, für mich kämpfender Vater Mut und nahm mich, das Schnitzwerk unter seinem Militärmantel bergend, mit in den Gasthof „Zum goldnen Löwen“. Dort tafelten die preußischen Offiziere. In den längst zu engen Konfirmandenrock gezwängt, aus dessen kurzen Ärmeln lang die Hände hingen, verfolgte ich verwundert mein Schnitzbild, das der Vater den Herren Offizieren an der Tafel herumreichte, ihre Meinung erbittend.

Keiner wußte was damit anzufangen. Zwar viele Stimmen trafen mein Ohr: „Famos, ausgezeichnet, phänomenal!“ — im Nasenton geschnarrt — aber selbst der Kommandierende war ratlos, und traurig zogen wir heim.

Dann hieß es, die Professoren der nahe gelegenen Universität Göttingen würden wohl Bescheid wissen. Und mein Vater machte sich mit meinem Werk wieder auf, kehrte aber unverrichteter Sache zurück. Dann trug er es zum Bürgermeister. Der meinte, man habe keine Mittel, mich auf eine Schule zu schicken. Nirgends der leiseste Hoffnungsschimmer!

Schmerzlich auf meine Tafel gebeugt, saß ich eines Abends in der Dämmerung.

Da klopfte es, und herein trat der uns fremde Prediger der in der unteren Stadt gelegenen St. Blasienkirche.

Er wünschte meine Arbeit zu sehen, und — „über ein Kleines war meine Kammer voll Sonne“.

Sein klarer, verständiger Blick, seine große Herzensgüte und warme Empfindung für mein kindliches Kunststreben bahnten mir fortan den Weg, den ich bis jetzt, in tiefster Dankbarkeit für den seltenen Mann gegangen bin.

Ein Patrizier aus Nürnberg weilte just zum Besuch in Münden; diesem vertraute er die Relieftafel, damit er sie dem Direktor der Nürnberger Kunstschule zeige, der glücklicherweise ein Hannoveraner war und sich selbst vom Bäckerjungen zum genialsten Leiter dieser damals bahnbrechenden Kunstschule emporgearbeitet hatte. Mehr noch! Um auch durch die That zu nützen, gab mir der Pastor den Auftrag, für dreizehn Thaler ein Kruzifix in Holz für den Altar seiner Kirche zu schnitzen. Überselig holte ich mir einen Ballen Thon vom Töpfer und versuchte, ein Bild des Erlösers zu vollbringen.

Hier füge ich die Dichtung ein, welche diesen Vorgang behandelt:

Das Kruzifix.

Für meiner Heimatstadt ehrwürd'ge Kirche,
Die manches Kleinod noch der Kunst verwahrt,
Sollt' ich einst, hochbeglückt, mein erstes Werk,
Den Kruzifixum für den Altar schnitzen.
Noch war ich nicht aus meinem stillen Heim,
Aus engem Raum in ferne Welt getreten,
Doch träumt' ich schon von künft'gen gold'nen Tagen;
Noch hatt' ich meine Flügel nicht erprobt,
Doch war mir schon die Brust von Herrlichkeiten
Und Feuereifer mutvoll angefüllt.

So schritt ich denn in weihevoller Stunde,
Da schon die Dämmerung herabgesunken,
Aus den Gewölben in das stille Kirchenschiff.
Der Abendsonne staubdurchwebte Strahlen,
Sie küßten noch die Scheitel jener Engel,
Die reich bewegt auf dem barocken Bau
Des mächtig ragenden Altares standen,
Und die ich schon als Knabe angestaunt,
Wenn ich, im Herzen sel'gen Kinderjubel,
Mit meinem Lichtlein durch den tiefen Schnee,
Zur Weihnachtsfrühe in den Raum getreten.
Dort an dem altersgrauen Sarkophage
War ich erschauernd ehrfurchtsvoll gestanden.
Und staunend war und wunderbar erregt
Mein Blick von Bild zu Bild umhergegangen.
Und jetzt sollt' ich nun selbst ein Bildnis schaffen
Für diesen gottgeweihten heil'gen Raum! —

Wie sollen sich des Gottessohnes Züge
In Schmerz und Schönheit aus der Seele ringen?
Wohl flocht ich mir aus blassen Heckenrosen,
Vom Werke ganz erfüllt, die Dornenkrone,
Doch schwebte noch des Blütenlebens Duft,
Der Rosen Erdenschönheit über ihr.
Wohl sah ich viel im bleichen Angesichte
Der Menschen um mich her die Runenschrift
Des Leidens und der Arbeit aufgeprägt,
Doch strebt' ich nach der hohen Offenbarung
Des Gottes in der menschlichen Gestalt,
Und durch die Blässe seines Martertodes
Da sollte noch des Ew'gen Schönheit leuchten.
Noch nie hatt' ich in meinem jungen Leben
Den Tod und die Verwesung je erschaut,
Doch Wahrheit wollt' ich, wollte Todesnacht
Und Majestät hin auf das Antlitz bannen,
Das wirre Strähnen blut'gen Haars umrahmten,
Dem unsagbarer Schmerz die Stirne furchte,

Durch dessen fahle, blutentleerte Hout
Die Blässe langsam Sterbender aus einer
Ungekannten Welt herüber schien,
Dess' edlem Mund, der Liebe nur gelächelt,
Geöffnet halb, der letzte Hauch entfloh,
Und dessen wunderbare Gottesaugen
Des Todes bleiche Lichter jetzt umspielten.

Und wieder war es in der Dämmerung,
Do ich das Kruzifix, nun endlich fertig,
Hin in des Heimatstädtchens Kirche trug.
Es war ein weicher, warmer Sommerabend
Und viele Wochen waren hingegangen,
Eh' ich's vollendet; blut'ger Bruderkrieg
Des innerlich entzweiten Voterlondes
War donnernd auf dem eh'rnen Rode
Hart an der kleinen Stadt vorbeigerollt,
Doch jetzt war Frieden; auch im Herzen mir
War Frieden. Als ich dos heil'ge Gattesbild
Gerührt und froh hin auf den Altar setzte,
Gedenkend jener bitt'ren Träumerei'n
Und daß ich nun mein gonzes, langes Leben
Dem Dienste meiner schönen Kunst geweiht,
Daß ich sie nnn sa ganz umfassen fallte,
Fort aus der Heimot, ous der kleinen Welt,
Hinaus ins fremde, ferne, ungekonnte Leben,
Da rollten Thränen auf dos Kruzifix. —

In begreiflicher Sponnung horrten wir der Nachricht aus Nürnberg.

Endlich kom sie und fiel günstig aus. Der Direktor riet, die dartige Kunstschule zu besuchen, nm mein schlummerndes Tolent zu wecken. Da ich keinerlei Mittel habe, wäre es vielleicht möglich, tagsüber fürs liebe Brod in einer der dortigen Werkstätten zu schnitzen und obends van fünf bis sieben Uhr auf der Kunstschule zu lernen. Mit tausend Hoffnungen soh ich der Zukunft entgegen; reich ausgestattet mit des gütigen Pfarrers dreizehn Thalern für dos Kruzifix und noch fünf Thalern van meinen Eltern, im stolzen Besitz einer silbernen Uhr, die mein Vater gegen seine alte eingetauscht, reiste ich ab.

Jener neblichte Herbstmorgen steht unauslöschlich vor meiner Seele. Mein Vater hatte mich früh um sechs Uhr geweckt und geheimnisvoll in den Garten geführt. „Hier," flüsterte er, „hobe ich deinen Christus begraben. Das Thanmodell des Gekreuzigten soll nicht zerfollen, da du es unfertig zurücklassen mußt. Keine Hand soll daran rühren, hier ruht es unter dem Apfelbaum, wa du dir selbst das Bänkchen gezimmert und sa gern faßest." — Weinend umfoßte ich den olten Mann, und ein inneres Versprechen, all dieser Sorgen mich einst würdig zu zeigen, lieh mir das geheime Feuer der Energie, das dis heute mich durchströmt. —

Noris, du alte, herrliche Stadt, sei mir gegrüßt! Als ich zuerst dich erblickte, umgab ein unsäglicher Zauber deutscher Paesie deine epheuumsponnenen Mauern, dein Zollernschloß nnd deine Bnrg. Hier wor die sagenumrauschte Geburtsstätte aller deutschen Kunst, uud die geweihten Gräber ihrer Heroen sind noch erholten.

Ich trat ein in den reinen Kreis van jungen Strebenden, der dem Kultus jener großen Blüte der Kunst und des Kunsthandwerks, die van Nürnberg ousging, huldigte. Arm und hungernd saß ich zwor oft in den Chorstühlen der schönen Kirchen, die herrlichen Werke der Meister bewundernd, aber dennoch sind die drei dart verlebten Jahre mit tiefer Schrift in mein Leden geschrieben. Unvergeßliches habe ich dort gefunden, und edle Menschen waren mir hilfreich und gut.

Im kleinsten Gosthof am Frouenthor stieg ich ab und suchte dann scheu und schüchtern jenen Patrizier auf, der sich für mich verwendet. Er ging mit mir, eine Wahnung suchen, und sondte Feuerung für den Winter ins Haus. Ebenso verschaffte er dem Fremdling Arbeit in einer Schnitzwerkstott. Dort habe ich viele Wocheu lang Bären schnitzen müssen, auch Bilderrohmen, die aus Stäben, natürlichen Ranken und geschmacklosen Motiven gebildet waren. Abends aber madellierte ich auf der Schule Ornomente, kopierte später in der Antiken-Klasse Köpfe, Füße und Hände — es war der alltägliche Gong jedes Kunstschülers.

Aber all dies genügte mir nicht, und so machte ich mich daran, etwas zu ersinnen, eine figürliche Scene zu komponieren. Zu den einzelneu Körperteilen benutzte ich die Stotuen des Antikensaals. So entstand meine erste grausige Kompasition: „Des Sängers Fluch" noch Uhlands Gedicht. Besonders der furchtbar prächtige König mit den Beinen des fornesischen Herkules und die vollmandsüchtige Königin mit dem Busen der mediceischen Venus schienen mir herrlich gelungen. Zum olten Sänger hielt mein damals schon in wilden Bartansätzen sich bergendes, sorgenvolles Gesicht her, und dem Jüngling versuchte ich die Züge des blanden Wirtstöchterleins, in das ich mich natürlich sofort sterblich verliebte, aufzuprägen. Mutig stellte ich diese Mordgeschichte meinem Direktor vors Antlitz, so daß derselbe fast var Lachen in Krämpfe verfallen wäre. Trotzdem zeichnete er mit Meisterhand die notwendigen Typen der Köpfe bewundernswürdig klar und charokteristisch neben mein Machwerk. Daraus habe ich viel gelernt, und künftig brachte ich ihm auf seinen Wunsch alle meine Kompositionen, die er nochsichtig und liebevoll karrigierte.

Nach dem ersten Vierteljahresabschluß aber a Grausen! gähnte mich ein beträchtliches Defizit an, trotz großen Fleißes war ich nicht imstande, die Miete zu zahlen. Vom Hunger getrieben, der mich unfähig zur Arbeit machte, ging ich endlich nach langem Zögern den schweren Gang, den reichen Patrizier um Hilfe anzuflehen. Schwer war der Weg on Aldrecht Dürers Hause, an Adam Kraffts verwitterten Leidensstationen varüber. Vor der Güte des vortrefflichen Mannes aber zerfiel meine weinende Sarge in nichts; lachend verlangte er, die kleinen Schulden forton tilgen zu dürfen. Auch ein sogenonnter Schillerpreis von fünfzig Gulden wurde mir verliehen, so daß ich in dem Hochgefühl eines Krösus dos Holzschnitzen an den Nagel hing, jetzt den ganzen Tag dis abends spät die Schule besuchte und in den Nächten fleißig meinen Kompositiansgelüsten nochging. Bald war es der Gedonke, der sich widerhaarig nicht in die künstlerische Form pressen lassen wollte, bald war es die Körperform, die sich, ungelenk und gegen alle Regeln der Anatomie verstoßend, wild gebärdete, ehe sie sich der

ersonnenen Linie einfügte. Schemen und Schatten kämpften in der engen Kammer; um das grübelnde Hirn des im Schaffensdrang erglühenden Kunstjüngers aber wand sich schon früh das Dornenreis unerreichbarer Ideale.

Allsonntäglich zogen wir, die Vereinigung der Künstlerklause, hinaus in die fränkischen Berge, an die einsamen Seen und ließen unsere jungen Leiden, unsere Hoffnungen wie Lerchen in achtstimmigen Gesängen in die blaue Luft steigen. Der fröhliche Kreis umschloß eine große Zahl heute hochberühmter Künstler. Einige der genialsten, jetzt auf der Höhe ihres Schaffens stehenden Maler und Bildhauer Deutschlands spazierten, damals noch unbekannt, mit uns herum. War es wirklich oder schien es mir nur so: eine Reinheit der Gesinnung, eine Keuschheit der Gedanken und das ehrlichste Streben hielt unsichtbar und doch jeden einzelnen beherrschend unsere Klause fest zusammen. Kurz geschorene, lustige Käuze, feste, ausgepichte Trinker, reiche junge Herren und arme Teufel, in den Wolken schreitende, langhaarige Idealisten und Schwärmer, blonde, schlanke Maler-Jünglinge mit spanischem Mantel und Sammetbarett — sie alle lebten in friedlicher Gemeinschaft. Einer der Liebenswürdigsten, an Erdengütern ärmsten, aber an Geist und Phantasie reichsten, der Mitbegründer einer geheimnisvollen, leider nicht zum vollen Leben geborenen neuen Kunstrichtung, drückte unserem Zusammensein einen eigenartigen Stempel auf.

Wo seid ihr hingeschwunden, ihr Tage, da das Sehnsuchtsfieber nach Ruhm die jungen Herzen durchglühte, ihr Nächte voll romantischen Rausches, da wir, vereint, von den sagenraunenden Mauern der Burg auf die reichgetürmte, schlummernde Stadt hinunterschauten, über die einsam im Mondlicht ruhenden Wiesen disputierend wanderten und, süddeutscher Weisen voll, singend durch die dunklen zerbröckelnden Thore zogen?! Eine unerschöpfliche Fülle echter deutscher Kunst und herrliche Erzeugnisse des Kunstgewerbes vergangener Jahrhunderte lagen vor uns ausgebreitet. Der Trödelmarkt in Nürnberg glich einem Museum, an dessen zu Bergen aufgespeicherten Schätzen die Menschen der sechziger Jahre, mit Blindheit geschlagen und ohne jede Erkenntnis dieses ihres Reichtums, teilnahmslos vorübergingen. Der Markt, die nächsten Straßen boten das Bild einer Trümmerwelt, gehäuft voll antiker Möbel, edler Gerätschaften und wertvoller Gefäße. Selbst des großen Goldschmieds Jamnitzer edelsteinstrotzende Gold- und Silberpokale standen zum Verkauf. Wenige Männer nur waren es — und ihr Andenken sei gepriesen! — deren Mahnruf die Verschleuderung der vornehmsten Originalwerke alter Kunst verhinderte, die aus dem kostbaren Material ein „Germanisches und National-Museum“ schufen. Nürnberg glich einem nicht auszuschöpfenden Brunnen, dem alle Quellen des bayrischen Landes zuflossen, denn aus der nächsten Umgebung brachten Händler Wagenladungen der interessantesten Altertümer. Ja, ganze Altäre samt Silbergefäßen aus geplünderten Kirchen und Klöstern schleppten sie herbei. In Barbarismus und Kunstunkenntnis verkommene alte Geschlechter hatten vor Jahrhunderten schon diese Perlen deutscher Renaissance auf den Trödel geschafft. Dort wurden die prachtvollen Gegenstände von Bauern erstanden und in die Provinz verschleppt. Verwahrlost, zerbrochen, mit Ölfarbe dick beschmiert, schaffte man diese Antiquitäten nunmehr wieder in die Stadt, um sie in alle Welt zu verstreuen. Aus den Patrizierhäusern, aus den Festsälen der Paläste reicher alter Familien brach man die schönen Decken und Vertäselungen, um sie für Spottpreise ins Ausland zu verkaufen. Ich war zu jung, um die schrecklichen Gewalten des Niederganges deutscher Kunst und Kunstgeschmacks jener Tage ganz zu empfinden. Welch furchtbarer Hohn lag darin, daß in dem Jahrzehnt, in welchem sich das Deutsche Reich zu späterer Machtstellung im Stillen vorbereitete, verachtungswürdiger Vandalismus und gefühlloser Schacher das bis zum Rande mit Schönheit gefüllte Nürnberg plünderten! — Ja, man begann schon gegen seine Befestigungswerke, deren Zauber Millionen Menschen entzückt, unvernünftig zu toben, Thore und Mauern niederzureißen.

Dem hat eine spätere Zeit, die sich bemüht, das schöne Alte möglichst zu erhalten und zu pflegen, glücklicherweise Einhalt gethan.

Der geniale Leiter der Kunstschule, F. A. Kreling, der Maler, Bildhauer und Architekt zugleich war, hatte diese Bildungsanstalt zur vornehmsten Deutschlands erhoben. Ein früher Tod hat ihn leider mitten aus seiner segenbringenden Thätigkeit gerissen.

Drei Jahre durfte ich die Nürnberger Schule besuchen, nach zweijähriger Abwesenheit von Hause kehrte ich zum erstenmal in den Pfingstferien heim. Ein dichter Bart umrahmte mein Gesicht, lange, nicht sehr fügsame Haare umwallten die Schläfen, und so trat ich, wohl erwartet, aber dennoch überraschend, in unser Haus.

Auf dem kleinen Hof standen meine Eltern, beschäftigt, einen Strohsack für mein Bett frisch zu stopfen. Starr blickten sie beide, ohne mich zu erkennen, bis ich tief ergriffen ausrief: „Vater, Mutter!“ Erst da ließen sie die Zipfel des Leinens erstaunt und glückselig sinken.

Am Pfingstmorgen standen vor unserer Hausthür zwei junge Birkenbäume eingepflanzt, und zwölf junge Mädchen, herangewachsene Freundinnen meiner Schwester, die das Wundertier, den jungen Künstler, näher besehen wollten, saßen in unserer Stube. Ja, die ganze kleine Stadt nahm Anteil an mir, und mit anderen, nunmehr geöffneten Augen sah ich meine Heimat an.

Jetzt kannte ich alle Architekturstile, konnte ergründen, welcher Zeit eine Form, ein Bildnis oder eine Statue einzufügen sei. Unerschöpflicher Reichtum der Kunst und des Kunstgewerbes war in Nürnberg auf mich eingestürmt.

Zu jener Zeit fing man an, zu erkennen und zu sammeln, was in deutscher Vergangenheit Herrliches geboren war.

Mit verschärften Sinnen sah ich meine Heimatsstadt, tief innerlich erschrocken, an. Nicht als lebensvoller Kranz erschien mir der tiefgrüne Wald umher, sondern als Schimmel und Moos, das sie umwucherte und vom Licht der Entwickelung fern hielt. Keck erhob ich meine warnende Stimme, die Väter der Stadt auf den Ver-

soll unserer wertvollen alten Bouten hinweisend. Das Geschick war mir günstig, jetzt stehen sie innen und außen restouriert da, eine Zierde Mündens.

Der hilfreich stets sorgende Geistliche verschaffte mir für drei Jahre ein Stipendium der Königin-Witwe von Preußen, und von nun an aß und trank, ruhte und schlief ich kaum mehr, mich ganz dem Studium hingebend. Bald hatte ich die Klossen, die mir notwendig schienen, durchlaufen, und mit einem Empfehlungsbrief on einen namhosten Bildhauer Berlins, der geborener Nürnberger war, versehen, machte ich mich auf nach dem Centrum des Deutschen Reiches.

Auf der graßen internatianalen Kunstausstellung in München, 1869, hatte ich die ersten bewunderungswürdigen Werke des Reformators deutscher Bildnerei gesehen. Der Stern Reinhald Begos' war in sieghostem Aufgehen, und sein Ruhm word auch zu uns nach Süddeutschland getragen.

Dieser Sinnenbildner, durch dessen Werke ein üppiges Renaissanceleben atmete, der die alten Götzen der verknöcherten Rauchschule stürzte, zag auch mich mächtig an.

Mein Einzug in Berlin ist vielleicht einer der seltsamsten.

Es war im Herbst des Johres 1870.

Auf dem Patsdomer Bahnhaf angekammen, nohm mich der Glonz der Leipzigerstraße ganz gefangen. Der Pulsschlag des graßstädtischen Lebens, der durch diese mir damals schan fabelhoft erleuchtet scheinende Straße wagte, benahm mir den Atem. Rechts und links dehnte sich dos ungeheure Straßennetz, in dessen verworrenem Labyrinth ich mich zu verlieren fürchtete. Immer wieder hinauf- und hinabschreitend und staunend ob der Herrlichkeit, wogte ich es nicht, in meiner bescheidenen Kleidung, ärmlich gehüllt in ein Ploid, mit Lederranzen und der schan erwähnten überlebensgraßen Mappe mit Kampasitionen, in eines der prächtigen Restaurants ader gar Hatels zu gehen. Ein Licht nach dem andern erlasch, verschlossen lagen bald die Häuser, und meine Füße trugen mich kaum mehr. Alle in der Pravinz erzählten Geschichten van ermordeten Fremdlingen wurden lebendig, bis ich tadmüde auf eine Bank des Dönhofplatzes sank. Meine Moppe stellte ich neben mich. Eiskalt legte sich die ungeheure Einsamkeit der Millianenstadt um mein Herz, als mich ein Schutzmonn on die Schulter rührte und frogte, was ich hier walle. Er hobe mich schan lange, auf und ab wandernd, beabachtet. Ich teilte ihm meine Sargen und Wünsche mit, und frenndlich geleitete er mich in ein nahe gelegenes Restaurant.

In diesem Lokol, dos ich leider nie wieder gefunden habe, wanderte ein zohmes Reh von einem Tische zum anderen, jeden Gast um Brasamen bittend. Wie ein Gruß aus waldumrauschter Heimat, die ich eben verlossen, wie ein Symbal des Guten, Vertrauenden im Menschen, von dem ich hoffte, daß es auch in dieser großen Stodt nicht gonz erstorben sei, nahm ich es auf.

Leider gob es hier keine Schlofstätte und wiederum, doch gestärkt, begonn ich meine Wanderung nach einem bescheidenen Gosthofe.

Wahl zwei Uhr nachts mochte es sein, als ich tadmüde gegen dos Thar eines Hauses lehnte.

Ein spät Heimkehrender öffnete die Thür und fast wäre ich mit ihm und ihr ins Hous gefollen, hätte mich der freundliche Berliner nicht aufgefangen.

Drinnen empfing uns ein verschlafener Hausdiener und im aberen Stock nahm mich ein Hotel garni auf. Eben war ich in einem elegonten Salon glücklich ouf mein Bett gesunken, als es leise an meine Thür klopfte.

Vor allzugroßer Müdigkeit gab ich keinen Laut van mir. Nachdem noch umsanst versucht worden war mit Gewalt zu öffnen, schlief ich endlich ein.

Ein Leierkosten weckte mich in der Frühe, und fröhlich stieg ich hinunter, Kaffee zu trinken.

Da begegnete mir der Hausknecht und grinste, das Maul bis an beide Ohren aufreißend. Dos Zimmermödchen lehnte kokett an der Treppe und kicherte, und der Kellner unten lächelte, diskret und geheimnisvoll.

Wütend fragte ich nun den artig schmunzelnden Wirt, warum hier im Hotel jedermann lache.

„Verzeihen Sie," dienerte er, „aber als Sie gestern auf wiederhaltes Klapfen des Zimmermädchens nicht öffneten, hoben Sie wohl nicht bemerkt, doß in Ihrem Bette weder Bettzeug nach Decke, noch Laken und Kissen waren?"

Nein, nichts hatte ich bemerkt, nichts gesehen. Wie ein Wanderer, der nach langer Irrfahrt die Hütte erreicht, im Dankgefühl, endlich ous dieser entsetzlichen Öde der fremden Straßen, aus der unbekonnten Welt, die mich in der Berliner Nacht mit den geschlassenen Augen der Zukunft anstierte, vorläufig errettet zu sein, wor ich wie ein Kind in Schlaf gesunken. — — —

Der Vorhang, welchen ich dir, Morio, geöffnet, daß du die Jugendidylle meines Lebens kennen lerntest, möge nun fallen.

Du hast mit mir geweint und gelacht, und wenn die Erinnerung der jungen Leiden allzustork auf mich einstürmte, sa daß sie Gewalt gewann, hat deine Hand, die das Glück und die Harmanie in mein Dasein gebracht, die dunklen Stimmungen van der Stirn verscheucht.

Ein unerbittlich eiserner Wirklichkeitskampf tritt nunmehr an die Stelle hindämmernder phantastischer Empfindungen.

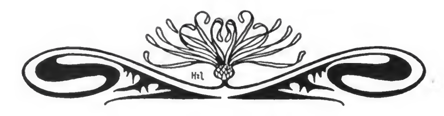
Die mächtigste Arena für die Bildhauerei, die nach den großen Ereignissen des Krieges 1870—71 aller jungen Künstler Talent, Fleiß und Streben, alle Kräfte des Körpers und der Seele, in die Schranken farderte, wurde die Reichshauptstadt.

Dennoch war bis zu meinem ersten Erfalg noch ein langer, schlecht gepflasterter Weg, eine Kette von Entbehrungen zu überwinden.

Dreizehn Jahre gingen, man frage nicht wie, dahin, ehe ich mit meinem Gipsmadell eines Dornauszieher, das im Keller des domols im Bou begriffenen Gewerbemuseums entstand, die erste Anerkennung fand.

Wiederum verflassen Johre, bis ich saviel erübrigt hotte, für dieses Werk den Marmor zu kaufen, und die Notionolgalerie es erworb.

Das war die erste Etappe, die eine vielleicht später zu erzählende Entwicklung meiner Kräfte bewirkte und sie hoffentlich noch weiter leitet.



Das rote Auge.

Roman von

Ernst Remin.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Ja, nun sentimental . . .!“ wandte Helge sich finster zu ihr um.

„Helge, fahr zu 'nem Arzt . . . vielleicht . . .“

„Vielleicht heilt einer das nun noch mit brausendem Bromsalz und fleißig Apfelmuß . . . oder 'ner Douche auf'n Kopf? . . .“

Die Kleine schluchzte hilflos.

„Nein,“ sagte Helge, „wenn einer da so manches lieblose Wort hatte für Mutter und ihren Zustand und das alles da drüben, dann heißt's jetzt auch, stark sein und kaltblütig zusehen, wie das nun alles zusammenkracht! Nun kommt da drüben das Leben, wo wir sie — bis an ihr Ende — wie ein junges Tier füttern müssen, weil sie ihr Essen nicht mehr findet. Und dann erst, wenn wir sie beide hinausgetragen haben über den Stein, dann kommt es wieder heller für uns . . . Nicht doch, Kleine, laß nur . . . laß doch . . . das ist jetzt schwer . . . aber darüber leben wir schon weg, denn das m u ß t e ja alles so sein . . .“ sie hatte sie nun vom Sofa aufgenommen und an sich, strich ihr das Haar zurück und drückte ihr dabei den Kopf sanft hintenüber, um sie zu zwingen, ihr in die Augen zu sehen. Und scheu sah Viola zu Helges furchtlosen Augen hoch und bat:

„Reise dennoch . . . thu's doch . . . bitte . . . gleich morgen . . . zu einem, dem du es alles so sagen kannst . . . w i e es ist . . . und der ihr vielleicht doch noch hilft . . . So da drüben . . . in dem Haus . . . hilflos und allein . . . kannst du sie doch nicht verkommen lassen.“

„Nun, weißt du, an dem Schicksal dieses Menschen, da kann jetzt kein Professor und kein Geheimrat und kein Kaiser mehr etwas ändern — der hat nun seinen Schlag bekommen .— der liegt nun, von innen heraus umgebracht, durch den, an den er seine ganze Seele gehängt hatte. Der bestellte sich auch keinen Arzt mehr ins Haus, käm's auf ihn noch an, sondern den Tod. Und wäre ich jetzt ein freier, starker, barmherziger Mensch, so besorgte ich ihr nun ein Pulver, so eins, das einen schmerzlos wegnimmt, und sähen wir uns dann später einmal wieder, so sagte sie ganz sicher: das hast du damals recht gemacht, meine Helge!“

Viola stemmte sich mit Händen und Füßen an, um loszukommen.

„Nun ja,“ sagte Helge, „das bin ich ja nicht. Und so thu ich das ja nicht, und dagegen gibt's ja auch wohl Polizeiverordnungen. Gott sei Dank, nicht wahr? Nun so nehme ich sie denn wieder auf die Schultern, gehe wieder da hinüber und schaffe mir nun vor allen Dingen das Haus frei, und verkommen laß ich sie ja dann ganz sicher nicht. Und wenn du darauf bestehst, so mach' ich mich meinetwegen auch morgen früh auf und fahr' nach Greifswald, an die Universität, da werden sie ja einen haben . . .“

„Ja, das thu . . . ja, Helge! Aber — wenn nun morgen inzwischen der Vater herkommt?“

„Ja?“

„Ich meine, wie ich mich dann zu ihm stellen und benehmen soll? Verkriechen, was?“

„Nun, Kleine, Vorschriften über dein Thun und Lassen, die mußt du von mir nicht erwarten. F r e i mußt du vor allem sein, wenn wir miteinander leben sollen. M u ß t du deinen Vater wiedersehen, so



Die Abfahrt. Nach dem Gemälde von Johannes Blommers.

sieh ihn, in Gottesnamen. Bist eigentlich wohl neugierig auf ihn?“

Viola krauste nur die Stirn, sagte nicht ja und nicht nein.

„Nun, du denkst ... weil er sein Lebelang doch eine so große Macht auf einen Menschen ausgeübt hat, der auch eigentlich so seinen eigenen Kopf hatte ... Ja, davon wirst du nun wohl wenig mehr verspüren. Das ist jetzt auch nur noch so ein armes Restchen Mensch. Einer, der nicht einmal mehr so viel Klugheit zusammenbrachte, in seinem eigenen Interesse, sich hier ein wenig zu verstellen, geschweige denn soviel Güte! ... Übrigens werde ich nun doch wohl gehen müssen und Düsen wieder hereinbitten. Und von der Reise sprechen wir dann nachher noch, oben, allein, vorm Schlafengehen, nicht?“

— — — — — — — — — — — —

Nun, sie hatten sich doch für die Reise entschieden. Und Helge war gleich mit dem Frühdampfer weg. Natürlich hatte sie den direkten Weg zur Fährstelle genommen, nicht den am Hofe vorbei. Und Viola, nachdem sie mit verschlafenen Augen noch bei Licht mit Helge Kaffee getrunken, war, von Fräulein Düsen sanft abgeschoben, nochmal hinauf und zu Bett gegangen. Denn so von fünf Uhr früh bis zehn oder elf Uhr in den Vormittag hinein, das war ihre beste Schlafzeit.

Und so hatte sie denn des Majors Ankunft an diesem Morgen glücklich verschlafen. Als sie gegen Mittag herunterkam in die Halle und noch auf der Treppe vor sich hin pfiff und mit den Nägeln das breite Geländer hinunter trommelte, da — mit einem Mal sah sie ihn und bekam einen Totenschreck. Am Amerikanerofen stand er, in seiner besten Haltung, die Hände mit den Innenflächen über die hochkommende Wärme gestreckt, den Bart am Kinn wieder ausrasiert, wie immer im Süden, als ob er da den Norddeutschen markieren müßte, doch eigentlich ein riesenlanger Mann, und sah mit den muntersten Augen steil zu ihr hinauf, wie sie da wie ein Schuljunge auf Ferien ankam — ein paar Tage 'mal ganz allein und ohne Helge! — und sagte vor aller Begrüßung, als sie plötzlich erschrocken im Trommeln und Pfeifen inne hielt: „Na, bitte, weiter ... nu sieht man doch endlich den kleinen Menschen 'mal, wie er wirklich ist ...!“

„Nu, wie ist er denn, Onkel?“

„'n Straßenjunge!“

Viola sprang nun die letzten breitausladenden Stufen der Hallentreppe herunter, unten blieb sie stehen und ließ ihn zu sich herankommen.

„Nein, 'n Menschen so zu erschrecken,“ sagte sie. „'Tag übrigens, Onkel.“

„'Tag, Viola — na, Viola, Violinchen, Fagottchen ...“ nahm sie, und küßte sie. So wie alle Jahre vorher, wenn er heimkam oder sie sich wiedersahen. Und auf den Mund wollte er sie auch küssen. Eigentlich so vollkommen gedankenlos, begrüßenderweise ... aber da rutschte plötzlich das Gesicht unter seinem Munde weg, und sie nahm zwei Schritt von ihm Stellung.

Der Major errötete. Ja wahrhaftig, der lange Mann, über Stirn und Schläfen.

„Nein, sieh' mal, Onkel Major,“ sagte sie belehrend, „das verstehst du ja nicht. Mund nicht. Das ist nun ...“

„Nein bitte, Kleine, den Satz vollenden ... Was ist das nun?“

Sie stand vor ihm, schwieg — der Kopf wiegte ein ganz klein bißchen hin und her — und sah ihn sich mit mutwilligen Augen von oben bis unten und in allen Einzelheiten an.

„Einen blanken Thaler, Kleine, in deine Sparbüchse, was ist das nun? Und übrigens spricht 'n gebildeter Mensch nicht in Aposiopesen!“

„Ja, Onkel Major, du hast 'n guten Schneider. Der Anzug sieht gut aus und steht dir!“

Der Major fing laut an zu lachen.

„A—po—si—o—pe—sen!“ wiederholte sie dann. „Was ist 'n das? Und gleich in den ersten Minuten einem die Bildung abzustreiten. Wo ihr so viel Geld für ausgegeben habt. Und einen blanken Thaler ... Wirst du denn dann auch das Jahr noch mit deinem Einkommen reichen? Sag' mal, hast du auch bemerkt, daß ich — das letzte Mal schon, als ich die Ehre und du das Vergnügen hattest — daß ich mit die Kleider jetzt auf die Erde stippe — hm?“

„Eine erwachsene Dame — also sagen wir fünf Mark in die Sparbüchse ..,“

„Wo kommst du denn eigentlich her, so in aller Morgenfrühe? Und bist du nicht Helge noch begegnet?“

„Helge, nein! Ich komme über Nantrow.

Aber das hilft dir alles nicht — erst den Satz vollenden — was ist das nun?"

„Darf ich mich setzen? Ich bin müde vom langen Schlafen!"

„Ja, setz' dich. Aber — ,Mund nicht — das ist nun . . .?'"

„Wann bist'n angekommen — hast du schon gefrühstückt oder frühstückst du jetzt 'n bißchen mit mir? Ich butter' dir die Brötchen und schenk' dir ein . . ."

„. . . Mund nicht — das ist nun . . .?"

Jetzt war sie mürbe. Sie sah ihm mit einem ganz gequälten Blick in die Augen: „. . . na . . . nu soll ich die Dummheit also wirklich sagen?"

„Sag' sie. Für Dummheiten, zumal wenn sie nicht — dumm sind, hab' ich immer was übrig!"

„Na denn: . . . Mund, guter Onkel, ist nun reserviertes Terrain!"

Sie fühlte sofort, sie hatte damit bei ihm wie mit einer Nadelspitze auf einen feinen Nerv getroffen. Was — das Kind da . . . und er . . . und ihr gutes altes Verhältnis . . . und Koketterie? Aber er ließ sich nichts merken. „Nun, das ist brav und ehrlich gedacht," sagte er, „wie eine, die 'mal . . . später . . . eine brave kleine Frau werden will und immer sachtchen anfängt für ihren . . . Dereinstigen zu sparen!" setzte sich ihr gegenüber an den Frühstückstisch und versagte es sich nicht, sie ein wenig zu bedienen, mit einer ganz unauffälligen Ironie, die eigentlich nur darin bestand, daß er ihr alles mehr als nötig bequem machte.

Und dann schellte er und ließ Fräulein Düsen bitten, mitzufrühstücken, und Viola wußte ganz gut, er that das, um sie zu strafen und um ihr alles etwa mögliche Ähnliche abzuschneiden.

Übrigens wurde die Unterhaltung dann auch gleich sehr ernst und sehr hausbacken.

— — — — — — — — — — — —

Der Baron machte das wirklich wahr. Von der Abreise seiner Tochter Helge wußte er ja nichts. Er kam also diesen Vormittag bald nach zwölf Uhr den Weg über den Leisberg herunter auf das Alte Haus zu und hatte die Absicht, Helge wegen des Geldes zur Rede zu stellen. Daß der Major da war, wußten sie im Hofe noch nicht, und der war ja auch über Nantrow gefahren, sowohl um da in Nantrow erst flüchtig und ganz unverhofft nach dem Rechten zu sehen, als auch, um eben nicht mit dem Dampfer so offiziell an der Fährstelle anzukommen, von wo die Gränitzer Knechte dann doch gleich diese Nachricht nach dem Hofe mithinausgenommen hätten.

Und so kam es, daß die beiden Männer ganz unvorbereitet aufeinander stießen.

Der Major hatte Viola mit Düsen in der Halle sitzen lassen. Er konnte es nicht vertragen, mit Düsen zusammen zu speisen. Gewiß, sie war gut, bescheiden, hatte alle Tugenden, ein selbstloses, frommes altes Mädchen, einfach ein Juwel für ihn — aber nichts an ihr interessierte ihn oder sagte ihm etwas. Und mit so einem Menschen zu Tisch sitzen, nein, das war, als säße eine Art Mond mit seiner völlig ausgebrannten, unbeleuchteten Seite neben ihm, das ging nicht. Wirklich nicht etwa, weil sie nur seine Haushälterin war, er nahm jeden für voll, und auch nicht, weil er sie im Anfang längere Zeit darauf beobachtet, ob sie wohl auch den Gedanken hätte, wenn sie es ihm alles recht behaglich machte, könnte er sie am Ende noch heiraten . . .

Ja — und Viola — über die mußte er erst nachdenken. Er traute ihr nicht. Die Viola von vor anderthalb Jahren war sie nicht mehr. Der Kopf, damals erst punktiert, war nun schon ziemlich frei heraus gekommen unter dem Meißel. Nun, auf Beobachtung mochte er sich nicht erst legen. Wenn er jetzt nur ein wenig allein mit sich war und ungestört in seinem Arbeitszimmer, nun er den Eindruck von ihr hatte, so fand er das schon — Intuition, gewiß, — so stellte sich ihre Seele schon mit ihrem verborgenen wahren Gesicht vor ihn hin. Wenn man allein ist, kommen ja die Seelen der Menschen zu einem — nur Reden verscheucht sie. Aber als er dies Zimmer betrat, nun, nach so langer Abwesenheit, da sahen ihn alle Dinge darin an und verlangten von ihm gleichsam ihre Wiederbelebung, drängten sich alle an ihn, hatten ihm dies und das zu klagen, und baten, er möchte sein Verhältnis zu ihnen wieder aufnehmen, der Apparat für Farbenphotographie, der aufgeschlagene altmodische Band Maeterlinck auf dem Koranlesepult, die langen Reihen Geschichtswerke auf den Borden, die russische Grammatik und Chrestomathie auf dem Schreibtisch, verteufelt ja, die auch! —

Deussens indische Philosophie, der Schachtisch mit den Werken über Schachtheorie, der Gewehrschrank, die Haussaspeere, der Kuchenreuter und seine alte liebe Scheibengebrauchspistole und ... mein Gott ja, nun nur noch ein ganz klein wenig Geduld, ihr kommt ja nun alle wieder heran, einer nach dem anderen — aber jetzt, ihr seht doch, ich bin beschäftigt ... So ging er denn da hindurch und stellte sich an das Fenster, um sie alle im Rücken zu haben und seine Ruhe vor ihnen zu haben, und — wie er da durch das Store hinaussah, da sah er, wie draußen ein vornehmer, etwas gebrechlicher alter Mann mit einer etwas affektierten Miene, Monocle im Auge, einen Stock mit Goldkrücke im Arm, den Weg entlang kam, auf das Haus zu.

Er erkannte ihn ja kaum wieder, aber er wußte sofort, das war Gränitz, und, während sein erster Gedanke der an den Gewehrschrank war, ob da die Büchsen geladen seien oder leer, rissen seine Hände das Store beiseite und den Fensterflügel lärmend auf, und der Major beugte sich hinaus und starrte dem Näherkommenden entgegen.

Der alte Herr sah nach dem Fenster.

„Nein, dies ist denn doch nicht glaublich!" rief der Major.

„Nantrow — du?" Der Baron blieb stehen. Das Monocle fiel ihm auf die Paletotbrust. Er behielt den Mund halb offen und fing in merkwürdiger Weise an zu atmen, so unterdrückt ängstlich, man sah das ganz deutlich, wie wenn die Luft sich nicht ansaugen lassen wollte von seiner Lunge, und dann wurde sein Gesicht ganz wächsern blutleer.

„Gränitz," sagte der Major, „also du bist das wirklich — nun so bring dich rasch in Sicherheit, geh rasch fort hier, geh rasch aus dem Garten ..."

„Nantrow ..." begann der alte Herr, sich fassend, und steifte seinen Kopf gegen das Schlagen seiner Halsader, die so mächtig in den Kopf hinauspulste. Er nahm den Stock in die Linke und kam aus dem Wege über das Beet zwischen zwei eingebundenen Rosenstöcken auf das Fenster zu, man sah, seine Rechte wollte sich nun freimachen und dem Major mit tiefem Bitten entgegenstrecken, das Fenster war ja ungefähr ebener Erde, und sie standen einander jetzt auf drei Schritt Aug' in Auge gegenüber.

„Wo ist sie — was ist aus ihr geworden?" rief der Major.

„Tot, Nantrow — tot — nach einem Jahre unauslöschlichen Glückes für sie und für mich ..."

„Nun dieses letztere ist doch wenigstens eine gute Nachricht für mich als den Bruder ..." sagte der Major. In diesem Augenblick verlor er die Haltung, verschwand vom Fenster, und Gränitz sah, wie er da drinnen an den Gewehrschrank lief.

Einen Schritt machte der alte Mann jetzt zurück. Dann blieb er stehen. Nein, zurücktreten jetzt, nein! Nun stand er wieder zwischen den beiden Rosenstöcken, richtete sich mit einem tiefen Atemzuge ganz auf, und seine Rechte erhob sich dabei instinktgemäß im Bogen bis über seinen Kopf, um das erschlaffende Herz zu unterstützen. Und dann sog er noch einmal so Atem ein und noch einmal, und die Hand sank wieder, und er hatte eine Sekunde freien physischen Glücksgefühls, den Blick auf das Fenster, und da riß jetzt eben der Major eine seiner Lancasterbüchsen an die Backe und schlug auf ihn an. Sofort hatte er seinen Stock in der Rechten und stürzte auf den Gewehrlauf los, in ganz automatischer Tapferkeit, wie ein alter Soldat.

Pang, pang! schlugen beide Hähne in die leeren Läufe hinein, kein Schuß, nicht einmal ein Versager, der Major schoß aus einem ungeladenen Gewehr — und ergriff es jetzt mit der Faust um den Lauf, den Kolben hoch.

Aber er brauchte nicht zuzuschlagen. Sofort nach dem Pang, pang! war sein Gegner zusammengestürzt, dicht unter ihm, mit dem Kopf fast bis an die Hauswand, das Gesicht zur Erde auf das fußbreite Gärtnersteiglein davor. Und der Major sah auf ihn hinunter.

Ja, er blieb so liegen, die Arme zuckten, die Hände krallten, mit ruckweisen Bewegungen der Fingerglieder — und bei diesem Krallen kam Nantrow zum Bewußtsein des Vorganges.

Er lehnte das Gewehr in die Fensterecke, dann nahm er es plötzlich noch einmal auf, schlug die Läufe herunter und sah hinein — nein, die waren leer und dunkel, und wie er die Mündungsdeckel abschob, leuchtete das Licht dadrinnen blank durch, auf sauberem Stahl entlang, auf dem nicht einmal ein Stäubchen oder ein alter Rostfleck

war ... also Patronen, Gott sei Dank, waren da nicht drin gewesen.

So ganz von selbst schlossen nun seine Hände den Fensterflügel, hastig und doch lautlos, und zogen das Store vor, und das leichte Geräusch des Ziehens in den Ringen oben war ihm ein flüchtiger, peinlicher Eindruck, etwa wie von einer Messerschneide, die sich unversehens gegen ihn richtete. Dabei sah er von dem, der da draußen lag, jetzt nur noch den unteren Teil der Beine und die Füße, die regungslos mit den Lackstiefelspitzen in das Beet hineinbohrten, die Fersen in die Luft.

Der Major schloß die Augen und wendete sich vom Lichte ab. Er fühlte, all sein altes liebes Eigentum hier um ihn herum war plötzlich anderen Sinnes, wollte nichts mehr von ihm, sträubte sich nun auch, sich noch von ihm gebrauchen zu lassen ... und, ‚weit weg von ihm, im Reiche der ewigen Entscheidungen, erloschen von selbst jetzt eben alle Kerzen seines Lebens ...‘

Ja wohl, ja wohl ... nun dies Gewicht auch noch auf ihm ... aber jetzt hinauseilen, dem da draußen zur Hilfe, wenn etwa da noch zu helfen war — nein, das nicht, dagegen setzte sich alles in ihm stolz zur Wehr. Und darin war er auch ganz und gar mit sich selber einig.

Übrigens befand er sich nun bereits in der Halle und drückte da auf den Knopf der Leitung zum Gärtnerhause, ruhig und nur einmal, aber viel länger, als sonst seine Gewohnheit, sodaß Fräulein Düsen aufmerksam wurde. Die saß jetzt neben Viola und hatte ihre Stickerei vor, und Viola legte ihr Fäden nach der Farbe zusammen, und Dörten nahm am Frühstückstisch eben ab. Und wie Fräulein Düsen aufblickte nach der Hand am Knopf und des Majors Gesicht, sah sie es ihm sofort an. Da winkte er ihr mit den Augen hinaus. Sie sagte kein Wort, legte ihre Arbeit in Violas Hände, und kam, folgte ihm in den Vorgarten.

„Fräulein Düsen,“ sagte der Major, nachdem er die Thür sorgfältig geschlossen, „Sie müssen sich jetzt zusammennehmen und mir die Viola auf eine Viertelstunde drinnen in der Halle unauffällig festhalten und beschäftigen, verstehen Sie? ... Da, um die Ecke, im Beet vor meinem Arbeitszimmerfenster liegt ihr Vater, hat ein Unglück gehabt. Nun ja, nur ruhig, bitte. Ich habe eben dem Wanke geläutet, der soll nach ihm sehen und ihn fortbringen. Zu ihm, ins Gärtnerhaus, daß das Fräulein nur jetzt kein Wort davon erfährt, bis ich es ihr selbst beibringe! Achten Sie, bitte, auf Ihre Stimme, auf Ihre Hände, und auf Ihre Augen, wenn Sie nun bei ihr sitzen — keine Erregung merken lassen, auf diese drei Dinge, hören Sie? So, nun gehen Sie, Sie wissen, ich verlasse mich auf Sie!“

Ganz in seiner Gewalt hatte er diesen Augenblick das alte Mädchen, mit seiner nachdrücklich instruierenden Stimme und dem scharfen, alles in dem anderen Menschen niederhaltenden Blick, wie einen Soldaten. Sie nahm das Faktum so ruhig hin wie einen Befehl, heut mittag als Vorspeise neuen Hering anzubieten, achtete jetzt nur auf die ihr anempfohlenen drei Dinge und ging hinein.

Der Major trat an die Hausecke — ja, da im Rosenbeet ... ganz regungslos ... und da sah er auch Wanke, den Gärtner, von seinem Haus her die Allee herunterkommen. Er winkte den Mann lebhaft zu sich heran, und der ging dann zunächst auch ruhig an dem Liegenden vorbei.

„Herr Major,“ sagte er nur scheu im Herantreten, „ja — is das nich de alte Herr vom Hof — un de liggt jo beinah’, as wenn he ...“

„Ja, Wanke, dem ist etwas zugestoßen. Und mir ist das sehr peinlich, daß es gerade bei mir im Garten sein mußte. Nun sehen Sie fix nach, was da vorliegt. Und dann ins Gartenhaus ... einstweilen ... mit dem Verunglückten. Ich warte vor der Halle. Sie sagen mir sofort Bescheid.“

Der Mann ging nun mit mißmutigem, neugierigen Gesicht an den Liegenden heran. Hm — der Major, daß der nur so kommandierte, von ferne, und selber keine Hand rührte ... nun ja, recht hatte er ... man wußte ja ... und eigentlich zeigte sich’s hier ’mal, daß der Major im Grunde doch ein ganzer Mann war, trotzdem man gewöhnlich nicht aus ihm klug wurde: Tot oder lebendig — mit dem Gränitzer war er fertig!

Ja, da nun so zwischen den Rosen liegen, quer durchs Beet, und Fußtapfen hatte er auch noch in das Beet gemacht, und drehte man ihn jetzt um, dann drückte

man womöglich noch gegen die Stämme, sodaß die in den Wurzeln zerrten . . Na, er drehte ihn vorsichtig um, besah ihn, lud ihn auf und trug ihn weg, die Allee hinunter, nach seinem Hause, wie befohlen. Ja, leicht wie eine Feder war der alte Mann, und der große bärtige Wanke hatte ein angenehmes Gefühl seiner eigenen Kraft, wie er so mit ihm abging. Hut und Stock hatte er auch noch mit aufgenommen, so brauchte er nicht zweimal zu laufen.

Und dann ging er und brachte dem Major Bescheid.

„Ja, warm is he noch und steif auch nich. Er trug sich wie so'n Kind, das schläft. Aber wissen thut er nichts von sich. Und über den ganzen halben Kopf weg is er so merkwürdig krisselig rot. Nu liegt er auf mein' Sofa. Na un was nu, Herr Major?"

„Also jetzt fix nach'm Hof 'rüber, soll'n Wagen herschicken, ihn abholen lassen — und einer soll mit ihrem Kutschwagen nach Költdemünde übers Wasser, Arzt holen. Melden sich beim Cegadelo, rennen sich nicht die Lunge aus'm Hals, machen aber, daß Sie 'rüberkommen. Nachher fahren sie bei Ihnen am Gartenthor unauffällig vor und laden ihn auf. Nu los, Mann!"

Dann stellte er sich hin, sah, wie der Wanke in einem mächtigen Marschschritt über den Berg zog, sog sich dann die Brust so recht, recht voll von der kalten, reinen Luft und warf einen langen Blick rundum über die ganze Landschaft, als müsse er zu all dem nun erst wieder Stellung nehmen. Und dann schickte er Fräulein Düsen ins Gärtnerhaus zu dem, der dort nun einsam lag, damit in Ermangelung irgendwelcher Hilfe doch wenigstens ein Mensch um ihn wäre.

Er selbst nahm sich zusammen, ging hinein zu Viola und fand diese in einer vorsichtigen, weichen Stimmung gegen ihn. Er bat sie, die eingegangenen Sachen für ihn durchzusehen, und sagte, er wolle auch einmal einen intelligenten und liebenswürdigen Sekretär haben. Sie meinte, sie könne das ja nicht, aber als er sie zwang, es zu versuchen, berichtete sie ihm ganz verständig. Er saß dabei im Sofa, schien nun die Ermüdung der schnellen, weiten Reise und der letzten Nachtfahrt zu spüren, hatte den Arm auf die Lehne gestützt und deckte meist die Augen mit der Hand.

Als das erledigt war, brachte er Viola auf ihren Lieblingszeitvertreib, das Arrangieren der Kunstsachen und Schmuckstücke in der Halle, und damit verging die Zeit, bis draußen alles in Ordnung war.

Inzwischen hatte der Major sich nun auch zurechtgelegt, wie er sich darüber hinweg und weiterhelfen wollte. Heut mehrmals etwas Sekt, in kleinen Mengen, je eine viertel Flasche. Am Abend, wenn nötig, ein schweres Schlafpulver. Dann unausgesetzte Beschäftigung, um die Dinge gar nicht erst in sich aufkommen zu lassen, und namentlich

Aus unserer Studienmappe:



Studienzeichnung von Ferd. Bauwels.

ausgiebige Muskelarbeit in der freien Natur draußen. Und trat je dunkle Stimmung auf, sofort wiederum eine halbe Sekt. Einen eigentlichen Vorwurf machte er sich nicht — es war nur die tiefpeinliche Nachempfindung des ganzen Vorganges in den Nerven zu bekämpfen. Und würde er empfinden, daß er bei Helge entschlossene volle Billigung fände, so würde er es offen mit ihr besprechen und sich dadurch vollends erleichtern. Denn Helge, ja, die hatte die Kraft, dies Mitwissen zu tragen.

— — — — — — — — — — — — — —

Übrigens wurde in der Nacht gegen elf angeläutet, und ein Bote vom Hof brachte die Nachricht. Der alte Herr war kurz nach zehn gestorben, zum Bewußtsein war er nicht mehr gekommen, Herzschlag hatte der Arzt gesagt.

Wie der Major, der selbst an der Hausthür gewesen, durch die Halle zurückkam, fiel von oben über die Galerie der Schein eines Lichtchens in den dunklen Raum hinunter. Als er hinaufsah — er wußte ja, wer da stehen würde — stand dort Viola, ihren kleinen Leuchter in der Hand und fragte: „Verzeih, Onkel, was war denn?"

„Bist noch angekleidet? Bist noch auf? Du sollst ja jetzt schlafen!"

Aber sie ging auf diesen Ton nicht ein.

„Vater? Oder Mutter?" fragte sie zurück.

„Nun, im Ernst, Viola" — er begriff sofort die Aufgabe, die ihm da zufiel — „wenn du noch angekleidet bist ...?"

„Ja, ja, ich hab' ja noch genug an — Vater ... oder Mutter ...? Ich hörte das doch ... in Christians Stimme ..."

„So komm herunter."

Irgend etwas hatte sie nun wohl doch noch an sich zu knöpfen oder zu ordnen. Dann kam sie mit ihrem Leuchter die breiten Stufen herab, eine mitgleitende kleine Hand auf der Geländerwange. Und der Major zündete inzwischen am großen Tisch die Lampen wieder an.

Wie sie hinter ihm stand, war er fertig, wendete sich still um und sagte: „Nun ja, dein Vater ..."

Sie senkte den Kopf und stellte den Leuchter auf den Tisch, mit einer ganz mechanischen Bewegung. Ihr Kleid hatte sie schon aus und war im Schlafrock, einem warmen, weichen Veloursgewebe, das ihren Schultern und Oberarmen und überhaupt ihrer Figur so etwas jugendlich Üppiges gab, und um das feine magere Gesichtchen fiel unordentlich über die Ohren das lose Haar herab, hinten mit den Enden rasch in einen Knoten geschlungen. So stand sie in der stillen Nacht vor ihm ... Child-wife sagt Dickens von einer solchen Figur ...

Er sah, wie sie sich beherrschte.

Und sie that ihm furchtbar leid.

Die Tochter des Mannes, auf den er heut Mittag aus dem Fenster Korn genommen ...

„Viola," sagte er mit leiser, weicher Stimme, und in demselben Augenblick brach sie in Thränen aus. Nun nahm er sie in die Arme. Sie legte ihm die gefalteten Hände mit der Innenfläche auf die Brust, wie er sie so hielt, preßte die Stirn darauf, und schluchzte sich aus. Und er überlegte. Dieser junge Mensch litt. Nicht um ihren Vater. Aus dem Verhältnis zu dem war sie ja längst weg. Achteinhalb Jahr alt damals, als er ging. Nein — der Tod hatte jetzt eben dicht neben ihr eingeschlagen, so dicht, daß sie im dumpfen Bewußtsein den Grund unter ihrer eignen Existenz davon mitbeben fühlte. Ja, und das zum erstenmal in ihrem jungen Leben.

Dagegen haben Menschen ja nur ein Mittel. Sie nehmen sich dann in die Arme und geben sich aneinander durch eine Liebkosung die Empfindung des Lebens. Dann reden andre Fibern, und die des Grauens beruhigen sich.

Ja, und da sah er auch, wie sie den Kopf hintenüber legte, das Gesicht thränenfeucht und mit geschlossenen Augen, und ihm die Lippen bot.

Das Kind des Mannes, der zwölf Stunden zuvor vor seiner Gewehrmündung zusammengestürzt.

Diese Lippen, das wußte er, galten ihm ja nicht.

Übrigens waren sie jetzt rot und voll, vom Weinen, die Lippen der ersten Jugend. Ja, und der ganze junge zuckende Mensch ......

So küßte er ihr nasses Gesicht und dann auch den Mund. Nein, der bot sich ja wirklich nicht ihm an, keinem bestimmten Manne, überhaupt nicht eigentlich dem

Manne, aber er bot sich an, hilflos und bittend. Und er fühlte dabei, wie es sie dürstete, wie er ihr zu Hilfe kam, und wie sie es auch mit ganzer Seele erwiderte.

Und dann fing sie auch wieder an tiefer und freier zu atmen, und die schmerzliche Spannung verlor sich aus den Gesichtsmuskeln.

Übrigens war ihm das in die sensibelsten Nerven gegangen und hatte dort eine unauslöschliche Erinnerung geschaffen. Das merkte er sofort. Und was war das überhaupt für ein tiefer Jubel, wie er so als Mensch fühlte, wirklich einmal einem Menschen in seiner Not auf einen Augenblick geholfen zu haben . . .

Nun legte sie ihre Stirn wieder auf ihre Finger an seiner Brust, ließ sich halten, in ruhigem festem Aneinander, und stand so noch eine ganze Zeit. Und dann erhob sie in einer stillen, freundlichen, etwas scheuen Dankbarkeit ihr Gesicht gegen ihn, sah ihm nach den Augen, und: ‚Was denkst nun von mir! Bist nun böse, daß es plötzlich so innig zwischen uns ist?‘ Das stand ganz deutlich darauf.

Was er dachte? Ja, zuletzt eben waren seine Gedanken drüben gewesen, im anderen Haus, wo jetzt dieses Kindes Vater lag . . . und er hatte sich vorgestellt, wie es da drüben nun alles wäre und aussähe, in dieser Nacht. Und dann kam er dazu, zu fragen, wie hier die gegenwärtige Situation enden würde? Er fühlte, wie sie ihm beides vom Gesicht ablas und daß sie sehr weich war, wartete und sich ihm völlig überließ.

So strich er ihr über Stirn und Haar und ließ sie los.

„Du kannst nun hier unten liegen und sehen, ob du etwas schlafen wirst . . .“ sagte er. Und ihr überraschter Blick und ihr sich aufhellendes Gesicht bewiesen ihm, daß er es getroffen hatte.

Ja, ja — da oben allein — die erste Nacht hier ohne Helge — und so mit erregten Nerven — oder etwa gar bei Fräulein Düsen — aber schließlich — die große dunkle Halle — nun, er würde ja . . . „und du?“ fragte sie.

„Ich sitz' da im Schreibeck, ich habe noch zu thun, wenn du dann hinsiehst von deinem Sofa, siehst du das Licht.“

Und dann legte er ihr ein dickes großes Kissen gegen die Lehne, einen weichen Puff obenauf, so gerade um den Kopf da hinein zu betten, und brachte eine leichte Reisedecke und eine Pelzdecke an.

Sie sah ihm zu, und das alles war so wunderbar recht. Ja . . wenn ein Mensch durch Instinkt weiß, wie der andere mit seinem Kopf liegen muß . .

„Hast du noch Stiefel an.“

„Ja.“

„Zieh sie aus.“

Sie setzte sich und zog sie aus. Er zündete indes seine Schreiblampe im Verschlag an. Als er wiederkam, lag sie schon ausgestreckt. Er schlang ihr die Decke um die Füße. „Zu fest?“ fragte er dabei. Sie schüttelte mit dem Kopf. Wie er das machte, war es ja alles recht, nicht zu fest und nicht zu lose, warm und so daß sie doch nicht eingeschnürt war. Merkwürdig, wie er das alles einem abfühlte und fertig brachte. Nun, das Geheimnis davon lag ja eigentlich darin, daß sie ihrerseits zu dieser Stunde voll so unendlich viel guten Willens gegen ihn war . . .

Als er die Pelzdecke um sie festgemacht, stand er noch neben dem Kopfende, hatte die Hand auf ihrer Stirn, überall weich an, wie im Kontakt von Nerv zu Nerv, und die Hand wirkte ausgezeichnet.

„Nun schlafe,“ sagte er zuletzt in so einer Art tiefen Summens. Halb entschlummert machte sie einen Arm frei, griff seine Hand, eben als er diese fortnahm, und drückte sie an ihre Lippen.

Ja, das Kind des Mannes, der ihm seinen Tod verdankte. Und mit diesem Eindruck ging der Major in seinen Schreibverschlag.

Um Viola war es jetzt dunkel, das ganze Haus schlief, sie lag gut, und die große Hallenuhr mit ihrem gedämpften, sehr langsamen Pendelgang schien einstweilen, wo nun alles ruhte, die Zeit der ganzen Welt und alles Geschehen einzuteilen und in Ordnung zu halten. In dem Amerikanerofen war so ein heimliches Gluten und Brodeln, da wurde nun die schöne Wärme für die Nacht gekocht. Und wie Violas Lider einmal ein klein wenig auseinandergingen, da kam von dahinten durch die Halle das matte tiefstrauliche Glänzen der bunten Verglasungen vom Schreibverschlage . . Dort saß er nun und wachte . . und als sie

wieder einschlief, blieb ihr im Halbschlummer die wohlthuende Empfindung davon gleichsam hinter den geschlossenen Lidern . .

— — — — — — — — — — — —

Der Schlaf dieser Nacht fehlte — nach den vorausgegangenen Schlafwagennächten — dem Major furchtbar.

Als er am Mittag in die Halle kam, ärgerte er sich darüber, daß Fräulein Düsen mit so einem sorgenvoll werdenden Gesicht von ihm wegsah und nun offenbar an Kraftsuppen und dergleichen für ihn dachte.

Nun ja, ist das ein Wunder, daß man Züge im Gesicht hat und etwas Fahles und und einen verzweifelt ernsthaften Blick, wenn so eine ganze schweigsame durchwachte Nacht ein Toter bei einem gesessen hat?

Und wenn nun Viola kam und natürlich gleich fühlte, daß sie es heute mit einem ganz anderen Mann zu thun hatte, als gestern nacht, ihm sein feines dünnes altes Leben von heute abfühlte, wo sie sich gestern doch führender und tragender Männlichkeit im Vertrauen hingegeben, und über das Rätsel unruhig wurde und dann zu Kompromissen kam, weil sie doch nun einmal an ihm hing, und es ihm nachsah und „gütig“ gegen ihn wurde, indem sie ihre Forderungen an das Leben herabstimmte, nein — dem Eindrucke wollte er lieber aus dem Wege gehen. Es schnitt fein und scharf in ihn hinein, als er das bedachte. Er zog den Pelz an und ging in den Wind draußen, lief ein paar Stunden auf der schneebedeckten Insel am Strand und zwischen den Dünen herum, und als er dann wieder zu Haus war, sah er auch wieder frisch aus.

In der Halle dämmerte es nun schon, so in ihren dunkelsten Winkeln. Viola kam und hatte ein weiches Gesicht. Aber die Lider schlug sie nicht recht frei auf, nur so rasch einmal mit einem Blick treffsicher in sein Ziel hoch. Doch fühlte man beständig, wie das unter den Lidern lebte, wie das da ganz voll war von reizendem Leben. Und als es dann nicht mehr so hell war, so um Fräulein Düsens Vieruhrtheezeit, da legte sie denn auch ganz frei und vertraulich die Hand in seinen Arm und ging in der Halle mit ihm auf und ab, und er fragte sie nach den tausend Einzelheiten ihres letzten Pensionsjahres in Clarens. Und Fräulein Düsen, die ihnen mit den Blicken folgte, immer wenn sie die Länge der Halle durch von ihr weggingen, spann mit einem heimlichen Lächeln ihre Gedanken hinter ihnen her, um mit steinernem Ernst Thee zu trinken, wenn sie umkehrten — ja, ‚drei‘ Dinge, Stimme, Hände, Augen, damit redete der Mensch, das wußte sie nun; der Major hatte es ihr eingeschärft, so achtete sie auf ihre Hände und Augen, um nichts zu sagen, und auf die Stimmen der beiden anderen da, ob sich in denen etwas sagte. Aber nein, der Major sowohl wie Viola, wenn die einen anderen um sich fühlten, da sagte sich schon von selbst in ihren Stimmen nichts, was der andere nicht hören konnte. Und trotzdem fühlte Fräulein Düsen sich innerlichst angeregt, wachsam hinzuhören, und ging auch nachher, der Lampe wegen, nicht gern hinaus . .

‚. . . ja, Ethel Hurley in der Pension war ein ganz souveränes Mädchen gewesen. Sweethearts nach englischer Backfischmanier waren ja im Reglement des Hauses wirklich nicht gestattet, alle möglichen stillen Drahtgitter dagegen gezogen — und nun hatte sie fünf. Einen für Tennis und Rad, einen, den es glücklich machte, ihre kleinen Wünsche zu erfüllen, einen furchtbar romantisch aussehenden Vetter für fortgeschrittene litterarische Empfindung (Maeterlinck, Oskar Wilde) und Kunstverständnis, einen für Mondschein — sie wußte dann, der saß jetzt in seinem Hotel auf dem Balkon, sah den Mond an und dachte dabei an sie — und einen, der in dunklen Nächten weit draußen auf dem See, sodaß sie es von ihrem Fenster aus sehen konnte, Feuerwerk abbrannte, was sie so sehr liebte — und der arme Boy gerade war wohl brustleidend — das alles eigentlich nur Spiel und Übung und ein allgemeines Geheimnis, dem die Vorsteherin immer ganz nahe auf der Spur war, und oft Gegenstand tiefer Spannung für uns alle siebzehn. Nun, und Louise Lamont aus Detroit, und die wunderbare stolze kleine Marsovich, eine ‚Slavin‘ von der dalmatinischen Küste und . .‘

Aber von all dem, wovon sie da vor Fräulein Düsens Ohren sprachen, sprachen sie ja nun eigentlich gar nicht miteinander. Was zwischen ihnen heut zu sagen und festzustellen war, erledigte sich durch das bloße Wie bei diesem Plaudern und durch das stumme innerliche Daraufhinhorchen des anderen.



Sevillanerin. Nach dem Gemälde von Carl Sohn.

Über die Ereignisse dieser Nacht mußte man zuerst hinweg, und das dauerte lange bis zu deren letzten leisen Ausschwingungen, bei Viola. Aber da half des Majors dauernd unbefangener Ton. Natürlich unbefangen, denn was war das im Vergleich zu dem, das ihn an anderer Stelle seit gestern drückte?

Und als sie sich das nun legitimiert, hatten sie sich damit gewissermaßen die Pforte zu einem für sie beide allein reservierten Gartengrund aufgestoßen, der so frisch und völlig jungfräulich aussah, voll Aussichten und Hoffnungen und Möglichkeiten . .

Da gerade ging auch im Gespräch Violas Stimme über das Wort Sweetheart, das zufällig aufstieß, mit all jenen harmlosen Bedeutungen, so vogelleicht hinweg. Kein Lächeln oder vermiedenes Lächeln darin, keine Scheu oder vermiedene Scheu, gar nichts, fast gar nichts, und das eben redete. Damit legte sie eigentlich ihren ganzen Zustand vor ihn hin. Er fühlte deutlich, hätte sie wollen vorsichtig sein gegen ihn, so wäre es ihr ein Leichtes gewesen, das Wort so ganz und gar objektiv hinzusagen, wie Trambahn oder Marmelade. Also war es ein großes Vertrauen — und vielleicht ein ganz klein wenig Bitte . .? Übrigens war ihm auch völlig klar, wie nachtwandlerisch sie eigentlich damit auf ihn zukam, eine junge, weiße Figur, die im Dämmern der Instinkte geht, fast nicht will und fast nicht weiß, das höhere schlafende Ich verhüllt mit sich tragend, das nun auch nicht geweckt werden darf . .

Wie das auf ihn wirkte?

Nun, Fräulein Düsen saß ja da, und ihr wurde ganz heiß; sie merkte, es ging etwas vor, und sie konnte mit allen ausgereckten Sinnen nicht ergreifen, was? Wäre doch nur irgend 'mal ein betonter Blick oder so ein persönlich überprägtes Wort gekommen, das war ja dann Deutsch für sie. Aber nichts von dem. Und dabei das ihr so peinliche Gefühl ihrer Indiskretion.

Übrigens — was sie nicht sah — Helge, die morgen früh zurückkam, die würde ja wohl die Augen dafür haben.

Ja überhaupt . . Helge . .

Als dann Düsen mit ihrem Thee fertig war und sich zurückzog, um draußen zum Abend herauszugeben, da fragte Viola mit plötzlichem Abspringen und mit ganz anderer Stimme: „Sage, Onkel Major, eigentlich müßte ich nun wohl heut einmal hinüber . . zu uns drüben . . nicht?" so zögernd zu ihm hinauf und blieb dabei stehen.

Hm — kam sie also doch damit zu ihm.

„Ja, Kind," sagte er, „das erwartet nun wohl jetzt die ganze Welt von dir, von Nantrow bis Kölde . . Aber weißt du, was die ganze Welt so von uns erwartet, das ist immer verdächtig. Komm, wir können ruhig dabei auf- und abgehen. Die Welt denkt immer nur an sich, an das große Ganze, nicht an uns. Kindesliebe u. s. w. sollte jeder bei der schicklichen Gelegenheit dazu an den Tag legen. Das Beispiel, die Rückwirkung auf uns selbst, jawohl, so bleibt alles richtig und sicher auf den Schienen. Zum Teufel, ich bin kein sozialer Mensch, was geht das mich an, wenn die Welt entgleist? Sie ist das schon oft genug. Und ihre sieben Sachen waren ihr dabei nachher, als sie sie besah, gar nicht mal kaput. Sogar die Passagiere saßen im neuen Zug leidlich wieder auf denselben Plätzen. Vielleicht 'n bißchen vergnügte Jungmannschaft fix mit eingestiegen, ohne Billet. Nun ja — aber die Welt scheut die Unruhe. Unter Umständen zieht sie das freiwillige Vergroßmuttern vor, kriegt Angst, steigt aus, setzt sich an den Böschungsrand und freut sich da über die Pechnelken, bis sie Rheuma hat und ein Räuber kommt . . Ja, ja. Übrigens — erwartet dich denn der Tote da drüben? Es gibt solche, die einen erwarten, die noch 'was von einem wollen, mit denen man sich noch auseinanderrechnen muß, damit nicht etwas hängen bleibt, so mit einem Ende hier an uns im Leben und mit dem anderen an dem da im Grauen . . die sonst zu einem kommen, noch lange, vielleicht zeitlebens, immer wenn es einem schlecht geht und man sie nicht brauchen kann. In jedem dunklen Gang, wo man im Leben durch muß, stehen sie dann und wollen einem am Ärmel zupfen. Nun, da sei Gott vor, so liegt das ja nicht zwischen dir und ihm. Oder andere, von denen es uns das Herz bricht, nicht Abschied genommen zu haben — bei denen uns der Gedanke, daß wir ihre wächserne Hand nicht noch einmal gehalten, ewig und ewig wieder die Thränen in die Augen preßt. Und so ist das ja auch nicht, von dir zu ihm. Aber

einen letzten Gruß, den schulden wir eigentlich — um unserer selbst willen — jedem, der nun das Unglück gehabt hat und besiegt daliegt. Denn gewissermaßen sind wir beseelten Wesen auf dieser Lumpenwelt alle Brüder, vielleicht alle einem Ewigen verwandt, abgewehte Flammenspitzen eines Unverlöschbaren — ja, und er war immerhin einer von dieser noblen Fraternitas. Aber thu mir nur das, bitte, nicht an und geh heut oder morgen damit hin und halt dein Gesicht da drüben über das einer Leiche. Das ist nichts für dich. Die schreien einem dann so furchtbar an um Hilfe, oder haben einem sonst allerlei an. Übermorgen, wenn ihn Helge unter Blumen hat, dann geh hin und lege deine dazu. Dann hast du später die Erinnerung, daß er zwar nie etwas von dir gewollt hat, du dafür aber zuletzt noch einmal unverlangt gut gegen ihn gewesen bist. Ja . . und so steht das nun . . für dich!"

In dem Worte ‚dich' lag etwas, auf das Viola mit plötzlicher Unruhe hinhorchen mußte. Und dann hatte sie das Bedürfnis, seinen Arm leise an sich zu drücken. Immer fremder war er ihr geworden während dieser ganzen Rede, in der alles so durcheinanderging. Das war, als hätte sich ein Stern beim Näherkommen unerwartet in eine Welt wirrer Thäler auseinandergelegt. Aber der Ton in dem ‚dich' ergriff sie wieder. Und auch in seiner ganzen Art zu reden. Das fast unmerkliche Nachzittern einer alten Klage, wie wenn ihm einst ein Aschenregen auf seine Lebensgläubigkeit gefallen und das nun ein ewiges Hemmnis wäre zwischen ihm selbst und jeder jungen Menschenseele. Und dann hatte er doch auch sofort empfunden, daß sie im stillen Kampfe gegen einen selbstgemachten Vorwurf stand, und war ihr auf der Stelle zu Hilfe geeilt, gleich in die Tiefe seines Arsenals nach seinen besten Waffen greifend, hatte für sie mit seinen weitest auslangenden Gründen entschieden und die Verantwortung auf sich genommen, sie sogar gebeten, um seinetwillen das nicht zu thun, was zu thun sie eben eigentlich keine Lust hatte. Ganz war er ja gegen den Vorwurf nicht aufgekommen — aber vielleicht war es wirklich so, daß es ihm peinlich in die Stimmung fiel, mit einem Menschen zu sein, der von ihm in ein Totenhaus ging oder ihm daher kam. Und dann — hatte er etwa mit jenen Toten, vor denen es einen so drückt, keinen Abschied genommen zu haben, jenen anderen, die nicht so rachsüchtig sind gegen die Überlebenden — seine Schwester mitgemeint? Vom Ton jener Worte war noch ein Nachklang in ihrem Gehör. Sie wußte wohl, in wie innigem Verhältnis zu einander die drei einst gestanden, der Major und seine einzige Schwester Julie und Gränitz. So etwas Blutendes, Zartes, noch Unüberwundenes mußte das ja für diesen Mann sein. Und hatte er daran vor ihr rühren mögen, ja, dann lagen ihre Grenzsteine schon weit hinein in ihn. Nun, klar machte sie sich das ja nicht, aber feststellen mußte sie es jetzt.

„Sage, Onkel," dabei bebte ihre Stimme vor Kühnheit, „hättest du das gekonnt: verzeihen, wenn sie jetzt gekommen wäre . .?"

Er hielt mit der Antwort zurück.

„Weißt du," sagte er, „da mußt du nun nicht hineinfragen!"

Aber dann nahm er ihren Arm wieder — er war ja so, hatte er Einen zurückgestoßen, so mußte er es ihm abbitten — und sie gingen schweigend wieder miteinander auf und nieder. Doch war das kein trennendes Schweigen, währenddessen man inwendig stumm gegeneinander arbeitet, sondern jenes, das dunkel und weich und mit so erstaunlicher Leitungskraft, schwer von keimweckender Stimmung zwischen zwei Menschen liegt, die ungefähr an dasselbe nicht gut Sagbare denken und in dem Seelen sich zu einander gewöhnen, sich freundlich in den Zügen lesen und die Vertragsentwürfe aufstellen. Das gesprochene Wort würde ja nun, wie immer, alles entwerten. Das vermeidet man, oder nimmt es so nichtssagend, wie möglich . .

„Ja, dann sollte Fräulein Düsen wohl die Lampen anzünden," sagte der Major, und bei dieser beweisenden Banalität schlug der Funke in Viola hinein, wie aufflammendes Licht strömte eine tiefe erregte Freude in ihr Herz.

Als Fräulein Düsen kam, war Viola gegen sie so zerstreut liebenswürdig und hatte so ein frohes Gesicht. Der Major ging hinten in der Halle auf und ab, und keiner sprach. Und Fräulein Düsen empfand, jetzt war sie zur Unzeit fort gewesen, die Luft in dem Raum bebte ja noch ordentlich nach von etwas Bedeutungsvollem, das

darin geschehen. Ja, aber wer so recht eigentlich zur Unzeit fort wäre, das sei Helge. Denn die ging das ja wohl etwas an, wenn Viola ihr, wie Fräulein Düsen es ausdrückte, in ihrer Abwesenheit ihren alten Freund, den Major, nahm.

— — — — — — — — — — — —

Nun, Helge machte das eigentlich schon auf dem Verdeck ab, als sie die beiden am Ufer beim Nähergleiten stehen sah.

Es war in der Nacht viel Schnee heruntergekommen, und das Wasser im Strom, durch das der Dampfer an die Fährstelle hinschnitt, war am Verglasen vor Frost. In Kölde hatte sie schon alles erfahren, den Tod des Vaters und daß der Major seit vorgestern da sei. Zwischen diesen beiden Ereignissen bestand für ihren Instinkt ein rätselvoller innerer Zusammenhang. Den hatte sie sich zu Hilfe gerufen, die sie nie im Leben bisher einen Menschen um Hilfe angegangen, und die Wendung, die sie von seinem Kommen erwartet, war nun auch sofort eingetreten. Ihr Vater war tot — von ihm drohte den Ihren kein Verderben mehr. Ja, ein Zusammenhang weit über alles Kombinieren und Vermuten hinaus. Tag und Nacht mußte er gereist sein, auf ihren Brief, nun war alles erledigt, und ihr war, als müsse sie niederstürzen vor ihm vor Dankbarkeit. Daß das so schwer auf ihr gelegen, jetzt merkte sie es erst an der Erleichterung beim Aufatmen, und an ihrem lebhaften Dankgefühl.

Sicher war er heut morgen an der Dampferlände, um sie zu erwarten. Und sie freute sich schon beim Ausfahren in das Diep darauf, ihn da stehen zu sehen. Vielleicht kam er mit Viola. Ja, wahrscheinlich. Und der Kleinen müßte der Marsch im Schnee sicher ein reizendes Wintergesicht machen. Schwarz — nein, das würde er ihr wohl verboten haben, mit Recht. Schwarz in seinem Hause, Krepp und halbe Heuchelei, das konnte er ja in den Tod nicht ausstehen.

Wie sie dachte, der Gränitz käme nun heran, stieg sie die Kajütentreppe hinauf und stellte sich vorn hinter der Glocke an die Reeling.

Nun ja, da stand der lange Mann, mit seinen Bartkoteletten — natürlich in Italien wieder das Kinn ausrasiert, gerade das Gegenteil der dortigen Landesmode — ja, der eine von den wenigen Ihren, vielleicht wohl der einzige, bei dem sie sicher und so ganz erregungslos zu Hause war. Er — mit all seinen Schnurren und Ideen und Stimmungen, der einem in jedem Augenblick wieder irgend woher von fremden Sternen kam, und im Grunde so ein Kind. Und Helge von Gränitz hatte in diesen Sekunden ein gutes, liebenswürdiges Gesicht.

Viola war mit ihm.

Schwarz? Nun ja, ihr schwarzes Kleid, kein Trauerkleid, die dunkle, knappe Pelzjacke — und darin hatte sie wirklich eine hübsche flotte Figur — ihre schwarze Boa darüber, das Sealbarett, die Hände in der Sealmuffe — sehr recht alles so. Und die kleine Muffe erhob sie gerade zum Herüberwinken, mit der Hand drin. Aber das Gesicht, ehe sie eben grüßte . .? Ja, das Gesicht mit dem stillen Warten, dem stillen an etwas Gedenken darin . .?

Nun beugte sich der Major zu ihr hinunter und sagte ihr irgend etwas. Offenbar etwas völlig Gleichgültiges. Vielleicht, daß sie auf die Brücke treten wollten. Und Viola hörte das, ohne etwa den Kopf ein wenig zu ihm zu wenden, ohne irgend ein Zeichen des Aufmerkens im Gesicht, oder ein Zeichen der sich durch sein Wort erst herstellenden Fühlung — nein, sie war offenbar schon vorher, ehe er noch reden wollte, im stillen Hinhören auf ihn gewesen.

Das sah Helge.

Übrigens — im Gesicht des Majors war auch etwas nicht in Ordnung. Aber bei ihm bezog sich das auf etwas anderes, nicht auf den Menschen neben ihm — sicher!

Dann kamen sie vorwärts auf den Landesteg. Und Viola ließ sich dabei von ihm führen.

Die sieben Schritte. Hängte sich dabei etwas an ihn, so in ihrer gewöhnten Manier, die sie also nun auch auf ihn ausgedehnt. Übrigens kein richtiges Paar, so zierlich und so lang . . neini . . Aber — die alte Manier war es doch auch nicht . . und die Art, wie ihre kleine Schwester sich da oben von dem Major führen ließ, obwohl kein anderer lebender Mensch darin irgend etwas Besonderes hätte sehen könne, sagte Helge alles. Man ist schwerfällig, aber man ist Weib.

Ja, ja, gesehen hatte sie es ja bei Viola noch nie, aber auf diese Weise mußte es sich in ihrer Haltung gegen ihren Willen ausdrücken, wenn sie sich einem, der nicht

Bruder oder Schwester war, inwendig zugewendet hatte.

Helge legte die Hände auf die weißausschlagende Reeling und grüßte stumm mit dem Kopfe hinüber. Sie wußte nun, sie kam zu einem neuen Leid auf die Insel. Und zu einem, auf das sie nun wirklich nicht gefaßt hatte sein können. Und in dem jetzt auch gar niemand auf der Welt mehr zu Hilfe zu rufen da war.

Aber nun hieß es sich zusammennehmen. Merken brauchte ja keiner davon. Ging er, so ging er. Mit ihrer Schwester würde sie nie rivalisieren. Rivalisieren, um einen Mann, überhaupt nie, wer es sei, mit wem es sei. Ein Mann mußte wissen, zu wem er wollte. War ihm das nicht ganz klar, so . .

Aber, mein Gott, über dieses nun auch noch hinwegleben müssen . .

Dann kam sie über den Steg vom Schiff, groß und schwer, wie ein Mensch von Stein.

— — — — — — — — — — —

Im zertretenen Schnee neben dem Fährhausschuppen standen sie dann noch ein wenig beisammen und nahmen die Briefe im Empfang.

Der Knecht gab den Packen an Helge, Helge verteilte, ein Brief an sie, Adolph Möllers Handschrift, und dann all das Nachgeschickte aus Italien für den Major, übrigens auch ein Brief aus Berlin dabei für ihn.

„Von Heine!" sagte Viola, als dieser aus Helges Hand an ihr vorbei in die des Majors überging.

„Hm!" bejahte er mit Lächeln.

„Aha — ein Dankbrief!" rief die Kleine.

„So — haben Sie das gethan?" fragte Helge und sah zum ersten Mal den Major voll an.

Und in ihrem Blick an ihn lag die Kündigung.

„Allerdings habe ich das gethan, liebe Helge!" erwiderte er, sich aufrichtend.

Eine merkwürdig angenehme tiefe Stimme konnte er doch haben!

„Nun, er wird es Ihnen danken und Sie wieder beehren!"

„Mag er. Junge Leute machen Dummheiten. Wollte man da gleich die Flinte hinlegen!" Und sein Blick drückte aus, daß er die Kündigung sicher nicht annehmen würde.

„Er hat keine Zukunft. Seine Lebenskraft ist vergeudet!"

„So, Helge? Müssen Sie das sagen? Sehen Sie, wir anderen sind doch auch noch Menschen. Und wer kann das wissen?"

„Wenn ich es sage, die den Jungen aufgebracht, so dürfen Sie mir glauben."

„Dann soll ich, was er in diesem Brief von seinen Dingen schreibt, wohl auch für mich behalten, wie?"

„Ich weiß ja nun, wie es mit ihm kommt — das Detail interessiert mich nicht."

„Helge — warum sind Sie so gräßlich mit mir?"

„Nein — Sie müssen nun unter allen Umständen aufhören, Wohlthaten für unsere Familie zu haben!"

„Gut — wenn Sie das drückt — so müssen wir uns auf einem andern Fuße einrichten. Aber bitte, sehen Sie nur, was die Kleine für ein Gesicht macht. Nun — vor allen Dingen, was haben Sie in Greifswald ausgerichtet? Aber kommen Sie, wir frieren hier an."

„Ich gehe durch den Garten, zum Hause."

„So, ich dachte, Helge, Sie würden erst mit uns kommen und von uns aus dann . ."

„Nein, danke, ich möchte gleich hin. Wenn Sie aber erlauben, so lasse ich Viola noch bis nach der Beisetzung bei Ihnen drüben . . Nun gut. — Ja, in Greifswald. Es wird ein Assistent herkommen, sie beobachten. Dann würden sie sich äußern. Gut sähe es kaum aus. Und natürlich sprachen sie von Anstalt."

„Würden Sie sie fortgeben?"

„Nein!"

Dies Nein schnitt ordentlich die Luft zwischen ihnen auseinander. Der Major wußte nun, sie stellte ihn vor die Wahl. Ja, eigentlich kaum mehr vor die Wahl.

„So komm, Viola," sagte er. „Helge . . wir sprechen noch. Ja, ich habe noch mit Ihnen zu sprechen. Dies alles thut mir furchtbar leid."

Dann ging Helge ihren Weg durch die Buchenallee zum Hause hinauf, und die anderen beiden rechts am Park vorbei nach dem alten Haus.

Ja, Helge, dieser ehrliche entschiedene Mensch — die Wahrheit über ihres Vaters Tod müßte er ihr nun trotzdem wohl mitteilen. Auch unter diesen veränderten Umständen. Und wie das nun sein würde?

„Du mußt es ihr zu gut halten, Onkel Major,“ sagte Viola mit einer verkümmerten, ganz frauenhaften Stimme zu ihm hoch, nachdem sie eine Weile gegangen, „du weißt ja, wie sie ist und wohin sie jetzt geht . .“ — —

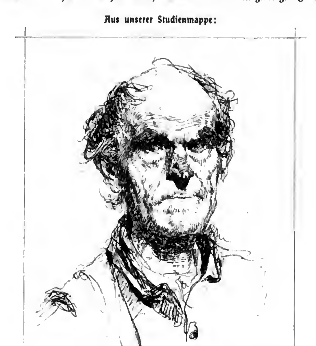
Wie Helge in der Allee war, kamen ihr die Knechte mit dem Schneepflug entgegen. Vier Pferde davor, nebeneinandergeschirrt, und, eine weiße Woge, legte sich stäubend links und rechts der Schnee weich

Ja, der Herr läge nun aufgebahrt in seinem Logis. Fräulein Helge möchte entschuldigen, aber er habe es alles so gut gemacht, wie er konnte. Er wußte ja nicht, wann sie kam. Der Sarg sei aus Költde und koste soundsoviel. Und auf die Güter und nach der Stadt habe er die Anzeigen geschickt.

„So — das haben Sie?“ fragte Helge.

„Das habe ich. Das mußte sein. Im Namen der kranken gnädigen Frau Henriette

Aus unserer Studienmappe:



Aus Max Thedys Skizzenbuch.

hoch zu einem Walle an beiden Wegrändern. Das war eine Arbeit, wobei immer geschwatzt und lustig mit der Peitsche geknallt wurde. Aber heut kamen sie natürlich ernst daher, der alte Cegadelo hatte sich mit draufgesetzt, und die Pferde hatten auch keine Glöckchen am Kummet.

Vor Helge hielten sie, die Pferde schnoben und schüttelten sich, der Alte kletterte vom Bretterverdeck und ging dann mit ihr zum Hause zurück.

vom Gränitz und in Abwesenheit der Fräulein Töchter, Cegadelo, Inspektor und Gutsvorstand. Die Herren kennen mich ja all und verstehen das schon. Und der Kriegerverein wird auch da sein.“

„Hm — und den ganzen Trubel mit der kranken Mutter im Hause?“

„Ja, gnä' Fräulein, das ging nu nich anders. Mit Ehren müssen wi unsen Herrn unter die Erde kriegen!“

„Nun, Alter . . dann muß ich Ihnen

danken, daß Sie mir das alles abgenommen haben . .!"

Und mit dem Nigger hätte er es auch abgemacht, auf sechshundert Mark, dann wollte der gehen, vorausgesetzt natürlich, daß es dem gnädigen Fräulein so recht sei.

„Ja, Cegabelo, wie Ihr es macht, ist es schon alles gut. Ich will Euch das Geld gleich drinnen geben. Aber er muß mir dann auch noch heut mit dem Dreiuhrschiff von der Insel. Und die Mutter?"

Da sei es unverändert. Bis auf das eine, daß sie jetzt wieder äße, ja sogar stark. Im übrigen sei dann eigentlich nichts mehr zu berichten, und er ließe nun den ganzen Tag dreschen.

— — — — — — — — — — — —

Helge legte im Salon ab. Jacke und Hut auf die Sofalehne, so im Vorbeigehen, den Muff stellte sie auf den Flügel, und dann ging sie sofort an der Mutter Thür. Aber die war von innen zu. Auf langes Klopfen kamen endlich schleichende Schritte, und Helge hörte der alten Frau verhaltenen Atem, nur das lackierte Füllungsbrettchen, zwei Zoll Luft, trennte ihren Kopf von dem andern da drinnen, und die Mutter schien auf ihre Stimme zu lauschen, aber geöffnet wurde nicht. Zuletzt sagte sie, weil Helge immer wieder klopfte, drinnen etwas vor sich hin, das wie „Hackebrettken" klang, und der Atem ging dabei, wie in einem lautlosen Lachen, und dann entfernten die Schritte sich wieder von der Thür, schleppend und vorsichtig, wie sie gekommen . . .

In der Küche zankten sich Miken und Karlin, Helge hörte die lauten Stimmen schon auf dem hinteren Gange. Aber wie sie dann auf der hinteren Schwelle erschien und die Glasthür plötzlich aufstieß, kriegten beide vor ihren Augen einen solchen Schreck, daß sie die Schürzen vors Gesicht nahmen und sich stumm duckten. Und die alte Sumse fiel sofort über Helge her mit allem, was sie für die Bewirtung der Gäste morgen brauchte, und Helge mußte herausgeben.

Danach ging sie in des Vaters Logis.

Da hatte ja nun Cegabelo alles richtig eingerichtet. Tannengrün, und hohe Lichte zwischen den Bäumen um den Eichensarg, das Zimmer ausgeräumt, Stühle für die, welche kommen würden, die Laden an, sodaß Licht nur durch die Ausschnitte fiel, Kränze, von den Mädchen gewunden, rings an den Wänden, die das Gesinde dann abnehmen und ihm nachtragen würde, Chlor in einer Schale am Boden, seine Orden, Tschako und Säbel auf einem Stuhl ohne Lehne am Fußende auf einer sammetnen Tischdecke, so gut es der Alte nur irgend gekonnt und verstanden. Und Helge fiel ein Stein vom Herzen, daß das alles — gerade das alles — ohne sie in Ordnung gekommen.

Sie stieß ein Fenster auf.

Nein, was sie fast gefürchtet, war nicht der Fall: er lag da und wollte auch jetzt noch nichts von ihr, ganz in seinen eignen Dingen befangen, keinen Vorwurf gegen sie über ihre Härte im Gesicht, gelbbraun, merkwürdige dunkle Zackenlinien — wie blutrünstig unter der Haut — über die eine Schädelhälfte, im ganzen, als wäre er in verdrießlicher Stimmung eingeschlafen, noch im Traume mit Sorgen um eine zu bezahlende Rechnung befaßt — und nichts, nichts, was sich an sie mit Klage oder Anklage oder Bitte wendete, nichts, was ihr Leben lang als sein letztes Wort an sie bei ihr bleiben würde.

Gut, so waren sie nun ganz quitt.

Vor zwanzig Jahren und all ihre Jugend war sie immer voll Angst vor seinem Spott gewesen. Dieser leichte meisterliche Spott, der jedesmal dem innersten Menschen ins Mark fuhr.

Vor zehn Jahren — da hatte sie noch, eben weil sie ihn sich so überlegen fühlte, wie von einer höherstehenden Menschenrasse, mit ihrem ganzen Wesen um seine Anerkennung gerungen und es ja auch glücklich dahin gebracht, daß er sie nannte: „ . . Helge, mein guter Pfahl . ." und ähnlich . .

Dann war sie, als er fort war, an dem Haß gegen ihn über all das, was er über sie und die Ihren gebracht, langsam zu dem ruhigen Menschen von heut erstarkt.

Nein, was jetzt ein anderer auch thun mochte, das erklärte sie sich ja nun — oder suchte es sich zu erklären — von dem anderen aus, nahm es ihm dann eigentlich nicht mehr übel, nur daß sie sofort eine ewige Kluft aufwarf zwischen jenem und sich — und an alles, das zu thun oder zu leiden kam, ging sie furchtlos, leidensgewohnt, im Gefühl ihrer breiten Schultern heran.

Das dankte sie ihm — mit kühlem Danke — und so begrub sie ihn nun.

Helge fühlte, sie störte ihn vielleicht

doch auf, es spann sich vielleicht doch noch ein Faden von ihm zu ihr, bliebe sie länger. Behutsam schloß sie Laden und Fenster wieder und ging.

Danach machte sie einen Gang durch Haus und Hof, allenthalben, in jeden Winkel, und es war, als fühle sie das alles nun wieder ihr Eigen, und als fühle alles das nun wieder ihre Faust am Zügel.

Und dann setzte sie sich vor der Mutter Thür in den Salon, um ihren Brief von Möllers zu lesen.

Ja, der Brief!

„Liebe Helge," schrieb er, „nachdem ich nun einige Tage habe darüber vergehen lassen, scheint mir, Du hast es absichtlich so geschrieben, um mir gleich auch ein bißchen drüber wegzuhelfen. Du thust ja die Dinge vielleicht nicht so mit Bedacht, als aus langsam gewachsener Stimmung heraus, die dann nicht gut mehr umzustimmen ist. Schön, es sei. Ich habe gethan, wie Du es angeordnet. Der Ring liegt bei Treptow in der Spree, mitten im Fluß. Übrigens kam diese Ceremonie mir etwas melodramatisch vor.

Gefaßt war ich eigentlich lange auf so einen Brief von Dir. Denn es ist ja natürlich, daß ein Mensch, wie Du, einen Menschen, wie mich, früher oder später wegwirft. Nur daß ich Dir nun Deine Jahre von achtzehn bis siebenundzwanzig gestohlen, das thut mir leid. Und so ganz ohne ein letztes Wort scheidet man von Dir, Helge, auch nicht. Danken muß ich Dir doch. Und Du darfst an diesen Dank schon glauben. Wenn Du Deine Hand so auf meiner Stirn hattest, so in das Haar hinein mit den Fingern, mit Deinem beliebten Griff, mit dem Du einem den Kopf hintenüber drückst und einen die Stirn zu heben zwingst und mit den Augen aufzusehen — so habe ich diese Hand immer sehr lieb und noch lange nachgefühlt. Das Wort Segen ist ja nicht in meinem Lexikon, folglich kann ich es nicht so nennen. Solange Du am Ufer standest, war da eine ruhige, sichere Figur, auf die ich sah. Die ist jetzt nicht mehr da, und so reißt es mich nun wohl fort . .

Ich weiß eigentlich nicht, ob ich diesen Brief abschicken werde. Aber ich denke, ich werde es thun, weil das eine Wort ‚Dank' darin steht. Und dann ist diese Prosa am Ende auch für den Papierkorb zu schade . .

Habe ich nun noch einen Wunsch für Dich? Ja, Helge. Und da zwischen uns wieder einmal — zum letztenmal — alles gesagt und nichts verargt wird, so ist es der: Möge Dir ein besseres Glück, als Adolf Möllers, blühen — und mögen Dir, dem großen guten und lieben Menschen, die Götter (eben dieses erhofften Glückes wegen) noch das eine geben, was sie Dir bisher vorenthielten: feminine Liebenswürdigkeit . . Leb' wohl! A. M."

Sie fühlte sich nicht verlassen, als sie zu Ende gelesen. Im ganzen war Möllers also ruhig, und das war ihr lieb. Sie stand auf und mußte lächeln — über das letzte Wort. So wohl herausgemeißelt, durch das Fremdwort unterstrichen, mit etwas Bewunderung und Gefühl wie mit sacharum album purissimum (er war ja Arzt) versetzt — und doch eines Kindes Pfeil.

Übrigens saß er.

‚Feminine' Liebenswürdigkeit. Gerade die Stelle, wo einst ihr Vater sie zu treffen suchte und traf.

Nun vielleicht hatte irgendwo ein ältliches Fräulein eine Pensionsanstalt, wo man das lernte, die Stunde drei Mark; vielleicht nahm sie etwas aus ihrer Sparkasse, ging dahin und lernte das noch — eben dieses erhofften besseren Glückes halber . .

Nein, der Pfeil saß nicht.

‚Femininer' Reiz — darauf kam es für sie ja nicht an. Der Wiking oder Cheruskerhäuptling, für den sie das Weib gewesen, der ihr ein Schwert und ein Roß als Morgengabe gegeben, war leider seit über tausend Jahren tot. Wer nun noch kam, für den würde sie wohl zu derbe Knöchel haben. Ja, ja, d a r i n lag es. D a s hätte Möllers sagen müssen. Der Mann von heut hat ‚Stimmungen', ‚Bedürfnisse', ‚Stellen, wo . .', ‚Stunden, in denen . .' und da kam sie nicht mit. Weibesliebe, breit, golden, einfach, wie Julisonnenlicht, ja, das mochte wohl etwas Ermüdendes sein für den Mann . . ihre Mutter war diesen Weg gegangen. Und eben, was man nicht hat, das wird einem nie verziehen.

Und dann wurde ihr ganz klar, wen allein sie jetzt eben immer unter ‚dem Mann', dem ‚Mann von heut', der in ‚Stimmungen' lebte, verstanden . .

Er auch, der sie kannte, war nun von ‚femininem' Reiz hingenommen worden, so rasch wie beim Wenden das Segel in Lee

geht . . ‚Ja, Helge, ich habe noch mit Ihnen zu reden . .‘ Nun, was? . . Begütigen, weglöschen, alles wieder auf guten Fuß bringen wollen? . . Verschwendeter Atem. Denn all ihre Kraft würde sie ja in Zukunft nur daran setzen, daß sie drei von gutem Fuß miteinander nie herunterkamen . . eine Aufgabe übrigens auch wieder für Berufene.

Und da sagte ihr ihr Instinkt, es sei bedauerlich, daß er jetzt nicht da sei, mit ihr zu reden. Denn was jetzt eben in ihrer Stimme sein würde, wenn sie zu ihm spräche . . wenn er das hörte, so würde das vielleicht gut für sie sein . .

— — — — — — — — — — — —

Bald nach elf verließ die Mutter ihr Zimmer. Leise, nach der anderen Seite. Sofort gingen die Mädchen hinein, lüfteten, räumten auf und brachten auch zu zweien den fertig gedeckten kleinen Frühstückstisch. Helge ließ sich öffnen und installierte sich am anderen Fenster.

Die alte Frau stand vor einem Rätsel, als sie wiederkam. Sie starrte — steif aufrecht — Helge lange an. Die Anrede erregte sie sichtlich, ihre Haltung bekam dabei etwas von der eines Tieres, das ein fremdes in seiner Höhle vorfindet und nun eigentlich ohne weiteres zum Angriff übergehen möchte. Dann fiel ihr das hingesetzte Frühstück in die Augen, und sie machte sich darüber her, ganz mit dem Benehmen jemandes, der sich in einem Zimmer allein weiß. Nur zwei- oder dreimal sah sie sich nach Helge um, ob die wirklich noch da wäre, und zuletzt rückte sie ihren Stuhl so, daß sie sie im Auge behalten konnte.

Furchtbar rasch aß sie und wie ein Überhungerter. Salz that sie sich nicht auf den Teller, sondern stieß harmlos das Ei, von dem sie abbiß, in das silberne Salznäpfschen. Helge sah auch, daß sie von den Eiern kleine Stückchen Schale mit verschluckte, weil sie viel zu hastig war, die Eier sauber abzuschälen. Die Flunder aß sie mit den Fingern, und von dem unvernünftig großen Stück Spickaal, das sie ihr hingesetzt, blieb nichts übrig. Als sie mit allem fertig war und hungrig noch einmal in alle Kannen und Teller gesehen, verzehrte sie den ganzen Brotrest trocken als Nachtisch. Dabei von Zeit zu Zeit der große mißtrauische Blick zu Helge herum, als fühlte sie da ein wildes Tier bei sich sitzen. Und schließlich ging sie, ohne Hände und Mund zu säubern, an ihren Platz, schloß den Laden und versank in ihren Stuhl.

Um Helge herum war Licht. Die Mutter starrte ununterbrochen aus ihrem Halbdunkel dorthin. Zuerst war ihr Blick stumpf und schläfrig, nach der starken Mahlzeit, dann bekam er langsam etwas Tückisches.

Helge versuchte es noch einmal, sie in gütigem, ehrerbietigem Ton anzureden, aber da schoß der Mutter alles Blut in den Kopf, ihr Gesicht sah plötzlich feuerrot und wild aus, und gleich darauf versank sie in eine tiefe schlafartige Benommenheit.

Nun saß Helge still und strickte. Sie dachte, sie wollte die Mutter langsam an ihre Gesellschaft gewöhnen, sich auf diese Weise von Woche zu Woche mehr in ihr Leben schieben, bis sie ihr wieder in allen Dingen behilflich sein konnte, sie versorgen, vor Schaden bewahren, und so in die Hand bekommen.

Das Wintertagslicht draußen wurde mittäglich glänzend, die Leutetischglocke im Hofe rief, und eine Stunde später fing das ferne dumpfe Dröhnen der Dreschmaschine wieder an. Da arbeiteten sie also bei offenem Thor auf der Tenne, in der klaren Luft hörte man es über das Dach weg. Hier im Zimmer war es ganz still. Auf den Ofenkacheln ging eine letzte Winterfliege spazieren. Die Mutter schien zu schlafen. Nur ab und zu sah Helge aus dem Halbdunkel das Weiße in ihren Augenschlitzen glitzern. Helge wäre von dem Schneeblenden draußen vom grellbeschienenen Garten herein und von der durchfahrenen Nacht wohl müde geworden, hätte sie nicht so viel zu durchdenken gehabt. So saß sie mit gesenkten Lidern, strickte mechanisch und malte sich aus, wie das gut sein würde, käme jetzt zu Weihnachten etwa Magnus vom Dienst auf eine kurze Urlaubszeit heim. Ja, Magnus, zu dem stand sie in einem ganz geraden Verhältnis, und eine Art Sehnsucht hatte sie nun nach ihm.

Da hörte sie, wie die Mutter leise aufstand. Sie hob die Lider nicht, absichtlich. Die Mutter machte sich im Zimmer zu thun, raschelte an der Waschtoilette, strich dann mit dem Kleid an der Waschtoilette an, immer schleichenden Schrittes, und dann war es hinter Helge ganz



Im Walde. Nach dem Gemälde von Hans am Ende.

stumm. Und mit einem Male fühlte Helge den Atem über sich und der Mutter Hände um ihren Hals, krallenartig, beide, und die alte Frau versuchte sie zu würgen. Wirklich, zu würgen, mit leidenschaftlicher Kraftanspannung und hatte sie deswegen ganz zweckmäßig angeschlichen.

In zornigem Schreck sprang Helge auf und mußte sich nun um ihr Leben wehren, und es kostete all ihre Kraft, sich die Hände vom Halse zu zerren. Schließlich stand sie ja da und hatte die andere an den Armen vor sich in die Knie niedergezwungen, aber da sah sie nur auf ein blödes, erstauntes, animalisch erregtes Gesicht hinunter, und in diesem Augenblicke überwältigte sie der Jammer. Sie brachte die Mutter glücklich noch in ihren Stuhl, in den die auch müde zurücksank, dann griff sie sich mit drei Fingern in den Mund und biß die Zähne darauf, um nicht den Schmerzenslaut kommen zu lassen, der ein Brüllen geworden wäre, und lief aus dem Zimmer.

— — — — — — — — — — — — —

Ja, sie hatten eben abgegessen und Cegadelo war hinaus, um den Abgang des Negers zu überwachen, und Helge trat in den Salon von der Mutter Thür weg, an der sie gehorcht, und kam an dem Vogelfenster vorbei, da sah sie draußen jenseit des Vorgartens in der Allee den Major gehen. Er ging langsam auf und ab, als ob er mit sich nicht einig wäre, sollte er hereinkommen oder nicht.

Sie trat an das Fenster. Er sah sie gleich, nahm den Hut ab und blieb wartend stehen.

Kommen sollte sie? Gut. Es war ja natürlich, daß er das Haus nicht betreten mochte.

„Nun, Helge," sagte er, als sie in Mantel und Hut aus dem Überbau kam, „ich will zum Schiff und einige Tage fort. Und die paar Schritt bis zur Fährstelle hinunter können Sie bei dem schönen Wetter schon noch einmal mit mir kommen."

Ohne Antwort ging sie mit. In dem Glanz des Schnees und der Wintersonne, die Buchenallee hinab. Das Fährhaus sah sie vor sich, da unten, mit seinem ungeheuren Schneedach, zwischen dem weißen Astgewirr all der kahlen Bäume. Knappe fünfzehn Minuten bis dahin . . wenn sie langsam gingen . .

„Der Plüschmantel ist neu, Helge, nicht? Steht Ihnen übrigens gut, so sammetartig in ruhigem Fluß lang von oben herunter."

„Sagen Sie, wollten Sie von meinem Plüschmantel reden?"

„Nein, nein . . Aber was haben Sie für ein Gesicht, Helge? Hat es denn noch etwas heut gegeben?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich sehe es doch . . nun wohl, liebe Helge, Sie *wollen* also in Zukunft mich schlechter stellen und nicht mehr zu mir reden, wenn Ihnen etwas ist . ."

„Nein. Es war ja nichts. Sie kam und würgte mich. Plötzlich, von hinten. Ich sah sie auch essen. Sie ist nun nur noch ein armes Tier . ."

Er nahm ihre Hand, drückte sie und legte sie in seinen Arm.

„Ja, Helge! . . Und das andere? Das von heut morgen, an der Landestelle . . ?"

„*Müssen* wir davon reden?"

„Nein, Sie sehen, ich handle. Vor dem Dreiuhrschiff konnte ich ja nicht weg. Nun gehe ich . . auf ein paar Tage, bis nach der Beisetzung. Ich will nicht, daß es . . zwischen uns erschüttert werde. Ist es so recht?"

„Ich meine, Sie sollten wirklich — nicht gehen. Ich versichere, meinethalb brauchen Sie nicht. Ich habe mich einen Augenblick schlecht benommen. Es kam ja so vieles in der letzten Zeit. Aber nun bin ich in Ordnung. Ganz sicher, es kommt nun keine Störung mehr von mir . ."

Er blieb stehen, abgewendet von ihr, zog eine Tüte mit Brotstückchen und Sämerei aus der Tasche und streute nach seiner Gewohnheit an den Wegrand für die überwinternden Vögel. Auf der Stelle kamen zutrauliche Goldhähnchen und Haubenlerchen angeschwirrt, und der Major mußte zurücktreten, um die Hungrigen heranzulassen.

Ein wenig stand er noch und sah ihnen zu.

„Ja, wissen Sie auch," wandte er sich dann zu Helge um, „Ihr Vater, *ich* hab' ihn getötet . ."

Fast sofort trat Helge zu ihm heran, legte ihm die beiden Hände auf die Schultern und sah ihm in die Augen.

„Scheint kein Verbrechen zu sein, Helge, die Vögel nehmen noch Futter von mir."

Das tiefe Mitleid in ihren Augen!

„Wie kam es?" fragte sie dann.

„Hm . . er kam hinüber, sagte, wie . . *glücklich* . . er . . mit meiner Schwester gewesen . . und da riß ich die Büchse an

die Backe. Ungeladen übrigens. Knallte los, pang, pang, er stürzte, dicht vorm Lauf; kein Schuß, Herzschlag. Haben Sie verstanden?"

„Sehen Sie, schon in Kölde, wie ich es hörte, wußte ich, das haben Sie für mich gethan! Wußte nur noch nicht wie."

„Helge!" Er machte sich los und trat zurück.

„Ja so," sagte sie, „ich muß wohl vorsichtig sein. Sie könnten denken .. übrigens ja, es ist mir in all dem nur um Sie zu thun! Ich meine, darum, wie Sie es nun nehmen .. Sehen Sie, Sie kannten seine innere und äußere Lage ja nicht, und wissen nicht, welches Alter Sie ihm erspart haben .. Den letzten und höchsten Dienst, den ein Edelmann dem anderen schuldet, den er rettungslos sinken sieht, den haben Sie ihm geleistet .. Und das braucht nun nicht mehr auf Ihnen zu lasten, als wenn Sie von einem Regimentskameraden, der sich in einer gewissen Lage befindet, weggegangen wären und hätten ihm eine Pistole auf dem Tische liegen lassen .. Nun und mir, welche unendliche Sorge um die Meinen Sie mir damit vom Herzen genommen, das können Sie mir allerdings schwer nachfühlen. Ja, ich bin der Mensch, es nun von mir aus anzusehen und es auszusprechen, wie ich es empfinde, und meinethalb dürfen Sie vor mir da in den Schnee speien — denken Sie doch, wie auf einen halbfertigen, eindrucksfähigen Menschen, auf meine Schwester, das alles hier so dicht unter den Augen gewirkt haben würde, das Leben, das er ihr hier nun vorgelebt haben würde, ja, hören Sie, den Weg zum Leuchtturm hatte er auch schon wieder gefunden .. oder hätte ich sollen das Peinlichste in meinem Leben thun und ihn mit Gewalt hier von der Insel schaffen? Und in Berlin dann, oder wo er hingegangen wäre, mit unserem Namen, die Karriere der Brüder, wenn er uns dann so verkam und noch allerlei anfing und anrichtete, um sich über Wasser zu halten .. O Gott, jetzt ist unsere Zukunft in dieser Beziehung wenigstens rein, und sie bringen ihn morgen mit drei Ehrensalven in die Gruft .."

„Ja, ja .. es war also eine moralische That .. übrigens, kommen Sie, ich versäume den Dampfer." Und im Gehen horchte er dann still für sich der Stimme nach, mit der sie gesprochen.

„Nicht wahr, kein Lebendiger hat es gesehen? Oder weiß darum?"

„Keiner, Helge."

„Ganz sicher?"

„Völlig sicher!"

„Und so ist auch jede Möglichkeit ausgeschlossen, daß meine Schwester je .."

„Jede!"

„Nun, Gott sei Dank." Dann erschrak sie. „Nicht wahr, das thun Sie mir doch jetzt nicht an, und denken, ich betone das, um dies .. zwischen Sie beide zu stellen?"

„Erwarten Sie wirklich darauf eine Antwort? .. Sehen Sie, Schneeammern, da, sind also dies Jahr wieder einige zu uns überwintern gekommen. Dann wird es streng, meinen die Leute."

„Ja, Schneeammern, wirklich. Nun, nur dies eine noch, und danach ist das zwischen uns .. begraben. Sie wissen selbst .. so fein, wie sie ist .. Sie müssen sich zusammennehmen, ihr gegenüber, daß sie es Ihnen nicht bei irgend einer Gelegenheit abfühlt .. nicht?"

„On fera ce qu'on pourra."

„Nein, nicht on fera ce qu'on pourra, sondern alle Energie zusammennehmen, auf einmal und sofort und für immer damit fertig werden .. nachdem Sie wie ein Mann endlich einmal zugeschlagen, es nun auch männlich zu Ende bringen, Ihretwegen und des Kindes wegen, und schließlich möchte ich auch Sie nicht lange mehr damit belastet sehen, wie einen Kränkling, der seine Leiden hegt."

„Kränkling."

„Nun, verzeihen Sie, Sie wissen ja .. ich meine, Sie verstehen sich doch auf den .. inneren Menschen, leben ja eigentlich nur von .. Selbstbeobachtung und Pulsfühlen, an sich und anderen, und hier wäre nun eine Aufgabe .. für einen überlegenen Mann, zu zeigen, wie er in solcher Lage seinem Gemüt mit allen moralischen Hilfsmitteln zu Hilfe zu kommen weiß, nicht ..? Freilich sind Ihre Nerven jetzt grade von der Reise und den schlaflosen Nächten und dem Süden überhaupt etwas herunter, aber das heilt unser Winter an einem Manne, wie Ihnen, ja bald aus."

Sie gingen einige Schritte.

„Sie reden mir doch zu, liebe Helge, wie dem kranken Schimmel. Aber ich danke Ihnen. Im Ernst, kann eigentlich ein

Mensch für den anderen in solcher Lage nun noch mehr thun, als Sie eben für mich?"

Gegen die glanzgesäumten Wolken im Westen stieg jetzt über all das viele weiche Weiß durch die Rutenkronen der Bäume unten vom Strom die dicke qualmige Rauchsäule des Dampfers auf.

„Ja!! Hunderttausend tausendmal mehr!!" brach Helge plötzlich wild heraus. Dann ging sie mit einem stolzen, finstern Gesicht weiter.

„Da fährt der Dampfer an," sagte der Major. Es war ihm nach dem tiefen Eindruck ganz gleich, was er jetzt sagte. Und beide schritten sie nun sehr stark aus, bis zum oberen Fährhause.

Aber sie hatten noch Zeit. Auf der Landebrücke stand Cegadelo mit seinem Neger, und ein Stapel von an die dreißig Scheffelsäcke Roggen, Gränitzer Erdrusch, den er nach der Stadt verladen wollte. Und vorläufig kehrte auch der alte Thießen erst noch weiter unten im Strom an der breiteren Stelle um. Er ging ja jetzt nicht mehr bis Köldemünde hinaus, sondern bediente nur noch die Ortschaften am Diep, solange das Wasser da offen blieb. Der Strom war in Aufruhr hinter dem Dampfer her, und von seinem Wenden, über das glasartige Ufereis schwoll schäumend die an Land kommende Woge, und das hob und senkte sich und barst in langen schieferig blinkenden Tafeln auseinander.

Helge und der Major blieben noch oben, und Cegadelo grüßte herauf.

„Sagen Sie, gegen Nantrow hin ist's wohl nun zu?" fragte Helge mit einer Energie, die die einfache Frage wirklich nicht erforderte.

„Pardon?" Ja, in der That, er hatte nicht gehört, sie sah, er war weit weg gewesen, war eigentlich noch jetzt weg.

„Ob im Fließ schon Eis ist?" wiederholte sie ungeduldig.

„Ja, im Fließ Eis . . Natürlich. Fest zu! Lehrer Fränzke kam heut von Nantrow 'rüber, zu uns. Mit Erich Malzehn."

„Nun ja, das sind ja immer die ersten, die Schlittschuhe anhaben müssen und das Eis für die anderen probieren. Ihr Freund Fränzke . .!"

„Ja, er kam und wollte mich wieder um ein Buch bitten. Und wie ich fragte, was für eins . . ‚oh, der Herr Major werden schon wissen!' Den Teufel weiß ich. Aber er ist der Meinung, ich habe einen tiefen Plan zu seiner Menschwerdung ausgearbeitet und verfahre danach mit ihm, führe ihm in der Lektüre das Nötige zu."

„So ungefähr ist es ja auch."

„Gewiß! Ich werde die Verantwortung für eines Menschen Entwickelung übernehmen!"

„Was haben Sie ihm gegeben?"

„Geschichte. Entwickelung von Handwerkerstand und Kaufmannschaft in den deutschen Städten des Mittelalters. Natürlich. Zehn Jahre noch nichts als Geschichte. Der Mann ist fünfundzwanzig! Ab und zu eine Reiseschilderung aus den Kolonien daneben, als Erholung. Und übrigens nagelt der sich das, was er liest, mit eisernen Nägeln in das Gehirn hinein. Wie er vorletzten Herbst mal bei Tisch den windigen Malzehnschen Hauslehrer mit einigen historischen Daten niederschlug, das war ein stilles Gaudium für den, der dabeisaß und wußte, wie er sich das ehrlich angearbeitet, und brachte ihm vom alten Baron ohne weiteres den Professortitel ein."

„Sagen Sie, ist Erich Malzehn immer noch der fröhliche Junge mit den großen blanken Zähnen?"

„Ja! Der gerät. Der will das auch ohne weiteres morgen wagen und mit 'm Schlitten übers Fließ."

„Mit'm Schlitten . . Bringt er denn jemanden mit?"

„Ja, er sagt, die Tanten kämen ja nicht . ."

„Natürlich, die werden zu Gränitz' Beisetzung kommen!"

„Aber Idalie wollte."

„So? Nun sieh, das ist eigentlich . . treu von ihr . ."

„Hm . . Sie ist ja nun wirklich ledig geblieben . ."

Der Dampfer hatte jetzt festgemacht und alle Mann trugen Säcke. Und die Brücke knarrte jedesmal, wenn der schwere Maschinist mit dem Scheffelsack darüber ging.

„Nein, sehen Sie, Helge, die hungrigen Krähen da auf der Barriere, in Reih' und Glied. Die wissen, was in den Säcken ist, und sehen zu, wie ihnen die Menschen nun den ganzen Segen entführen. Übrigens, Sie hatten einen Brief heut morgen, wie geht es Dr. Möllers, erwarten Sie ihn zu Weihnachten?"

„Möllers? Ach, Sie wissen nicht.

Nein, er kommt nicht. Kommt nun nicht mehr — abgeschrieben — aus."

„Was, er?"

„Nein, ich."

„Aber, Helge!"

„Warum lachen Sie?"

„Ich lache nicht, Helge. Vermutlich lacht der Teufel aus mir. Tragisch kann ich es doch nicht gut nehmen. Übrigens, natürlich, wenn Sie darauf bestehen .. Ich gratuliere Ihnen, liebe Helge, nun sind Sie wieder eine selbständige Jungfrau! Nein — wie anders alles nun liegt."

„Ich denke, nicht viel anders, als vorher. Aber bisweilen, lieber Freund, haben Sie doch eine Manier von den Dingen zu reden .. Übrigens, wenn es Sie interessiert, als Dokument, wie Sie es nennen, so will ich Ihnen seinen Brief geben. Er spricht mir darin alle Tugenden der Welt zu, aber leider — verzeihen Sie, ich citiere — den ‚femininen Reiz' ab .."

„Der Mann hat recht. Bitte, den Brief geben Sie mir."

„Gewiß hat er recht. Und ich habe es nun schriftlich. Und — siebenundzwanzig — da kommt das ja auch wohl nicht mehr. Aber nun im Ernst: Hören Sie, so einen Plan, wie Sie vorhin sagten, bei Lehrer Fränzke, den sollten Sie wirklich einmal bei sich feststellen .. für meine kleine Schwester .. und das in die Hand nehmen .. wie? Wäre das nicht eine Aufgabe? Und meinen Sie nicht, daß das an dem Menschen lohnte?"

„Warum ich, Helge?"

„Warum Sie? Was soll ich darauf sagen? Sehen Sie .. nun, darüber läßt sich ja so schwer sprechen .. ich meine, in .. jedem Falle kommt das doch auch dem zu gut, der das an ihr thut. Und .. natürlicherweise, wo meine Kräfte nicht ausreichen, da wenden meine Gedanken sich doch an Sie. Wem in aller Welt .. würde ich sie denn lieber in die Hände geben, als Ihnen ..?"

„Bitte, liebe Helge, Sie fühlen sich hier auf Windeis, brechen Sie nicht durch. Das sind übrigens die letzten Säcke da unten, und Thießen nimmt eben meine Handköfferchen an Bord."

„Er fährt nicht ohne Sie. Sagen Sie, was haben Sie gedacht, als Sie da unten in Salerno meinen Brief auf dem Frühstückteller fanden?"

„Es war nicht auf dem Frühstückteller, und ich dachte nicht, sondern ließ packen. Wenn Sie .. Helge .. einem schreiben ‚Sie stünden dann hier allein u. s. w.', Teufel, das macht einem doch Beine. Übrigens that mir das wohl. Ich fühlte mich irgendwo in der Welt gebraucht. Und zudem fing da unten schon alles um mich an zu stagnieren — ich wohnte da im dritten Monat."

„Und dann müssen Sie Tag und Nacht gefahren sein?"

„Ja. Nervöse Leute machen das dann nicht anders."

„Nun — war ich Ihnen vorher schon je mit irgend welcher Bitte lästig gefallen?"

„Zu meinem Bedauern, nein, König Philipp der Zweite von Spanien und Sie — Herrschaften derart haben nicht die Gewohnheit der Bitte."

„Das war also meine erste?"

„Wohlgezählt! Wenn es eine war."

„Und nun kommt die zweite."

„O weh, Helge, wenn Sie mit Einleitungen reden .."

„Ja — nun im vollen Ernste .. Sie sollten mit dem Dampfer da jetzt nicht fahren, wirklich nicht .. nun, was? Aber, Sie werden mich doch nicht so mißverstehen .. nein sicher, ich bitte ja nicht für mich .."

„Liebe Helge .. Sie verzeihen .. ich möchte doch da drüben im Alten Hause bei mir .. nicht gern .. etwas aufkommen lassen .."

„Aber das ist es doch schon .. und das wissen Sie doch auch. Ja .. vielleicht halten Sie jedes Wort, was ich jetzt spreche, für Heuchelei .. doch fortgehen und sie nun in dem allein lassen, das dürfen Sie jetzt nicht. Entweder werden lassen, was wird, und es zum besten lenken, für alle, oder sie nun darüber hinwegführen, mit Güte und Vorsicht wieder loslösen .. Allein soll sie mir das nicht durchmachen, das gibt Narben, und von mir nimmt sie in diesen Augenblicken doch nichts an .."

Unten waren sie nun fertig, und Thießen stieg eben das Schallrohrtreppchen an Backbord hinauf, er sah dabei nach dem Major her, und an der Brücke griffen sie schon nach den rasselnden Ketten.

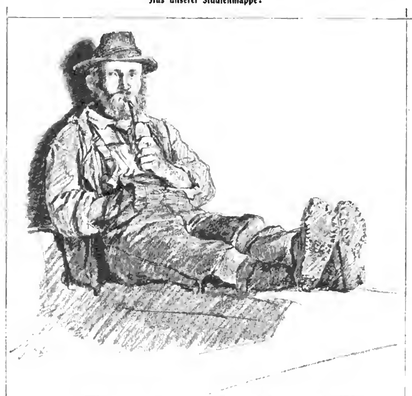
„Augenblick, Thießen!" rief der Major hinunter.

„Ja, Helge, nun stehen Sie da vor mir gegen den Westhimmel und das Sonnenlicht in

einer vollen blendenden Glorie. Im Ernst, meine liebe Helge, Sie sind ein Wesen von antiker Größe — ich bewundere Sie — darf ich um Ihre Hand bitten? Oder sehen Sie als überlegener Mensch (Sie erlauben, daß ich Ihnen dies Wort zurückgebe) jetzt nicht, daß die summierte Wirkung auf mich, mir die Liebe, schmeißen Sie meine Koffer wieder 'raus, fahre jetzt nicht!"

„Schön, Herr Major!" schrie Thießen herauf. Die beiden Lederköfferchen mit den blitzenden Beschlägen und dem verwüsteten Überzug standen gleich darauf wieder auf der Brücke, die Ketten rasselten. „Vorwärts!"

Aus unserer Studienmappe:



Skizze von Wilhelm Räuber.

auch wenn sie es nicht sein soll, doch einzig diese sein kann?"

„Nun, Sie dürfen mich schon insultieren — für all das, was Sie an uns allen gethan, dürfen Sie mich schon . . insultieren . ." Und Helge wendete sich langsam um, nach dem Schiffe zu, winkte mit einer ruhigen Armbewegung Cegadelo zu sich heran.

„Thießen," rief der Major, „thun Sie dröhnte das Kommando in die Erzröhre, und der Dampfer fing an zu gleiten.

Und dann gingen sie mit dem alten Cegadelo zu dritt heim, und der sprach vom Wetter.

Wie sie sich vorm Überbau trennten, fragte Cegadelo: „Kommen Sie morgen zur Feier, Herr Major?"

Der Major sah Helge an. Sein Gesicht war plötzlich furchtbar nervös.

„Natürlich!" sagte Helge.

„Nu, die meisten Herrschaften mögen dann wohl zu Schlitten kommen . ." meinte der Alte.

— — — — — — — — — — — —

Der Major kam ganz still heim. Seine Koffer würde ja wohl ein Gränitzer Knecht bringen. Wenn man mit Helge war, brauchte man sich ja um nichts zu kümmern, hatte freie Bahn für den inneren Menschen, Helge vergaß schon nichts und sorgte.

Als er die Halle betrat, vom Blumenzimmer aus, durch die Portieren, lag Viola auf den Knieen drüben vor dem braunen Sofa, die Ellenbogen auf dem Sitz — ja, was that sie anders, als sie spielte mit ihrem Äffchen.

Sie hörte ihn nicht, sie hatte ihr gesundes Ohr in die Hand gestützt, und der Major blieb auf dem Perser, der quer durch die Thür lag, stehen und sah ihr zu.

Das Äffchen stand gegen die Lehne Schildwacht, die Augen vor Spielwut funkelnd in Violas Augen, den Schweif als Flinte im gekrümmten Arm, unten strampelte es mit den Beinchen, die nicht recht Stand halten wollten, und so oft der Schwanz aus dem Arm entwischen wollte, legte ihn Viola wieder hinein, und zwang die andre Hand Honneur zu machen.

Ganz Kind, da so am Boden, mit ihrer schmalen Taille, den hartlinigen Schultern und sich zeichnenden Schulterblättern. Nur der Kopf, so von hinten gesehen im Umriß, mit all dem weichen glänzenden Haar, das war Weib.

Ja, und eben noch — an der Fährstelle — hatte er Helge mit ihrer ruhigen großen Figur so gegen den lichten Himmel stehen sehen . .

Wie er näher kam, spürte ihn Viola plötzlich, sprang erschreckt auf, erstaunlich behend — das Äffchen aber bekam auch einen Schreck, war mit einem Satz oben auf dem Paneel und schlängelte sich dort zwischen den Zinn- und Wedgewoodsachen herum, die schwarze Riesenraupe von Schwanz nachschleifend, und wie Viola sofort lange Arme nach ihm machte, stürzte der Schwanz eine italienische Majolika vom Kapitol, so ein Wärmbecken — ein Caldino — ganz aus seinen Thonsträhnen wie aus Stroh und Rohr geflochten.

Natürlich fing Viola das im Fluge auf — aber der Major stand einen Augenblick ganz blaß vor Nervosität . . und da lachte das Mädchen laut auf.

Bei dem Lachen war dem Major, als würden all die ernsthaften Menschen in ihm, die Teile seines Gesamt-Ich, die in dem Gespräch mit Helge alle sich zu Worte gemeldet, wieder in Säcke gewickelt und in die Kleiderkammer gestellt. — „Sage mal, Onkel Major, nu bist du ja doch nicht gereist." — Teufel, da erschien so ein merkwürdiges jubilierendes Lächeln in dem Gesicht vor ihm, als hätte sie ihn nun ganz sicher. — „Und, vor allen Dingen, dein Odysseus da oben hat ja 'n paar silberne Stiefel am Kettchen um den Hals, warum hast du dein'm Odysseus die Stiefel um den Hals gehängt?"

Es ging alles ein bißchen rasch. Ja, ein bißchen zu rasch rutschte er so in eine ganz andere Welt hinein.

Aber nun hatte sie seinen Arm. Auf ihrer anderen Schulter saß das Äffchen. Und der Major sah die Gruppe im Spiegel. Übrigens hatte er den Eindruck, sie hätte vorhin beim Spiel ein verbissenes nervöses Gesichtchen gehabt, das dann plötzlich weg war.

„Weißt du," sagte er, „mit dem Odysseus — nun das war Fräulein Düsen. Sie wollte ihn sicher als Wanderbursch kostümieren, so eine Art königlichen Wanderbursch. Oder sie wollte den Effekt Silber auf grüner Bronze. Oder auch ihre Wertschätzung des gesamten klassischen Altertums ausdrücken . ." Er redete so hin und dachte eigentlich an ganz etwas anderes. Das kleine Mädchen neben ihm mit dem Affen auf der Schulter . . nein, vergleichen brauchte er gar nicht — alle seine Gedanken waren bei der andern zurückgeblieben. Und so redete er krauses Zeug. „. . Nun, der Düsen ist das ja bloß einer mit einer dekorativen Nase und 'nem wohldurchgekämmten Bart. Ganz ehrlich übrigens, mir auch! Die ganze Antike . . Ja, verdammt positive Gesellschaft alles. Leute ohne jede dustere Ecke im Gehirn. Wenigstens in ihrer klassischen, ihrer Sonnenzeit. Maeterlinck sagt, sie hatten einfach keine Seele. Nun, Goethe — man pflegt zu sagen: ‚Kein Geringerer als Goethe' — hat sie ja 'mal romantisch frisiert, Faust, zweiter Teil. Schönes Ragout."

„So — ist das so?"

„Wenn es nicht so ist, schadet's auch

nichts. Weißt du, wo er ihre Gespenster vorbringt. An die glaubten sie! Übrigens, lauter schlecht erfundene Gespenster . . Keinen Schilling wert . ."

„Onkel — das solltest du 'mal mit mir lesen . . mir das auseinandersetzen, Faust, zweiter Teil, was für meine Bildung thun . ."

‚Hm, geschickt ist sie', dachte er. ‚Mich so an meinem lehrhaften Zipfel fassen.' Ja — die andre, die ehrliche, ungeschickte, zwischen der und ihm, wie schade, lag jetzt eine halbe Meile und der Ausgang ihres letzten Gesprächs . .

„Wozu?" fragte er, leidlich schroff.

„Nun dann erzähle mir 'was von den Gespenstern der Römer und Griechen, ja?"

„Hol' den Guhl und Koner, da wird's drin stehn."

„Nein, sei so gut, Onkel, lies mir nichts aus'm Buch vor!!" Beide Hände an den Schläfen.

Nun — er setzte sich und sprach. Völlig ohne Interesse zuerst an dem, was er sagte. Denn von den schweren Dingen, die ihn jetzt wirklich angingen, ihn selbst, konnte er ja nur zu einem Menschen reden, zu Helge.

Viola saß in dem großen Armstuhl ihm gegenüber, hörte ihm zu, die glänzenden intelligenten Augen markierten ein bißchen die andächtige, bewundernde Schülerin, das Äffchen hatte sie im Schoß und wippte ab und zu auf dem Polster.

So vieles Alte, womit er sich ernsthaft einst beschäftigt, kam allmählich in ihm hoch, mit all den daranhängenden Stimmungsresten halbaufgegebener Interessen — und das Äffchen, mit gespannten Ohren und traurig-ängstlichem Gesicht, lauschte jeder seiner Tonnüaneen nach. Bald war ihm, als spräche er nur noch für dies Tier. Als käme es nur darauf an, dem all die komplizierten, inhaltsreichen Modulationen der Menschenstimme vorzuführen. Gingen diese in die arme, unentwickelte Seele hinein und befruchteten dort etwas? Kam nicht oft auf diesem Wege eine rätselhaft tiefe Verständigung zwischen Mensch und Tier zustande? Weitab und dem Einsamen wertvoller oft, als die ganze flatternde Menschengedankenwelt oder als ein Verhältnis zu irgend so einem menschlichen Vogelhirn, wie dem des Mädchens da vor ihm? Jedenfalls vollbrachte das Äffchen eben eine für seine Verhältnisse übermächtige Gehirnarbeit. Denn plötzlich ermüdete es, gähnte laut auf, und legte sich, indem es sich um sich selbst drehte, in Violas Schoß schlafen.

Der Major blinzelte ihr zu.

„Nu ja, dem ist das zu hoch," sagte sie, „der schnappt ab. Unerzogenes kleines Vieh!"

Und der stumme Mensch in ihm, der sie unausgesetzt beobachtete, machte ihn darauf aufmerksam, wie wenig sie sein Zublinzeln eben verstanden. Situationskomik, ja, die lag ihr, aber das Gutmütige darin, das liebevolle studierende Eingehen auf den Vorgang in der Tierseele, mit dem darinsteckenden ernsthaften Fragen, das war ihr entgangen. ‚Kann ich von einem so jungen Menschen auch nicht verlangen,' verteidigte sie der Major.

Aber während er nun weitersprach, sich beständig jetzt auf sie herabstimmend, bemächtigte sich seiner langsam eine traurige Stimmung. Warum erzählte er ihr eigentlich das alles? Die Gespenster der Alten, das war ja unterhaltender Anekdotenkram — aber dann, diese Geschichte der menschlichen Seele, wovon er redete, ihr anscheinendes Schweigen und Schlummern im Altertum oder in der Zeit Ludwigs XIV., ihr geheimes mächtiges Mitarbeiten wieder in anderen Epochen, das plötzlich eine Revolution der Poesie, des Kunstgeschmacks, des Glaubens und begeisterter Sittenreinheit unter den Menschen emporwarf — nun, das alles lag der jungen Dame da ja wohl verzweifelt wenig am Herzen. Er fühlte genau, was für die jetzt allein einen Wert hatte. Ja, etwas Persönliches, eine präzise, kleine spitze Frage. Und vor der verblaßte ihr alles.

Und, wie er war, ließ dieser reale Widerstand ihm plötzlich nun auch all das hohl erscheinen. In der That, was gingen ihn, einen Major a. D., all jene geistigen Dinge eigentlich an? Er würde die Probleme der Menschenseele ja doch nicht lösen. Denen kam der Gedanke überhaupt nicht bei. Die löste höchstens in einem Jenseit späterer Jahrhunderte die Seele selbst einmal durch feines inneres Sichselbstanfühlen mit Organen, die sie sich jetzt erst ganz langsam schuf . . In unsrer Zeit lösten diese Fragen sich nur, indem ein ruhiges, tiefes Gemüt sie an sich zerschellen ließ, unbeirrt darüber hinweglebte . . Und wer nun so unruhig einmal war, einmal in seinem Leben im tiefsten aufgestört, und konnte nirgend mit dem

Gedanken vor Anker gehen . . nun . . für den . . o Gott, ja . . warm eingebettet irgendwo still liegen in einem ruhigen Arm . . dann raste der Schwarm der nachjagenden Fragen über ihn weg und hing sich an andere.

Es war, als stieg jetzt ein dunkles großen Frauenbild wie ein mächtiger Schatten da vor ihm neben Violas Stuhl aus dem Boden, stand nun dort und sah ihn mit wartenden Augen an.

Ja, all das Zeug, was er eben herschwatzte, und wie dabei ihm das Mädchen da und alles hier um ihn herum so fremd wurde, tödlich fremd . . .

Und die Riesensilhouette neben ihr, die er von heut nachmittag noch in den Augen hatte, als sie dunkel so in den hellen Himmel ragte, da beim Fährhause, am Strom, die hatte nun sein eigener Wunsch, seine eigene Sehnsucht dorthin gestellt, dorthin gezaubert . .

„Du, Onkel Major, warum erzählst'n mir das alles?“ fragte Viola mit einem Mal traurig dazwischen. Sie fühlte ganz gut, wie er sich von ihr entfernte.

„Ja, warum, nicht wahr?“ sagte er in demselben Tone, der ihre Entfremdung zu besiegeln und zu beklagen schien.

Verstand er sich recht, so hatte er etwas Neutrales zwischen sie legen wollen, eine weite neutrale, etwas nebulose Zone, in der sich alles ablenken und aufsaugen konnte. Aber eben daran hatte sie ja nun schon gefühlt, wie es stand.

Ja, das triumphierende, glückliche Lächeln, vorhin, als er so unverhofft wiederkam, da war ein klein wenig weibliches Raubtier drin gewesen.

„Du gingst über'n Berg, Onkel, als du gingst, bei uns zu Hause vorbei, hast du . . Helge gesehn?“

„Ja.“

„Hast mit Helge auch von Racine und der menschlichen Seele gesprochen?“

„Nein. Sie kam zum Dampfer mit. Weißt du, sie veranlaßte mich, jetzt hier nicht fortzugehen. Ich glaube, ich muß dir das sagen. Sie meinte, du könntest dich hier graulen, Kleine. Verstehst du?“

„Ja. Sie kam zum Dampfer mit und sagte, du solltest jetzt hier nicht fortgehen, ich könnte mich graulen. Sage, Onkel Major, darf ich mein Äffchen solange hier bei dir betten — da auf das Sofa? Es wird ja nichts anrichten. Sieben Jahrhundert habe ich Helge nicht gesehen. Ich möchte einmal zu ihr hinüber.“

„Jetzt? Es dämmert ja bald.“

„Ja, jetzt!“

„Ich bringe dich, Viola.“

„Nein, danke, kann ganz gut so gehen. Bei dem Schnee bleibts' ja noch lange hell.“

Sie ging Jacke und Barett holen.

Er sah ihr durch die Halle nach, und es war etwas Mühsames in ihren Bewegungen.

„Kleine . .!“ rief er.

„Ja? . . Was?“ Mit einem Ruck blieb sie stehen, zurückhorchend, ohne sich umzuwenden.

„Soll ich den Schlitten 'rüberholen lassen, und Wanke fährt dich dann hin?“

„Du bist sehr gut zu mir — aber laß nur Wanke zu Haus, möchte lieber gehen.“

— — — — — — — — — — — —

Es war noch vollkommen hell, als Viola drüben ankam. Die roten Wolken, hoch am Himmel, leuchteten der Sonne noch solange nach, und der Schnee hatte allerlei bläuliche Farbentöne davon. Begegnet war sie niemandem. Wer kam auch auf den Gränitz, jetzt im Winter?

Die alte Sumse sah sie vom Küchenfenster aus durch den Garten kommen und rief es Helge in die Vorratskammer hinein zu: „Je, Fräul'n Helge, da kommt ja wohl uns' klein' gnä' Fräul'n an und mutterseelenwindallein . .“ und Helge wußte sofort, was das zu bedeuten hatte, schloß die Kammer ab und ging ihr entgegen.

„Nein, siehst du, nun kommst du zu mir, und nun wird alles wieder gut, nicht?“

„Ja, Helge, er sagte mir, du meintest, ich könnte mich ‚graulen‘ — er solle jetzt nicht gehen . .“

„‚Graulen‘ habe ich nun eigentlich nicht gesagt . .“

„Ach, Helge, das ist ja alles eins . .“

Nun standen sie auf der Vorderdiele vor des Vaters Logis.

„Viola — willst du . . gleich erst einen Augenblick . . zu ihm hinein?“

„Soll ich?“

„Ja, komm. Ich geh voran und stoße dir die Laden auf.“

Unmittelbar hinter der Schwelle blieb die Kleine stehen. Und die Schwelle hatte sie auch erst überschritten, als es drinnen hell wurde.

„Mach zu, Helge!“ bat sie gleich darauf und schlug die Augen zu Boden. Und als Helge dann herauskam und die Thür wieder gut hinter sich abschloß, sagte sie mit derselben scheuen Stimme: „Nein, wie anders . .!“

„Nun, du warst doch auch noch so ein Kind damals. Freilich, der schwarze Schnurrbart, und das volle krause Haar damals . . aber, das ist doch begreiflich . .“

„Und auch so klein, Helge . .“

„Ja. Völlig ein Fremder. In allem.“

„Aber das Zimmer ist gut so.“

„Ja, das Zimmer. Cegadelo . .!“ Langsam hängte Helge den Schlüssel an den Nagel. „Nun ruht er von dem traurigen Leben da draußen, das er für sein Glück hielt. Und das ihn . . in neun Jahren . . so verwüstet hat! Aber . . hier bei uns . . wäre er da wohl glücklicher geworden? Und sicher: hätte er immer ruhig überlegen können und immer so sehen können, was er that, so hätte er vielleicht manches anders gemacht . .“

„Glaubst du?“

„Aber komm jetzt, Stiefel wechseln. Du mußt nasse Füße haben.“

— — — — — — — — — — — —

Als Helge vor der Kleinen kniete, im Eßzimmer (während Miken für warme Schuh und Strümpfe sorgte) und die klammen nackten beiden Füße in ihren Händen erwärmte und sie auch mit den daraufgelegten offenen Lippen warm anblies, da fing dann Viola leise an zu stöhnen: „Ach, Helge, alte Helge . .“

„Nu was, Kleine?“

„Nein, das solltest du nicht — sollst nun auch nichts gut machen.“

„Aber, gut machen? Ist denn etwas zwischen uns gut zu machen? Siehst du, nachher überlegen wir nun, was jetzt für dich geschehen muß. Vielleicht hast du es schon selbst bedacht. Und, bei Gott, in allem sollst du freie Bahn haben . . Sicher, ich werde dir nicht im Wege stehen. Muß ich von der Insel — so gehe ich. Morgen, wenn du willst, wenn das vorüber ist. Und muß ich von der Welt — ins Wasser — gut, auch darüber läßt sich reden — und ich denke, für einen aufrichtigen Menschen hältst du mich ja wohl?“

„Ins Wasser . . nein . . nichts, nichts, nichts will ich ja mehr, als . . zu dir . . und da weinen . . es ist ja alles Unsinn . . alles aus für mich . .“

Da kam Miken. Viola drehte ihr Gesicht weg und ließ sich Schuh' und Strümpfe anziehen.

„Schön kuhl seid ihr zwei lütten!“ sagte Miken zu den Füßen, „wie zwei kleine Steine — ja, 'ne gute Stunde habt ihr nu in dicken Schnee tapsen müssen, ma' nee?“

„Miken, die verstehn kein deutsch!“ sagte Helge.

„I wohl, gnä' Fräul'n, mir verstehn sie. Die hab' ich doch früher so oft warm gerieben. Du, sag,“ sie tippte den linken an, „bist du vornehm geworden — kennst du Miken nich mehr?“ Und der Angetippte bejahte die Frage, indem er die Zehen ein paar mal beugte. „Sehen Sie, gnä' Fräul'n, nu sagt er ja und nu bedankt er sich. So hat er das immer gemacht, früher, wenn ich ihm morgens im Bett kalt abreiben mußte, eh' er aufstand, eh' Fräulein Viola in Pension kam, und gnä' Fräul'n war'n dann schon immer alle lange 'raus, auf'm Felde. Ja, un das hat'r nich vergessen. Gewachsen is er nich, aber blaue Adern hat er gekriegt, und sein deutsch kann er noch, nich, du?“ Wieder nickte Viola mit dem Fuß. „Na, nu's gut!“ sagte Helge. Das Mädchen streifte den Strumpf über und schnürte den Schuh.

„Ein richtiger Kindskopf bin ich!“ sagte Viola unwillig, als Miken hinaus war.

„Ja, ein ganz ander Gesicht hat sie nun!“ meinte Helge und schüttelte den Kopf.

„Sei doch froh!“

„Ja, ist die Sache damit erledigt? Da, nun kommen ihr wieder die Thränen! Und das denkt an Heiraten und übers Jahr vielleicht an 'ner Wiege stehn . .“

„Pfui — du Teufel du!“ und Helge bekam mit der geballten Faust einen solchen Stoß in die Hüfte, daß sie wirklich ins Wanken geriet.

„Nein, wie kannst du!“ rief Viola und sprang mit zornigem rotem Gesicht auf. „Du — du —!“

„Aber Kleine, ich bitte dich . . wenn du . . ja, mein Gott, das . . ist doch dann nicht anders . .“

„Aber wer thut denn das und redet einem davon? Nichts will ich, nichts, gar nichts . . nun schon überhaupt gar nichts mehr!“ Und Viola lief verzweifelt davon in den Salon und schlug die Thür hinter sich zu.

„Kleine,“ kam Helge nach einiger Zeit

an die Thür, „du bleibst doch heut zur Nacht hier, oder gehst du wieder . . hinüber . .?"

Sie mußte die Frage wiederholen und klinkte sich leise die Thür auf. Viola stand am Fenster und drehte sich nicht um.

„Nun sei doch nicht böse, Kind, du weißt ja, ich bin doch so ein Bauer . ."

„In das Haus drüben zurück!" fuhr Viola in voller Heftigkeit auf. „In das Haus drüben zurück! Zu dem Manne! Jetzt, nachdem du das gesagt! Den Menschen kann ich doch nun nie und nimmermehr wieder ansehn!"

„Du, Kleine, die Mutter ist dadrin — sie schläft jetzt, aber sie könnte aufwachen und einen Schreck bekommen, wenn sie dich so schreien hört!"

„Na ja, ich komm schon lieber wieder hinter."

„Nu, Viola . . nu, Lütting, schließlich sind wir doch Schwestern . . und haben doch keiner einen Näheren, als eins das andere . . und du weißt, ich laß ja nu doch nicht eher nach, als bis alles wieder gut ist . ."

„Hast du das mit Absicht gethan, vorhin, um mir das alles recht gründlich und ein für alle Male zu verleiden?"

„Natürlich, mit Absicht!"

Wie Viola sich nun so in den festen ruhigen Armen fühlte und den Kopf an Helges Brust, wurde sie wieder weich. „Nun freilich, du hattest dir ja das wohl alles schon klar gemacht, mit Möllers . . und was du würdest auf dich nehmen müssen . . aber sieh doch . . ich!"

„Auf mich nehmen . . so nenne ich es nun nicht, Kleine . ."

„Na, wie denn?"

„Und wenn man es Aufsichnehmen nennt, dann . . ja wirklich, dann hat man vielleicht auch gar nicht den Beruf dazu . ."

„Beruf ist gut!"

„Ja, und in dem Falle sollte man sich überlegen, ob das nicht ein Wink und eine Warnung ist, und die Hände vielleicht lieber davon lassen. Siehst du, das alles kann ich ehrlich sagen, nachdem ich vorher heilig festgestellt, daß es hier für uns nur noch ein Interesse geben soll, deins! Man muß es sich klar machen, Heiraten ist noch was anderes, als in einem hübsch ausgestatteten Hause leben und es gut haben wollen. Und wenn ich zum Beispiel ein Gebrechen hätte und mein Kind hätte das dann auch und litte daran und käme eines Tages und sagte: ‚Mutter, das hab' ich von dir' — nu den Augenblick möchte ich ja wohl nicht erleben."

„Redst von meinem Ohr, Helge? Nicht?"

„Nein, ich rede nicht von deinem Ohr. Aber ich muß sagen, wenn ich dich verheiratet wüßte, dich, wie du bist, so ein Sorgenkind, und wüßte dich dann je in einer . . möglichen Lage . . nu was? . . Nun, vergehen würde ich ja vor Angst um dich!"

„Hör' doch bloß auf . . unglaubliches Frauenzimmer! Nein, es ist doch wirklich, wenn du so redest, als würde ein alter Holzapostel, oder nein, solch ein alter steinerner Roland lebendig und predigte einem mit seinen schweren Steinhänden immer so auf den Kopf herunter. Wie Matsch lieg' ich am Boden. Ja, nicht 'mal weinen kann ich jetzt mehr. So bringt sie einen durcheinander. Herr Gott, die Nacht werd' ich wohl das ganze Haus in Alarm brüllen und träumen . . ich wär' . . nu ja, ich wär' nu in dem Unglück schon drinn', das du so gut bist und mir androhst. Und übrigens . . es hat ja alles keinen Sinn mehr . . Denn, Helge, den halben Schritt, den einen halben Schritt . . den er gethan, den hat er ja nun heut schon wieder zurückgethan . ."

„Das muß dir nicht nahe gehen. So ist er. Und morgen thut er anderthalb Schritt, wieder in der rechten Richtung. Und wenn er die wieder zurückgethan, übermorgen zweieinhalb . . bis ihr bei einander seid. Da mußt du nur die Nerven zu haben und geduldig durchhalten . . vorausgesetzt, daß du wirklich . . zu ihm . . mußt und willst. Immer ruhig halten, wie unsre Jungen im Granatfeuer, auf beides gefaßt . . Leben und Sterben . ."

„Na — danke . . nicht in die Hand . . so'n hin und her . . und ganz ehrlich, alte Helge . . Leben und Sterben bedeutet es ja nun nicht gerade für mich, das ist mir jetzt schon klar . . Alte, nein, eigentlich, wenn ich bedenke, wie du mir zusprichst und wie dir dabei selber im Grunde zu Mute ist . ." Leise hatten sie miteinander verhandelt, und nun nahm Viola ihren Kopf von Helges Schulter zurück und wendete ihr Gesicht in voller Zärtlichkeit zu dem Helges empor.

„Ja, wie soll mir zu Mut sein?"

„Wie dem guten Böckchen, das sich für den kleinen Israel schlachten läßt, nicht? Ich höre ja doch . . mit dem einen Ohr . . so ganz unten in deiner Stimme . ."

„Nichts ist da zu hören, Kleine — ohrfeigen müßt' ich mich, wenn da was zu hören wär'!"

„Siehst du! Wie rauh sie redt! Nun ist es vollends klar. Und das . . du alter dummer Mensch du . . hab' ich ja doch nicht gewußt, nein! Na ja . . nu wirklich . . nu komm', darfst mich küssen . . auf den Mund . . abgemacht . . und Durst hab' ich nu . . du, Thee mit Rum krieg' ich jetzt, ja?"

— — — — — — — — — — —

Die Nacht war so kalt, daß es wegen des Eises im Fließ nun gar keine Gefahr mehr hatte.

Gleich an dem frühesten Morgen ließ Cegadelo den Schneepflug bis an die Uferstelle gehen, wo gestern Erich Malzehn übergefahren war. Und als sie da am Fließ ankamen, sahen sie drüben auf der Nantrower Seite die Leute vom Amtmann auch schon dabei. Natürlich — so fuhren die Herrschaften einem dann möglichst wenig über Acker.

Bis weit ins Diep hinein war alles fest zu, eine weiße, dicküberschneite Fläche, trostlos einsam, so vor Sonnenaufgang, nur gegen Hammerbrocken hin einige winzig kleine Figuren darauf, Fischer, die sich da Luhmen zu hauen schienen.

Einer der ersten, die ankamen, war der Stojahner Graf. ‚Nein, das ließe er sich nicht nehmen, seinen alten Gränitz müsse er mit begraben helfen. Schon im Andenken an eine vergangene schönere Zeit! Von seiner Frau könne man es ja nicht verlangen, dritthalb Stunden her von Stojahn, dritthalb nachher heim, bei vierzehn Grad Réaumur . .'

Und offenbar hatte der alte Graf, als der vornehmste Mann da drüben auf dem Lande, das als Parole ausgegeben.

Die Kölder kamen zusammen auf einem kleinen Hardingschen Privatdampfer. Und da saßen auch Damen in der Kajüte. Sie waren in der Strömung ganz gut übers Diep gekommen, und das Ufereis an der Fährstelle, das erst über Nacht stand, hatte sich vom Schiff und vom Lande aus gemeinsam noch ohne große Mühe brechen lassen.

Die meisten kamen doch übrigens mehr der Familie wegen. Das fühlte man. Und neugierig war man natürlich auch, was nun Pastor Starck aus Köldemünde wohl über den alten Herrn zu sagen haben würde, in Anbetracht der ganzen Sachlage.

Und zuletzt brachte der Nantrower Gutsschlitten noch Bruder Heine aus Berlin, mit ganz knapp bemessenem Urlaube.

Helge hatte oben den Saal heizen lassen. Da war genügend Raum für die ganze Versammlung. Dort hatte sie auch Buffet gemacht, mit ein paar gedeckten Tischen, beständig erneuertem warmem Braten, Grog und Glühwein für die erfroren Ankommenden.

Und jeder fragte sie nach der Mutter. Als ob sie derenwegen nicht ohnedies schon bei all dem Geräusch in peinlicher Unruhe gewesen wäre!

Übrigens fanden alle ihre Haltung tadellos. Und sie sah auch gut aus, in ihrem knappen, schwarzen Kleide — durchaus nicht nach der diesjährigen Schneidermode — in dem ihre Figur doch nun auch einmal voll zur Geltung kam. Ihr blondes Haar hatte über dem Schwarz heut einen viel hübscheren und vornehmeren Farbenton. Und dann ihre klare, so wohlthuend gesunde, von reinem Blut belebte Gesichtsfarbe. „Hier der richtige Mann zu," sagte Sanitätsrat Sieveking, „das gibt dann eine Rasse!"

Als der Major kam, hatte er sich zuerst hinter den anderen gehalten und sie angesehen. Erst, als sie dann allein stand, ging er langsam zu ihr. Sie ließ ihn kommen. Aber dann war es doch ein fester Händedruck gewesen. Eigentlich ein Händedruck, aus dem er nun die Kraft nahm, mit leidlich ruhigen Nerven an das alles heut heran zu gehen.

Und dann hielt er sich eine ganze Zeit lang so, daß er sie von weitem beobachten konnte. Ihre sichere Haltung that ihm wohl. Fast Freude machte es ihm, ihr zuzusehen, die richtige blonde Hausfrau, alles gut und beruhigend, so wie sie's macht, eine tief heimatliche Figur — und so verlor durch sie die ganze Lage langsam alles Schwierige und Peinliche.

Und ein Augenblick war, wo es ihn plötzlich brannte, als eine beschämende Grausamkeit, die er gegen sie verübte, daß er sie hier so drin ließ, in ihrem einsamen Kampf gegen das Verderben in ihrer Familie, das Verderben, das durch die Generationen

herunter kam, Vater und Mutter ihr nun zermalmt hatte und nach Bruder und Schwester ihr nun griff, gegen das sie ihre Schultern stemmte und es sichtlich doch nicht aufhalten konnte. So einen Menschen, nein, der verdiente es, daß man ihn hier herausnahm und in freie, vernünftige Verhältnisse hineinsetzte, wo ihm dann ganz anders alles unter seinen Händen gedeihen und Segen werden mußte für alle um ihn . .

Und wer ihre Lage einmal so gesehen und verstanden, sicher, der durfte und konnte sie nun auch nicht hier so sich opfern lassen . .

Wie der Major diesen Gedanken mit einer ihn elektrisierenden Begeisterung erfaßt hatte, redete ihn der Graf an.

„Nun, Nantrow, Alterchen," sagte er, „was macht I h n e n denn den Kopf heiß — bißchen dumpfe Luft hier, nicht? Prachtkerl, die Helge, und das Jüngste ist inzwischen nun auch schon 'n ganz fixer kleiner Balg geworden. Haben Sie bemerkt, der Erich Malzehn scheint Augen dafür zu haben. Na, für die ist mir nicht bange, die kratzt sich schon noch einen an. Bißchen kränkliche Farbe — nu, zu der Zeit hatte mein alter guter seliger Gränitz ja auch schon einiges hinter sich. Leider wenig mit!"

„Erbt mal bei mir mit," sagte der Major.

„Ordentlich?"

„Ja nun, so nach meinen Mitteln . ."

„Schon schriftlich?"

„Schriftlich noch nicht."

„Ist ja auch noch lange hin, Nantrow."

„Kann man nicht wissen."

„Na nu! Und wenn Sie inzwischen heiraten?"

„Werd' ich wohl keiner anthun!"

„Was das für Reden sind! Kerl wie Sie. Knappe vierzig. Keine Hypochonder. Ihnen fehlt nischt, als 'ne stramme Frau und'n Puckel voll Sorgen. Landwirt sollt'n Sie werd'n — hab'n Sie welche. Übrigens darf man davon reden, wegen der Kleinen? Sie wissen, Rostocker Zeitung und der Alte auf Stojahn, die behalten Neuigkeiten nicht gern bei sich . . na schön, is ja auch Chance mehr für das Mädel . . Sagen Sie, Nantrow, haben Sie Gränitz eigentlich noch 'mal gesprochen?"

„Gesprochen?" Der Major hatte jetzt ein so tiefgleichgültiges Gesicht, folgte von weitem mit müden, ruhigen Augen über die Leute vor ihm weg Helges Bewegungen ohne den Kopf dabei zu drehen. „Ja, sogar umgebracht, wenn Sie wollen."

„Na nu — Alterchen . ."

„Ja, wir begegneten uns, ganz zufällig. Kamen miteinander zu reden . . dabei gab es dann einen difficilen Moment . ."

„Ja . .? Natürlich! Und . .?"

„Alterierte sich . . herzkrank . . Schlag . . that mir furchtbar leid hernach! Nein, sicher! Dachte übrigens, hätte sich schon 'rumgesprochen?"

„. . Also solang. Alle Welt meinte, würden ihn vor Pistole kriegen . ."

„Ach, Farce!"

„Na und da sagen Sie umgebracht zu! Ist doch wieder einer von Ihren schöngeistigen, spinnebeinigen Ausdrücken. Umgebracht das heißt hierzulande mit Wagenrunge oder Ortscheit vor'n Kopf gehau'n, Kugel oder Messer zwischen die Rippen . . Nein, nu sehen Sie bloß 'mal hin, wie Pastor Starck da sein'n Braten hin- und herdreht — der weiß nu auch noch nicht recht, ist unser Seliger jetzt beim Deibel oder nicht? Übrigens — Landwirt — bleiben Sie denn nun 'mal wieder 'n büschen im Lande? Wissen Sie, Major, Ihnen könnte man sagen: ‚Bleib' im Lande — dein Pächter nährt sich rötlich' . . Ich fürchte, wenn dem seine Zeit 'mal um ist . ."

„Na, ich kündige ihm doch nicht. Und er wohl auch nicht."

„So? Nu, der sieht sich jetzt schon unter der Hand nach etwas Eignem um. Ich weiß es durch Hilgendorff. Hat schon was hinter sich gebracht bei Ihnen. Schade, Sie sind kein Landwirt. Sonst, Nantrow verdiente es. Nantrow auf Nantrow, fühlen Sie nicht, da steckt eigentlich 'ne Pflicht drin', wie? Ah, da kommt ja endlich auch der kleine Heine" — der alte Herr dämpfte seine Stimme noch ein wenig mehr — „der Junge soll ja diesmal in Berlin ganz was besonders ausgehoben haben. Wichard brachte uns die Geschichte mit. Wichard meint, der kann froh sein, daß er noch so mit blauem Auge 'rausgekommen ist. Wissen Sie davon?"

„Wovon? Heine? Nein . ."

„Ja . . das kleine Fräulein Ziebinger . . Marie Ziebinger! 'ne Theatersche. Wollte ihn heiraten. Keine Menschensseele verstand das. Bis endlich 'ne Kollegin drauf kam. Ja, das kleine Fräulein Ziebinger . . der erschien es wünschenswert . . innerhalb

einer gegebenen Frist . . jemanden zu heiraten . . und da hielt sie unsern kleinen Heine für bieder genug zu . . und für genügend in sie vernarrt . . so daß er sich am Ende eines Tages noch gefreut hätte, für sie . . die Anzeige auf das Standesamt zu bringen . . und zum Glück kam dann 'mal die betreffende Kollegin in ihre Garderobe, wie es heißt, oder was oder wie . . kurz, sie knöpften Heine die Augen auf — aber, sollte man nicht meinen, wie er da 'rumgeht, der hat den Humor von der Sache noch nicht mal erfaßt . . mein Jungchen, das thäte mir leid um dich! Nu, was sagen Sie dazu, Major?"

„Ich? Ich meine, daß man natürlicherweise in Gemeinheiten hineingezogen wird, sobald man sich mit Menschen einläßt."

Der Graf sah Nantrow mißtrauisch an. Und dann stand Pastor Starck auf und ging hinaus, um sich in Heines Zimmer umzukleiden. Und man fing an, sich nach unten in Bewegung zu setzen.

„Bleiben wir zusammen?" fragte der Graf.

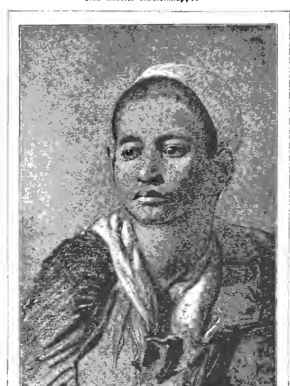
„Bitte, gern!"

— — — — — — — — — — — —

Pastor Starck war ja mit einer blaugefrorenen Nase angekommen, und die Knechte sagten, beim Übersetzen über den Strom im Eis hätte er sie sehr zur Vorsicht ermahnt, und als er sich restaurierte, hatte er auch noch ein ziemlich hilfloses Gesicht — aber dann, als er im Ornat war und nun mußte, da kam denn die Inspiration über ihn.

Das sei ja nur der allerkleinste Teil vom Leben des Verstorbenen, den wir hier hätten übersehen können, sein ganzes Vorher kennten wir nicht — und wie sich da innerhalb der Leiblichkeit anderer schon durch die ganze Reihe der Generationen herunter, immer unter dem Druck der Erbsünde, immer unter der Einwirkung der Erdenlage und Neigungen seiner Vorfahren, der Ansatz zu ihm und seinem Wesen gebildet — davon wüßten wir nichts oder doch nur verzweifelt Weniges und Oberflächliches. Seien nun aber geneigt, alles was davon an ihm und seinem Thun dann zur Erscheinung kam, ihm persönlich anzurechnen. Als ob diese kurze Spanne Zeit im Leben eines ewigen Menschen, die er auf Erden verbringt, überhaupt so wesentlich und wichtig sei. Und von seinem jetzigen Nachher von Ewigkeit zu Ewigkeit wüßten wir auch nichts. Vollendet

Aus unserer Studienmappe:



Studie von Wilhelm Gentz.

nach seinem Tode und zur vollen Verklärung geführt würde eine jede christliche Erdenexistenz, dafür hätten wir eine heilige Zusicherung. Aber auch, wenn wir diese gar nicht in Anschlag brächten, sobald wir überhaupt nur an ein Fortleben der Seele glaubten, träfe es zu. In dem ruhigen, bedürfnislosen Leben, das die Seele dann führe, fiele jede Versuchung weg. Ihr eigenes ungestörtes Leben lebe sie. Und das könne nur Harmonie sein. Alle Erdenstürme schwiegen nun für sie . . die Narben heilten aus. Die Erinnerung an alles Drückende und Ängstigende hier unten verwische sich. Schon auf Erden verkläre und verschöne ja stets Erinnerung das Vergangene und Überwundene. Alles, alles, was uns hier zu geringen, armen, unzufriedenen, hin- und hergeworfenen Kreaturen gemacht, sei nun hinter ihr . . ja, ein schöneres Jenseit, ein schöneres ewiges zweites Leben erwarte die Verblichenen.

Und so malte er mit Worten, die er stark und rührend zu machen suchte, so recht aus seiner Herzenszuversicht heraus, den Zustand der Vollkommenheit und seligen Friedens aus, der uns bevorstünde.

Darum auch ändere sich, wie durch Instinkt, sobald nur einer uns gestorben, unser ganzes inneres Verhältnis zu ihm — als ahnten wir, welch tausendfach idealere Existenz er nun führe, denn wir . . wie er nun anfinge, weit, weit, auch über unsere erdenmöglichste Reinheit hinauszuwachsen . . Und so schließe er, als Diener des Wortes, mit des Simon Petrus Wort an den, der regungslos jetzt vor ihm läge: „Im Namen Jesu Christi von Nazareth, stehe auf und wandle!"

Und das alles trug er mit starker Stimme und in tiefer priesterlicher Erregung vor, sodaß sich wirklich dadurch zwischen dem Toten und allen im Zimmer ein ganz anderes Verhältnis herzustellen begann, als vorher, ehe er geredet.

— — — — — — — — — — —

Während der Rede hatte ja Helge nun nicht an die Thür der Mutter gehen können, um zu hören, wie sie sich verhielte — und als sie vorher zuletzt noch dagewesen, war es ihr eigentlich vorgekommen, als stünde die alte Frau dahinter, ganz still, und horchte auf die Vorgänge. Sowie sie jetzt aber frei kam, ging sie in den Salon.

Ja, da sah sie, wie die Mutter eben um den Flügel herumschlich, ihre Thür hinter sich offen, die Augen auf die Vögel in dem großen Fensterkäfig, die Arme hängend, aber die Finger gekrallt, wie zum Greifen und Würgen. Und sie merkte auch nichts von Helges Eintritt.

„Nun, was willst du," rief Helge die alte Frau an, „willst du die Vögel umbringen?"

Hinter Helge ging die Korridorthür auf, und der Major kam herein, im Pelz, auf der Suche nach seinem Hut, wie es schien.

Die Mutter erschrak. Sie schrak zusammen, daß sie fast in die Knie sank. Und dann lief sie sofort an ihre Thür. Aber sowie sie diese erreicht, drehte sie sich um, die Hand auf der Klinke, und machte Helge ein höhnisches Gesicht. Dann lachte sie laut auf, schlug die Thür hinter sich zu und riegelte sich wieder ein.

„Sie muß in eine Anstalt!" sagte der Major.

Helge drehte sich finster zu ihm um.

„Nein, Helge," fuhr er fort, „das verlange ich nun, in aller Festigkeit. Darauf bestehe ich auch. Diese Eindrücke . .! Und wenn Sie nicht wollen, so habe ich diesmal die gesetzlichen Handhaben, es durchzusetzen."

„Nun so haben wir also wieder eine Autorität im Hause, wie es scheint!" sagte Helge.

„Sicher nicht. Aber Sie wissen, liebe Helge, das Notwendige thue ich schon. Übrigens merke ich Ihnen an, an verschiedenem, Sie selbst haben nun nachgerade auch diese Dinge hier lange genug . ."

„Bitte," unterbrach sie ihn heftig mitten im Satz, „um mich braucht sich niemand zu kümmern!"

„Nun, es ist jetzt nicht die Zeit dazu," sagte er, in ruhigem festen Ton, „wenn Sie erlauben, komme ich nachher zu Tisch, nachdem die anderen fort sind, und wir sprechen darüber."

Dann nahm er seinen Hut und ging hinaus. — — —

Wie sie nachher zurückkamen, war die Stimmung eine völlig andere.

Namentlich bei den Gästen. Die Kölder hatten sich gleich am Strome verabschiedet. Aber die über das Fließ gekommen waren, restaurierten sich natürlich im Hause erst noch ein wenig, ehe sie dann ihre Schlitten wieder bestiegen.

Von dem Verstorbenen war jetzt schon lange eigentlich nicht mehr die Rede. Von Wahlen und allerlei Vorkommnissen in den

Familien wurde gesprochen, von den Hafenbauten in Kölde und Besuchen in Berlin am Hofe und Avancements und dem Religionswechsel in einer regierenden Familie. Ja, die Vergangenheit des Gränitz schien nun eingesargt, und die Zukunft schien einzusetzen. Man stieß ja nicht miteinander an, aber man trank sich doch zu, und als die Herrschaften dann aufbrachen, hatten die Kutscher inzwischen die Glöckchen eingehängt, und die Schlitten fuhren in großer Karawane mit Geläut vom Hofe vor.

Und dann stand die Familie mit dem Major und Cegadelo allein unter dem Überbau, und sie sahen dem letzten Schlitten nach, der davon fuhr, in den hellen Wintertag hinein. Die weiß- und rotgestreiften Decken über den Pferden bauschten im Winde, die Schellen klangen, die Insassen grüßten zurück.

Alle hatten sie beim Abschiede Helge noch die Hand gedrückt, ihr etwas Freundliches gesagt und sie eingeladen, und ihr war ganz flau davon.

„Na, ich leg' mich nu irgendwo 'n Augenblick hin," sagte Heine, „seien Sie mir nicht böse, Major, irgendwo, wo ihr's warm habt . . drei Uhr muß ich wieder weg."

„Komm' rauf zu mir, auf mein Sofa, ich deck' dich zu und laß dich dann allein . ." sagte Viola.

„Schön!"

Wie sie mit ihm allein oben war, war sie aber doch neugierig.

„Na — wie geht's denn nu eigentlich — so im allgemeinen, alter Boy?" fragte sie.

„Danke. Pump' mir'n Dhaler für die Rückreise, dann kann ich unterwegs zu Mittag essen . ."

„Na, Heine . ."

„Nu ja. Der siebzehnte heut. Nicht? Oder so ungefähr. Übrigens 'n Schinken könnt' ihr mir mal schicken. Sag du's ihr. Ich rede nicht drum. Sonst serviert mir auch mein Max von seinem Kommißbrot."

„Ich denke, der Major . .!"

„Ja, der Major — als ob das nicht ohne weiteres eingesiegelt weiter gegangen wäre."

„Und die Presse?"

„Bitte, sei still von der Presse!!"

„Na . . und . . deine Marie . ."

„Höre . . du!! Nimmst du noch einmal den Namen in den Mund . ."

„Schlag' mich doch, ja!"

„Nein, Viola . . das Mensch!! O Gott, das Mensch!! Nu' still, Kleine, 'raus! Bitte . . mach'. . Laß mich man jetzt den Augenblick hier in Frieden liegen . . was kramst denn da noch 'rum in deiner Kommode?"

„Da . . hörste, wie's klingt? Eigentlich halten wir es hier ja mit der Naturalverpflegung . . aber . . es sind meine einzigen drei Goldstücke . . Und noch vor Weihnachten kriegst du 'ne Kiste. Nein, weißt du, du kannst ein'm zusetzen! Ach was, ‚danke schön' . . nu laß mich aber einige Zeit in Frieden!"

— — — — — — — — — — — —

Wie Helge so mit dem Major unter dem Überbau allein stand, schien es ihr mit einem Male ganz unmöglich, da nun wieder hinein, in das Haus . . Fast wie einst Heine, an jenem Sturmtage, als sie ihn vom Dampfer holte, schauderte ihr jetzt vor dieser kleinen Thür.

„Gehen wir erst einmal durch den Garten?" sagte der Major, der es sah.

„Richtig — Sie wollen ja jetzt hier reformieren!" wandte sie sich zu ihm. „Nun, gleich, bitte einen Augenblick."

Noch einmal an der Mutter Thür wollte sie und dann auch im Fluge oben nachsehen, wie weit sie im Saal mit Aufräumen wären. Und als sie so eine bestimmte kleine Pflicht vor sich hatte, da ging es natürlich auch resolut wieder über die Schwelle, wie je . .

Der Major schritt nun inzwischen hin und her, bis an die erste Buche, in deren hohem Gipfel eine Elster zankend saß, und überlegte.

. . Natürlich — alles wies ihn ja darauf hin . . Aber sicher, heut war nicht der Moment dazu! Doch festlegen, ihr Verhältnis zu einander, einstweilen, das konnte man . .

Ja, und weil dies nun immerhin doch noch nicht das ganz Schlüssige und Bindende war, so ging er daran auch mit einem ruhigen Mute, der ihn selbst erstaunte.

Der alte Cegadelo kam noch einmal um die Ecke.

„Ja, Herr Major," sagte er traurig, „wo der Vogel da oben über'm Hause nistet!" Er wies zu der Elster hinauf.

„Natürlich — der ist an allem schuld!" sagte der Major. „Schießen Sie ihn runter, Alter, damit korrigieren wir das Schicksal."

„Nu gewiß, mit Schießen!" erwiderte der Alte.

Der Major sah ihn scharf an. Aber sicher, das Wort meinte nichts.

„Nä, das Schießen un Hauen hab' ich mich nu' doch abgewöhnt," fuhr Cegadelo harmlos fort. „Früher, wenn man einen durchhaute, ja, das war ja denn wohl gewöhnlich ganz in der Ordnung und meist recht gut angebracht. Aber heut' nennen sie das nu' gleich ‚Körperverletzung', Paddegraph so und so . . Gott in'n hogen Himmel! Ne . . es is nichts mehr, Herr Major . . all das Neue! . . Wie 'n alter morscher Schifferpfahl im Diep kommt man sich vor, an 'ner Stelle, wo sie nu all lange nich mehr lang fahren. Und nu is mein oll' gnäd'ge Herr auch unter die Erde!"

Der Major fühlte, wie gut ihm in diesem Augenblick der Spannung diese ruhige Unterhaltung mit dem Alten that. So blieb bei ihm der Entschluß unverändert.

„Ja, habt Ihr denn eigentlich Euer Geld von ihm wieder?" fragte er.

„Wo sollte er?"

„Na, ich bin Euch gut dafür, Cegadelo!"

„Ne, ne, Herr Major, das muß nu auch so bleiben, zwischen ihm und mir. Er konnte ja wohl wirklich nich. Sonst wär' das sicher sein erstes mit gewesen. Na — nu hab' ich hier dafür mein Gnadenbrot — so kapitali—sier' ich mich das in meine Rechnung, da der Herr Major doch danach fragen . . 'nen humpelbeinigen, ausgedienten alten Inspektor, der nu seit diesen heutigen Tag zumal in Gott und die Welt ganz und gar zu nichts mehr nütz' is . ."

„. . und der nur ungefähr dreimal in Gott und die Welt noch Pflichten auf sich hat und dreimal soviel in Gott und die Welt noch leistet, als ich, Alter!"

„Ja, nu, Sie könnten doch . . jeden Augenblick könnten Sie doch. Und müßig gehen, das wär' für mich denn freilich das Allerschwerste, damit käm' ich nicht zu Rand. Aber worum ich kam, Herr Major, der Herr Major werden es ja wohl selbst bedacht haben, ich mein', die Kinder dürfen die Erbschaft sicher man mit Vorbehalt antreten. Vielleicht reden Sie mal davon mit Justizrat Bastien? Denn hinter sich hat er ja nu wohl wirklich nichts mehr gehabt, un' am letzten Enn' kömmt dann noch einen mit Poppieren ihm nachgereist . ."

Da trat Helge aus dem Hause, und der Alte machte sich fort. Der Major sah ihm nach. ‚Brave alte ehrliche Haut,' dachte er, ‚der verlassene Phylax, dem sein Herr gestorben . .'

„Nun, Helge," sagte er, „ich muß Sie um Rat fragen. Ich höre heut — vom Grafen — der Amtmann kündigt mir — ich will dann selbst wirtschaften."

Helge blieb zwischen den beschneiten beiden Buchsbaumhecken der Wegeinfassung wie eine Bildsäule stehen.

„Das wird dann eine interessante Zeit für uns Nachbaren," sagte sie, als sie weiterging, „dann werden auf Nantrow vermutlich die Schweine gemolken, und von den Kühen lassen Sie Schinken machen. So ungefähr stell' ich mir das vor, wenn Sie wirtschaften."

„Ja, natürlich muß eine Frau ins Haus . ."

Da war das Wort gefallen.

„Eine ästhetische?" sagte Helge dann. „Schreiben wir an Isaac Perls, der schickt Ihnen seinen Katalog. Ich helfe Ihnen aussuchen, gern, damit Sie sich nicht bekaufen. Soll es aber mehr eine gute Wirtin sein, so empfehle ich Ihnen Warnecke in Lübeck, ‚Nichtkonvenierendes nehme zurück'!"

„Nun Sie dürfen den Ton jetzt schon nehmen, wie Sie wollen, liebe Helge. Fragen Sie sich doch, zu welchem Menschen in der ganzen weiten Welt einzig und allein hab' ich denn noch eine Gemütsbeziehung? Und bitte, jener eine Mensch, den ich meine, ist der, nachdem nun alles um ihn wegbricht, in seinem Gemüte nicht auch ein wenig . . auf mich . . angewiesen? . . Übrigens sollen Sie mir jetzt nur sagen, ist Hilgendorff der Mann, mir einen zuverlässigen Wirtschafter zu verschaffen, oder wer sonst?"

„Ja, Hilgendorff."

Ihr wurde ganz heiß und unruhig — nun bot sich ihr im Ernste eine Hand. Ja, eigentlich, was stand denn noch zwischen ihnen?

„Sie meinten," fuhr er fort, „ich will nun reformieren. Gewiß! Und réforme bien entendue commence par soi-même. Mich und mein Leben, das fühle ich wohl, das muß ich erst in Ordnung bringen, ehe ich es . . jemand anzubieten wagen darf. Oder abschließen. So liegt es für mich. Und das wissen Sie auch."

Sie senkte die Lider.

„Ja, abschließen . . Helge, das bequemste wäre es. Aber — ganz ehrlich — ich möchte



Vesper. Nach dem Gemälde von A. von Loneing.

es Ihnen nicht anthun — das auch noch — zu allem . ."

Wozu redete er nun bloß so? Bloß etwa, um von ihr einen Ton der Angst zu erpressen. Sollte er so ein Kind sein? Sie sah lächelnd auf.

„Nun — Sie könnten mich ja erst verschnaufen lassen," sagte sie. „Es wird Ihnen ja nicht so eilen. Übrigens sind Sie ein Mann von Rücksichten — das ist klar."

Mit dieser Tonart schuf sie gleich eine ganz andere Stimmung bei ihm.

„Hören Sie, Helge, wenn es noch etwas werden soll mit mir," sagte er in ganz hellem, leichtem Ton, „dann brauche ich Sie. Nein, ehrlich. Dann brauche ich Sie für mich, ganz und gar. Natürlich, das ist ja unverschämt, ein Mensch, wie ich, der schon so schön ins Wackeln gekommen ist. Und ich würde den Mut auch wohl nicht haben, wenn aus dem Brief, den Sie mir nach Salerno schrieben, oder daraus, daß Sie mir da überhaupt schrieben, nicht ein gewisses Vertrauen spräche, das Sie immerhin noch zu mir haben . ."

„Sagen Sie doch wenigstens: „. . ein gewisses mich ehrendes Vertrauen' . . oder so etwas."

„Ja, spotten Sie — aber für Sie auch, Helge, ist jetzt der Augenblick, wo Ihr Leben wieder lichter werden muß, wenn nicht Ihr innerer Mensch — ich darf das schon sagen, nicht? — um seine Weichheit und Güte und seine vornehmeren Eigenschaften kommen soll. Hören Sie, ich kann mich jetzt nach beiden Seiten entscheiden, aber so unendlich gern möchte ich es nach der lichteren hin thun, nach der hellen, dem Leben, der Zukunft, wenn ich wüßte, daß Sie das freute, daß das für Sie ein positiver Impuls wäre, und daß ich auf Sie zählen könnte . ."

Sie ging stumm neben ihm, den Kopf gesenkt.

„Nun, mein Gott," sagte sie schließlich, mit einem merkwürdigen Lächeln, „an mir liegt ja nichts, wenn das einen Wert für Sie hätte, wenn Sie den Versuch wagen wollen . . Aber Sie wissen, den Augenblick, da ich fühle, daß ich Sie enttäusche, geh' ich in die See . ."

„Nun . . meine Helge . . so wollen wir es miteinander wagen!"

„Nun weiter, weiter," drängte sie, „das also wäre Reform für Sie und . . für mich . ."

„Ja, und Ihrer Mutter muß in geeigneter, richtiger Weise ihr Recht werden . ."

„Nun gut — wir wollen den Arzt hören, und ich füge mich. Ja — ach Gott ja — nehmen Sie es in die Hand, alles, sorgen Sie, für mich, bis ich zweimal oder dreimal geatmet habe . ."

„Ja — und Heine — nun, das ist kein Problem. Eine solide, kleine Garnison . . in Mitteldeutschland . . ein richtig bemessener Zuschuß — im schlimmsten Falle ein anderer Beruf."

„Sehen Sie, das alles konnte ich ja nicht durchführen. Und Viola, Freund?"

„Ja, Viola, Helge — für die müssen Sie sorgen. So teilen wir uns gewissermaßen die Geschwister. Sorgen bleiben uns ja, für beide . ."

„Sorgen liegen auch zwischen uns beiden. Immer und immer werde ich ja Angst haben, Ihnen mit meinen Ellenbogen in die Stimmung zu fahren . ."

„Wissen Sie, wenn . . ich . . die Landwirtschaft auf mich nehmen will . . Schinken von Kühen u. s. w. . . dann, sollte ich meinen . . übrigens haben wir ja Zeit, wir können das alles ja in Ruhe harmonisch werden lassen."

„Wieviel werden Sie noch an mir zu thun haben . ."

„Wenn man aufeinander angewiesen ist, wenn man soviel guten Willen seit solange für einander hat! Und im Grunde, behaupte ich, sind wir sogar längst ganz leiblich aufeinander abgestimmt, liebe Helge. Und auf die unbegrenzte Entwickelungsfähigkeit des einen von uns, sobald er erst frei atmet, brauche ich Sie wohl nicht hinzuweisen. Stimmungen — nun, die Stimmungen all dieser schweren Jahre, die legen wir ja heut hinter uns. Was meinen Sie, muß ich . . mit Ihrer Schwester noch einmal reden?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ja, Helge, gut vierzehn Jahre älter bin ich freilich schon, als Sie . ."

„Sagen Sie . . ist denn das so . . ich weiß nicht, hat denn nun wirklich all diese Zeit so viel auf mir gelegen?" fragte sie plötzlich.

Und bei dem eigentümlichen Lächeln, mit dem er antwortete, nahm sie seine Hand und preßte sie an ihre Augen. Und dann gingen sie ins Haus zurück.



Der Fregattvogel und sein Fang auf Nauru.

Von

Dr. O. Finsch.

Mit fünf Abbildungen nach Originalzeichnungen des Verfassers.

Wenn die Vogelwelt der Tropen unzweifelhaft bedeutend reicher und mannigfaltiger ist, als die der gemäßigten Zonen, so gilt dies nur mit Ausschluß der Meere. Gegenüber den zahlreichen Arten und eigentümlichen Formen, welche die Ozeane nördlich und südlich der Wendekreise beleben, zeigt das äquatoriale Meer ein bei weitem spärlicheres Vorkommen gefiederter Bewohner. Unter ihnen vermissen wir vor allem die gewaltigsten ozeanischen Vogelgestalten — Albatrosse —, die häufig noch weit auf hoher See das Schiff, oft tagelang, begleiten und dadurch der Aufmerksamkeit, auch des Laien, nicht entgehen. Je mehr wir uns den Tropen näherten, sind diese majestätischen Flieger immer seltener geworden, endlich ganz verschwunden. Auf der unermeßlichen Wasserfläche zeigen sich nur gelegentlich kleine zierliche Sturmschwalben, seltener Meerschwalben oder einzelne Sturmtaucher, die, meist weit ab vom Schiffe, über den Wellenköpfen schwebend, plötzlich in den Wogenthälern zu versinken scheinen.

Dennoch fehlt es auch im Tropenmeere nicht an besonders charakteristischen, eigenartigen Vogelgestalten, wenn dieselben sich auch im ganzen weniger bemerkbar machen. Zuweilen erscheint das Meer wie ausgestorben. Vergebens späht das forschende Auge nach irgend einem beschwingten Wesen. Da, plötzlich, treffen kreischende Stimmlaute, hoch aus den Lüften, das Ohr! Der Kundige weiß, von wem sie herrühren und was sie zu bedeuten haben: das Überschreiten des Wendekreises und den Eintritt in die heiße Zone! Der beschwingte Schreier ist daher, als Herold der Tropen, sehr passend — Tropikvogel — benannt worden, wissenschaftlich dagegen: Phaëton — „Sohn der Sonne". Bei den Seefahrern mußte er sich mit der minder poetischen Bezeichnung „Bootsmann" begnügen, unter welcher er wohlbekannt ist. Zeigt sich der wenig scheue Vogel doch nicht selten ganz in der Nähe des Schiffes, dem er zuweilen sogar einige Zeit folgt. Dann lassen sich auch die charakteristischen Kennzeichen deutlich wahrnehmen, unter denen die weit vorragenden langen, schmalen, roten oder weißen Mittelschwanzfedern auch dem Laien nicht entgehen werden. Im übrigen sind die Tropikvögel (wissenschaftlich in etwa sechs Arten bekannt), mäßig große Vögel, von vorherrschend weißem Gefieder, die in Wesen, Flug und Stimme am meisten an unsere Raubseeschwalbe erinnern.

d

c

b

a

Abb. 1. Küstenprofil von Nauru (als Beispiel einer gehobenen Koralleninsel).
a. Meer; b. Riff (bei Flut unter Wasser); c. Sandstrom; d. Küste (Korallfels).

In jeder Hinsicht verschieden ist der zweite, besonders auffallende Charaktervogel der Tropenmeere, der Fregattvogel (Attagen aquila), bei den Seefahrern meist unter dem englischen Namen „Man of war hawk" (Kriegsschiff-Falk) bekannt. Er bildet (in vielleicht zwei Arten), den Typus einer eigenen Familie, die sich

zunächst den Pelikanen angliedert, mit diesen aber eigentlich nichts gemein hat, als eine nackte Kehlhaut. Dieselbe ist indes nur für das Männchen von Bedeutung, worauf ich noch zurückzukommen habe.

Unsere Abbildung zeigt die Eigentümlichkeiten des merkwürdigen Vogels, in Formgestaltung, Haltung und Flug, zum erstenmale nach dem Leben und wird somit eine bessere Vorstellung geben als die ausführlichste Beschreibung. Es sind daher nur wenige ergänzende Bemerkungen nötig. So zunächst betreffs der Färbung des, nach Alter und Geschlecht, sehr verschiedenen Gefieders. Alte Männchen sind nämlich glänzend schwarz, Weibchen und junge Vögel dagegen mehr dunkelbraun, an Kopf, Hals und Unterseite fast ganz oder nur zum Teil weiß. Der Nestvogel trägt ein weißes langflaumiges Dunenkleid. Die Größe des Fregattvogels wird häufig übertrieben, und entspricht in der Flügelspannung (ca. 230 Centimeter) ungefähr der unseres Steinadlers. Weibchen sind übrigens ansehnlich größer als die Männchen. Die Fregatte erscheint aber viel schlanker und schmächtiger, wozu, bei verhältnismäßig kleinem Körper, die langen, aber schmalen Schwingen und der lange Gabelschwanz nicht wenig beitragen. Die kurzen und schwachen Füße sind kaum zum Gehen geeignet, zum Schwimmen aber völlig untauglich. Letzteres ist um so auffallender, da die Zehen doch mit halben Schwimmhäuten versehen sind.



Abb. 2. Fregattvögel (Attagen aquila). Dünenjunges, Weibchen, balzendes Männchen.

Aber entgegen früheren Angaben ist thatsächlich niemals ein Fregattvogel schwimmend beobachtet worden und, wie ich hinzufügen will — auch nicht tauchend. Er gehört daher dem Reiche der Lüfte an, in welchem er für die Tropenmeere König ist, einmal als der Größte, und dann wegen seiner hervorragenden Flugbegabung. Der Flug des ruhig ziehenden Fregattvogels erinnert am meisten an den von Adlern und Geiern. Wie bei diesen folgt auf wenige langsame Flügelschläge, ein minutenlanges Schweben oder Kreisen bei unbeweglich ausgebreiteten Flügeln. Größere Scharen ziehender Fregatten, wie ich sie einigemale bis zu 50 Stück und mehr beobachtete, bieten ein an Wanderzüge unserer Störche erinnerndes Flugbild: erst eine Strecke in gerader Richtung, dann bewegt sich der Trupp in weiten Kreisen langsam vorwärts. Der lange, im Fliegen meist geschlossene Schwanz, welcher den lang ausgestreckten Beinen eines fliegenden Reihers ähnelt, kennzeichnet übrigens den Fregattvogel schon von weitem.

Die meisterhafte Fluggewandtheit kommt indes erst beim jagenden Fregattvogel zur vollen Geltung, der seine Nahrung — lediglich an der Oberfläche schwimmende Fische und Cephalopoden — in der eigenartigen Weise des Schmarotzer-Milans erwirbt, das heißt meist durch Freibeuterei! Dieselbe wird überall betrieben, wo andere Meeresvögel, namentlich Tölpel und Meerschwalben, friedlich ihrem Fischereigewerbe nachgehen, ganz besonders aber an den gemeinschaftlichen Brüteplätzen. Hier lauern die Fregatten förmlich auf die aus See zurückkehrenden Nährvögel, um aus deren wohlgefülltem Kropfe ihren Tribut einzutreiben. Derselbe wird natürlich nicht freiwillig hergegeben, sondern erst nach mehr oder minder langer, hartnäckiger Verfolgung. Dabei entwickelt sich ein interessanter Kampf im Wettfliegen, in welchem indes die größere Geschicklichkeit und namentlich Ausdauer der Fregatte stets den Sieg erringt. Hart

bedrängt speit nämlich der verfolgte Vogel, um sich zu erleichtern, einen oder ein paar der gekröpften Fische aus, die, noch ehe sie das Wasser berühren, der Fregatte zur Beute fallen. Nur einmal sah ich eine Fregatte selbst einen Fisch von der Oberfläche des Meeres aufschnappen, um den sie sich aber bald mit einem anderen Artgenossen zu streiten hatte.

Diese eigenartige Ernährungsweise ist wohl auch Ursache, daß man Fregattvögel so selten auf hoher See antrifft, wenn ausnahmsweise einzelne auch bis 660 Seemeilen (= 165 geographische Meilen) vom nächsten Lande beobachtet wurden, wie ein paarmal sogar tief im Binnenlande (Kansas in Nordamerika). In der Nähe von Küsten oder doch nicht zu weit aus Sicht derselben, sind dagegen Fregattvögel in gewissen Gebieten keineswegs selten und zeigen sich paarweise, in kleinen Trupps, ja zuweilen in großen Flügen. In der Regel ziehen sie aber hoch, oft sehr hoch, vermeiden meist die Nähe eines Fahrzeuges und entgehen dadurch bei weitem mehr der Aufmerksamkeit als andere Meeresvögel, z. B. der bereits erwähnte Tropikvogel. In den wenigen Fällen, wo Fregatten versuchten, sich auf ein Schiff niederzulassen, handelt es sich um erschöpfte Tiere, die zu weit vom Lande verschlagen wurden. Ich selbst habe nur eine derartige Beobachtung zu verzeichnen: Schiffsort etwa 100 geographische Meilen vom nächsten Lande (Hawaii).

Am bequemsten lassen sich Fregattvögel an ihren Brüteplätzen beobachten, meist einsame Inseln oder der Küste vorgelagerte Felsen, die, von Brandung umtost, nicht immer leicht erreichbar sind. Innerhalb des ungeheuren, über die ganze Tropenzone sich erstreckenden Verbreitungskreises, gibt es, von den Bahamas bis zu den Galapagos, eine so große Anzahl solcher Brüteplätze, daß hier auf nähere Angaben verzichtet werden muß. Den natürlichen Verhältnissen entsprechend ist der größere Teil über die Südsee verbreitet, in welcher fast alle der zahlreichen Atollgruppen eine oder mehrere Niststätten von Fregattvögeln aufzuweisen haben. Während der Saison entwickelt sich dann hier ein Vogelleben, das dem hochnordischer Vogelberge zuweilen kaum nachsteht, und wie dort meist mehrere Vogelarten vereint. Dabei behauptet indes jede Art einen gewissen Bezirk für sich.

Schon in der Ernährung, namentlich auch der Jungen, auf andere angewiesen, siedeln Fregatten mit Tölpeln, Pelikanen oder verschiedenen Arten Meerschwalben zusammen oder doch in deren Nähe. Immer bilden letztere Vogelarten den bei weitem größeren Hauptteil der Gesamtmasse und zählen, gegenüber Hunderten von Fregattepaaren, nach Tausenden und Hunderttausenden. Peale, der eine solche gemeinschaftliche Brutkolonie auf Houden-Insel im Paumotu-Archipel antraf, vermag die ungeheuere Zahl der Individuen auch nicht annähernd zu schätzen. Keine Feder ist imstande, auch nur ein schwaches Bild von dem wechselvollen Leben und Treiben einer solchen Kolonie zu entwerfen, in deren Nähe es keinen Augenblick von tausendfach krächzenden und kreischenden Stimmen ruhig wird.

Und das ist erklärlich! Herrscht doch die Zeit der Liebe, welche gerade in der so leicht erregbaren Vogelwelt besonders stark hervortritt und mancherlei eigentümliche Sondererscheinungen hervorruft. Auch beim Fregattvogel fehlen solche nicht. Sonst völlig schweigsam, stumm, läßt er jetzt seinen kurzen rauhen Schrei hören und beteiligt sich, in beiden Geschlechtern, an der allgemeinen Lärmmacherei. In besonders auffallender Weise zeigt sich aber die hochgradige Erregtheit bei den Männchen durch Anschwellen des nackten roten Kehlsackes. Ähnlich wie beim brünstigen Kropftäuber wird jetzt mit Aufblasen des Kehlsackes ein eigenartiges Liebesspiel getrieben. Die Dehnbarkeit desselben ist freilich unglaublich, da der Umfang des aufgeblasenen Sackes zuweilen dem des übrigen Körpers fast gleichkommt (Abb. 2). Eine Anzahl solcher balzenden Fregatten, im Gelaube eines Baumes sitzend, gibt in der That ein groteskes, in der ganzen Vogelwelt einzig dastehendes Bild. Im Fliegen wird der Kropf nur gelegentlich und minder stark mit Luft gefüllt, aber auch dann verleiht der sonderbare Schmuck dem Vogel ein höchst merkwürdiges Aussehen.

Das Ziel der mehr oder minder ausgedehnten Wanderungen der Fregatten gilt eben dem Brüteplatze, der, wie bei allen kolonienweise nistenden Vögeln, alljährlich nur während der Fortpflanzungsperiode bewohnt ist. Schon in der Südsee fällt die letztere in sehr verschiedene Monate und

dauert an drei bis vier Monate. Denn die Fregatten kommen, wie die meisten Zugvögel, nicht zugleich an und brüten auch nicht alle in derselben Zeit. Während viele Paare nur die alten Nester auszuflicken haben, müssen andere erst zu Neubauten schreiten. Diese Nester gehören freilich mit zu den liederlichsten Konstruktionen und bestehen in nichts als ein paar handvoll loser zusammengelegter Zweige und Äste. Dieses Material wird zum geringsten Teile aus dem Meere aufgefischt, meist aber von den Nestern anderer Kolonisten gestohlen; die Fregatten bleiben also auch darin ihrem Schmarotzertum und Diebsgewerbe treu.

Der Standort der, stets kolonieweise gruppierten, Nester ist je nach der Lokalität verschieden; bald auf Bäumen, Sträuchern oder, wenn diese fehlen, auf dem bloßen Felsen, wie z. B. auf den Bahamas oder Enderby-Insel in der Südsee. Hier stehen dann die Nester so dicht, daß man zuweilen kaum treten kann, während Bäume, je nach der Größe, mehr oder minder zahlreiche Nester aufzuweisen haben. Wie am Nestbau beteiligen sich auch am Brüten beide Geschlechter und zwar so eifrig, daß sie sich gar nicht stören, ja mit Händen greifen lassen. Dabei ist Vorsicht zu empfehlen, da die Vögel um sich beißen und mit ihrem scharfen Hakenschnabel empfindlich verwunden können. Das Nest enthält stets nur ein mäßiggroßes Ei (ca. 70 Millimeter lang, 45 Millimeter breit), von kalkweißer oder bläulichweißer Färbung. Es ist noch nicht bekannt, nach wieviel Tagen das Junge ausschlüpft, ebenso wielange das letztere bis zum Ausfliegen braucht. Mit dem Verlassen des Nestes sind übrigens die jungen Vögel vollständig flugfähig und üben sich bald im Erhaschen von Beute. Treibende Blätter oder Aststäbchen werden mit dem Schnabel vom Wasser aufgelesen, mit in die Luft geführt, hier fallen gelassen und wieder aufgeschnappt, ehe sie das Meer erreichen, alles in treuer Nachahmung der Alten.

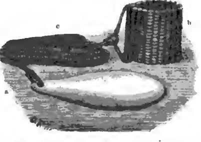


Abb. 3. Fanggeräte für Fregattvögel (Nauru): a. Bola aus Tridacnamuschel; b. Daumenring; c. Leine.

Der Nutzen des Fregattvogels für den Menschen ist kaum nennenswert und beschränkt sich nur auf die Federn, die von einigen Südseeinsulanern (z. B. den Marshallanern) zu Schmuck verwendet werden oder wurden. Überraschend und neu ist aber die Mitteilung von Andrews, daß das Fleisch der Fregatte sehr gut schmeckt. Für die geringe Bevölkerung der kleinen Weihnachtsinsel im Indischen Ozean (westlich von Java) bilden Fregattvögel in der That die Hauptnahrung. Man bemächtigt sich der Vögel in ebenso einfacher als origineller Weise, indem ein Mann in die Krone eines hohen Baumes klettert, hier so laut als möglich schreit und dabei ein rotes Taschentuch schwenkt. Dadurch werden die Vögel nämlich herbeigelockt und umkreisen nun bald in großer Anzahl den Vogelmörder, der mit einer an zehn Fuß langen Stange einfach alle von ihm erreichbaren Vögel herunterschlägt. Fregattvögel scheinen daher recht neugierig, dummdreist und auf rotes Zeug versessen. So sah schon Chamisso solche Vögel nach den roten Wimpeln des Schiffes stoßen.

In demselben Maße, in welchem die fliegende Fregatte zu den elegantesten und nobelsten Vögeln zählt, erscheint sie auf dem Lande als eine der denkbar langweiligsten Vogelgestalten. Anscheinend völlig teilnahmslos hockt sie stundenlang auf derselben Stelle, wendet höchstens einmal den Kopf, gibt keinen Laut von sich, außer dem eigentümlichen Schnabelgeklapper bei Annäherung einer fremden Erscheinung. Gefangene Fregattvögel sind daher nichts weniger als unterhaltend, zählen aber zu den größten Seltenheiten, die nur wenige zoologische Gärten gelegentlich aufzuweisen haben.

Dennoch ist der anscheinend so stupide Vogel zähmbar, ja sogar dressurfähig. Diese Kunst verstehen indes nachweisbar nur die

Bewohner der Ellice-Inseln, einer kleinen Atollgruppe südlich vom Gilpert-Archipel. Hier sieht man, wie Dr. Gräffe und Whitmee übereinstimmend berichten, fast vor jeder Hütte auf Stangengerüsten zahlreiche, zahme Fregattvögel, die, aus dem Neste aufgezogen, derart gezähmt sind, daß sie frei aus- und einfliegen. Weit auf See ihrer Nahrung nachgehend, kehren sie stets auf ihre Sitzplätze zurück. Wie ausgezeichnet würde es sein, Fregattvögel nach Art unserer Brieftauben zu dressieren? Eine „Fregattvögelpost" wäre in der That nicht übel, namentlich für den Briefverkehr in der Südsee!

In sehr unerwarteter Weise wurde ich nicht wenig durch zahme Fregattvögel auf Nauru überrascht, die man hier zum Sport hielt, und freute mich noch mehr, den interessanten Fang kennen zu lernen, der in seiner Art durchaus eigenartig und einzig dasteht. Man bedient sich dazu nämlich einer Art Bola, d. h. einer langen Schnur, an der ein Gewicht befestigt ist, wie es unsere Abbildung zeigt. Früher wurden diese klöpselförmigen Gewichte aus Muschel (Tridaena) oder derbem Kalkspat (von Banaba) geschliffen, jetzt verfertigt man sie aus paßlichen Stücken eingetauschten Eisens oder Messings, die in der obigen Form zurecht geschliffen werden. Die an 23—28 Meter lange Schnur, aus feinstem Kokosfasergeflecht, ist am anderen Ende an einem eigentümlichen Fingerring befestigt. Derselbe besteht aus 30—35 Millimeter langen Abschnitten von Federschäften des Fregattvogels, die sehr kunstvoll zusammengeflochten sind. Dieses überaus einfache Fanggerät ist schon deshalb sehr interessant, weil es ethnologisch nur ein Analogon aufzuweisen hat und zwar in den Wurfkugeln (Bolas), welche in Patagonien zum Fange von Straußen (Rheas) und Llamas verwendet werden. In der Wirkung gleich, unterscheidet sich die Bola der Nauruaner im Gebrauch doch sehr erheblich, da man fliegende Vögel damit fängt, eine Methode, die sonst nirgends mehr vorkommt.

Als Unterschlupf für den Fänger dient eine, nahe dem Riff, roh und sperrig aus Stangen errichtete, etwas über mannshohe laubenartige Hütte, zu der man wohl auch bereits vorhandene Sträucher zurechtkappt. Auf dem schrägen Dache dieser Hütte hocken die Lockvögel, zahme Fregatten, die in gewohntem Phlegma sich nicht rühren und, obwohl nicht angebunden, keinerlei Flug- oder Fluchtversuche machen. Vielleicht wird dies durch eine, um den Oberarm gebundene Schnur verhindert, an welche ein blattförmiges oder rundliches, kleines, flaches Brettchen befestigt ist. Von der Hütte aus würden Fregatten nämlich sehr leicht abfliegen können, wozu sie bekanntlich von einer ebenen Fläche aus nicht imstande sind.

Während Lockvögel vorüberziehende Wildlinge gar nicht beachten, unterbrechen letztere nicht selten ihre Zugrichtung, um, oft aus weiter Ferne, nach der Hütte abzuschwenken.



Abb. 4. Fregattvogelfang auf Nauru.
Eingeborene auf heranziehende Fregatten lauernd; Laubhütte mit Lockvögeln

Langsam kommen sie, einzeln oder zu mehreren, näher, bis schließlich einige über der Laube kreisen, um in eleganten Schneckenwindungen, hoch aus der Luft, allmählich tiefer herabzuschweben. Wie die scharfen Augen der Wildlinge ihre gefangenen Kameraden längst erspäht haben, so können ihnen auch die Fänger (meist zwei Mann) nicht entgehen, die lauernd um die Laube schleichen und das Fanggerät weidgerecht bereit halten. Der Fingerring steckt am Daumen der linken Hand, welche auch die sorgsam zusammengelegte Schnur hält; die Rechte hat das Wurfgeschoß zu entsenden. Wie bereits erwähnt, sind Fregatten aber ebenso neugierige als arglose Vögel, die in den regungslosen braunen Gestalten nichts als harmlose Eingeborene vermuten, ahnungslos vor der jeden Augenblick drohenderen Gefahr. Noch ist der Vogel zu hoch! Denn mit der Sicherheit des weidgerechten Jägers weiß auch der Fregattfänger genau, wie weit sein Geschoß trägt, um den günstigen Moment wahrzunehmen. Jetzt senkt sich der Vogel etwas mehr herab; nur noch ein paar Augenblicke Geduld. Da — jetzt! Blitzschnell saust die Bola, fast lotrecht, in die Luft! Der meisterliche Wurf hat das Gewicht mit der Schnur um Körper oder Flügel des Vogels geschlungen, der als unverletzte Beute herabfällt, die mit Jubelgeschrei begrüßt wird. Bald sitzt der Freie im Reiche der Lüfte mit derselben Gelassenheit wie seine Kameraden auf der Laube und hilft mit diesen weitere Opfer heranzulocken.

Nach meinen Erkundigungen findet dieser eigenartige Vogelfang auf Nauru im Juni und Juli statt, wahrscheinlich im Zusammenhange mit einer gewissen Zugzeit der Fregattvögel. Der Fang wird nur von Häuptlingen zum Sport betrieben, die meist selbst Meister, in der Regel aber Leute dafür halten, wohl um den lästigen Tabu-Vorschriften zu entgehen. Nach denselben darf nämlich der, äußerlich durch schwarze Striche über Backen und Kinn, „tabuierte" Fänger nicht in seiner Hütte schlafen oder ein Kanoe gebrauchen, erhält sein besonderes Essen und muß vor allem sich fern vom weiblichen Geschlecht halten, die eigene Frau natürlich einbegriffen. Solche Satzungen, die in ähnlicher Weise, namentlich für Jagd und Fischfang, bei vielen Südseebewohnern gelten, sind übrigens keineswegs launenhafte

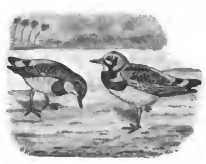


Abb. 5. Steinwälzer (Strepsilar interpres). Rechts: Männchen, links: Weibchen.

Spielereien, sondern von eminent praktischer Bedeutung, zwingen sie doch den Fänger dazu, sich mit nichts anderem als seinem Gewerbe abzugeben. Wie seiner Zeit Falkoniere an Fürstenhöfen, so sind Fregattvogelfänger auf Nauru gesucht, und jeder Häuptling bemüht sich, die geschicktesten zu gewinnen. Das gibt Aussicht, die meisten Fregattvögel zu erlangen, denn eben die größte Zahl derselben bildet den Stolz der Häuptlinge, und dieser Besitz ist die Grundlage und einzige Zweck des sonderbaren Sports.

Fast ebenso erstaunt als über die zahmen Fregattvögel war ich, auf Nauru noch einen anderen, ganz verschiedenen Vogel zu Sportzwecken gehalten zu sehen, nämlich — den Steinwälzer (Strepsilas). Dieser, etwa lerchengroße, hübsch gezeichnete Strandvogel ist unter allen Vögeln am meisten Kosmopolit. Seine Brüteplätze liegen im arktischen Kreise, von wo nur er auf seinen Winterwanderungen bis in die südliche gemäßigte Zone vordringt und als Durchzügler und Wandergast, mit Ausnahme der Antarktik, fast auf jedem Fleckchen Erde beobachtet wurde. Auch auf anderen Südseeinseln hatte ich diesen, in Deutschland ebenfalls regelmäßig durchziehenden Vogel wiederholt angetroffen, aber niemals unter so eigentümlichen Verhältnissen als auf Nauru. Auf halbmannshohen Pfählen standen bei den Hütten große, halbkugelförmige, zierlich aus Ruten geflochtene Käfige, und diese enthielten — kaum traute ich meinen Augen — Steinwälzer: Es waren nur Männchen, die zum Sport gehalten werden, um miteinander zu kämpfen, eine Verwendung des harmlosen Vogels, die mir durchaus neu war.

Schließlich mag noch bemerkt sein, daß die Nauruaner noch schwarze Meerschwalben (Anous stolidus) gezähmt hielten, also jedenfalls große Vogelliebhaber sind, soweit dies ihre Insel überhaupt erlaubt. Denn ich selbst beobachtete hier nur im ganzen fünf Vogelarten, deren Zahl, wenigstens während der Zugzeit, aber jedenfalls größer ist. Überraschenderweise hat die Insel einen eigentümlichen Landvogel aufzuweisen, dessen nicht unmelodischen Gesang man überall vernimmt, eine seltene Ausnahme für Koralleninseln. Er ist ein unseren Rohrdrosseln verwandter Sänger, den ich nach meinem bewährten Begleiter benannte (Calamoherpe Rehsei).

Wo liegt aber Nauru? wird vielleicht im stillen gefragt. Und das wäre nicht zu verwundern. Denn wer kann all die abgelegenen Inseln und Inselchen der Südsee kennen, selbst nur innerhalb der deutschen Besitzungen? Nun! Nauru, Nawodo oder Onawero, bei den Seefahrern früher am besten als „Pleasant Island“ bekannt, liegt nahezu auf dem Äquator (genau unter 0° 25'5 südlicher Breite und 166° 52' östlicher Länge), etwa 600 Kilometer südlich vom deutschen Marshall-Archipel. Das nächste Land, ca. 400 Kilometer im Osten, ist der Gilbert-Archipel. Schon der Bildung nach ist Nauru, als schönes Beispiel einer gehobenen Koralleninsel (siehe Abbildung 1), besonders interessant. Im Gegensatz zu den Atollen oder Ringinseln besitzt es keine Lagune, sondern bildet eine riffumgürtete Festlandsinsel von ungefähr 9 Kilometer Längsdurchmesser, bei ca. 7 Kilometer Breite, hat also einen sehr geringen Flächeninhalt. Anscheinend von dichtem Baumwuchs bedeckt, mit mehr als hundert Fuß hohen Felsufern macht die Insel einen bei weitem vorteilhafteren Eindruck wie die nur wenige Fuß hohen Atolle und rechtfertigt die Bezeichnung „angenehm“.

Weniger ließ sich dies damals von den Eingeborenen behaupten, etwa 1500 Seelen, die sich anthropologisch und ethnologisch auf das engste den Gilberts-Insulanern anschließen, aber eine etwas abweichende Sprache sprechen. Ohne Führung einflußreicher Häuptlinge standen sich die verschiedenen kleinen Dorfgemeinden mißtrauisch und feindlich gesinnt gegenüber; Zwistigkeiten und Streit waren an der Tagesordnung, Fehden mit blutigem Ausgange keine Seltenheiten. Rühmte man sich doch, wahrscheinlich aber in übertriebener Prahlerei, daß in den letzten drei oder vier Monaten 35 „Krieger“ gefallen seien. Die ansässigen weißen Händler (Trader) fanden in diesen unheilvollen politischen Wirren leider gute Gelegenheit zum Absatz von Waffen und Schnaps. Schon in der Blüte des Walfischfanges wurde Nauru gelegentlich von Fangschiffen besucht, und aus jener Zeit stammen auch die ersten weißen Ansiedler, weggelaufene Matrosen. Der Reichtum der Insel an Kokospalmen wurde erst in Palmöl, später in Kopra ausgebeutet, so daß damals sieben solche weiße Händler Nauru glücklich machten. Mit den Eingeborenen verschwägert und verwandt, wirkte der Einfluß dieser bedenklichen Vertreter der Civilisation nichts weniger als erziehend auf die ohnehin etwas wüst veranlagten Insulaner. Waffen und Schnaps waren damals die Haupteinfuhrartikel gegen Kopra; fast jeder Eingeborene trug eine Schußwaffe, und ich begegnete einmal einer Schar mit „saurem Toddy“ beladener Mädchen, die aber vorsorglich geladene Pistolen mit sich führten. Die Insulaner standen damals unter dem Zeichen dieses verderblichen Getränkes. Es herrschte nämlich Mißernte in Kokosnüssen, infolgedessen gab es keine Kopra, aber auch keinen Gin. Da muß denn wiederum die Kokospalme mit ihrem Safte herhalten, den man abzapft, fermentiert und als „sauren Toddy“ in größeren Quantitäten trinkt als in normalen Zeiten den viel teueren Branntwein.

Das war 1880! Seitdem hat sich auf Nauru vieles zum Besseren gewendet. Denn schon fünf Jahre später ging die Insel in deutschen Besitz über, und damit hatte die Zeit der freien Schnaps- und Waffeneinfuhr glücklich ein Ende. Der segensreiche Einfluß dieser neuen geordneten Zustände ist nicht zum wenigsten den Eingeborenen selbst zu gute gekommen. In der Erreichung dieses Zieles hat Deutschland auch auf dieser einsamen Scholle im Stillen Ozean eine civilisatorische Aufgabe erfüllt und die Insel erst dadurch ihres früheren schönen Namens würdig gemacht: Die „angenehme“ — „Pleasant Island!“

Aus den Berliner Theatern.

Von
Hanns von Zobeltitz.

Über unsere Kraft. Schauspiel von Björnsterne Björnson. I. und II. Teil. (Berliner Theater.)
Das „**Bunte Theater**" von Ernst von Wolzogen (Überbrettl).

Das Berliner Theater, das unter seiner früheren Direktion allmählich, aber scheinbar rettungslos versumpfte, ist durch seinen neuen Leiter überraschend schnell wieder in die Höhe gebracht worden. Dr. Paul Lindau hat sich hier als höchst einsichtsvoller, feinsinniger Bühnenlenner erwiesen, als Mann von Geschmack und Erfahrung, als ausgezeichneter Regisseur zugleich. Er vermittelte uns im Lauf des letzten Jahres die Kenntnis einer stattlichen Anzahl wertvoller (wenn auch nicht stets erfolgreicher) Novitäten, in denen er die verschiedensten Richtungen zu Worte kommen ließ; er wußte in besonderen Nachmittagsvorstellungen litterarischen Feinschmeckern allerlei interessante Gaben zu servieren und gerade dadurch das Ansehen seiner Bühne ungemein zu heben; er sorgte — wenn auch die Einzelleistungen nicht immer hervorragend waren — für ein treffliches Zusammenspiel.



Björnsterne Björnson.

Das Bedeutendste, was das Berliner Theater unter ihm herausbrachte, war Björnsterne Björnsons „Über unsere Kraft". Nachdem schon am Ausgang der vorjährigen Saison der erste Teil des Schauspiels einen großen Erfolg errang, wurden — als die Censur nach langem unbegreiflichem Zögern endlich den zweiten Teil freigab — jetzt beide Teile, man darf es wohl sagen: zum Ereignis des Theaterjahres. Es ist doch wahrlich kein schlechtes Zeugnis für unser vielgeschmähtes, angeblich bis ins Mark hinein blasiertes Großstadtpublikum, daß diese beiden ernsten, gedankentiefen Schauspiele fast Abend um Abend die



„Über unsere Kraft" I. Teil. Schlußbild.



„Über unsere Kraft.“ II. Teil. 1. Aufzug.

ihm, und sie werden gesund. Die an das Bett gefesselte, nervös überreizte Frau erzählt es der übers Meer zu ihr geeilten Verwandten in der wundervoll angelegten Exposition, im ersten Akt. Sie erzählt, wie er hundertmal Kranke geheilt hat; er ist, sagt sie, wie die Natur ihrer nordischen Heimat, über die gewöhnlichen Grenzen hinaus, „ist über die Kraft“.

Das Land weithin ist voll von seinen Wunderheilungen. Aber er kann nur helfen, wenn der Kranke gläubig mit ihm betet. Darum wagte er bisher nicht, die Heilkraft seiner inbrünstigen Fürbitte für seine eigene geliebte Frau anzuwenden. Nun hat er sich endlich doch anders entschlossen. Er wird sich mit den beiden heranwachsenden Kindern zu einer Gebetskette für sie vereinen. Doch er muß erfahren, daß auch sie beide — Elias und Rahel — zweifeln. So geht er denn allein hinüber in das kleine, neben dem Pfarrhaus am Berghang liegende Kirchlein —

„. . . und ich verlasse die Kirche nicht wieder, ehe ich nicht aus Gottes Händen Schlaf für die Mutter empfangen habe und nach dem Schlafe Gesundheit, so daß sie sich erhebt und wieder unter uns wandelt. Erschrecket nicht! Ich fühle es, er will. Er giebt es mir nicht gleich. Aber ich will aushalten und des strengen gütigen Herren harren!“

Er geht hinüber, und während er zu beten beginnt, schläft die Kranke wirklich ein. So fest, daß sie nicht einmal erwacht, als ein Bergsturz von der Höhe herniederdonnert, um gerade bei der Kirche sich, wie durch ein Wunder, zu wenden. Damit schließt — höchst wirkungsvoll, allerdings, ich kann es nicht leugnen, für mein Empfinden etwas zu theatralisch — der erste Aufzug.

Wenn der Vorhang sich wieder hebt, befinden wir uns — am Tage darauf — in einer anderen Stube des Hauses. Die Kinder beobachten von hier aus die Kirche, in der der Vater noch immer betet; rings um das Gotteshaus knieen Hunderte von Gläubigen; sein Gesang klingt dann und wann durch die geöffneten Fenster in das Zimmer. Nebenan liegt die Kranke in tiefem Schlummer.

Das Missionsschiff bringt eine Anzahl Geistliche, darunter den Bischof. Sie kommen halb zufällig, halb widerwillig gerade hierher; nun sie aber einmal hier sind, halten sie es für geboten, sich über den wunderthätigen Amtsbruder auszusprechen, über ihre Stellung zum Wunder überhaupt. Der Dichter schreibt ausdrücklich vor, die Geistlichen dürften nicht karikiert werden —

weiten Räume des Theaters in der Charlottenstraße bis auf den letzten Platz füllen.

Beide Teile stehen untereinander inhaltlich scheinbar nur in einem äußerst losen Zusammenhang. Man könnte den ersten Teil vielleicht eine Tragödie des Wunderglaubens, den zweiten eine soziale Tragödie nennen. Trotzdem ist der geistige Zusammenhang unverkennbar: ganz abgesehen davon, daß der Dichter aus dem ersten Teil in den zweiten Teil einige Gestalten hinübergenommen hat, die eben nur auf dem Boden jenes erwachsen sein konnten, will er hüben wie drüben die Grenzen der menschlichen Kraft, des Menschenwillens, der menschlichen Einsicht veranschaulichen: dort an einem Einzelfalle, hier auch in Behandlung der allgemeinen Strömung, die unsere Zeit bewegt, des Widerstreits zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer.

Der erste Teil führt uns in ein weltentlegenes nordisches Pfarrhaus. Der Pfarrer Sang ist ein tiefernster, tieffrommer, gläubiger Mann und Christ; ein einfacher, natürlicher, frischer Mensch, frei von jeder Sentimentalität, frei von jedem Pathos. „Er strahlt beständig vor Sonntagsfreude,“ sagt seine seit Jahren gelähmte Frau von ihm. Er ist nichts weniger als ein Fanatiker, er ist voll Milde und Nachsicht auch dem Zweifler gegenüber; die eigene kranke Frau vermag es nicht, sich zur reinen Höhe seines Glaubens emporzuschwingen; er aber spricht: „Daß man glauben muß, um nicht verurteilt zu werden, das ist Gottes Sache. Unsere Sache ist es, wahr zu sein. Dann werden wir schon glauben, hier oder im Jenseits.“ Und ein andermal sagt er: „Gottes Liebe ist kein Vorrecht der Gläubigen. Das Vorrecht der Gläubigen ist, seine Liebe fühlen und sich ihrer zu freuen — und in ihrem Namen das Unmögliche möglich zu machen.“ —

Das Unmögliche —

Pfarrer Sang besitzt seltsame Kräfte. Er betet mit den Kranken, die da gläubig sind gleich

dem ist die Regie meines Erachtens nicht ganz gerecht geworden; einzelne Figuren wirken jedenfalls drastischer, als es in des Autors Absichten lag — zum Schaden der an sich ausgezeichneten Scene. Die Gegensätze platzen ziemlich scharf aufeinander, im allgemeinen neigen sich die Stimmen, unter Führung des Bischofs, doch dazu, das Wunder zu negieren. Da tritt der Pfarrer Bratt, ein Grübler, ein Schwärmer, unter sie — „ein Mensch in Seelennot, der zu Euch kommt, um Hilfe zu bitten". Er sucht das Wunder; er erwartet von ihm, von ihm allein noch eine Erneuerung des Glaubens der Menschheit ... „und schaue ich hinaus in die strenge kahle Fjord-Landschaft mit ihrem Mövenschrei und denke: das Reich Gottes begann in einer fruchtbaren Gegend an der großen Heerstraße in sonnigen Landen — welch ein Zeugnis, wenn es hier in seiner ganzen Größe wiederkäme, hier in einem abgelegenen, armen Thal am ewigen Eise .... da will es mir scheinen, als treffe alles zusammen, als müsse das Wunder kommen!" Er reißt alle mit sich fort —

Und das Wunder kommt —

Die Kranke, Gelähmte erhebt sich, sie geht, sie betritt das Zimmer.

Unter dem Halleluja! Halleluja! der Versammelten schreitet sie wie verklärt ihrem herbeieilenden Gatten entgegen.

Aber als er sie umarmt — „du leuchtetest, als du kamst, mein Geliebter!" sinkt ihr Haupt nieder, sie stirbt. Und er steht noch einen Augenblick —

„Aber das war ja nicht die Absicht —? Aber das war ja nicht die Absicht —? — — Oder —? Oder —?" spricht er, läßt sie niedergleiten, greift nach dem Herzen, fällt entseelt neben der Geliebten zu Boden.

So klingt das Schauspiel mit einer großen Frage aus.

Dem doppelten „Oder —?", dessen Ergänzung der Dichter uns überläßt. ‚Oder ... meinte es Gott am besten mit uns, indem er alles so fügte!' — ‚Oder ... versuchte ich Gott, indem ich über meine Kraft ging?' Was wollte er sagen?

Der Bischof antwortet auf die gleiche Frage: „Ich weiß es nicht. — Aber er starb daran. —" Und so wird es der Dichter gemeint haben: er, Sang, starb, weil er die Enttäuschung seines Glaubens — der trotz allem auch Glauben an sich selbst war — nicht zu tragen vermochte.

Das ganze Werk zeigt von der ersten bis zur letzten Scene die starke schöpferische Kraft des echten Dichtergenius. Es ist wie aus einem Guß, voll lebendigen, bei aller Einfachheit echt dramatischen Inhalts. Jede einzelne Figur ist prachtvoll gezeichnet. Vor allem Sang selbst; in der ganzen Gestalt ist — so nahe die Gefahr lag — auch nicht ein Gran Gekünsteltes, Geschraubtes, Unnatürliches; er ist unter den Händen des Dichters ein Vollmensch geworden, gut, einfach, gläubig, rührend, groß, so daß man an ihn glauben kann. Man hat oft Björnson mit Ibsen verglichen — ein an sich ziemlich unfruchtbares Beginnen. Aber wo hat Ibsen je eine so abgeklärte, reine, edle



„Über unsere Kraft." II Teil. 3. Aufzug.

und klare, ergreifende Gestalt geschoffen, wie der andere große Norweger in diesem Pfarrer Sang?!

Trotz alledem wäre der gewaltige Eindruck der Dichtung wohl nicht erklärlich, wenn nicht noch etwas hinzukäme, was wieder nur ein echter Dichter geben kann: die Stimmung, die über dem Ganzen ruht — der Abglanz der nordischen Heimat, den Björnson immer wieder über seine Schöpfung hingleiten läßt. Einen Hauch düsterer Schönheit, geheimnisvollen Webens der Natur, einen Zusammenklang zwischen dieser und allen Menschenschicksalen. Die Kranke spricht einmal davon: „Hier in dieser Natur ist etwas, das auch von uns das Außergewöhnliche fordert. Die Natur geht ja selber über alle gewohnten Grenzen hinaus. Fast den ganzen Winter haben wir Nacht. Fast den ganzen Sommer haben wir Tag . . . Und die Farbenwirkung der Sonne auf Himmel, Meer, Felsen. Und die Farben des Nordlichtes am Winterhimmel . . . Und die Felsen, die senkrecht aus dem Meere emporsteigen. Sie sind nicht wie andere Berge. Und der ganze Atlantische Ozean bricht sich an ihnen. Die Vorstellungen der Menschen sind dem entsprechend. Maßlos. Ihre Märchen, ihre Sagen klingen, als hätte man das eine Land auf das andere getürmt und dann die Eisberge des Nordpols obendrauf gewälzt. Höre nur einmal erst diese Sagen. Sprich nur einmal mit unseren Leuten, und du wirst bald begreifen, daß der Pfarrer Adolf Sang so recht der Mann nach ihrem Herzen ist . . . . ."

* * *

Der zweite Teil der Dichtung ist von dem Publikum und — soweit ich sehen konnte — mit wenigen Ausnahmen auch von der Kritik noch begeisterter aufgenommen worden, als der erste.

Meines Erachtens mit Unrecht. Bei aller Anerkennung der markigen Kraft, die Björnson auch in ihm entwickelt, scheint mir der zweite Teil als Dichtung ziemlich tief unter dem ersten zu stehen.

Sehen wir selbst zu.

Ein Arbeiterdorf voll des größten Elends — sie nennen es „die Hölle". Es liegt in einer tiefen, engen Schlucht — auf den freien Bergen im Hintergrund aber erhebt sich die Stadt der reichen Kapitalisten mit deren Fabriken und Schlössern. Das tiefe Elend, das in der Hölle herrscht, wird augenblicklich noch durch einen Streik gesteigert. Als sich der Vorhang hebt, zieht gerade ein Leichenzug über die Bühne, voran der Sarg eines armen Weibes, das sich und seine Kinder tötete: einer durch Unglück zur Trinkerin gewordenen Frau, die doch „groß" war, eine „Märtyrerin", und starb „um anderen das Brot nicht fortzunehmen". Unter den Arbeitern ist der, uns aus dem ersten Teil bekannte Pfarrer Bratt. Aus dem Schwärmer, der das Wunder suchte, ist ein recht gefährlicher, sozialistischer Pfarrer, wie wir etwa heute bei uns sogen würden, geworden. Noch immer ein in seiner Art frommer Mann, ein überzeugter Christ, der aber keinen Anstand nimmt, die hungernden Arbeiter zum Ausharren im Streik zu bestärken und ihnen die Missethaten der reichen Fabrikherren in den aufreizendsten Tönen



„Über unsere Kraft." II. Teil 3. Aufzug.

zu schildern: „Geistliche und Kirchen haben sie, Gebete und fromme Lieder haben sie, und ein klein wenig Wohlthätigkeit haben sie auch; einen Gott aber haben sie nicht ..... Das Licht und die Luft des Lebens, die Farben und die Freuden haben sie! Kein Gesetz verbietet, den kleinen Leuten das Sonnen- und Lebenslicht zu nehmen; die, welche die Sonne haben, die haben auch das Gesetz gemacht!"



„Über unsere Kraft. II. Teil. IV. Akt.

Auch Elias, der Sohn des Wunderthäters aus dem ersten Teil, ist unter den Elenden; er ist reich geworden und gibt mit vollen Händen, Bratts echter Schüler, aber über den Lehrer schon hinauswachsend, vom Wort zur That.

Lernen wir im ersten Aufzug die Elenden, die Geknechteten kennen, so im zweiten die Herren, verkörpert in der Gestalt des Fabrikbesitzers Holger. Malte Björnson vorhin die Misere der Unterdrückten in den krassesten Farben, so nun die Willkür, die Brutalität der „Arbeiterschinder".

Dieser Holger ist ihm zum Typ geworden: rücksichtslos, energisch, tüchtig, gescheit, ja genial — eine Herrennatur, der auch die sogenannte „Herrenmoral" nicht fehlen darf, insoweit die Frauen und Töchter der Arbeiter in Frage kommen. Er expediert eine Arbeiter-Deputation, die in der Streikangelegenheit zu ihm kommt, sehr kurzer Hand zur Thür hinaus, um sich dann in einem geistvollen Gespräch mit Elias' Schwester Rahel die Nerven zu beruhigen. Rahel hat sich, um als ihres Vaters Tochter, wenn auch auf ganz andere Weise praktisches Christentum zu treiben, hier oben angesiedelt; sie hat ein Hospital errichtet, zu dem ihr jetzt Holger, der sie heimlich verehrt, vielleicht liebt, Haus und Park schenkt.

Holger hat sich ein neues prächtiges Schloß erbaut, das im dritten Akt gelegentlich einer Versammlung der Fabrikanten des ganzen Distriktes eingeweiht wird. Aber Elias erkundete, daß uralte Stollen unter der Burg entlang führen. Als die Versammlung ihren Höhepunkt erreicht hat, die Fabrikanten in ihrer Mehrzahl begeistert Holger als ihren geistigen Führer im Kampf gegen die Arbeiter aufs Schild erheben, eröffnet ihnen Elias, der sich als Diener verkleidet einschlich, daß sie verloren sind, in den nächsten Augenblicken durch die mit Dynamit gefüllten Minen in die Luft gesprengt werden sollen. Zwar schießt Holger ihn nieder, aber ein halb irrsinniger Genosse von Elias vollführt die Zündung — das Ungeheuere geschieht, das Schloß stürzt zusammen und begräbt alle Gäste unter seinen Trümmern. —

Ich habe den Inhalt bis hierher, unter Fortlassung aller Nebenscenen (die übrigens gerade oft wundervolle Stellen enthalten) fortlaufend erzählt. Jeder Leser, noch mehr jeder Zuschauer wird die Überzeugung haben, daß der Dichter sich in der ausgesprochensten Weise auf die Seite der Arbeitnehmer stellt. Trotzdem er auch, in einzelnen wenigen Fabrikanten, arbeiterfreundliche Arbeitgeber schildert, macht das Schauspiel bis zum Ende des dritten Aufzuges, einen, um einen gelinden Ausdruck zu wählen, stark sozialistisch gefärbten Eindruck, und unter diesem Eindruck hat der überängstliche Berliner Censor denn auch seine Bedenken gegen die öffentliche Aufführung gehegt. Im großen Ganzen sind die Fabrikanten gebildete Scheusäler, die Arbeiter hilflos geknechtete Wesen.

Das Schauspiel könnte mit dem grausen Knalleffekt der Dynamitsprengung zu Ende sein und wäre dann ein folgerichtig aufgebautes Ganze. Wobei freilich die Frage offen bleiben müßte: wo in aller Welt Herr Björnson denn die Vorbilder für diese Herren und für diese Knechte gesehen hat? Das Schauspiel ist meines Wissens vor etwa zwanzig Jahren geschrieben, aber, wie aus einzelnen Wendungen hervorgeht, in jüngerer Zeit gewiß stark überarbeitet worden. Vor zwanzig Jahren nicht, noch viel weniger aber heute gab aber gibt es bei uns, kann es im Heimatsland des Dichters Verhältnisse, wie er sie uns vorführt, geben — wohlverstanden als typisch für irgend einen großen Arbeitsdistrikt. Es ist alles grau in grau gesehen, so schwarz wie möglich gemalt.

Und nun folgt auf diese krassen Bilder im letzten Akt, ganz unvermittelt, ein versöhnender Ausklang. Als einzig Überlebender ist der Herrenmensch Holger unter den Trümmern seines Schlosses hervorgezogen worden; ein gebrochener siecher Mann wird er im Rollstuhl in seinem blütenduftenden Park herumgefahren und tauscht schöne Worte mit Rahel. Der Pfarrer Bratt ist über all die unglücklichen Ereignisse, die er mit heraufbeschworen hat, wahnsinnig geworden; er stellt jedem, der ihm begegnet, Lassalle vor, den er überall neben sich stehend glaubt. Zwei Schwesterkinder Holgers, mit den phantastischen Namen Credo und Spera — ‚ich glaub', ‚ich hoffe' — werden von Rahel zu guten, edlen Menschen erzogen werden. Sie verkörpern die Zukunft. Und was

in der Gegenwart — nach des Dichters Meinung — über unsere Kraft war, den Ausgleich zu finden zwischen Herren und Arbeitern, das wird die Zukunft anbahnen: der „Volksverzweifelung" zu wehren. Es wird eine bessere Zeit kommen: es muß nur „einer den Anfang machen mit dem Vergeben."

So tief innerlich der erste Teil ist, so äußerlich erscheint mir der zweite. Knalleffekt ist auf Knalleffekt gehäuft, um immer größere Spannung, um immer stärkere Wirkungen zu erzielen; schließlich ist auch der angekittete, sentimentale Schlußakt, der sich nach Vorschrift des Dichters sogar unter recht unmotivierter „schwermütig leiser Musik" abspielen soll, rein aufs theatralische zugespitzt — nach meiner Empfindung wenigstens. Aber das ist nicht zu leugnen: das Schauspiel ist von großer dramatischer Wucht und zeigt, trotz aller dieser Äußerlichkeiten, eine so elementare Kraft, daß es den Zuschauer in atemloser Erwartung erhält — bis auf den Schlußakt, bei dem man allerdings nur die Wahl hat, sachte zu gähnen oder sich dem sanften Druck auf die Thränendrüsen willig hinzugeben. Am stärksten wirkt der dritte Aufzug. Er steht wohl auch dichterisch am höchsten: wie in der Fabrikantenversammlung die verschiedenen Meinungen zu Worte kommen, wie die Typen, die sie vertreten, gezeichnet sind, wie dann der Schrecken, als die Versammelten erfahren, daß sie unrettbar verloren sind, sich bei den Einzelnen verschieden äußert — das ist großartig veranschaulicht. Weniger groß, höchst raffiniert aber erscheint mir die Kunst, mit der Björnson die Zuschauer in den vorhergehenden Akten auf die Anarchistenthat vorbereitet, so daß jeder weiß, was da kommen muß und nun durch den Gegensatz zwischen der sachlichen Beratung auf der Bühne und der eigenen Erwartung des großen Schlußeffektes in höchste Spannung versetzt und in ihr erhalten wird.

Die Aufführung im Berliner Theater war recht gut, teilweise vortrefflich. Ausgezeichnet vor allem die Regie, die in jener Fabrikantenversammlung geradezu ein Meisterstück bot. Herr Pittschau gefiel mir als Pfarrer Sang im ersten Teil besser denn als Holger im zweiten: Dort brachte er das gläubig Große, das Schlichte des Wunderthäters ergreifend heraus, als Fabrikant kehrte er nach meinem Geschmack das Brutale im Charakter zu sehr hervor und nicht genug die Seiten dieses „Herrenmenschen", die seinen überlegenen Geist kennzeichnen sollen. Dem Pfarrer Bratt (den ursprünglich, in ganz hervorragender Weise, der zum Deutschen Theater übergesiedelte Herr Bassermann gegeben hatte) lieh jetzt in beiden Teilen Herr Wehrlin manch überzeugenden Zug; recht gut war auch als Frau Sang im ersten Teil Fräulein Frauendorfer, als Rahel im zweiten Fräulein Hofer — dem taktvollen Spiel der letzteren ist es, glaube ich, besonders zu danken, wenn der letzte Akt nicht geradezu unerträglich wirkte. — — —

* * *

Von Björnson zu Wolzogen, von „Über unsere Kraft" zum „Überbrettl" oder, wie dessen Schöpfer jetzt will, zum „Bunten Theater" — ein großer Sprung. Der Leser mag mir das Wagnis verzeihen.

Ich hatte ursprünglich nicht die Absicht, dem „Überbrettl" hier einen Raum zu gönnen. Ich ging sogar, von der unbändigen Reklame, die für die Bunte Bühne gemacht worden ist, degoutiert, mit recht ungünstigen Vorurteilen nach der kleinen Scheune am Alexanderplatz, in der nacheinander Herr Quarg, Herr Samst, eine Operettentruppe und das vielberufene Secessionstheaterchen regiert hatten. Wenn ich ganz ehrlich sein soll: es hatte für mich auch etwas Peinliches, einen Mann von den litterarischen Qualitäten des Herrn von Wolzogen dort auf der Bühne zu sehen, wie er im Frack mit goldenen Knöpfen den „edlen Damen und verehrten Herren" ankündigt, daß „Fräulein So und So uns ein Lied singen" werde.

Über die letztere peinliche Empfindung — man wird auch sie wohl vielfach ein Vorurteil nennen! — bin ich noch nicht hinweg gekommen. Aber ich muß gestehen: meine sonstigen Vorurteile hat das „Überbrettl" so ziemlich aus dem Felde geschlagen: es ist doch wirklich Kunst, was es uns bietet. Keine



Von der Bühne des „Bunten Theaters."
Frl. Bozena Bradsky, Herr v. Wolzogen und Herr Strauß

große Kunst, gewiß! Aber liebenswürdige, zierliche, unterhaltende Nippes, die ganz sicher ihre Berechtigung haben, so gut wie Kandlersche Meißner Porzellan-Figürchen neben der ernsten Plastik in Marmor oder Erz.

Das „Überbrettl“ leitet angeblich seinen Stammbaum von den Pariser Cabarets her. Angeblich — sage ich, denn meines Erachtens steht die Verwandtschaft auf sehr schwachen Füßen. Dem „Überbrettl“ des Herrn von Wolzogen fehlt, abgesehen vielleicht vom Namen, der Bohême-Charakter des Montmartre-Cabarets; es fehlt ihm deren tolle Laune, und es fehlt seinen Liedern die beißend soziale, gesellschaftliche, politische Satire — vielleicht weil der Herr Censor ein Wörtlein mitsprach. Wer seinerzeit „Chat noir“ kannte, die unsterbliche, obwohl tote Schöpfung von Salis, wer Tréteau de Tabarin kennt, — die in Deutschland bekannter gewordene Roulotte war immer um einige Stufen minderwertiger — wird mir recht geben. Nur eine gewisse intime Stimmung, einen gewissen, wenn auch losen Zusammenklang zwischen Zuhörern und Bühne hat Herr von Wolzogen von den französischen Vorbildern ins Deutsche zu übertragen vermocht.

Vielleicht beruht der Erfolg des „Überbrettls“ aber nicht zuletzt auf seinem — kaum beabsichtigten, aber jedenfalls unverkennbaren — Abstand von den Cabarets des Montmartre. Denn ich glaube kaum, daß sich ein gleicher Zustrom von Männern und Frauen der besten Berliner Gesellschaft wie jetzt allabendlich in das kleine „Hof“-Theater am Alexanderplatz ergießen würde, wenn das „Überbrettl“ wirklich ganz echt nach Pariser Modellen frisiert wäre.

Eine winzige Bühne; ein Flügel darauf, kein Orchester; ein paar Darsteller, darunter einige recht gute; eine gewisse Drôlerie, fast zu wenig Übermut; eine Auswahl kleiner, im allgemeinen mit großem Geschmack gewählter Vorträge in ewiger Abwechselung: ein Musikstück, ein Liedchen, ein gesprochenes Gedicht, eine parodistische Scene, eine Pantomime — das ist alles! Sehr harmlos im großen und ganzen, selten, daß einmal ein keckerer Ton hindurchbricht. Aber alles sehr fein, bis ins Detail herausgearbeitet: und deshalb wirkliche Kunst, an der man seine Freude haben mag. Herr von Wolzogen muß ein ausgezeichneter Regisseur sein.

Er ist auch an dem Repertoire stark beteiligt. Einige allerliebste Lieder von ihm, ein paar andere von Liliencron, von Salus, Falke, Dehmel, Evers, Wedekind u. s. w., dann vor allem das meisterhaft zum Vortrag gebrachte Liedchen vom „Lustigen Ehemann“ von Bierbaum bilden vorläufig das künstlerische Rückgrat des Abends. Es ist eigentlich, ich kann mir nicht helfen, wahrlich kein himmelstürmendes Werk, dieser „Lustige Ehemann“. Aber wenn das Pärchen im Biedermeierkostüm auf der Bühne tänzelt und singt:

Ringelringelrosenkranz,
Ich tanz' mit meiner Frau,
Wir tanzen um den Rosenbusch,
Klingklangglaribusch,
Ich dreh' mich wie ein Pfau —

dann will der Jubel kein Ende nehmen. Die

Fräulein Brodsky und Herr Koppel in „Der lustige Ehemann“ von O. J. Bierbaum. Musik von Strauß.
Aus dem „Bunten Theater.“

„Aufmachung“, wie man ja wohl im geschäftlichen Jargon sagt, ist zu niedlich. Und niedlich ist schließlich auch nur die Parodie „Der Hunger“ auf Gabriele d'Annunzio, den großen italienischen Wortschwall-Romancier, die Abend für Abend begeisterten Beifall erringt — wieder nicht zuletzt wegen der ebenso einfachen, wie feinen „Aufmachung“.

Wer da weiß, wie in den letzten Jahren der Tingel-tangel kleineren oder (räumlich) größeren Stils sich sein Feld erobert hat, und wer sich gegen das Warum? nicht die Augen wissentlich mit Scheuklappen verschließt, sondern offen zugesteht, daß unser überarbeitetes Geschlecht nicht immer für die ernste Bühne gestimmt sein kann, sondern auch einmal an einem heiteren, abwechselungsreichen Abend seine Freude haben möchte — der könnte eigentlich solch ein gut geleitetes „Überbrettl“ nur willkommen heißen. Denn nur dieses wird *vielleicht* den Kampf gegen Ringkämpfer, Trikotbilder, dressierte und undressierte Schweine erfolgreich durchführen können — mit den Mitteln des guten Geschmacks. Allerdings gehörten zu einer derartigen Wirksamkeit im größeren Umfang andere Eintrittspreise, als sie das Bunte Theater Herrn von Wolzogens beansprucht, das bisher in der Hauptsache doch nur auf die oberen Zehntausend zugeschnitten ist: Logenplatz 7 Mark! Das würde sich aber schließlich finden! Die Frage ist nur, ob es dem Unter-



Scene aus Morgensterns Parodie „Das Mahl.“ (Il-Branco von G. d'Annunzio.)
Dargestellt von den Mitgliedern des „Bunten Theaters.

nehmer und Leiter gelingen wird, die Leistungen seiner kleinen Bühne dauernd auf gleicher Höhe zu halten? Ob das ästhetische Niveau, das sie jetzt erfreulicherweise auszeichnet, nicht herabgedrückt werden wird, wenn die leidige Konkurrenz, die sich schon allerorten in allerlei Nachahmungen zu regen beginnt, mit gröberen, mehr auf die brutale Schaulust der Menge berechneten Mitteln in den Wettkampf eintritt?

Man muß es abwarten.

Märzschnee.

Der Schneesturm braust vom Berg herab,
Er schlägt die weißen Flügel
Und wandelt in ein ödes Grab
Den bunten Blumenhügel.

Ach, meinen lieben Veilchen sind
Im Tod erblaßt die Wangen,
Auch Primel, Krokus, Hyacinth
Verblichen und vergangen!

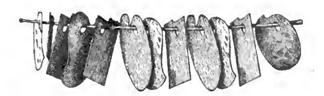
Der Frühlingsblumen zarter Hauch
Verweht, dem Frost zum Raube —
O Herz, so starb dir einmal auch
Der Liebe frommer Glaube!

So raubt' ein Schneesturm dir, o Herz,
Der Jugend erste Lieder,
Was dir verloren ging im März,
Kein Sommer bringt es wieder!

Max Kalbeck



Schnauzel. Nach dem Gemälde von Richard Strebel.



—⋙ Madeleines Studienreise. ⋘—

Novelle von

Jeanne Bertha Semmig.

(Abdruck verboten.)

Schwüle Julihitze drang in die hohen Säle des Louvre. Jeder Besucher schien etwas von der Glut des Pariser Asphalts hineinzutragen. Vor ihren Staffeleien ließen die kopierenden Künstler oft den Pinsel sinken. Sehnsüchtig schaute der eine in die kühlen grünen Wellen des Originals, ein anderer hielt mit einem lieblichen Mädchenkopf auf der Leinwand Zwiesprach, — dann, nach kurzer Rast, arbeiteten sie weiter; nur die Farbentöne redeten noch zu ihnen, die hellen Lichter, die dunklen Pünktchen, die der toten Leinwand Seele, Leben verliehen.

Vor einem köstlichen, taufrischen Corot hatte ein junges Mädchen seine Arbeit begonnen. Kaum waren die Umrisse der Landschaft angegeben, aber der Eifer der Malerin schien herzlich gering. — Aus dem schmalen Oval mit den braunen Botticellischeiteln sahen zwei junge dunkle Augen müde in die grüne Herrlichkeit der idealen Landschaft. Aber zwei andere Augen spähten scharf nach ihr aus. Durch die Fremden aus aller Herren Ländern, die der Weltausstellung eine Stunde raubten, um „im Louvre" gewesen zu sein, drängte sich eine kleine alte Dame im korrekten, schwarzen Gewande.

Jetzt stand sie vor der Malerin und drohte ihr lächelnd mit dem Finger.

„Halt, Madeleine, daß du mir nicht thust, als hättest du zur Arbeit Lust, — du kannst ja gar nicht mehr vor Müdigkeit. Rasch, lege die alte Malerei fort und geh' mit mir spazieren."

Die lebhafte Frau sah so wegwerfend nach dem armen Corot, daß die Umstehenden sich sichtlich freuten. Madeleine war ganz rotgeworden. Leise und freundlich sprach sie der Mutter zu, band dabei die große Malschürze ab und packte ihre Sachen zusammen. Noch einen Blick warf sie auf die Landschaft.

„Das Bild ist so schön, — ich glaube, ich bringe es nie fertig."

„Ach, laß das nur jetzt sein, Kind! Natürlich bringst du es nicht fertig, wenn du ewig hier hockst und nie einmal grüne Bäume siehst —, komm nur, komm."

Bald darauf gingen Mutter und Tochter langsam am Seineufer entlang.

Die alte Dame sprach ernstlich auf das junge Mädchen ein.

„Siehst du, mein Kindchen, ich meine es doch gut mit dir. Du arbeitest dich hier müde, und schließlich wirst du mir noch krank. Aber wir armen Frauen dürfen ja nicht krank werden in diesem lieben, bösen Paris. — Dein englischer Mylord oder was er ist, mag mit seinem Bild warten, Madeleine. Ich habe mir etwas ausgedacht, — du mußt fort, und wenn's nur für ein paar Tage wäre."

„Aber Mama, — doch dann mit dir."

„Mit mir? Nein, nein, nein." Die kleine Frau schüttelte lebhaft mit dem Kopf. Trotz ihrer grauen Haare war sie in jeder Bewegung noch jung, jünger fast als die blasse, schlanke Tochter.

„Nein, — wo denkst du hin? Ich muß zu Hause bleiben. Und wenn dann Mylord bei Madame Henri Lemoine nach deiner Kopie fragt, dann sag' ich so ganz leichthin, so als passierte das alle vierzehn Tage: ‚Meine Tochter ist auf einer kleinen Studienreise — in der Touraine — (da sollst du nämlich hin, ich habe die Billets gesehen) — ja Mylord, wegen des Landschaftlichen‘ —! Ach Kind, das klingt so gut, — das macht Reklame, das zieht!"

Über Madeleines ernste Züge huschte ein Lächeln; sie drückte leicht den Arm der Mutter.

„Wie gut du bist, Mama, du machst

mir immer Mut, wenn ich so recht schwerfällig bin. — Aber ganz allein, ich werde mich fürchten."

„Fürchten? — Ein Pariser Kind! — Nein, allein gehst du, das gehört auch dazu. Es ist nicht mehr, wie in meiner Zeit. Die jungen Damen — und gar Künstlerinnen, müssen selbständig sein. Zu den Feministen muß man gehören — wieder so ein neumodisches Wort — aber wenn dir das vorwärts hilft, mache ich alles mit. — Also allein reisest du, wir ziehen dich an — einfach, aber gut. Nur nicht „angliche" darfst du mir aussehen, — ich muß schon wieder lachen! Du könntest dich ja zehnmal so tragen, man braucht bloß zu sehen, wie du über die Straße gehst, so weiß man, daß du nicht in dem gräßlichen Nebel geboren bist."

Die gute Madame Lemoine verstand es, Nationalstolz und mütterliche Eitelkeit zu verbinden. Madeleine war der Offizierswitwe einziges Glück. Aber einen Kummer bereitete sie der alten Dame doch. — Sie war volle vierundzwanzig Jahre alt, und wie die Franzosen sagen: elle coiffait Ste. Catherine, aller Jungfrauen — der klugen und der thörichten — Schutzpatronin. Das wollte der guten Dame gar nicht in den Sinn. Sie verglich ihr Töchterlein mit allen Freundinnen, die schon stolz das Wörtlein Madame vor ihren Namen setzten, und sie grollte dem seligen Herrn Lemoine, der sich so wenig auf das Sparen verstanden hatte. Ob sie heimliche Wünsche hegte, als sie die Tochter zu der kleinen Reise aufforderte? Sie hätte es nie zugegeben, sich nicht und andern nicht. Aber mit wahrhaft fieberhaftem Eifer drängte sie die junge Malerin. — Madeleine ließ fast willenlos alles mit sich geschehen. Die Mutter hatte recht, die anstrengende Arbeit übte ihre Wirkung aus. In kurzer Zeit mußte sie zu den Großstadtmenschen mit den müden, nervösen Gesichtern gehören. Sie hatte Künstlerin werden wollen, aber der Kampf um das tägliche Brot hatte ihre eigenen, lieblichen Entwürfe nicht zur Ausführung kommen lassen. Nun sah sie sich schon unter der Schar der Resignierten. Handlanger mußte sie bleiben, immer und immer wieder nachempfinden — und dankbar sein, daß sie das stets aufs neue konnte. — Sie ergab sich darein, aber diese Unterwerfung unter das harte Lebensgesetz gab ihrer sanften Natur fast das Gepräge der Apathie.

Man hätte denken mögen, Madame Lemoine wolle verreisen, so unternehmend sah die brave Witwe aus, als sie wenige Tage darauf Madeleine an die gare d'Orléans brachte. Bei ihrer völligen Unkenntnis des Fahrplans lief sie von einem Schaffner zum andern, — endlich, endlich, saß Madeleine ganz allein in einem bescheidenen Coupé zweiter Klasse, aber im richtigen Zuge und noch fünf Minuten vor seinem Abgange. Eine Leistung für die zwei Frauen! Die Lokomotive setzte sich langsam in Bewegung, Madeleine winkte mit dem Taschentuche, Madame Lemoine zerdrückte ein Thränlein im Auge, und auf dem Heimwege trat sie in Notre-Dame ein und betete in wahrhaft kindlicher Andacht für ihr kleines Mädchen. Madeleine blieb für sie immer das zarte, schwache Geschöpfchen, dem sie als junge Frau all die Liebe gegeben hatte, die der ältere, nüchterne Gatte nicht begehrte.

Wie ein ganz kleines Mädchen fühlte sich auch Madeleine Lemoine, als sie nun allein in die Welt fuhr. Sie war stets auf der Straße begleitet worden, von dem Tage an, wo die Bonne sie zum erstenmale in die Pension brachte, bis zu den Atelierstunden, zu denen die Mutter sie geleitete. Selbst zum Louvre ging sie selten allein, und mit einer gewissen Angst dachte die junge Malerin an die kommenden Tage und sehnte sich nach dem lieben, heiteren Gesicht mit den ergrauten Haaren. Die gute, alte Mama, nun saß sie gewiß an dem offenen Fenster in ihrem fünften Stock, lauschte der Stimme von Paris, die aus den Rufen der vorüberfahrenden Handelsleute zu ihr hinaufdrang — und dabei verfolgten doch ihre Gedanken den Expreßzug Nr. 9 auf seinem Wege. — Madeleine wollte ihr ein recht schönes Geschenk mitbringen, etwas ganz Besonderes! — In ihrer Wagenabteilung saß es sich behaglich, die Räder summten die eintönige Weise, die sich dem Rhythmus jedes Liedes anpaßte, das ihr durch den Sinn ging. Wenn sie zum Fenster hinaussah, so grüßten sie nun flache, bebaute Landstrecken, nicht mehr die traurigen Vorstadthäuser der Metropole. — Ein wunderbares Gefühl der Freiheit überkam sie. Sie lehnte sich in die Polster zurück und

sah immer in den blauen Himmel hinein, an dem einzelne weiße Sommerwölkchen standen, Sommerwölkchen mit einem golden glitzernden Rande. Sie kam sich vor wie eine Märchenprinzessin, die von Feenhänden durch die Lüfte in ein verzaubertes Königreich getragen wird. In einem alten Buche hatte sie als Kind solche Geschichten gelesen, und dann kam der Prinzessin aus seinem Palaste ein wunderschöner Prinz entgegen; einer ihrer Lieblingshelden war damals der Prince Charmant.

Prince Charmant, wo bist du? Madeleine erschrak bei dem Ton ihrer eigenen Stimme, wie ein dummes, kleines Kind hatte sie laut für sich geredet. — Märchenprinzen aber haben mit armen Malerinnen nichts zu thun. Sie schalt sich ernstlich aus, setzte sich in ihrem Coupé so steif aufrecht, als müsse sie ein Examen bestehen, und fing an, über ihre Reise nachzudenken. Sie berechnete ihre bescheidene Barschaft, strich die ersten Hotels energisch von ihrer Liste, und beschloß, höchst vernünftig, als bescheidene Studienreisende von den Renaissancebauten der Touraine Skizzen aufzunehmen, von den Bauten, wo die Prinzen der Wirklichkeit so sehr unvernünftig gelebt hatten. Und diesen schönen Vorsätzen blieb sie treu. Manche Ansichtskarte wanderte nach Paris, und Madame Lemoine durfte lesen, daß Madeleine rote Backen bekomme, daß ihr Skizzenbuch sich von Tag zu Tag bereichere. Aber wenn Madame Lemoine auch von einem Prince Charmant geträumt hatte, so wurden ihre Hoffnungen getäuscht. Jede Karte sagte ihr, daß Madeleine nur mit Schlössern und Portiers Zwiesprache pflegte. — Auch Madeleine empfand dies als Mangel. Und lacht ein Gelände noch so freundlich dich an, und spricht die Vergangenheit noch so beredt aus verfallenen Türmen, du mußt einem anderen Menschenkinde in die Augen sehen können, um dein eigenes Empfinden wie in einem Spiegel erst recht zu erkennen. Madeleine sehnte sich nach Gesellschaft. Wenn junge Engländerinnen lachend und scherzend im Wagen an ihr vorüberfuhren, so sah sie ihnen mit leisem Neide nach und hätte ihren Landsmänninnen gleiche Unternehmungslust gewünscht! Gott sei Dank, die Reise nahte sich dem Ende. Sie hatte in Blois gesehen, wie der Salamander des lustigen Königs Franz sich die Monumentaltreppe hinaufwand, in Amboise stand sie mit heimlichem Schauder auf dem Balkon, wo so mancher Hugenott den Todessprung gewagt; nun hatte sie nur noch zwei Stationen zu machen, dann ging es mit dem Eilzug heim, zur Mutter, zum Louvre, zu dem wartenden Corot, zu der alten Arbeit. —

Durch die winkligen Gassen von Loches suchte sie ihren Weg nach der angenehmen Zwingburg Ludwigs XI. Die guten Kleinstädter sahen der einzelnen Dame mit neugierigen Blicken nach, und Madeleine, die dies unwillkürlich fühlte, mochte niemand fragen. Sie irrte ein Weilchen durch enge Straßen, schritt unter alten, epheuumsponnenen Thoren hindurch und verlor immer mehr den Mut. Da kam ihr ein Wanderer entgegen, die Touristentasche an der Seite, eine ebenmäßige Gestalt mit stolzem, überlegenem Ausdruck. — Sie sah diesen Ausdruck wohl, aber sie fragte diesen Mann doch lieber als die Spießbürger, denn er gehörte entschieden ihren Kreisen an.

Auch der Tourist hatte mit raschem Blick Madeleines Erscheinung umfaßt und seine Schlüsse gezogen. Arme, kleine Madeleine! Es war gut, daß du nicht Gedanken lesen konntest, der Fremde urteilte gerade so wie die französischen Krähwinkler und verwarf deine Reisekühnheit. Deine bescheidene Frage, der Tonfall der Stimme, dies eigene Zeichen, das den Gebildeten verrät, wo er auch sei, sie milderten etwas das Vorurteil des Weltmannes. Höflich wies er der jungen Dame den Weg und schaute noch einen Augenblick dem elastischen Gange der Reisenden nach. Dann wandte er sich dem Bahnhofe zu, während Madeleine durch die düsteren Burgverließe sich führen ließ und schließlich auf der Plattform des Turmes, der das hügelig Land beherrschte, erleichtert aufatmete. Nur noch Chenonceaux, das Wasserschloß im Cher, dann war alles überstanden: Freude und Ängstlichkeit, Freiheit und Vereinsamung, alles, was sie auf dieser ersten selbständigen Reise beglückt und gequält hatte. Ob aber die heimliche Sehnsucht weichen würde, die sie zum erstenmal bei der Abreise gespürt und die in unbewachten Augenblicken immer wieder sich regte? —

Es war in den ersten Nachmittagstunden, als sie in Chenonceaux ausstieg. Rasch

durchschritt sie das Stationsgebäude. Wie war hier alles so still — kein Verkehr, sie war ganz und gar in der Provinz. Hinter dem Bahnhöfchen führte die staubige Landstraße an einem Gasthause vorüber in die Felder. Sie kannte weder Weg noch Steg und folgte auf gut Glück langsam der Straße. Nun stand sie mitten in den wogenden Feldern und sah unschlüssig nach den ersten grauen Häusern des fernen Dorfes. Da kam es von dort in fröhlichem Zuge, ein ländliches Brautgeleite! Die alte Bauerntracht war freilich nicht mehr zu sehen, die Atlasschleppe der Braut schleppte im Staube, ihr rotwangiges Gesicht krönte der Kranz aus Orangeblüten. Der Bräutigam im schwarzen Rock hielt sie zärtlich umfaßt, und hinter ihnen zogen die lieben Verwandten und Freunde; es lachten die farbigen seidenen Kleider unter dem tiefblauen Himmel, und die Fiedel der beiden Dorfmusikanten verwandelte die Schritte in heiteren Tanzrhythmus! Madeleine blieb stehen. Sie fühlte, daß aller Augen schon aus der Ferne sie anstarrten. In das Volksliedchen der Geiger stimmten die Hochzeitsgäste ein:

Quand j'étais chez mon père,
Fillette à marier —
Dondaine, ma dondaine —

Nun schritt das Brautpaar an Madeleine vorbei, und mit ungemeinem Vergnügen sangen sie besonders laut in ihre Ohren:

Fillette à marier!

Sie waren vorüber, sie dämpften die Stimme, auf einmal verstärkte sich der Ton aufs neue:

Je vas dire à mon père
Qu'il me donne un berger,
Dondaine, ma dondaine —

Madeleine sah sich um, wenige Schritte hinter ihr stand der Wanderer von Loches und zog grüßend den Hut.

„Wir scheinen bestimmt, einander zu begegnen, Madame! Ich höre aber eben von einem jener guten Leute, daß wir ganz verkehrt gehen."

„Wir müssen wieder zurück?"

„Allerdings. Madame wird gestatten, daß ich sie begleite?" Sie sah ihn einen Augenblick prüfend an, seine festen, ausgeprägten Züge, den leicht sarkastischen Zug um seinen Mund. Aber sie nickte zustimmend, sie waren hier ja wirklich aufeinander angewiesen. Als er an ihre Seite trat, bemerkte er wohl, daß sie keinen Ehering trug, doch behielt er die erste Anrede bei. Aus dem Gasthofe drang ein Jauchzen und Lachen.

„Wenn man uns jetzt nachsieht," sagte der Reisende lächelnd, „so wird's gewiß heißen: die sind aber dumm, jedem Steinhaufen nachzulaufen. Und man wird recht haben."

„Finden Sie? Dann bin ich sehr — dumm, denn ich habe seit Tagen nichts anderes gethan."

Er sah das Skizzenbuch in ihrer Hand, seine Gedanken konstruierten sich ihr Leben.

„Madame ist Malerin?"

„Ja, in Paris."

„Nun, wenn Sie Ihre Skizzen praktisch verwerten können, so will ich nichts gegen diese Reise sagen. Aber ich, ich hätte gescheiter sein sollen. Als Ingenieur fahre ich genügend herum —, meinen Urlaub konnte ich zu Hause viel gemütlicher genießen. — Doch meine liebe, verehrte Mama, die wollte mich unbedingt zum modernen Touristen stempeln, — ich sollte die Natur frei genießen, — ich wette, die gute Dame hatte noch andere Gedanken dabei." Er lachte still in sich hinein. Madeleine hatte eben sagen wollen — ‚mich schickt die Mama ja auch.' — Sein letzter Zusatz hinderte sie plötzlich, und auf einmal erschien ihr das Zureden ihrer Mutter in ganz eigentümlichem Lichte. Das machte sie verlegen, sie ging schweigend neben dem Fremden über eine bescheidene Holzbrücke im Cher und dann am grünen Ufer hin. Das Wasser des Cher war leicht bewegt, auf dem andern Gestade hinderte ein kleines Gehölz den freien Ausblick, der Widerschein der lichten Baumkronen zitterte in den Wellen. Nun machte der Fluß eine Biegung, und selbst der skeptische Ingenieur konnte auf einmal nicht anders, ein Ruf der Bewunderung drang von seinen Lippen.

Vor ihnen, quer über den Fluß gebaut, erhob sich Schloß Chenonceaux. Die Pfeiler wuchsen aus dem strömenden Wasser empor, sie wölbten sich zu Arkaden, und auf diesem scheinbar so leichten Unterbau stieg das Schloß mit der reichen Gliederung seiner Erker und Türme, seinem schönen Dachstuhl mit den hohen, zierlichen Schornsteinen in die Höhe, ein Märchenbau der Architektur.

„Jetzt bewundern Sie auch,“ sagte Madeleine mit leisem Triumphe.

„Sagen wir, ich bereue nicht, hier zu sein. Aber Bequemlichkeit gehört dazu, — wollen Sie sich nicht setzen? Der Rasen ist trocken. Sehen Sie, so ist es ganz angenehm, und wenn ich Ihnen einen Rat geben soll, so schenken Sie sich das Innere des Schlosses, der Totaleindruck ist die Hauptsache. — Wollen Sie skizzieren?“

„Gern, aber lassen Sie sich durch mich nicht aufhalten.“

„Durchaus nicht, Madame, es ist mir von Wert, Ihre Auffassung zu sehen.“

Sie war aus dem Louvre an das Zuschauen gewöhnt. Der Reisende mußte anerkennen, wie leicht und sicher sie die Konturen zeichnete, bald trat die kleine Skizze gefällig hervor. Da merkte er, daß sie das Ufergebüsch etwas näher als in Wirklichkeit herantreten ließ, und ein kleines Segelboot hinzudichtete.

„Ei, ei, Madame, die Staffage macht sich hübsch, aber die Realität? Sie lieben die Romantik.“

„Es fehlte mir im Vordergrund noch etwas Abrundung. Finden Sie, daß ich dadurch fälsche?“

„Das ist zu hart. Aber ich denke, die große Kunst verlangt volle Wahrheit, — selbst Nüchternheit, Sie schwärmen noch etwas.“

„Also, ‚alte Schule‘?“ sagte sie mit liebenswürdigem Lächeln.

„‚Alte Schule‘, weil Madame noch sehr jung ist,“ sprach er verbindlich. „Sehen Sie, zwischen uns ist eben ein großer Unterschied. Wäre ich Maler, ich würde wahrscheinlich einen ganz anderen Standpunkt genommen haben. Als Laie muß ich Ihnen nun bemerken, daß mir hier trotz aller Schönheit folgendes mit Schaudern einfällt: Erstens, sämtliche Moskitos, die durch die offenen Fenster schwirren mögen, zweitens, sämtliche Influenza- und Rheumatismusanfälle, die man sich hier holen könnte! — Schrecklich, nicht wahr? Und Sie?“ —

„Ja, ich muß bekennen, daß ich mir in diesem Bau ein Leben als Schloßfräulein träume, aber nicht jetzt, vor dreihundert Jahren etwa.“

„Hm,“ sagte er und pfiff dann leise eine Opernmelodie. „Kennen Sie die Geschichte der Burgfrauen von Chenonceaux sehr genau?“ Er sah sie scharf von der Seite an.

„Aus den Hugenotten,“ sagte sie unschuldig.

Der Ingenieur mußte herzlich lächeln! Und dieses junge Geschöpf mit seiner rührenden Unkenntnis von Welt und Geschichte hatte er für eine emanzipierte Dame gehalten, die einen kleinen Flirt gestatten würde. Unwillkürlich dachte er an seine Schwestern im sorglosen, wohlhabenden Elternhaus. Wenn die nun auch wie dies junge Mädchen den Kampf mit dem Dasein aufnehmen müßten! Ob sie die gleiche Fähigkeit dazu besäßen? Ob die Fremde wohl schon Wunden in diesem harten Leben empfangen hatte? Ihre Augen sagten nichts davon, nur leise Müdigkeit sprach ab und zu aus ihnen.

„Sie sind wirklich noch sehr jung,“ sagte er plötzlich ernst. „Haben Sie sich nicht gefürchtet, allein zu reisen? Wir Franzosen vom alten régime lassen unsere Töchter und Schwestern nicht gern in die Welt wie junge Amerikanerinnen.“

Die Frage war ihr peinlich, aber sein Auge sprach nur offene Teilnahme. Auch sie wollte offen sein.

„Ich brauchte Erholung. Zu zweit hätten Mama und ich nicht so weit reisen können. Und dann, — es ging mir wie Ihnen. Mama wollte es so haben: — Sie meinte, so eine Studienreise mache Reklame für mich, — bei den Leuten, die mir Aufträge geben, — vielleicht war es thöricht! Und,“ — sie hob etwas stolz den hübschen Kopf, „ich kann wohl meinen Weg allein gehen.“

„O bitte, ich wollte Sie nicht kränken! Sehen Sie, als ich Sie zuerst so ganz allein sah, war ich etwas erstaunt. Aber sobald ich mit Ihnen eine Viertelstunde zusammen war, dachte ich an ein Wort meiner Mutter, als ich das Elternhaus verließ. — Man vergißt solche Worte oft, — nicht immer durch eigne Schuld. — Ja, das Wort —! ‚Denke bei jedem jungen Mädchen, das dir begegnet, an deine Schwestern!‘ Ich freue mich, daß Sie mir dies liebe Wort zurückriefen.“

„Es ist schön, eine so gute Mutter zu haben,“ sagte sie einfach, aber in ihrem Herzen fühlte sie ein eignes, heimliches Freuen.

Der Reisende sprang vom Rasen auf.

„Wie denken Sie, wenn wir zurückgingen und uns nach dem Gasthof umsähen? Ich muß gestehen, daß ich entschieden hungrig bin. Alle Gefühle haben ihre Zeit.“

Langsam schritten sie wieder der Brücke zu. Madeleine war es so froh und leicht zu Mute, wie noch nie auf der Reise. Was sie sich oft gewünscht, es sollte ihr beschert werden: Die Erinnerung an einen köstlichen Tag, den sie mit einem anderen verständnisvollen Menschen genossen. Daß dieser weltkundige Mann sie achtete, fühlte sie in jedem Wort und Blick, und das gab ihr ein Gefühl wohlthuender Sicherheit. Sie tauschten jetzt auch ihre Namen aus, und sie wußte nun, daß Robert Moreau Ingenieur in Angoulême war. Vielleicht noch mehr als sie genoß aber der Mann dies Zusammensein, das Geplauder des jungen Mädchens, dessen Heiterkeit aus langem Märchenschlaf erwachte. Sie schilderte ihm ihr bescheidenes Leben mit lachenden Farben — die Schatten darin mochte er hinzufügen —, und das that er auch in Gedanken. — Eine Weile standen sie auf der Holzbrücke und sahen in die gleitenden Wasser des Cher. Fröhlicher Zuruf weckte sie aus ihrem Sinnen.

„Ah, da sind ja noch Monsieur und Madame! Haben Sie genug an dem alten Gebäude gesehen?“

Sie sahen sich um und standen zwei behäbigen Hochzeitsgästen gegenüber.

„Freut Ihr Euch denn nicht, daß Euer Schloß die Fremden anzieht?“ sprach scherzhaft Moreau. „Bewundern macht Hunger und Durst, — das kommt Euerem Gasthof zu gute.“

„Wenn Sie Hunger und Durst haben, so möchte ich Monsieur und Madame einen Vorschlag machen. Nehmen Sie unseren Platz auf der Hochzeit ein, wir sind von der Verwandtschaft, wir dürfen Sie schon einladen.“

Der Ingenieur sah Madeleine fragend an.

„Würden wir nicht stören?“ warf sie schüchtern ein.

„Aber, Madame, zwei junge Eheleute können für ein Brautpaar nur von guter Vorbedeutung sein, — Sie werden es uns doch nicht abschlagen?“

Madeleine und ihr Begleiter sahen sich einen Augenblick verdutzt an, und auf einmal mußten beide lachen, so herzlich lachen, daß die anderen von ihrer Fröhlichkeit angesteckt wurden und diese für Zustimmung ansahen.

„Wollen wir?“ fragte Robert Moreau.

Madeleines langverhaltener Jugendübermut wollte sein Recht haben. Sie nickte bejahend.

„Also, angenommen! Aber auf wen sollen wir uns denn berufen?“

„Sagen Sie nur, Cousin Bastien schicke Sie.“

„Schön, Cousin Bastien! Auf Wiedersehen beim Tanze.“

Moreau und Madeleine waren wieder allein. Es wollte dem jungen Mädchen einen Augenblick bange werden, aber nun war er es, der den Scherz mit Feuereifer aufnahm.

„Jetzt fällt mir's ein,“ sprach er, „schon wie ich hinter Ihnen herging und nach dem Wege fragte, war die Antwort merkwürdig. Ich verstand bloß nicht. Nun, den Spaß können wir den guten Leuten machen. Warum glauben sie auch nicht, daß man sich allein durch die Welt schlagen kann.“

Plötzlich sah er auf Madeleines Hände. Er wurde etwas verlegen.

„Sagen Sie 'mal, haben Sie gar keinen Ring bei sich?“

„Nein,“ sagte sie kleinlaut.

Er schwieg eine Weile. „Sehen Sie, die Komödie muß mit den nötigen Requisiten gespielt werden. Ich habe einen alten Familienring, der für mich ausreicht. Aber Sie!“ Er griff in seine Reisetasche und zog ein kleines Etui heraus. „Ich hatte für meine jüngste Schwester einen kleinen Ring gekauft, drehen Sie den Stein nach innen, und es geht. — Das ist ein wundervoller Spaß.“

Sie steckte den Ring an den Finger.

„Dürfen wir denn den guten Leuten diesen Kinderstreich spielen?“

„Ist ihre eigne Schuld! Wir machen heute Volksstudien, schade, daß ich nicht Schriftsteller bin. Eine Hochzeitsidylle in der Touraine, Essay von Robert Moreau, Illustrationen von Madeleine Lemoine, es könnte sich gut machen. — Übrigens, da sind wir. Madame wird gebeten, mir den Arm zu geben, en avant!“

Als sie eintraten, war die Tafel im vollen Gange. Die Braut hörte mit hochrotem Gesichte einem scherzhaften Toaste zu,

die jungen Mädchen kicherten, die kleinen Kinder stritten sich um Konfekt. Da erschienen die Fremden im Rahmen der Thür, und es war ein hübsches Paar, das mußten die Landleute zugeben, die den Städter doch gern kritisch betrachten.

Moreau erklärte mit verbindlichen Worten ihr Erscheinen und bat die jungen Eheleute, seine Glückwünsche anzunehmen. Der Bräutigam drückte ihm die Hand, und der Brautvater zwang ihn und Madame Platz zu nehmen.

„Bei einer Hochzeit auf dem Lande herrscht Gastfreiheit. Sie sollen mit Madame sehen, wie man am Cher vergnügt ist."

„Ein Glas auf das Wohl von Madame," rief der Bräutigam. Man stieß fröhlich an, und Madeleine sah sich plötzlich von der drallen, ländlichen Braut auf beide Wangen geküßt.

„O Madame," sagte die gute Seele, „ich wollte, der heutige Tag dauerte ein halbes Jahr, und doch möchte ich, ich wäre schon so lang verheiratet, wie Sie, dann wüßte ich doch, ob ich einen recht guten Mann habe."

„Das werden Sie doch jetzt schon wissen!"

Die Landschöne warf einen komischen Seitenblick auf ihren derben Ehegenossen.

„Nun, man kann nie ganz sicher sein —"

„Was hast du denn für Geheimnisse mit Madame?" fragte der Bräutigam.

„O, nichts, Madame versteht sich sehr gut mit mir."

„Junge Frauen verstehen sich stets," lachte der Brautvater, „besonders in e i n e r Frage: wie man den Mann unter den Pantoffel bringt."

Der gute Bauer lachte so herzlich über seinen Witz, daß er gar nicht merkte, wie peinlich dieser Scherz den Fremden war. Moreau warf sich innerlich seine Unbesonnenheit vor, er hatte die junge Malerin doch in eine schiefe Stellung gebracht. Aber nun gab es kein Zurück, Aushalten war das beste — in ein paar Stunden war ja alles vorüber. In seinen etwas quälenden Gedanken wurde er unterbrochen. Drei junge Mädchen waren mit einem großen Blumenstrauß vor die Braut getreten. Mit fast zu hellen Stimmen sangen sie das alte Hochzeitslied, das in so wenig lockenden Farben die Freuden des Ehestandes schildert:

Nous souhaitons le bonjour
Madame la mariée,
Nous souhaitons le bonjour
A tout' la compagnie,
Nous souhaitons le bonjour
A vous et votre époux.

Die Neuvermählten saßen jedes mit der Miene da, welche die Sitte seit undenklichen Zeiten vorschreibt. Er war gelassen, unerschütterlich; ob das Lied ihn als den gewaltthätigen Tyrannen schilderte, der Brave rührte sich nicht. Desto mehr verlangte der Brauch von der Braut eine vorgeschriebene Zahl von Seufzern und Thränen. Es war kein besonders rosiges Bild, das man ihr entwarf: Knechte und Mägde vom Morgen bis zum Abend leiten, das liebe Vieh warten, jeglicher Lustbarkeit entbehren und als Belohnung — keine Schläge bekommen. — Hier, in dieser Gesellschaft, war das Lied Formsache, aber Madeleine entwarf es ein trauriges Bild von dem freudlosen Leben einer Bäuerin alter Zeit. Wo war ein Wort von der Liebe, der großen Lebensliebe? Das junge Mädchen atmete erleichtert auf, als die eintönige Kantilene zu Ende war. Schüchtern sah sie nach ihrem offiziellen Gatten. Auch er schaute nachdenklich drein — und sie hatten doch beide scherzen und lachen wollen.

Die Musikanten stimmten die Fiedeln, der Brummbaß schnarrte, ein langsamer ländlicher Walzer rief zum Tanze. „Vive la mariée", riefen die Spieler, als die Braut mit ihrem Gatten vorüberflog, „vive la mariée".

Moreau trat auf Madeleine zu, er wollte ihr eine förmliche Verbeugung machen. — Aber das durfte er ja nicht, ohne Verdacht zu erregen.

„Sie gestatten?" fragte er leise. Sie stand auf, er legte den Arm um ihr schlanke Gestalt, und nun schwebte sie mit ihm durch den Saal. Sie verstand zu tanzen, aber trotzdem er sie umfaßt hielt, fühlte er eine leichte Zurückhaltung in ihrem Wesen. Und gerade diese spröde Art erregte ein eignes Gefühl in ihm, — sie sollte nicht so scheu, so fremd bleiben, er wollte den Duft der seltenen Blume an seinem Herzen kennen lernen. Immer wieder und wieder durchmaß er mit ihr den Saal. Er merkte, daß die anderen aufgehört hatten. Sie waren das einzige Paar, und die Hochzeitsleute sahen den leichten Bewegungen der beiden zu.

Auch Madeleine fühlte, daß man sie

beobachtete. Leise fragte sie: „Wollen wir nicht aufhören? Es ist so ihöricht, den Leuten vorzutanzen."

„Nein!" sagte er hastig.

Sie sah auf, da traf sie sein Blick — so heiß, mit einer solchen Glut, daß er sie erschreckte. Sie blieb mit plötzlicher Bewegung stehen.

„Bitte, ich kann nicht mehr."

In ihrem Ausdruck, in ihren Augen lag etwas, das ihn zur Besinnung brachte. Er wollte sie zu ihrem Platze führen. Da klatschten die Bauern Beifall — laut, stürmisch, und dazwischen rief der Bräutigam: „Nach solchem Tanze muß man bei uns sich küssen, madame!"

Und „ja, ja, ja" rief es von allen Seiten. Von allen umdrängt, sahen die beiden sich an, — wäre nicht jener Blick von vorhin gewesen, jener Blick, dem ein unbestimmtes, aber leise zwingendes Gefühl in ihrem Herzen antwortete — sie hätte vielleicht harmlos die Wange geboten. Aber so! Es war ihr, als dränge sie alles zu einer unentrinnbaren Gefahr hin, einer Gefahr, die ihr auch seine Achtung rauben mußte. Und während die Gedanken in tollem Reigen in ihrem Kopfe wirbelten, sah sie plötzlich einen Ausweg vor sich. — Ja, so mußte es sein.

Sie riß sich von seiner Hand, — er hatte sie nur ganz leise gefaßt, aber jede Berührung war ihr jetzt zu viel.

„Wir sind ja gar nicht verheiratei — lassen Sie mich fort —" Sie rief es laut, ohne zu zögern durchbrach sie den dichten Kreis und stürzte aus der Thür, in die sinkende Nacht.

Tiefe Stille im Saale! Verlegene, bedrückende Stille! Die Hochzeitsgäste stehen wie erstarrt. Das heimliche Mißtrauen des Bauern gegen den Städter beginnt sich zu regen! Fragende, zweifelnde, drohende Blicke richten sich auf den unglücklichen Touristen! Aber dieser scheint sich nicht zu fürchten! Er will und er wird das rechte Wort finden — für die arme, schlechte Schauspielerin, — das wahrhaftige, liebe Menschenkind! Lächelnd sieht er sich im Kreise um.

„Aber wir möchten doch fragen, mein Herr —"

„Ja, Sie haben doch gesagt —"

„Wir möchten wirklich bitten —"

„Meine Herrschaften, ich möchte auch bitten — und nur um ein paar Worte Gehör. — Bitte, sehen Sie mich nicht so bös an, Madame, — denn eigentlich sind Sie alle schuld, wenn wir ein wenig Komödie spielten! — Überlegen Sie: zwei Reisende, wie wir, sehen auf der Landstraße einen Hochzeitszug! Was denken aber die guten Leute und besonders das Brautpaar? — Die zwei gehören zusammen, allein reist man nicht! Sehr liebenswürdig gedacht, so wie Glückliche eben denken! — Die Antwort auf meine erste Frage zeigt mir den freundlichen Irrtum, — die Einladung der Verwandten spinnt ihn weiter. — Soll ich noch viel erklären? Einen kleinen Reiz übt solche Annahme stets — und für die junge Dame unter meinem Schutze war das Leben bisher wenig freundlich. Da geht es uns durch den Sinn: ein paar Stunden wollen wir das Glück der Fröhlichen teilen, — unter der Maske, die man uns aufzwingt. Aber ungestraft spielt man nicht mii dem Feuer — ich wenigstens muß es bekennen, Madame — und meine Begleiterin, — die muß ich zu versöhnen suchen! Wer will mir nun noch zürnen, wenn ich so freimütig bekenne?"

Sieghaft lächelnd sah er sich im Kreise um, die Mienen der Gäste hatten sich langsam aufgehellt. Er winkte einem Kellner, — einige Flaschen des schäumenden Vouvray wurden entkorkt! Moreau hob sein Glas.

„Wer stößi mit an? Vive la mariée!"

„Vive la mariée!" antwortete der fröhliche Chor. Glas auf Glas stieß mit dem seinen zusammen. Zuletzt trat er noch einmal auf das Brautpaar zu. „Ich nehme Abschied von Ihnen, leben Sie wohl, und nehmen Sie es als gutes Omen, daß Ihr Glück zwei Menschenkinder zwang, wenigstens glücklich zu scheinen."

Er verneigte sich tief und verließ den Saal. Rasch schritt er ins Freie, die kühle Abendluft wehte um seine erhitzte Stirn. Drinnen im Saal blies die Musik einen Tusch, er hörte, wie die Paare lachend und scherzend zum Tanze antraten. Tief atmete er auf. — Das war nun vorbei, aber jetzt zu ihr, er verlangte heiß und sehnlich nach einer Aussprache. Er wußte, daß er sie nur auf der Station finden konnte.



Holländische Fischerboote. Nach dem Gemälde von Hans von Bartels.

Rasch schritt er auf das Bahnhofsgebäude zu. An seinem Arme hing ihr leichtes Reisehütchen, er hatte es aus dem Vorsaal mitgenommen.

Auf dem Bahnsteig war es ganz still, es dauerte noch eine Weile, bis der Zug auf der kleinen Haltestelle einlief. Über den stillen Feldern jenseits des Geleises stand der gelbe Vollmond, es war so ruhig, daß man das Zirpen der Grillen und Heuschrecken hörte. — Auf den Bänken vor dem Stationsgebäude saß sie nicht. Scharf sah er sich nach rechts und links um. Dort, rechts, am Ende des Kiesweges saß auf einigen Holzschwellen zusammengekauert eine dunkle Gestalt. Er ging, so leis er konnte, aber der Sand knirschte doch unter seinen Füßen. Nun sah er sie deutlich, so ängstlich in sich zusammengezogen. Ein seidenes Tuch hatte sie um den Kopf gewunden. An dem Zucken ihrer Schultern merkte er, daß sie weinte.

Er wagte nicht gleich zu reden. Leise hustete er. Madeleine sah sich um.

„Was wollen Sie noch? Quälen Sie mich doch nicht."

„Das will ich wirklich nicht," sagte Moreau, „ich will Sie vielmehr um Verzeihung bitten. — Darf ich mich zu Ihnen setzen?"

Sie sagte nicht nein. Er ließ sich neben ihr nieder und faßte ihre Hand.

„Hier haben Sie zunächst Ihren Hut, den habe ich mitgenommen und dort drüben alles in Ordnung gebracht. — Hören Sie die Geigen? Es denkt jetzt schon keiner mehr an uns thörichte Leute."

Sie schüttelte mit dem Kopf.

„Aber i c h kann das alles nicht vergessen, nie, nie! Was müssen Sie von mir denken? Bin ich so alt geworden, und bei der ersten Gelegenheit bin ich so sehr unvorsichtig! Ich bitte Sie, lassen Sie mich allein —, ich will allein sein, und dann nach Paris, — zu Mama!"

„Aber ich will Sie nicht allein lassen, und Ihre Frage gebe ich Ihnen zurück: was müssen Sie von m i r denken? Sie sollen nicht glauben, daß ich Ihr Alleinsein benutzen wollte, um einen unbedachten Scherz weiterzuspinnen. Schien es mir — als Franzosen — etwas gewagt, Sie so selbständig zu sehen, — unser Gespräch vor dem alten Schloß hat mir mehr Achtung eingeflößt, als Sie ahnen. Und Ihr Bekenntnis vor den vielen neugierigen Augen, — das ist mir noch werter gewesen. Ich habe Sie gesucht, um Ihnen dies zu sagen. Sind Sie nun zufriedener mit mir?"

„Sie sind wirklich gut," sagte sie und drückte ihm die Hand, die er leicht umfaßt hielt.

Langsam führte er sie an die Lippen und küßte sie. Sie spürte den heißen Druck und dabei auch wieder den Ring, den sie ganz vergessen hatte.

„Der Ring für Ihre Schwester!"

Er behielt ihre schmale Rechte in der seinen und sah das bescheidene Ringlein an ihrem Finger an.

„Ja, der Ring," sagte er und lächelte eigen. „Ich hatte ihn für meine Schwester bestimmt — Madeleine, wollen Sie ihn behalten? Behalten bis ich nach Paris komme und Ihre Mutter frage, ob Sie ihn als meine Braut tragen dürfen?"

Sie sah ihn scheu an, aber wie ihre Augen sich mit dem Blick der seinen trafen, erwachte in ihr das Gefühl des Vertrauens, das am Nachmittag so sehr für ihn gesprochen hatte. Und ihre Augen sprachen für ihren Mund, von dem er sich ein zitternd Jawort küßte.

Auf dem Bahnsteig ein Gehen und Rufen! Das Läuten der Bahnhofsglocke, der schrille Ton der Signalpfeife. In der Ferne dröhnte und schnaufte es. Die schwarze Zugschlange mit den feurigen Augen rollte heran!

Die beiden Glücklichen wurden aufgeschreckt.

„Ich muß fort," sagte Madeleine.

Sorglich begleitete Moreau sie an den Zug. Aus ihrem Coupé sah sie ihn lächelnd an.

„Ich bleibe heute noch hier," sagte er. „morgen komme ich nach Paris nach. Weißt du auch, chérie, wer mindestens so glücklich sein wird als wir? — Deine Mama und die meine. — Sage ihr nur, sie hätten mit ihren Wünschen riesiges Glück gehabt, — das Verdienst kommt uns aber zu."

„Au revoir," sagte sie und bog sich vor, — „ja, auf Wiedersehen, prince charmant."

„Was ist denn das für ein Name?" rief er.

„Das sage ich dir in Paris, — für heute au revoir, chéri!"



Das Hadrians-Mausoleum.

Von

H. Graf zu Dohna (Delphicus).

Mit sieben Abbildungen.

Gibbon beginnt sein unsterbliches Werk über den Niedergang des römischen Reichs mit der Epoche der Antonine, die er als den Höhepunkt der Weltherrschaft Roms bezeichnet. Das Reich hatte seine größte Ausdehnung erlangt, die Grenzen waren gesichert, die Provinzen beruhigt, und in dem ganzen ungeheuren Ländergebiete, das die Hauptmasse der damals bekannten Welt umfaßte, walteten unter dem Scepter einer Reihe milder, hochgesinnter Fürsten Gesetz und Ordnung; eine Ära des Glücks und friedlichen Daseins, wie sie der Menschheit bisher nicht beschieden gewesen war. Genau in die Mitte dieser gepriesenen Weltepoche fällt die Vollendung eines Bauwerks, in dem der Monumentalsinn des Zeitalters gipfelt; es ist das Mausoleum Hadrians, von diesem Kaiser begonnen, und zwei Jahre nach seinem Tode durch seinen Adoptivsohn und Nachfolger Antoninus Pius mit der feierlichen Beisetzung Hadrians eingeweiht.

Die zahlreichen Bauten dieses hochgebildeten, aber ruhmsüchtigen Herrschers bekunden sein Streben, die Formenschönheit der Griechen auf die gigantischen Ausmessungen römischer Monumentalbauten zu übertragen und damit alles bisher Dagewesene in Schatten zu stellen. Er hatte auf seinen unaufhörlichen Reisen die Kunstschöpfungen der römischen Welt, vor allem des hellenistischen Orients, persönlich besichtigt und war in die Hauptstadt zurückgekehrt, begleitet von einem Heere von Baumeistern und Kunsthandwerkern, gefolgt von einer Flotte, die die Ausbeute ganzer Provinzen und Städte an Statuen, Säulen und Obelisken nach dem Tiberhafen brachte, von wo diese köstliche Fracht nach den verschiedenen Plätzen geschafft wurde, die der Kaiser für seine Bauten ausgewählt hatte. In der Stadt selbst mangelte der Raum, und schon Trajan hatte zur Abtragung ganzer Hügel schreiten müssen, um Platz für sein herrliches Forum zu gewinnen, auch war die Aufgabe nicht leicht, angesichts von Monumentalbauten, wie des Augustusmausoleums, der Kaiserfora, des Pantheons und des Flavischen Amphitheaters, Werke zu schaffen, die die in das Unermeßliche gesteigerten Erwartungen der römischen Welt zu übertreffen imstande wären. Allein die genialen Schöpfungen Hadrians, die Villa bei Tivoli, der Tempel der Venus und Roma, zwischen dem Flavischen Amphitheater und dem Vespasiansforum, endlich das weltberühmte Mausoleum mit der Älischen Brücke davor, haben in der That die Anerkennung der Zeitgenossen und die Bewunderung der späteren Jahrhunderte errungen, die in der glücklichen Lage waren, die herrlichen Monumentalbauten noch in unberührter Erhabenheit zu schauen. Von all diesen grandiosen Bauwerken sind heute nur unbedeutende Überreste vorhanden, die für die ungeheuren Ausmessungen Zeugnis ablegen, das Mausoleum allein steht noch aufrecht da und zieht durch seine Gestalt und seine Dimensionen den Blick des Beobachters auf sich, obwohl der größte Teil des Unterbaues unsichtbar und das cylindrische Obergeschoß durch einen häßlichen mittelalterlichen Festungsturm entstellt ist, so daß man kaum eine annähernde Vorstellung von der einstigen Schönheit des Grabmonuments gewinnen kann. Zumal auch die herrliche Brücke, die sich einst über den vorbeiziehenden Tiber wölbte, heute in dem Ponte St. Angelo mit seinem barocken Figurenschmuck einen unendlich minderwertigen Ersatz gefunden hat.

Zur Zeit Hadrians gab es in Rom bereits zwei Grabmonumente, die zum Vorbild hätten dienen können, die Mausoleen der Cäcilia Metella und des Augustus, beide nach dem Muster des weltbekannten Grabmals des Mausolus zu Halikarnaß angelegt, dessen Errichtung etwa ein halbes Jahrtausend früher anzusetzen ist. Der kunstsinnige Kaiser mochte die damals noch

vorhandenen bedeutenden Reste desselben auf seinen ausgedehnten Reisen wohl persönlich in Augenschein genommen haben. Aber der von Hadrian selbst entworfene Plan für sein Grabmonument zeigt, daß seine Absicht nicht auf Nachahmung, sondern auf Herstellung eines durchaus originellen architektonischen Bauwerks gerichtet war, das den Namen Mausoleum nur in dem Sinne verdient, als man sich gewöhnt hat, jedem Monumentalgrab, ohne Rücksicht auf seine Form, diese Bezeichnung zu geben.

Um nun zu einer ungefähren Vorstellung von der äußeren Erscheinung des herrlichen Monuments zur Zeit seiner Vollendung zu gelangen, ist es notwendig, eine Reihe von Irrtümern auszuscheiden, die sich bis in die Gegenwart hinein hartnäckig behauptet haben. Dahin gehört vor allem die Voraussetzung von Säulenstellungen, wie solche bei dem Augustusmausoleum zweifellos vorhanden gewesen sind. Es darf jetzt als gewiß angenommen werden, daß das Grabmal Hadrians weder ein doppeltes cylinderförmiges Obergeschoß noch freistehende Säulenordnungen besessen hat, womit alle Angaben über die spätere Verwendung dieser Säulen in der St. Pauls-Basilika in den Bereich der Legende zu verweisen sind. Ebendahin gehört die Ansicht, daß der bekannte kolossale Pinienapfel, der sich jetzt in einem der Höfe des Vatikans befindet, den Abschluß der Kuppel des obersten Cylinders gebildet habe, denn das Vorhandensein beider Bauteile ist zu verneinen, und die erwähnte Pigna hat niemals ein Grabmonument gekrönt, wo sie trotz ihrer Kolossalität unzulänglich erscheinen muß, sondern hat nachweislich einer Fontäne angehört, die sich vor dem Pantheon befand.

Die Abbildungen 1—3, dem verdienstvollen Werke von Borgatti über das Kastell St. Angelo entnommen, sollen einen Begriff von den Vorstellungen erwecken, die bis in den Anfang unseres Jahrhunderts über die Gestalt des Grabmals sich festgesetzt hatten.

Abbildungen 4 und 5 machen die antiken Baukonstruktionen der eigentlichen Grabkammer mit der spiralförmigen Zugangsrampe anschaulich, wie sie zum Teil noch vorhanden, zum Teil mit Sicherheit nachweisbar sind.

Abbildung 6 endlich zeigt die Rekonstruktion, wie sie Borgatti und Professor Capannari auf Grund der neuesten Forschungen entworfen haben.

Hiernach bestand das Grabmonument aus einem quadratischen Unterbau, der noch heute vorhanden ist, aber zum größeren Teil im Boden steckt. Das Eingangsportal korrespondiert mit dem Punkt c in Abb. 4. Längs der Fußpunktlinie des Würfels sind die Inschrifttafeln sichtbar für die radialen Grabzellen (b b b b in Abb. 4). Auf den vier Ecken befanden sich nach ausdrücklicher Angabe Prokops Gruppen von Männern und Pferden. Innerhalb des Unterbaues erhob sich auf selbständigem Fundament ein jetzt noch vorhandener Cylinder aus Peperinquadern, der den Würfel so weit überragte, daß beide Bauglieder annähernd gleiche Höhendimensionen erhielten. Die Halbpilasterordnungen sowie die korrespondierenden Postamente mit darauf stehenden Bildsäulen und das treppenförmige Dach sind Annahmen, die nach den Angaben Prokops sowie einiger Beschreibungen aus dem Mittel-

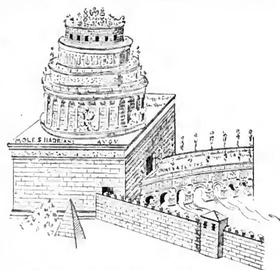


Abb. 1. Zeichnung aus dem Werk der Gebrüder Tramezzini 1561.

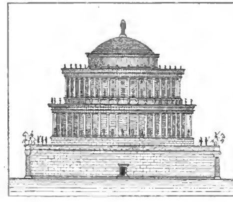


Abb. 2. Rekonstruktion des Domenico Bronti. Anfang des XVIII. Jahrhunderts.

war die Grabkammer ausgespart. Vier Nischen für Graburnen sind noch sichtbar, Hadrian selbst ruhte in einem Porphyrsarkophag mit köstlichem Deckel, dem wir noch im Verlauf unserer Darstellung begegnen werden; später wurden die Graburnen der folgenden Imperatoren bis zu Septimius Severus sowie aller Angehörigen hier beigesetzt, so daß sich dieses zweite Kaisermausoleum Roms in Ansehung der historischen Bedeutung seiner stillen Bewohner dem Grabmonument des Augustus, das vom jenseitigen Tiberufer herübergrüßt, würdig zur Seite stellen kann.

alter einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit besitzen.

Daß das würfelförmige Postament für die Krönungsgruppe von der Dachkonstruktion getragen worden sei, erscheint aus technischen Gründen unmöglich, es ist vielmehr mit Sicherheit zu vermuten, daß dieser Sockel auf Grundmauern stand, die nichts anderes waren als die Fortsetzung der Umfassungswände der kaiserlichen Grabkammer (Punkt h in Abb. 5).

Am meisten umstritten ist die Krönungsgruppe selbst, deren Vorhandensein von den einen ganz geleugnet wird, nach anderen aber aus einer Kolossalfigur des Kaisers auf einer Quadriga bestand. Die letztere Ansicht ist vielleicht zutreffend, wenn man die Vorstellungen der römischen Kaiserzeit berücksichtigt, wonach zuerst den abgeschiedenen, später schon den lebenden Imperatoren göttliche Ehren erwiesen worden sind.

Der Name des Älischen Geschlechts deutet bereits die Prätension der Abstammung von dem Sonnengott an, und diese Kombination scheint für die Lösung des Problems entscheidend.

Man wird sich also die Gruppe so vorzustellen haben, wie unsere Abbildung 6 sie zeigt, und darf mit hoher Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß die Kolossalfigur des Helios die Züge des verewigten Kaisers getragen haben wird. Das Ganze also eine Apotheose des Älischen Geschlechts.

Genau in dem Centrum des Monuments

Kaum zwei Jahrhunderte nach der Vollendung der Moles Hadriani, wie die Römer den Riesenbau benannt haben, beginnt sich in dem Wandel des monumentalen Charakters der ewigen Stadt das Ringen zweier Weltalter auszuprägen, von denen eine die Vergangenheit, das andere die Zukunft, beide aber die Gegenwart für sich in Anspruch nehmen. Im Jahre 312 hatte vor dem Flaminischen Thore bei Prima Porta eine weltentscheidende Schlacht stattgefunden, und der Vorkämpfer des Heidentums, Maxentius, der Sohn des letzten Christenverfolgers Maximian, war bei der Milvischen Brücke in den gelben Fluten des Tiber versunken. Das berühmte Toleranzedikt des siegreichen Konstantin hatte die duldende Kirche zur geduldeten, endlich zur herrschenden erhoben. Dieser gewaltige Umschwung hat eines der merkwürdigsten Phänomene hervorgebracht, welche sich der Beobachtung des Kulturhistorikers darbieten, die Umwandlung des heidnischen in das christliche Rom. An keinem Punkte der ewigen Stadt treten diese Gegensätze schroffer und unvermittelter auf, als in der Gegend zwischen dem Hadriansmausoleum und dem Neronischen Cirkus unseligen Angedenkens, wo die ersten Märtyrer des christlichen Glaubens in Rom als lebende Fackeln jene Festspiele beleuchtet hatten, mit denen der erschreckte Imperator die über den furchtbaren Brand ihrer Stadt grollenden Römer beschwichtigte. Der Triumph der aus den Katakomben an das Tageslicht emporgestiegenen Kirche sollte nun durch die Erbauung einer Basilika

gerade an der Stelle zum vollendeten Ausdruck gelangen, wo die Rauchsäulen des ersten großen Brandopfers der Christenheit zum Himmel emporgestiegen waren. Und so entstand denn aus den Ruinen des zerstörten Neronischen Circus jene Peterskirche, die bis zu ihrem Neubau durch Julius II. zwölf Jahrhunderte welthistorischer Entwickelung erleben und in entscheidender Weise beeinflussen sollte. Die Überlieferung verlegt die Gründung in das Jahr 340, d. h. also genau zwei Jahrhunderte nach der Vollendung des Hadriansmausoleums. Seit diesem Zeitpunkte stehen sich nun diese beiden sie ist es bis in die Zeit des Theodosius geblieben. Man mag sich also vorstellen, mit welchem Ingrimm in Rom die kaiserlichen Edikte aufgenommen wurden, welche die Schließung der heidnischen Tempel anordneten und die Errichtung christlicher Kirchen innerhalb der Mauern gestatteten, mit welchen Empfindungen man das Emporwachsen der Basilika auf dem Vatikan betrachtet und zu welchen Vergleichungen das benachbarte Kaisergrab angeregt haben wird. Hier die Sarkophage und Aschenurnen von fünf Weltherrschern, von einem herrlichen Monument umschlossen, zu dessen Herstellung

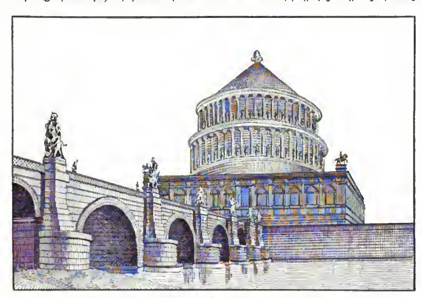


Abb. 8. Rekonstruktion nach Carmisa. XVIII. Jahrhundert.

Hauptvertreter zweier Weltalter in einem Abstande von kaum tausend Schritten drohend gegenüber, und der Verlauf dieser Darstellung wird zeigen, daß mehr als ein Jahrtausend vergehen sollte, bis die Nachfolger der Apostelfürsten in den unbestrittenen Besitz des in ein Kastell umgewandelten Grabmonuments gelangt sind, nachdem es manchem derselben als Zuflucht, vielen als Kerker und einigen als Stätte gewaltsamen Todes gedient hatte.

Zur Zeit der Erbauung der Peterskirche war die Mehrzahl der Bevölkerung Roms noch den alten Göttern zugeneigt, und alle Künste berufen gewesen waren, dort die legendarischen Überreste eines unbekannten Fischers aus Galiläa, der unter Nero den Kreuzestod erlitten haben sollte, in der Krypta einer eilfertig und schmucklos errichteten Basilika, die in ihrer äußeren Erscheinung mehr einer Markthalle als einem Gottestempel glich. Und doch — so unwiderstehlich ist die Macht des in andere Bahnen gelenkten Weltgeistes! — nur ein Jahrhundert später, und die große Wandlung ist vollendet, die herrlichen Tempel verfallen und veröden, soweit sie nicht der neuen Weltreligion dienstbar werden, Hunderte von

Kapellen und Kirchen haben sich zwischen sie und in sie hinein gebaut, und die Enkel jener Römer, die einst mit schlecht verhehlter Verachtung auf die Anfänge des vatikanischen Kirchenbaus herabgeschaut hatten, beeifern sich jetzt, knieend die große Freitreppe zu erklimmen, über der sich die mit dem Raube der antiken Monumente herrlich geschmückte Basilika erhob.

In diese Zeiten fällt die erste große Wandlung in der äußeren Erscheinung unseres Monuments durch seine Umgestaltung zu einem Kastell und Anfügung von Flankenmauern auf der Flußseite. Der entartete Sohn des großen Theodosius hat diese wesentliche Vervollständigung der Befestigung Roms veranlaßt, aber bei der ersten Nachricht von dem Einbruch zahlreicher Barbarenhorden in Oberitalien verließ Honorius, erschreckt, die Stadt, um sich in das unangreifbare Ravenna einzuschließen. Der geniale Vorkämpfer des sinkenden Reiches, der Vandale Stilicho, hat damals noch einmal die Rettung Italiens durch die Vernichtungsschlacht von Florenz bewirkt. Aber der kleine Geist des kläglichen Honorius vermochte solche Größe neben sich nicht zu ertragen; auf sein Anstiften ward der ruhmgekrönte Held ermordet, und zwei Jahre darauf fiel die Hauptstadt der Welt zum erstenmal in die Hände der Barbaren, ein Schauspiel, das sich im V. und VI. Jahrhundert mit ermüdender Eintönigkeit wiederholt.

Abb. 4. Durchschnitt in der Höhe der Aelischen Brücke. a. Aelische Brücke. b. Radiale Grabkammern. c. Eingang. d. Vorraum mit der Nische für die Kolossalbüste Hadrians. e. Spiralrampe zur Grabkammer Hadrians. i. Lichtschächte.

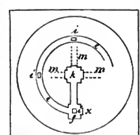


Abb. 5. Durchschnitt in der Höhe der Grabkammer. e. Spiralrampe (Fortsetzung). f. Vorraum der Grabkammer. g. Eingangskorridor. k. Grabkammer Hadrians. i. Lichtschächte. m. Luftschächte. Nach Borgatti, Kastell St. Ang. 1890.

Alle diese schreckensvollen Zeiten hat das Grabmal der Cäsaren ohne wesentliche Schädigungen überstanden. Das Märchen von der Entweihung der Grabkammer Hadrians durch die Krieger Alarichs ist längst widerlegt, und unter der glorreichen Regierung des großen Theodorich haben sich die antiken Denkmäler der Stadt sogar des besonderen Schutzes des hochgesinnten Königs erfreut. Aber nur wenige Jahre nach dem Tode dieses edlen und milden Herrschers sollte unser Monument, dessen Innenräume zum Staatsgefängnis gedient hatten und das seither „Kerker Theodorichs“ genannt wurde, von einer verhängnisvollen Katastrophe betroffen werden.

Es war im Jahre 537, als Belisar, von Neapel kommend, durch einen schnellen Marsch sich des von den Goten unbesetzten Roms bemächtigt hatte und sich anschickte, die berühmte Belagerung siegreich abzuwehren, die seinen Namen unsterblich gemacht hat. Der geniale Feldherr Justinians erkannte sofort die Bedeutung des Mausoleums als Hauptbollwerk der Verteidigung und traf schleunig Vorkehrungen, seine Widerstandskraft zu steigern. In der That würden die sogleich zu berichtenden Vorgänge bei der Bestürmung des Kastells unverständlich bleiben, wollten wir nicht annehmen, daß sowohl der quadratische Unterbau als auch die Flankenmauern zur Besetzung durch Krieger und Aufstellung von Wurfmaschinen technisch vorbereitet worden sind.

Belisar hatte die Behauptung dieses wichtigsten Postens seinem besten General Konstantin und den erprobten Kohorten der Isaurier anvertraut. Er selbst nahm sein Hauptquartier an der am meisten bedrohten Porta Salaria am Monte Pincio. Die ihm zu Gebote stehende Truppenmacht, zur Besetzung der ausgedehnten Aurelianischen Mauern nicht entfernt ausreichend, war an den Hauptpunkten geschickt verteilt.

Der nach der Ermordung des unfähigen Theodat von den Goten auf den Schild erhobene König Vitichis erschien nun, nach Sicherung Oberitaliens durch Friedensschluß

mit den Franken, mit einem gewaltigen Heere vor den Thoren Roms, und der Ausgang dieser denkwürdigen Belagerung sollte jetzt den Verfall der Gotenherrschaft in Italien und das tragische Ende dieses edelsten der germanischen Stämme einleiten.

Der Betrachter des Verlaufs der menschlichen Dinge, den man die Weltgeschichte nennt, ist geneigt, trauernd sein Antlitz zu

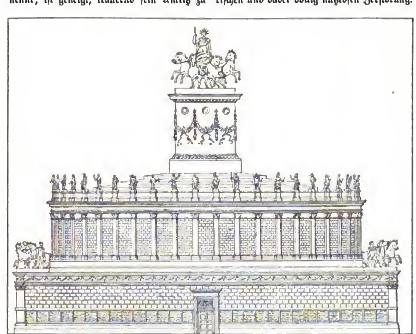


Abb. 6. Rekonstruktion nach Borgatti — Capannari.

verhüllen, wenn er gezwungen wird, bei Vorgängen zu verweilen, die die mühsam gesponnenen Fäden tausendjähriger Kulturentwickelung gewaltsam zerschnitten zu werden scheinen. Und wahrlich bei einem solchen Schauspiel sind wir angelangt. In der Verzweiflung über den unbezwinglichen Widerstand Belisars griff der Gotenkönig zu einem Mittel, das, wie er hoffte, den Gegner zur Ergebung zwingen würde. Auf seinen Befehl wurden sämtliche Aquädukte, die seit Jahrhunderten der ewigen Stadt den ungeheuren Bedarf an Wasser zugeführt hatten, um ihre zahlreichen Brunnen und Bäder zu speisen, unterbrochen. Einst gab es vierzehn solcher Wunderwerke der Baukunst, mit denen sich an Großartigkeit der Anlage und Sorgfalt der Ausführung kaum ein Kunstbau der Gegenwart messen kann. An dem Namen Vitichis haftet nun seit fast anderthalb Jahrtausenden der Vorwurf ihrer barbarischen und dabei völlig nutzlosen Zerstörung.

Abb. 6a. Grundriß.

Denn der Erfolg blieb aus, das Genie Belisars stand in seinem Zenith, und das Gestirn der Gotenherrlichkeit neigte sich dem Horizonte zu. Sie haben jenen Frevel gebüßt, die armen Goten, da unten im Süden, in den paradiesischen Gefilden Neapels, an den Abhängen des Vesuvs, über den Trümmerstätten einer verschütteten Kulturwelt, dort haben sie rühmlichen Untergang gesucht und gefunden. — Morituri! —

Aber auch ein anderes Wunderwerk der Baukunst taucht bei Gelegenheit der Bestürmung Roms durch Vitichis aus dem

Dunkel legendarischer Überlieferung empor und wird, von einem Strahl beglaubigter Geschichte für einen Augenblick blitzartig erhellt, im Vordergrunde der welthistorischen Bühne deutlich sichtbar. Es ist unser Hadriansmausoleum. — Der byzantinische Chronist der Gotenkriege, der bekannte Prokop von Cäsarea, ergreift diese Gelegenheit, um folgende, zwar sehr unzulängliche, aber, bei dem Mangel aller anderen Zeugnisse, unendlich wertvolle Schilderung dieses Monuments zu geben:

„Das Grabmal des römischen Kaisers Hadrian liegt außerhalb des Aurelischen Thores, einen Steinwurf von den Mauern entfernt, und es ist ein höchst merkwürdiges Prachtwerk. Denn es ist aus parischem Marmor erbaut, und die Steine sind fest aneinander gefügt, ohne innerlich verbunden zu sein. Seine vier Seiten sind einander gleich, die Breite einer jeden beträgt einen Steinwurf, die Höhe überragt die der Stadtmauern. Oben stehen bewunderungswürdige Statuen von Männern und von Rossen aus demselben Marmor.“ —

Das ist alles, was wir über das Monument erfahren, aber wir vermögen uns doch eine ungefähre Vorstellung von der äußeren Erscheinung desselben zu entwerfen, die mit dem oben gegebenen Bilde übereinstimmt. Leider sagt Prokop über die Statuen nichts, und das ist um so beklagenswerter, als die zertrümmerten Reste derselben, die nach fast tausend Jahren am Fuße des Mausoleums unter der schützenden Decke des Schuttes der Jahrhunderte aufgefunden wurden und zum Teil wieder zusammengefügt werden konnten, wie der berühmte schlafende Faun in München, den Beweis erbringen, welche Fülle von Herrlichkeit diese Kunstwerke darstellten, die vielleicht einst die Tempel Athens oder der kunstsinnigen Städte auf der griechischen Küste Kleinasiens geschmückt hatten und die nun sämtlich einer Katastrophe zum Opfer fallen sollten, die so recht eigentlich als Abbild des in ein einziges Geschehnis zusammengepreßten Unterganges der antiken Welt aufgefaßt werden kann.

In der That gibt es in dem ganzen Verlauf des frühen Mittelalters keinen Vorgang, der in höherem Maße verdiente, in dem Gedächtnis der Menschen fortzuleben. Ist es doch, als habe der Genius der Weltgeschichte den Schauplatz gewählt, um den dramatischen Eindruck zu steigern und das Interesse für die handelnden Personen zu erhöhen. Nicht Römer sind es, die die alte Hauptstadt der Welt verteidigen, sondern Barbaren, die byzantinisches Gold für den Heeresdienst erkauft hat und die unter der Führung eines genialen Feldherrn gekommen sind, die Herrschaft der Goten zu zertrümmern, die segensreichste, die Italien seit der Blütezeit des Reichs beschieden gewesen war. Auf den Zinnen des Kaisergrabmals erblicken wir die isaurischen Kohorten Belisars, und drüben von der Basilika St. Peters her nahen die Sturmkolonnen der tapferen Germanen unter dem Schutz der gedeckten Säulenhalle, die von dem Neronischen Cirkus nach dem Mausoleum führte und zum Teil noch erhalten war. Der entscheidende Augenblick ist gekommen! Der Verlust des Mausoleums bedeutet die Vernichtung Belisars und seiner Truppen, und dieser Verlust schien unvermeidlich, denn die Besatzung hatte ihre Wurfgeschosse ziemlich erfolglos verwendet und besaß nun keine Mittel mehr, sich der Übermacht zu erwehren. Schon sind die Sturmleitern angelegt, und die Helme der Goten zeigen sich über dem Rande der Plattform. In diesem Augenblick der äußersten Gefahr fällt der Blick der Isaurier auf die Bildsäulen, die noch immer ihren Platz auf dem oberen Rundgange behaupteten und in plastischer Ruhe auf die seltsame Scene zu ihren Füßen herabschauen mochten; auf einen Wink des Befehlshabers beginnt das Zerstörungswerk. Die Bruchstücke der herrlichen Statuen werden als Wurfgeschosse auf die Angreifer geschleudert. Diese, schutzlos, auf schwanken Leitern stehend, sehen sich durch diesen unerwarteten Trümmerhagel in die Tiefe hinabgerissen. Die zerschmetterten Leiber der tapferen Germanen und die von ihrem Blut gefärbten Trümmerstücke der Bildwerke, die mit dem eignen Untergang das Kaisergrab retten, das sie bis dahin geziert hatten, dies ist in der That eine Scene, die, wie Gregorovius sagt, an die mythischen Kämpfe der Giganten erinnert. Der Erfolg ist bekannt; er bildet den großen Wendepunkt in dem welthistorischen Drama des Gotenkriegs in Italien. — Sie wurden umsonst geopfert, jene Meisterwerke der hellenischen Kunst, denn die Stunde war

gekommen, da die gesamte alte Welt in Trümmer fallen sollte, und der Sieg Belisars hat diese Stunde nicht hinausgerückt, sondern ihr Herankommen beschleunigt. Die blutige Walstatt am Fuß des Hadriansmausoleums, besät mit den Scherben der Marmorwerke, sie erscheint wie das Abbild der zum Untergang bestimmten antiken Kultur. Und ein volles Jahrtausend hindurch sehen wir die Römer selbst geschäftig, die Werke ihrer Vorfahren zu zerstören oder in dem Schutt der Jahrhunderte verschwinden zu lassen, bis endlich die Stunde schlug, wo die Welt vorüber an dem Mausoleum der Cäsaren, das in ernster Majestät auf diese Prozessionen herniedergeblickt haben mag. Die historische Bedeutung des Mausoleums verschwindet allmählich in dem Strom der veränderten Zeiten, und es bedurfte einer besonderen Veranlassung, um sein Andenken in dem Gedächtnis der Menschen wieder zu erwecken. Ein Wunder war hierzu nötig, und die begleitenden Umstände, von denen bei diesem Anlaß berichtet wird, entrollen vor unseren Augen das seltsame Bild der Stadt Rom nach der großen Metamorphose.



Abb. 7. Das Hadrians-Mausoleum in seiner heutigen Gestalt.

aus den Banden des mittelalterlichen Schlummers erwachte und sich mit Entzücken der Wiedererweckung des verschollenen Altertums zuwendete.

Mit dem Untergang der Gotenherrschaft beginnt der sichtbare Verfall des antiken Rom, und an der Wende des VI. und VII. Säculums ist die Umwandlung der heidnischen in eine christliche Stadt vollzogen. Schon seit den Zeiten des großen Theodosius sehen wir Tausende von christlichen Pilgern aus allen Gegenden der Welt nach dem Apostelgrabe wallfahrten und alle diese Züge ihren Weg über die Älische Brücke nehmen,

Im Beginn des letzten Jahrzehnts des VI. Säculums schien für die ewige Stadt der Tag des Gerichts gekommen. Einer furchtbaren Tiberüberschwemmung war der Wiederausbruch der Pest auf dem Fuße gefolgt. Die Heere Justinians hatten die Seuche nach Italien eingeschleppt, und seitdem war sie niemals ganz erloschen. Doch im Jahre 590 sah man in der von Leichen starrenden Stadt zwischen den Ruinen verfallender Tempel und einstürzender Basiliken die wenigen überlebenden Bewohner gespenstergleich umherirren, um an dem Altar eines besonders verehrten Heiligen das Ende

aller Dinge abzuwarten. Auf diesem düsteren Zeitgrund wird nun die Gestalt eines Mannes sichtbar, der dazu ausersehen schien, der Retter der Kirche und der Stadt zu werden. Es ist Papst Gregor der Große.

Die bekannte Legende von der Erscheinung des Erzengels Michael auf den Zinnen des finsteren Kaisergrabes, der durch das Einstecken seines Flammenschwertes das Ende der Pest verkündigt, gerade in dem Augenblick, wo die von dem Papst geführte Bußprozession auf der Engelsbrücke angelangt war, diese Legende, die dem Mausoleum seinen bis heute währenden Namen vermittelt hat, ist eine Schöpfung des IX. Jahrhunderts. Und sie ist nichts anderes, als die schöne durchsichtige Hülle für die geschichtliche Thatsache, daß das schrankenlose Vertrauen und die einmütige Verehrung, die Volk und Geistlichkeit dem trefflichen Papste entgegenbrachten, den Erfolg von heilsamen Maßregeln verbürgt haben, die vielleicht nur dadurch und nur durch ihn ausführbar gewesen sind. Diese Verdienste haben um die Stirne Gregors eine Krone gelegt, die in hellerem Lichte strahlt als der Heiligenschein, mit dem ihn die dankbare Kirche ausgestattet hat.

Wir eilen an der langen Reihe finsterer Jahrhunderte vorüber, die nun folgen, indem wir nur einen flüchtigen Blick auf das seltsame Hochzeitsfest werfen, das im Jahre 932 in dem Kaisermausoleum gefeiert ward und in tragikomischer Weise endigte. Damals war das weltliche und geistliche Regiment Roms in die Hände sittenloser Weiber gefallen, die über die Besetzung des päpstlichen Stuhles nach Willkür verfügten. Die letzte dieser spätrömischen Messalinen ist jene Marozia, Wittwe des ersten Alberich, die ihre Vermählung mit Hugo von Burgund, dem Enkel der bekannten Waldrada, in dem Kastell feierte, und zwar war es ihr Sohn, der Pabst Johann XI., der als celebrierender Priester fungierte. Hugo nannte sich König von Italien und strebte sogar nach der Kaiserkrone. Alle diese hochfliegenden Pläne des würdigen Paares scheiterten an der Thatkraft des jugendlichen Sohnes der Marozia, Alberichs des jüngeren, der, von seinem Stiefvater beleidigt, das römische Volk auf dem Forum zusammenrief und eine ähnliche Rede hielt, wie sie genau ein Jahrtausend früher Antonius an derselben Stelle gehalten hatte. Der erschreckte König entfloh schimpflich, indem er, wie Gregorovius treffend bemerkt, in dem Mausoleum seine Hoffnungen, seine Ehre, sein Weib und eine Kaiserkrone zurückließ. Sein glücklicher Gegner, Alberich, hat dann Rom zwanzig Jahre lang mit starker Hand regiert; sein Sohn Octavian ist jener Pabst Johann XII., der dreißig Jahre später den ersten deutschen König zum römischen Kaiser krönte und damit eine der folgenschwersten Ceremonien vollzog, die die Geschichte verzeichnet hat.

Mit wehmütigem Stolze mag der Deutsche auf die lange Reihe von Königen und Helden zurückschauen, die seit jener verhängnisvollen Krönung Ottos des Großen bis auf Heinrich den Luxemburger, den welschen Feinden und dem tückischen Klima Roms erlegen sind. Zu diesen Opfern zählen schon die beiden Nachfolger Ottos des Großen, sein Sohn und sein Enkel, um deren Gestalten die geschäftige Sage ihre glänzenden Fäden gesponnen hat. Und weil nun dieses silberne Gespinst das Grabmonument der Cäsaren mit den Geschicken der beiden Kaiser verflochten hat, darum darf auf diesen Blättern davon berichtet werden.

Otto II. ist bekanntlich der einzige Deutsche Kaiser, der in Rom gestorben und bestattet ist. Sein Grabmal war der Liebe würdig, die er für die ewige Stadt im Herzen getragen und auf seinen Sohn vererbt hat. Man legte seine sterblichen Reste in einen antiken Sarkophag und schloß diesen mit jenem Porphyrdeckel, den man der Grabkammer Hadrians entnahm. Auf diesen kalten Stein fielen die heißen Thränen der schönen Theophania und ihres dreijährigen Söhnchens, des unseligen Erben so vieler Herrscherträume. Bei dem Neubau des St. Peter wurden die Kaiserreliquien in einen Steinsarg umgebettet und in die vatikanischen Grotten verwiesen, wo der Verfasser dieser Erinnerungen in andächtiger Stimmung bei Fackelbeleuchtung lange vor dem Kaisergrabe geweilt hat. Diese vatikanischen Grotten sind in Wahrheit die welthistorischen Grabkammern des Mittelalters und zugleich eine Schatzkammer der herrlichsten Werke der Frührenaissance, die hier in den unterirdischen Grüften der Bewunderung der Menschheit entrückt sind. —

Der köstliche Porphyrdeckel vom Grabe Hadrians blieb der Oberwelt erhalten und dient jetzt als Taufstein im St. Peter, ein Wahrzeichen der merkwürdigen Wandlungen, die ein fühlloser Stein im Laufe von anderthalb Jahrtausenden zu erleiden und der Nachwelt zu verkünden bestimmt gewesen ist.

Fünfzehn Jahre nach dem Tode Ottos II. stand sein Sohn und Erbe, achtzehn Jahre alt, auf der Höhe des Lebens als gekrönter römischer Kaiser und Herr von Italien. Nur das alte Grab der Cäsaren trotzte noch den kaiserlichen Waffen. Dort hatte sich der Vorkämpfer der römischen Unabhängigkeit, der tapfere Crescentius, festgesetzt und war entschlossen, bis zum Äußersten Widerstand zu leisten. In ihm verkörperte sich der schroffe Gegensatz zwischen Romanen und Germanen, darum wird es dem deutschen Betrachter schwer, diese Vorgänge unbefangen zu beurteilen. In diesem Augenblick war die Macht auf Seite der Germanen. Das Kastell ward erstürmt, Crescentius getötet und sein Leichnam von der Höhe des Walles hinabgestürzt, um dann auf dem Neronischen Felde an einen Galgen gehängt zu werden. Der größte Teil seiner Anhänger fiel durch das Schwert. Dieses Unmaß hat den Siegern Unheil bereitet: aus dem finsteren Turm des Crescentius, wie das Grabmal fortan genannt wurde, sind die Furien des Hasses und der Rache emporgestiegen und haben wenige Jahre darauf den fremden Herrscher aus Rom fortgetrieben und dann an seinem Sterbelager gestanden, als er angesichts des geliebten undankbaren Rom in der Burg Paternò seinen letzten Seufzer aushauchte.

Der Leichenzug dieses unseligen Kaisers, mitten durch das in Waffen starrende Italien nach den Alpenpässen, ist ohne Beispiel in der Weltgeschichte. Nicht an der Seite seines gleich unglücklichen Vaters in dem so heißgeliebten Rom, sondern bei seinen großen Ahnen in der Kaisergruft zu Aachen, wollte der von finsteren Schicksalsmächten umgetriebene Enkel zur ewigen Ruhe gebettet sein. Und während die guten Schwerter seiner treuen deutschen Mannen die Bahn nach der Heimat frei machten, segelte von Byzanz her das lang erwartete Schiff den italischen Küsten zu, das die ersehnte griechische Braut dem erlauchten Verlobten zuführen sollte. Es erscheint nur das letzte Glied in der Kette getäuschter Hoffnungen, aus denen die Lebensführung dieses unseligen Trägers einer Kaiserkrone bestand. Noch über das Grab hinaus tönt das Hohnlachen der Schicksalsmächte. Gregorovius nennt ihn den Phaëton der deutschen Welt, der, der Lenkung der Sonnenpferde nicht gewachsen, am Tiberstrom tot zu Boden stürzt, von den milden Sagen des Mittelalters mit Blumen bestreut und an der Schwelle des neuen Jahrtausends als das Weltwunder gefeiert — mirabilia mundi. —

Das Ende dieses phantastischen kaiserlichen Jünglings, dem Sachsenstamm entsprossen, der seiner deutschen Heimat gänzlich entfremdet und zum Römer geworden war, der bald seine Seele mit weltumspannenden Plänen erhitzte, bald seinen Körper in der Zelle St. Romualds mit Bußübungen kasteite, ist ein Phänomen von ergreifender Tragik und ein überzeugender Beleg für die Wahrheit des Satzes, daß die Romantik in dieser Welt, zumal auf dem Throne, eine sehr beschränkte Daseinsfähigkeit besitzt. —

Im dritten Jahre des XI. Jahrhunderts sind alle handelnden Personen, welche die Weltbühne an der Wende des Jahrtausends erfüllt hatten, verschwunden; es ist, als ob das anbrechende Jahrtausend das Spiel mit ganz neuen Personen beginnen wolle.

An diesem großen Zeitabschnitt angelangt, sieht sich der Verfasser gezwungen, die Feder aus der Hand zu legen, um den ihm vorgezeichneten Rahmen nicht zu überschreiten. Die Akten über das Hadriansmausoleum sind geschlossen, und wenn der Berichterstatter über die welthistorischen Wandlungen römischer Monumentalbauten später nochmals zum Wort gelangen sollte, so würde er nichts mehr von dem Mausoleum zu erzählen haben, sondern von der Engelsburg.

Unsere letzte Abbildung zeigt diese in ihrer heutigen Gestalt. —



Spanien am Scheidewege.

Von

Siegfried Samosch.

Nicht bloß die Vermählung der Prinzessin von Asturien, der Infantin Maria de las Mercedes, mit Don Carlos von Bourbon, dem zweiten Sohne des Grafen von Caserta, sondern auch ernstere Vorgänge haben jüngst die Aufmerksamkeit auf das hochragende Königsschloß am Manzanares hingelenkt. Wie oft ist über diesen „Fluß" gespottet worden, dessen breites Bett in der Regel nur einige Rinnsale aufweist und den Wäscherinnen bei ihrer durch eifrige Wechselreden gewürzten Arbeit als Stelldichein dient! Schmilzt jedoch der Schnee im Guadarramagebirge, dann schwillt der Manzanares rasch an, und man begreift wohl, daß der Puente verde und der Puente de Segovia, die Brücken unterhalb des Königsschlosses, in größerem Stile angelegt werden mußten. Spanien ist eben das Land der oftmals unvermittelten Gegensätze, und das Schlagwort: „cosas de España" hilft darüber hinweg, wenn es nicht gelingt, die höhere Einheit für die Gegensätze zu finden. Darf nun in dem jähen Wechsel zwischen Wasserarmut und schäumendem Überschwellen des Manzanares eine symbolische Bedeutung erblickt werden, die sich auf die spanische Volksseele beziehen läßt?

Auf der Puerta del Sol, dem Hauptplatze von Madrid, stehen allabendlich Einheimische und Besucher aus den Provinzen zu hunderten umher, und da die Temperatur im Hinblick auf die häufig vom nahen Guadarramagebirge her wehenden scharfen Winde in wenigen Stunden einen völligen Umschlag erfahren kann, sehen wir die Madrileños vielfach in ihre Capas gehüllt, die an der Außenseite dunklen, im Inneren farbigen spanischen Mäntel, mit denen sie in ihrer Besorgnis vor der spezifischen Madrider Halskrankheit auch den Mund zu schützen pflegen. Wer vermöchte nun in ruhigen Zeiten diesen oft durch ihre scharfen Profile auffallenden Gestalten anzusehen, daß plötzlich lebhafteste Bewegung in sie kommt, und die Elitetruppe der spanischen Polizei, die Guardia civil, sowie militärische Streitkräfte aufgeboten werden müssen, um die ernsthaft gefährdete öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten! Freilich haben die jüngsten Ruhestörun-



Maria de las Mercedes, Prinzessin von Asturien, und Prinz Carl von Bourbon, Sohn des Grafen von Caserta.



König Alfonso XIII. von Spanien.

gen in Spanien, die sich keineswegs nur in Madrid, sondern auch in vielen anderen Städten, im Norden wie im Süden, in Zaragoza, der heldenmütigen Hauptstadt von Aragón, wie im sagenumwobenen Granada, im starkbevölkerten, industriereichen Barcelona nicht minder als in Valencia, der Stadt des Cid, abspielten, tiefer liegende Ursachen. Auch würde man nur die Oberfläche streifen, wollte man in der Vermählung der Prinzessin von Asturien mit einem Sohne des früheren Generalstabschefs des Prätendenten Don Carlos den hauptsächlichen Anlaß der Unruhen erblicken, die von pessimistischen Auguren für ernste Vorzeichen einer gegen die Dynastie selbst gerichteten Bewegung angesehen werden.

Da ich seit einer Reihe von Jahren, vor dem Kriege Spaniens mit den Vereinigten Staaten von Amerika, während der Dauer dieses Krieges und nach dem Friedensschlusse, sowie noch vor einigen Monaten Streifzüge jenseits der Pyrenäen unternahm, bemühte ich mich, einen klareren Einblick in die Verhältnisse des von schweren Schicksalsschlägen betroffenen schönen Landes zu gewinnen, in dem Lope de Vega und Calderón de la Barca der dramatischen Kunst neue Bahnen wiesen, Cervantes in seinem unvergänglichen „Don Quijote" menschliche Thorheiten geißelte, die keineswegs nur an seine eigene Nation gebunden sind. Auch in diesem Roman zeigt sich der durch den Ritter von der traurigen Gestalt und seinen Schildknappen Sancho-Panza verkörperte Kontrast, der sich immer wieder bei den Cosas de España aufdrängt. Die hervorragendsten Maler Spaniens, Velazquez und Murillo, stellen gleichfalls, von den Gesichtspunkten des Realismus und des Idealismus aus betrachtet, einen Gegensatz dar, der jedoch nicht verhinderte, daß jeder in seiner Art den höchsten Gipfel der Kunst zu erreichen vermochte. Nur wäre die Annahme durchaus verfehlt, daß Spaniens Niedergang von seiner Weltmachtstellung den völligen Verfall auf allen Gebieten der Kulturentwicklung bedeute. Vielmehr fehlt es trotz den jüngsten Vorgängen, die für die Staatskunst der leitenden Persönlichkeiten der Regierung kein glänzendes Zeugnis ablegen, nicht an Anzeichen, durch die begründete Hoffnungen für die Zukunft geweckt werden. Eine Nation, die während der aufständischen Bewegung auf Cuba und auf den Philippinen, sowie dann im Kriege gegen die Vereinigten Staaten von Amerika die größten Opfer brachte, darf jedenfalls auf Achtung Anspruch erheben, mögen immerhin viele Fehler begangen worden sein, die eine rücksichtslose Kritik herausfordern. Hat die Vernichtung der spanischen Flotte aufs deutlichste gezeigt, wie wenig die Regierung auf der Höhe ihrer Aufgabe stand, haben die Oberbefehlshaber auf Cuba, der „Perle der Antillen," der Reihe nach ihre Ohnmacht erwiesen, so stimmen doch alle unbefangenen Urteile darin überein, daß der einfache spanische Soldat dort, wo er seinen Mann stehen konnte, seine Pflicht in vollem Maße erfüllt hat. Nur gestatteten der Guerillakrieg und die klimatischen Verhältnisse nicht die Entfaltung aller militärischen Eigenschaften, die dem spanischen Soldaten, wie von dem früheren deutschen Militärattaché bei der Botschaft in Madrid,

Königinregentin Maria Christine.

so auch von anderer kompetenter Seite nachgerühmt werden.

An entwicklungsfähigen Keimen und Kräften hat es in Spanien auch nach dem unglücklichen Kriege nicht gefehlt, und es erscheint gerade mit Rücksicht auf die jüngsten Ruhestörungen geboten, den günstigen sowie den widrigen Einflüssen nachzuforschen, die seit dem Friedensschlusse fördernd oder hemmend auf den Staatsorganismus gewirkt haben. Fehlt es doch nicht an Stimmen, die sich nach dem Verluste der großen Kolonien in dem Sinne vernehmen ließen, dieser Verlust wäre vielmehr als ein Gewinn zu betrachten, da Spanien nunmehr seine wirtschaftlichen Leistungen konzentrieren könnte. Unzweifelhaft hat auch nach dem Kriege in verschiedenen Teilen Spaniens sich ein wirtschaftlicher Aufschwung vollzogen, über den ich dem deutschen Konsul in San Sebastián beachtenswerte Mitteilungen verdanke. Woher das Land nach dem Verluste Cubas seinen Zucker beziehen sollte, das war eine der ersten Fragen, die an die Volkswirtschaft gestellt wurden. Die Lösung wurde nun in der Anlegung von Fabriken in Spanien selbst gefunden, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß Maschinen im Gesamtwerte von vielen Millionen Pesetas, wie mein Gewährsmann mir in San Sebastián berichtete, aus Deutschland bezogen wurden. An Kapitalien fehlte es nach dem Kriege durchaus nicht. Viele Großgrundbesitzer hatten auf Cuba ihre Güter verkauft und waren ins Mutterland zurückgekehrt, wo ihnen die Anlage ihres Vermögens in industriellen Unternehmungen nutzbringend erschien.

Allerdings stand damals bereits zu befürchten, daß eine Überproduktion stattfinden könnte. Auch muß bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Lage in Betracht gezogen werden, daß Spanien seine Ausfuhr nach den Kolonien mit deren Verlust eingebüßt hat. Wie oft hatte ich in früheren Jahren eine erfrischende Rundfahrt im Hafen von Barcelona unternommen und dort bald einem Cañonero, einem Kanonenboote, dem „Pilar" oder der „Bidassoa", bald dem „Asilo Naval" einen Besuch abgestattet! Fragte ich dann meinen Bootsmann nach dem Bestimmungsorte eines der großen Dampfer, die im Hafen vor Anker lagen, so lautete die Antwort beinahe regelmäßig: Filipinas oder Cuba oder Puerto Rico. Dieser Exporthandel hat nun nach dem Kriege fast vollständig aufgehört, und man begreift wohl, daß trotz dem wirtschaftlichen Aufschwunge, den einige Industriezweige nahmen, insbesondere in Catalonien und Aragón die Bewegung der Handelskammern zu Gunsten umfassender Reformen Fortschritte machte. In Zaragoza hatte diese Bewegung ihren Ausgangspunkt genommen, ihr Leiter führt den vielversprechenden Namen Paraiso (Paradies), und dieser steht auch heute noch an der Spitze der Unión nacional, zu der sich die frühere Vereinigung spanischer Handelskammern entwickelt hat. Ursprünglich als wirtschaftliche Vereinigung geplant, hat die nationale Union einen politischen Charakter angenommen; auch gewährt sie den verschiedenartigsten Elementen Eintritt, so daß Republikaner und Karlisten ihre Sonderbestrebungen dem Reformprogramm Paraisos anzupassen versucht haben.

Nicht weniger als hundert Millionen Pesetas sollen alljährlich im spanischen Staatshaushalte erspart werden. So etwa ließen sich die Vorschläge der Unión nacional zusammenfassen, die sich auf alle Zweige der Staatsverwaltung beziehen. Nur erscheint das ganze Projekt so schablonenhaft, daß dessen vollständige Ausführung ausgeschlossen war und von der Regierung zurückgewiesen werden mußte. Sicherlich wäre es ja verfehlt, falls Spanien nach dem Verluste seiner Kolonien, die ein großes Aufgebot von Streitkräften erforderten, weiterhin Großmacht spielen wollte. Herr Paraiso übersah nur, wie verhängnisvoll es für das Land werden könnte, falls mit einem Schlage, wie er wollte, das Offizierkorps wesentlich reduziert werden würde. Durch eine solche Verabschiedung wären gleichsam die Grundlagen für ein Pronunciamiento geschaffen worden, und es hätte dann nur eines ehrgeizigen Heerführers vom Schlage des Generals Weyler bedurft, um die bestehenden Einrichtungen über den Haufen zu werfen. Auch galt gerade dieser frühere Oberbefehlshaber auf Cuba eine Zeitlang als „Unzufriedener", obgleich ihm nachgesagt wurde, daß sein Gouvernement auf der „Perle der Antillen" ihm eine stattliche Anzahl Millionen Pesetas eingetragen habe. Die Regierung zog daher vor, den ehrgeizigen General auch im

übrigen zufrieden zu stellen, indem sie ihn in die einflußreiche Stellung als Generalkapitän von Madrid berief, eine Ernennung, bei der bereits die Besorgnis vor Verwicklungen im Inneren mitgewirkt haben könnte. An Schneidigkeit wird es General Weyler nie fehlen lassen; auch verfügt er über eine stattliche Zahl von Regimentern. Wer in Madrid ein militärisches Schauspiel mit echt spanischem Lokalkolorit auf sich wirken lassen will, braucht sich nur vormittags in der elften Stunde nach dem Königsschlosse zu begeben, um dort der täglichen Wachtparade auf dem Schloßhofe beizuwohnen. Infanterie, Kavallerie und Artillerie ziehen dann auf, um die Königswache bei den Klängen der Musik abzulösen. Selbst dem durch den Anblick preußischer Gardekavallerie verwöhnten Auge erscheinen die Rotjacken des Husaren-Regiments „Pavia“ und die Blaujacken des Regiments „Princesa“ höchst schmuck! Mit feierlicher Grandezza marschiert die Infanterie, während die Signalhörner schrille Töne vernehmen lassen. Unwillkürlich erinnere ich mich bei diesem Anblicke regelmäßig, wie ich vor Jahren in der Calle de Alcalá, einer der Hauptstraßen von Madrid, und auf der Puerta del Sol dem Leichenbegängnisse des früheren Generalkapitäns Novaliches beiwohnte. Dasselbe gemessene Tempo beim Marschieren läßt sich alltäglich bei der Wachtparade im großen Hofe des Palacio Real wahrnehmen, der mit einem Anklange an die Araberzeit zuweilen auch als königlicher Alcázar bezeichnet wird.



Don Carlos und Gemahlin.

Das spanische Heer bildet jedenfalls augenblicklich die sichere Grundlage der Monarchie, und es läßt sich wohl begreifen, daß an dieser Basis nicht gerüttelt werden soll. Mit Rücksicht auf den offenkundigen Überfluß an Offizieren sollen nur bis zu einer gewissen Grenze Stellen, die durch den Tod oder den Rücktritt ihrer Inhaber erledigt werden, unbesetzt bleiben. Wie das Kriegsbudget, spielt auch der Kultusetat eine große Rolle im Staatshaushalte Spaniens, und hier müßte der Hebel angesetzt werden, wenn, gemäß den unablässigen Forderungen der Unión nacional, Ersparnisse in größerem Maßstab erzielt werden sollen. Nicht die niedere Geistlichkeit, sondern die zahlreichen Bischöfe und die Domkapitel nehmen große Summen in Anspruch, während die Universitäten und die Schulen vernachlässigt werden. Wie wenig entsprach z. B. die Universität Salamanca dem Bilde, das mir vorgeschwebt hatte! Dagegen finden wir dort auf Schritt und Tritt Kirchen und Klöster, sodaß Salamanca die Bezeichnung „Klein-Rom“ wohl verdient. Der Kunstfreund ist freilich mit der architektonischen Ausbeute sehr zufrieden, gerade wie es ihn nach Toledo zieht, wo jede Straße Erinnerungen an längst verklungene Zeiten wachruft.

Da Spanien ein ausgesprochen katholisches Land ist, muß auch, wenn man nicht ungerecht urteilen will, ein dieser Konfession Rechnung tragender Maßstab an die bestehenden Einrichtungen gelegt werden. Umsomehr könnte es daher überraschen, daß bei den jüngsten Ruhestörungen der Groll der Bevölkerung insbesondere sich gegen die Jesuiten richtete. Vor einiger Zeit teilten spanische Blätter mit, daß der Beichtvater der Königinregentin Marie Christine, ein Jesuitenpater, der zugleich mit der geistlichen Erziehung des jungen Königs Alfonso XIII. betraut war, einen Aufsatz veröffentlicht hatte, in dem er die konstitutionellen Einrichtungen Spaniens bekämpfte. So groß war damals die Entrüstung im Lande, daß der Jesuitenpater unverzüglich seiner Stellung enthoben werden mußte. In den Jesuiten erblickt zugleich die spanische Bevölkerung die stärksten Bundesgenossen der Karlisten; auch wird vielfach angenommen, daß die Vermählung der Prinzessin von Asturien

mit Don Carlos von Bourbon von den Jüngern des heiligen Ignacio von Loyola gefördert worden war. Im Kriegsjahre 1898 besuchte ich in der Provinz Guipuzcoa die Santa Casa von Loyola, wo der Begründer des Jesuitenordens geboren wurde. Unvergeßliche Eindrücke gewann ich in der Casa solar, dem Stammhause des Inigo Lopez de Recalde, der den mächtigsten geistlichen Orden ins Leben rief. In Loyola befindet sich jetzt ein Jesuitenkloster; ein Seitenflügel des Bauwerks, dessen Mittelpunkt die hochragende Kuppelkirche bildet, ist bisher unvollendet geblieben und erinnert daran, daß König Carlos III. im Jahre 1767 alle Jesuiten aus Spanien auswies. Auch nach ihrer Rückkehr ist es ihnen nicht gelungen, das „Wunder von Guipúzcoa" architektonisch zum Abschlusse zu bringen.

Wohl aber fühlen sie sich bereits wieder als die Herren im Lande. Einer der hervorragendsten spanischen Roman- und Theaterdichter Pérez Galdós, war es nun, der in seinem jüngsten Drama „Electra" ein Sittenbild entwarf, das auf der ersten Schaubühne Madrids, im Teatro español, unlängst zur Darstellung gelangte. Eine Entführungsgeschichte, bei der ein Jesuit wesentlich beteiligt ist, bildet den Mittelpunkt des ergreifenden Dramas, durch das gleichsam die Volksstimmung ausgelöst wurde. Vielfach knüpften denn auch die Kundgebungen in Madrid und in zahlreichen anderen Städten Spaniens an das Drama des Pérez Galdós an, der früher bereits in einer anderen Theaterdichtung: Doña Perfecta, die seinem denselben Titel führenden Roman entlehnt war, eine ähnliche Note angeschlagen hatte. Diesmal brachte der Dichter gerade die Empfindungen zum Ausdrucke, von denen die spanische Volksseele bewegt wurde, und so erklärt sich der außerordentliche Erfolg des Dramas „Electra". Auch fügte es der Zufall, daß fast zu derselben Zeit der höchste spanische Gerichtshof gegen die Jesuiten in einen Processe entschied, dessen Ausgangspunkt ebenfalls die Entführung einer reichen Erbin in ein Kloster bildet.

Nachdem erst die Volksleidenschaften entfacht worden waren, richteten diese sich auch gegen andere geistliche Genossenschaften, und der päpstliche Nuntius selbst wurde bei den Ruhestörungen auf der Straße belästigt. Gemäß der besonnenen Politik des Papstes Leo XIII. hatte dessen Vertreter stets beim spanischen Episkopate dahin gewirkt, daß den karlistischen Umtrieben kein Vorschub geleistet würde. Trotzdem fehlt es auch heute nicht an hohen geistlichen Würdenträgern, die mit dem Prätendenten Don Carlos oder dessen Sohn Don Jaime sympathisieren. Andererseits haben die Königin-Regentin Marie Christine und der junge König stets ihre kirchliche Gesinnung bethätigt. Jeden Sonnabend nachmittag begibt sich die ganze königliche Familie, falls sie in der Hauptstadt verweilt, zu dem alten Bilde der Virgen de Atocha, das während des Umbaues der Basilica de nuestra Señora de Atocha in der Kirche del Buen Suceso bewahrt wird. Einen malerischen Anblick gewähren die prachtvollen Karossen, die von der stattlichen königlichen Leibgarde, der Escolta real, geleitet werden. In den Sommermonaten, in denen die Königsfamilie regelmäßig in San Sebastián, in dem Schloß am Meer, Miramar, ihren Aufenthalt nimmt, versehen neben dieser Leibgarde auch Miqueletes, baskische Polizeisoldaten, den Sicherheitsdienst. Gerade dort, in den baskischen Provinzen, zeigt sich jedoch deutlich, daß die von seiten des Karlismus drohenden Gefahren überschätzt werden. Der Prätendent selbst hat durch sein Verhalten viele Sympathien verloren, sodaß von seinen früheren Anhängern manche gar nicht mehr auf ihn, sondern auf seinen Sohn, Don Jaime, rechnen, der in russische Dienste getreten ist. Wie die baskischen Provinzen der hauptsächliche Schauplatz der karlistischen Aufstände waren, ist die Ruhe, die gegenwärtig dort herrscht, wohl ein vollgültiger Beweis dafür, daß die jüngste Bewegung von den Karlisten in keiner Weise beeinflußt ist. Allerdings tauchten vor einigen Monaten Gerüchte auf, nach denen bald hier, bald da im Norden Spaniens Waffenvorräte entdeckt worden sein sollten. Auch eine Bande trieb ihr Unwesen, löste sich jedoch, als sie von der Polizei verfolgt wurde, sehr bald auf, weshalb kaum angenommen werden durfte, daß es sich in der That um ein ernsteres Unternehmen der Karlisten handelte. Wohl aber führte das Ministerium Azcarraga diese an sich unbedeutenden Vorgänge als Ursache der von ihm angeordneten Aufhebung der konstitutionellen Garantien an. Glaubte die Regierung damals wirklich an eine ernst-

hafte Gefährdung der öffentlichen Ordnung oder sah sie bereits im Hinblick auf die Antipathien, denen das Projekt der Vermählung der Prinzessin von Asturien begegnete, Verwicklungen voraus, die nunmehr in der That stattgefunden haben? Der frühere Ministerpräsident Sagasta machte kein Hehl daraus, daß er den Heiratsplan mißbilligte. An Freiwerbern fehlte es der Prinzessin von Asturien nicht, die einige Monate lang, in der Zeit vom 25. November 1885, dem Todestage des Königs Alfonso XII., bis zum 17. Mai 1886, dem Geburtstage ihres Bruders Alfonso XIII. Königin von Spanien war und wieder zur Thronfolge berufen wäre, falls der junge König vor der Zeit sterben sollte. Würde nun die Infantin Maria de las Mercedes vor ihrer Vermählung zu Gunsten ihrer jüngeren Schwester, der Infantin Maria Teresa, der Thronfolge entsagt haben, so hätte die Erregtheit der öffentlichen Meinung keinen besonderen Umfang angenommen, da die Spanier viel zu galant sind, als daß sie der Prinzessin den Zug ihres Herzens verübelt hätten. Als vor Jahr und Tag Prinz Henri von Orleans zur Brautfahrt in Schloß Miramar eintraf, wurde er nicht genehm gefunden. Er machte, damals allein, Ausflüge in die Umgebung von San Sebastián, insbesondere nach Loyola, die ihm als lohnend empfohlen wurden. Der Prinz aus dem Hause Bourbon sollte dann den Prinzen aus dem Hause Orléans aus dem Felde schlagen, und das treue Festhalten an ihrer Herzensneigung würde der Infantin Maria de las Mercedes nur zur Anerkennung gereichen, wenn nicht eben Don Carlos de Borbón y Borbón, wie er nach der spanischen Hofetikette genannt wird, als Sohn des Grafen von Caserta Antipathien im Hinblick auf dessen Vergangenheit, sowie als Gemahl der Prinzessin von Asturien Befürchtungen wegen der Zukunft erweckte.


General Weyler.

Die Königin-Regentin, zu deren hervorragenden Charaktereigenschaften thatkräftige Entschlossenheit gehört, hat trotz mancher Warnung einer Volksströmung nicht weichen wollen, wo es sich um das Lebensglück ihrer älteren Tochter zu handeln schien. Dieselbe Energie, die sie in den Stand setzte, seit der am 17. Mai 1886 vollzogenen Ausrufung ihres Sohnes als König von Spanien mit fester Hand die Zügel der Regierung zu führen, ist von der Regentin auch bei der Vermählung der Prinzessin von Asturien bethätigt worden. Und wenn politische Schwarzseher von dieser Verbindung Schlimmes für die Zukunft der Dynastie selbst befürchten, so darf doch nicht vergessen werden, mit welcher mütterlichen Fürsorge und wie klar ihres Zieles bewußt die frühere österreichische Erzherzogin bisher die Interessen des jungen Königs Alfonso XIII. zu wahren vermocht hat. Wie Kaiser Wilhelm II. seinen Sympathien für die Königin-Regentin Marie Christine stets Ausdruck verlieh, darf nunmehr wohl auch der frühere deutsche Reichskanzler, Fürst zu Hohenlohe, als Gewährsmann für einen charakteristischen Ausspruch genannt werden. Als ich im Kriegsjahre 1898 nach Spanien reiste, unterhielt sich der Herr Reichskanzler bei einer parlamentarischen Soirée mit mir über die Verhältnisse des von harten Schicksalsschlägen bedrohten Landes. Vor der Neubildung des spanischen Ministeriums sollten damals an einem Conseil acht Frauen und ein Mann teilgenommen haben. Dieser Mann aber sei die — Königin-Regentin gewesen. Der Mangel an Energie, der dem spanischen Ministerium damals anhaftete, wird durch dieses witzig geprägte Wort ebenso treffend gekennzeichnet, wie die Willenskraft der königlichen Frau, der durch ein eigenartiges Geschick die schwere Verpflichtung auferlegt wurde, Spaniens Stellung als Großmacht gleichsam zu liquidieren. Immerhin darf der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß trotz allen Irrungen und Wirrungen das an natürlichen Schätzen reiche Land, dessen Bevölkerung mancherlei Vorzüge aufweist, eine glücklichere Zukunft finden möge.

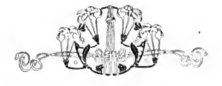
Sicherlich müssen freilich arge Schäden

in der Staatsverwaltung beseitigt werden; besonders die Korruption der Beamten, einen Teil der Richter nicht ausgenommen, birgt ernste Gefahren in sich. Wie befreiend wirkte andererseits das jüngste Urteil des höchsten Gerichtshofes, das das von den Jesuiten gebeugte Recht wiederherstellte! Männer wie Pérez Galdós, der in seinem vortrefflichen Drama „Electra“ sich nicht nur als Rügedichter, sondern auch als Freund der Gerechtigkeit erweist, stehen überdies durchaus nicht vereinzelt da. Welch' genußreiche Stunden durfte ich im Hause Juan Valeras zubringen, der, mit deutscher Geistesbildung wohl vertraut, früher eine hervorragende Stellung in der Diplomatie bekleidete, zugleich aber stets eine Zierde der spanischen Litteratur geblieben ist, für die er heute noch erfolgreich wirkt. Als er zum spanischen Gesandten beim Vatikan ernannt werden sollte, wurde er von der römischen Curie nicht genehm gefunden, weil sein Roman „Pepita Jimenez“ allzu frei erschien. Um nun den Wandel der Zeiten auch in Spanien deutlich zu erkennen, braucht man nur diesen nach deutscher Vorstellung durchaus harmlosen Roman mit der „Electra“ des Pérez Galdós zu vergleichen, die beinahe eine Revolution entfesselt hätte. —

Wer in Madrid die Meisterwerke des Velazquez und Murillo auf sich wirken läßt, kann leicht auf den Gedanken geraten, daß Spanien, wie in der Politik, auch in der Kunst nur von den Schätzen einer großen Vergangenheit zehre. Francisco Goya, dessen der Wirklichkeit entlehnte Ausschnitte aus dem Volksleben uns nicht minder fesseln, als seine phantasiereichen Caprichos, ist allerdings bis heute unerreicht geblieben. Francisco Pradilla und José Benllieur wirken ebenso wie früher Mariano Fortuny mehr durch das Virtuosenhafte ihrer Kunst. Wer jedoch im Berliner National-Museum das Bild von Alvarez kennen lernt, das den König Philipp II. auf der Silla del Rey unweit des Escorial darstellt, muß bereits die Überzeugung gewinnen, daß in Spanien die Malerei sich fortentwickelt und der gegenwärtige Leiter des Prado-Museums, Alvarez, zu ihren berufenen Vertretern zählt. Gleich einer künstlerischen Offenbarung des spanischen Genius wirkte dann unlängst eine Ausstellung der Werke Ignacio Zoloagas, dessen Wahrheitsdrang in der Gestaltungskraft an Spaniens größten Maler, Diego Velazquez, erinnert. Wie lebenswahr erscheinen uns diese Gestalten aus dem Volke, dessen Tüchtigkeit nicht lediglich nach seinem Verhalten bei Stiergefechten oder beim Ballspiele beurteilt werden darf!

Das spanische Theater weist gleichfalls eine nicht zu unterschätzende Entwicklung auf, wobei im ernsten Drama neben Galdós nur auf José Echegaray hingewiesen zu werden braucht, dessen jüngstes Werk ‚El loco Dios‘ auch während der Pariser Weltausstellung den Beifall der französischen Kunstrichter fand. Spaniens hervorragendste Schauspielerin, Maria Guerrero, darf das Verdienst beanspruchen, nicht nur ausgezeichneten Dichtwerken des Landes, sondern zugleich ihrer eigenen Kunst wohlverdiente Anerkennung verschafft zu haben. Nicht minder regt es sich auf musikalischem Gebiete, und es würde wohl der Mühe verlohnen, wenn eine spanische Wandertruppe Gelegenheit finden könnte, die Oper „La Dolores“ von Tomás Bretón oder eines der ausgelassenen Singspiele, eine Zarzuela, dem deutschen Publikum vorzuführen.

So fehlt es denn schließlich doch nirgends an fruchtbaren Keimen, die zu der zuversichtlichen Erwartung berechtigen, daß Spaniens Stern, wenn auch nicht mehr in erster Größe, von neuem aufleuchten wird.





Die kleine Welle.

Von

Carl Bulcke.

Mit Zeichnungen von Albert Richter.

Stand heut lang an dem grauen Strand,
An den mich mein böses Schicksal verbannt.
Dunkle Wolken zogen landein,
Ich hörte flatternde Möwen schrei'n,
Farblos die See bis zum Horizont,
Kein Punkt, wo das Auge ruhen konnt',
Ein Windhauch kräuselte das Meer,
Und die Dünung trieb die Wogen einher.
Ich sah die weißen Kämme sich heben,
Einen Augenblick über der Tiefe schweben,
Ich sah sie in schäumender Brandung sich brechen,
Und war es ein Traum? Ich hört' etwas sprechen ..
Und eine kleine Welle sprach:
„Schön guten Tag!
Ich soll dir von Hause Grüße bringen,
Und sagen, daß dort schon die Lerchen singen.
Der persische Flieder nickt über die Zäune,
Das Storchpaar wohnt schon auf eurer Scheune,
Im Pfarrhof sollen die Kirschen schon blühn,
Und alles ist grün.
Des Nachbars Mariechen ward eingesegnet,
Der zweite Ostertag ist verregnet



Fräulein Friedchen trägt schon den Sommerhut,
Und der steht ihr gut.

Zwei Kindstaufen wurden jüngst gehalten, —
Sonst ist noch immer alles beim alten.
Du aber sollst fein artig bleiben,
Immer hübsch brav nach Hause schreiben,
Sollst auch fleißig zur Arbeit gehn
Und nicht nach den hübschen Mädchen sehn.
So. Das wurde mir aufgetragen;
Weiter darf ich dir nichts sagen.
Hab ohnehin auch keine Zeit,
Adieu, adieu, meine Reise ist weit . . ."

Und bittend sprach ich: „Geh nicht so schnelle,
Wart noch ein Weilchen, kleine Welle!
Sprich, wer war's in der grauen Stadt
Der die Grüße dir aufgetragen hat?"

Gar emsig hab ich niedergeschaut, —
Ich hörte nur einen kichernden Laut,
Ein heimliches Lachen und sonst kein Wort,
Dann zog die Welle zum Meere fort.

Da beugt' ich lächelnd und selig mich nieder:
„Grüße sie wieder, grüße sie wieder!"

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Es gibt seit kurzem ein Buch — ein Buch — — Wenn unsere Staatsanwälte nicht nur sittliche, sondern auch ästhetische Vergehen verfolgten, so wäre hinter besagtem Druckerzeugnisse bereits ein Steckbrief erlassen worden. Name: „Auf dem Niederwald"; Nähere Kennzeichnung: „Kulturgeschichtlicher Roman aus großer Zeit"; Umfang: 596 Seiten; Besondere Merkmale: Überfluß an braver Gesinnung, absoluter Mangel an Geschichtssinn, künstlerische Defekte aller Enden; Thäter: C. Beyer; Helfershelfer: Verlag G. Fock in Leipzig. Im „Betretungsfalle" bitte Gekennzeichnetes festzuhalten und ungelesen an die Gesellschaft zur Einstampfung beschriebenen und bedruckten Papiers abzuliefern.

C. Beyer ist ein lieber und würdiger Herr, der bereits in hohen Litteratursemestern steht. Er hat neun Bücher über Rückert geschrieben, er hat eine deutsche Poetik zusammengestellt, er hat der Welt rückhaltslos bekannt, was er über praktische Stenographie und deutsche Kircheneinigung, über den Maler Feuerbach und den Verleger Braumüller zu sagen hatte, und mit männlichem Freimut hat er alles an die Öffentlichkeit gebracht, was über Herzog Ernst, den Koburger, Schmeichelhaftes zu berichten war. Und so könnte er dereinst am Ende seiner Tage mit berechtigtem Stolz auf sein viel„seitiges" Schaffen zurücksehen, wenn er nicht mehrfach der Versuchung erlegen wäre, sich selbstdichterisch zu bethätigen. Daß man die Schöpfungen andrer verständnisvoll zu würdigen und gleichwohl über sein eigenes Können sich gründlich zu täuschen vermag, diese psychologisch bemerkenswerte Thatsache ist seit Urzeiten tausendmal festgestellt worden. Es war nicht nötig, daß C. Beyer sie durch ein neues Beispiel erhärtete, aber er hat dem Drang nicht widerstehen können. Opferwillig gibt er durch sich selbst das Zeugnis, daß jemand mit viel Geschick die „Gesetze" epischer Kunst darlegen und doch einen Roman schreiben kann, dessen ästhetischer Tiefstand an die dürftigen Anfänge menschlicher Kunst gemahnt. Nur da wo Beyer schildert und seine ethischen Anschauungen vorbringt, sind seine Darstellungsweise, seine Sprache, seine geistige Haltung erträglich. In allem übrigen aber, in der Gestaltenzeichnung, in der Geschichtsauffassung, im Empfindungsausdruck bekundet er eine Naivität, die man sonst nur bei weit entfernt hausenden Völkerschaften in der Gegend der Südsee oder des Amazonenstroms zu erwarten pflegt. Naivität hat ihr Erquickliches, wenn sie sich in geziemenden Grenzen hält; treibt sie es aber allzu bunt, dann schlägt sie auf die Nerven, das ewig Süßliche macht schließlich rabbiat.

Ob es ein Milderungsgrund für den Überschuß an Naivität ist, daß C. Beyer den Hofrattitel führt, das entzieht sich meiner in Hof- und

Staatssachen ganz unzulänglichen Kenntnis. Jedenfalls hat sich der wackere Herr seinen Titel reichlich und redlich verdient. Von der Erlaubnis Schillers, daß der Sänger mit dem König gehen soll, macht Beyer einen wahrhaft verschwenderischen Gebrauch. Sein kulturgeschichtlicher Roman aus großer Zeit trägt die Widmung: Seiner Majestät dem regierenden König Oskar II. Die Anregung und die Idee zu dem Werke hat der Verfasser, wie er begeistert mitteilt, von keinem Geringeren, als dem „unsterblichen Mitbegründer deutscher Einheit und Größe, Herzog Ernst II.", erhalten. „Höchsten fürstlichen Stellen" verdankt Beyer außerdem unschätzbares historisches Material, ohne das der Roman unmöglich die wissenschaftliche Bedeutung erlangt hätte, welche ihm zweifellos, wenn nicht die Mitwelt, so doch die Nachwelt zuerkennen wird. Es ist nach alledem selbstverständlich, daß auch die Haupthelden des Romans nur im Kreise „höchster fürstlicher Stellen" gesucht werden dürfen. Die Rolle des Liebhabers spielt kein andrer als der Sieger von Aspern Erzherzog Karl, die Rolle der zärtlich Geliebten niemand geringeres als die souveräne Fürstin Elinor von Taunburg. Nach der Schlacht vor Würzburg berührt Erzherzog Karl auf der Verfolgung Jourdans das Land der Fürstin, er macht der Jugendschönen seinen Besuch, und alsbald entbrennen die beiden hochfürstlichen Herzen in Liebe zu einander. Aber feindliche Mächte suchen mit List und Tücke zu verhindern, daß die Liebe zur Ehe heranreift. Im Taunburger Ländchen haben sich Jesuiten niedergelassen, und sie fürchten, allen Einfluß zu verlieren, wenn der freisinnige Erzherzog Herr im Lande werden sollte. Die Muster zu diesen Jesuiten hat Beyer sicherlich in irgend einem grausigen Hintertreppenroman entdeckt; solche fürchterlichen Wesen, wie sie die Taunburger Gegend unsicher machen, können nicht gut anders, als in Gemeinschaft mit dem „Gespenst um Mitternacht", mit dem „blutigen Raubritter" und dem „geheimnisvollen Mann im Grabgewölbe" gedeihen. Trotz aller Intriguen oder laufen die frommen Brüder Gefahr, schließlich zu unterliegen. Schon feiert das Liebespaar Verlobung und schon sind die Ordensleute in Acht und Bann gethan. Aber noch aus der Ferne wissen sie tödlich zu treffen; der Koch der Fürstin steht in ihrem Solde, und er vergiftet auf ihr Geheiß die junge Braut. Entsetzlich und unglaublich, wenn nicht ein so ernsthafter Forscher, der überdies Hofrat ist, die Geschichte verbürgte. Aufs tiefste erschüttert dichtet der Erzherzog nach dem Tode der Geliebten das wehmütige und dreistrophige Gedicht „Mein Dasein" (auf dem Rheinfelsen geschrieben). Die erste Strophe beginnt: „Wenn ich zum Himmel seh', Wird mir so weh, so weh . . ." Die zweite: „Wenn ich die Berge seh', Wird mir so weh, so weh . . ." Die dritte: „Wenn ich zur Tiefe seh', Wird mir so weh, so weh." Das Ganze schließt: „Schmerz, wo ich geh' und steh'! Mein Herz, o weh!" Dieses tragische Schnadahüpfl ist die einzige Bosheit, die C. Beyer seinem Helden nachsagt, sonst aber ehrt er ihn in fast überschwenglicher Weise. Schon in der Wiege, behauptet er, haben Victoria und Gloria den Helden mit Lorbeer gekrönt; leider sagt er nichts Näheres über die Kriegsthat, die Erzherzog Karl bereits als Säugling verübt haben soll. In einem ähnlich schwärmerischen Ton spricht der Erzähler jederzeit von der Fürstin Elinor; nur einmal läßt ihn seine ehrerbietige Galanterie in Stich, da, wo er berichtet: „Schalkhaftes Lächeln umspülte den Mund der Fürstin."

Für den Historiker liefert der Roman eine erstaunlich reiche Ausbeute. Überraschen wird es vielfach, daß bereits zu Ende des XVIII. Jahrhunderts österreichische Truppen von nationaler Begeisterung so erfüllt waren, daß sie gelegentlich den Ruf erbrausen ließen: „Hurra! Alldeutschland hoch! Hurra, Allgermania!" Weit bemerkenswerter aber noch ist die Thatsache, daß das stolze Niederwald-Denkmal seine Entstehung dem Erzherzog Karl zu verdanken hat. Auf S. 510 gibt er kund: Wir werden dafür sorgen, daß auf dem Niederwald die stolze unbezwingliche Germania das drohende, starke Siegesschwert des freigeistigen Deutschtums kühn schwingen werde — weit sichtbar bis hinüber an die blauen Bergketten des wieder errungenen deutschen Elsasses. Es ist kein Wunder, wenn unter den Hörern dieser Worte ein Mann aus dem Volke derart erregt wird, daß er ein Geibelsches Gedicht um siebzig Jahre voraus dichtet und losfährt: „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm durch Deutschland (frohlocken) erschollen im Jubelsturm u. s. w."

Was für ein Genius wäre uns in C. Beyer erstanden, wenn sein dichterisches Können nur halbwegs an die Höhe seines Patriotismus und seiner Unterthänigkeit hinreichte!

Beinahe noch stärker, als in dem Roman aus großer Zeit kommt in Katharina Zitelmanns Gegenwartsroman „Unter ägyptischer Sonne" (Berlin, C. Dunker) das belehrende Element zur Geltung. Wer wie in leichtem Spiel die Geographie und Geschichte des Nillandes kennen lernen will, der findet hier die bequemste Gelegenheit. Das Werk ist billiger als Baedekers Nilland-Band und ersetzt ihn für nicht zu anspruchsvolle Leute durchaus. Aber es bildet nicht nur einen Belehrungs-, sondern auch einen Erziehungsroman. Der Held, Herald von Sperber, fährt nach Ägypten, um sich von einer Krankheit zu erholen. Als er in Alexandria landet, ist er ganz Aristokrat, ganz exklusiv, ganz erfüllt von dem Selbstgefühl des ehemaligen „Korpsstudenten, preußischen Reserveoffiziers, Regierungsassessors und Rittergutserben". In Ägypten aber lernt er erkennen, daß es sich auch mit Menschen, die unterhalb der Baronssphäre geboren sind, leben und lieben läßt. Schließlich wird der Rittersmann so mild, daß er eine geborene Schmidt heiratet. Diese Belehrung vollzieht sich in recht äußerlicher Weise, aber da die Verfasserin voll fröhlicher Laune erzählt und mit einer Fülle von pikanten und satirischen Einfällen aufwarten kann, da sie überdies ihre Gestalten mit photographischer Schärfe hinstellt, so läßt man sich willig von ihr ein Stündchen unterhalten und belehren, ohne daß das Kunstgewissen sich schmerzlich regt.

Aus tieferen Gemütsgründen entquillt der Humor, seinere und reichere Blüten treibt die Kunst in Ernst Muellenbachs Erzählung „Aus der Rumpelkiste (Stuttgart, Deutsche Ver-

lagsanstalt). Bei Muellenbach macht sich niemals nationales Pathos breit, aber sein Schaffen ist überall von Heimatsempfinden durchweht, aus Heimatserde gewachsen, und daher ist es in weit reinerem, höherem Sinne deutsch und deutsches Geistesgut, als die Werke, in denen der Patriatismus sich lärmend ausposaunt. Muellenbach gehört litterarisch in eine Reihe mit Jean Paul und Wilhelm Raabe; seine Kunst ist nicht so reich und groß, wie die Kunst dieser Poeten, aber sie ist ebenso wurzelecht, lebensfrisch und gefühlsstark. Und an Klarheit, an Grazie der Erzählungsweise übertrifft er im großen Ganzen die beiden Meister; sein Stil, sein ganzes litterarisches Wesen hat eine glückliche Beimischung von französischem Chik und französischer „Clarté“ . . Die „Rumpelkiste“ ist ihrer realen Bedeutung nach ein alter Kasten von Haus, der in einer rheinischen Universitätsstadt als Unterkunftsort für „wissenschaftliche Institute“ benutzt wird; selten oder nie benutzte Fachdibliotheken, unleserliche römische Grabsteine, vom Mottenfraß befallene Herbarien, hochbetagte Naturwunder in Spiritus und dergleichen mehr füllen die Zimmer und Gangwände des wackligen Heims. Neben all diesem Plunder findet sich aber auch noch Raum für einige menschliche Einwohner, für den Pförtner mitsamt seiner Frau und für die Zimmerherren, denen das würdige Paar zu billigen Preisen die Mansardenstuben vermietet. Unter diesen Mietern ist der dauerhafteste der Doktor Erich Halden, ein begabter Poet und wackerer Kerl, dem aber die Gefahr droht, unter all dem Gerümpel allmählich mit zu verrumpeln und zu verstauben. Eine Rumpelkiste, die einem Roman den Titel zu geben die Ehre hat, kann natürlich mit einer bloß realen Existenz sich nicht begnügen, sie muß auch symbolische Geltung haben. Jeder Mensch lebt in so einer Rumpelkiste oder schleppt sich wenigstens mit allerlei Gerümpel von Vorurteilen, ererbten Bedenklichkeiten, thörichten Ängsten und sonstigen Belastungen herum. Aber es ist die Pflicht tüchtiger Menschenkinder, von der Rumpelkiste loszukommen; wie man das macht, das läßt sich aus dem Beispiel ersehen, das der Doktor Halden und seine spätere Frau Gemahlin, die Baronesse Anna Lohdorf, mit ihrem eigenen Leben, Thaten und Abenteuern vorführen. Es ist kein großes, kein großzügiges Leben und Streben, das sich in der Erzählung entfaltet, aber sie bestrickt durch eine gelungene Verschmelzung von sinniger Anmut und kernfrischer Saftigkeit. Im Grunde hat das kleine Werk nur einen Mangel, den der Kürze. Es wird dem Leser schwer, sich so rasch von den Personen wieder trennen zu müssen, die er eben anfängt lieb zu gewinnen. Die Bekanntschaft hat etwas zu Flüchtiges, und hie und da schlägt die psychologische Entwickelung eine Gangart an, die über Wichtiges zu schnell hinwegführt. Das tragische, wenn auch keineswegs empfindsam stimmende Geschick des modernen Jünglings, der schon mit zwanzig Jahren den Lebemann macht und geistig und seelisch va banque spielt, könnte einen Roman für sich ergeben. Als Episode wirkt es zu fragmentarisch, ebenso wie die Geschichte der bestrickenden Sängerin Nina Rossi, geb. Nettchen Rothe. Ich schwärme sonst nicht allzusehr für dreibändige Romane, aber man sollte diese würdige Litteraturgattung nicht aussterben lassen; der in der „Rumpelkiste“ aufgehäufte Stoff würde bequem für drei lesbare Bände ausreichen.

Romandichter sind gefährliche Leute, wenn sie sich mit ihren Erzählungen irgend eine Abneigung, einen Haß oder auch nur eine kleine Bosheit von der Seele schreiben wollen. Ein ähnlicher Ingrimm, wie ihn C. Beyer gegen die Jesuiten hegt, erfüllt Karl von Heigel gegen die modernen Theosophen, die den Buddhismus in das nüchterne Abendland zu verpflanzen suchen. Zeuge dieses Zornes ist der Roman „Die neuen Heiligen“ (Potsdam, O. von Huth). Es ist eine nette Gesellschaft, in die man da eingeführt wird. Das Höchste, wozu man es, Heigel zufolge, in der theosophischen Laufbahn bringen kann, ist harmloser Einfaltspinsel. Alle anderen Neubuddhisten gehören in höherem oder niederem Grade zu dem Geschlecht der Schwindler; von dem Propheten Dr. Baldrian bis zu der ehesüchtigen Generalswitwe, Frau Höchst, strömt die Theosophie beständig über von Verachtung der Weltlust und von den seligen Wonnen der Selbsterkenntnis im Absoluten, dem Parabrahm. Aber in der Tiefe der buddhatrunkenen Seelen lauert nichts als Neid, Erwerbsgier, Habsucht und Gemeinheit. Einer der Heiligen entpuppt sich schließlich als ein echter und rechter Hochstapler, der auch, wenn es sein muß, vor einem niedlichen Mördchen nicht zurückscheut. Um ein anständiger Mensch sein und bleiben zu können, muß man ein Hirn haben, das von Parabrahm und ähnlichen metaphysischen Dingen kein Gran begreift. Zu diesen Bevorzugten gehört das Liebespaar des Romans, Graf Hach und seine Hedwig; ihr sind alle Propheten ein Greuel, sie schwärmt nur für ihn; er schwärmt für sie, für saure Leber und die Lösung der socialen Frage. Litterarisch ist der Roman leicht zu charakterisieren, teilweise gemahnt er an einen Theaterschwank, in dem es mit den Späßen nicht zu genau genommen wird, teilweise bewegt es sich auf dem Niveau des Kolportageromans, wie ihn die Maid der Küche und der Knecht des Hauses liebt. Nur zum Schlusse erhebt sich die Erzählung ins Ideale und Pathetische, und hier gewährt sie eine höchst erfreuliche Aussicht. „Wir haben eine große Aufgabe,“ verkündet Graf Hach seinem soeben angetrauten Weibe. „Wir wollen uns nicht, wie meine Vorfahren, damit begnügen, unter Armen die Reichen zu sein, sondern uns bemühen, daß um uns keine Armut sei! Dem Dichten entsag' ich, denn was mich am tiefsten bewegt, könnte ich auch nicht schöner als Schiller sagen: ‚Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an.‘“

Daß die soziale Gesinnung, die aus diesen Worten spricht, der wärmsten Anerkennung wert ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Bemerkenswerter aber noch, weil viel seltener, ist die heroische Bereitwilligkeit des Grafen, künftighin das Dichten zu lassen. Es ist schwer auszudenken, was unser Volk gewinnen könnte, wenn sein Wort eine Losung würde, wenn alle Poeten und Poetinnen, die was sie zu sagen haben, nicht schöner sagen können, als Schiller, mit freudigem Entschluß auf litterarische Lorbeeren Verzicht leiste-

ten. Leider werden der Hochjünger nicht zu viele sein. Thut doch er selbst, der das schöne Wort dem Grafen in den Mund gelegt, er, Karl von Heigel, nicht mit. Sonst hätte er ja einfach seinen Roman ungeschrieben lassen.

Unsere Romandichter würden weniger oft ins Irre gehen, nicht so oft mit ganz unergiebigen oder bedeutungslosen Stoffen sich abquälen, und im Stil wie in der Charakteristik sich nach der Richtung des Natürlichen und Lebendigen bereichern, wenn sie ihr Schaffen häufiger, als es geschieht, durch die Lektüre ansprechender Wirklichkeitsromane befruchteten. Als solche Wirklichkeitsromane, im Gegensatz zu den reinen Phantasieschöpfungen, dürfen die meisten Memoiren und Autobiographien gelten. Allzu reich an derartigen Werken ist keine Litteratur. Und gerade die deutsche weist nur wenige von erstem Range auf. Um so erfreulicher ist es, daß diese geringe Anzahl sich seit kurzem durch ein neues Glied vermehrt hat, durch die Erinnerungen, welche Adelheid von Schorn unter dem Titel „Zwei Menschenalter" (Berlin, S. Fischer) herausgegeben hat.

Adelheid von Schorn ist die Tochter des Ästhetikers und Kunstschriftstellers Ludwig Schorn, der, geboren 1793, gestorben 1842, anderthalb Jahrzehnte hindurch erst in Stuttgart und München, später in Weimar, nach den verschiedensten Seiten hin anregend wirkte. Im Sinne eines feinen Humanismus, ein echtes Kind der Goethezeit. Als Adelheid von Schorn geboren wurde, war die erste Blütezeit Weimars bereits zu Ende gegangen, ihr Leben fällt in die zweite Blütezeit, die nicht mehr von der Litteratur, sondern von Musik und Malerei ihr Gepräge empfing. Es ist eine Kultur für sich, die in diesen Erinnerungen sich vor uns aufbaut. Eine Kultur, die abseits von den großen Arbeitsstätten der Politik und Technik sich entwickelte. Durch das ganze vorige Jahrhundert hindurch macht sich, was Deutschland betrifft, ein gewisser Gegensatz geltend zwischen der ästhetischen Innenkultur, wie sie vorzugsweise in den kleineren und mittleren Residenzstädten gepflegt wurde, und der mehr materiellen, politisch-technischen Kultur, die in den Industriestädten und den politischen Centren zu so großartiger Entfaltung kam. Die beiden Kulturkreise berührten sich hier und da, doch im großen Ganzen vollzog sich die Entwickelung mehr neben-, als mit- und ineinander. Adelheid von Schorn steht mit all ihrem Wesen und Empfinden, mit ihren inneren und äußeren Beziehungen innerhalb des ästhetischen Kreises. Nicht als Mitwirkende und Mitschaffende, sondern als Zuschauerin, aber in so engem Verhältnis zu den produktiven Geistern, so freudig teilnehmend an allem Ringen und Streben, daß sie zweifellos in mannigfacher Weise anregend und befruchtend gewirkt haben muß. Ein derartiger Einfluß, wie sie ihn sicherlich geübt hat, läßt sich nur ahnen, nicht abschätzen und bewerten. Es hat etwas Kurioses, dieses Leben einer Frau, das beständig mit dem Leben aller möglichen Berühmtheiten verquickt ist, gleichsam eingeschlossen ist in den Bann des Ruhms, einer Frau, die selbst kein anderes Talent hat, als das der lebendigen Teilnahme. Den ersten Teil ihrer Erinnerungen, denen eine Fülle von Briefen den Reiz des unmittelbar Lebendigen verleiht, widmet die Erzählerin hauptsächlich dem Andenken ihrer Eltern. Von dem Vater, den sie bereits verlor, als sie ein Jahr alt war, hat sie wenig zu berichten, um so mehr von ihrer Mutter, einer geborenen Freiin von Stein. Henriette von Stein stand in vertrauten Beziehungen zu der Herzogin Helene von Orleans, zu Bechstein, Franz Kugler, Berthold Auerbach und Bettina von Arnim. Sie selbst war dichterisch nicht unbegabt und besser, als durch irgendwelche Schilderungen, läßt sich ihr Wesen durch ein Lied kennzeichnen, das sie gedichtet.

> Ach, was ist Leben doch so schwer,
> Wenn, was du lieb hast, ist nicht mehr!
> Aber sei still!
> Weil Gott es will.
>
> Ach, was ist Sterben doch so schwer,
> Wenn, was du lieb hast, weint umher!
> Aber sei still!
> Weil Gott es will.
>
> Ach, Leben, Sterben wär' nicht schwer,
> Wenn unser Herz nur stille wär'!
> Darum sei still!
> Weil Gott es will.

Die innigste Freundschaft aber verband die feinsinnige Frau mit Franz Liszt, der 1848 sich in Weimar ansiedelte, und mit der Fürstin Caroline Wittgenstein. Diese Freundschaft vererbte sich auf die Tochter; zwischen Adelheid von Schorn und Liszt bestand etwas wie ein schwesterliches Verhältnis, und sie hat vielfach wie eine Schwester für ihn gesorgt. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, daß ihre Lebenserinnerungen zum größten Teil Erinnerungen an Franz Liszt und ein bedeutsamer Beitrag zum Verständnis seines innersten Fühlens und Wesens sind. Infolge ihres regen Verkehrs mit Liszt lernte Adelheid von Schorn auch all die Persönlichkeiten kennen, denen der große Musiker als Mensch und Künstler näher trat. Sie hat von allen Fesselndes oder doch wenigstens Pikantes und Interessantes zu erzählen; nur mit Richard Wagner wußte sie sich nicht zu stellen. Von einem Besuch beim Kardinal Antonelli, dem Staatssekretär Pius' IX., berichtet sie (der kurze Bericht sei angeführt, um die Erzählerin selbst einmal zu Worte kommen zu lassen): „Antonelli empfing mich freundlich wie eine alte Bekannte. Er hatte eine verbundene Hand — er litt an der Gicht — und schien sehr Schmerzen zu haben. Wir saßen auf einem Sofa nebeneinander, den Fenstern gegenüber, sein Schreibtisch stand in der Mitte der Stube. Wir sprachen französisch, und der Kardinal erkundigte sich sehr eingehend nach unserm Großherzog und der Großherzogin und allen möglichen deutschen Verhältnissen, mit denen er ziemlich vertraut zu sein schien. Wir kamen auch auf Politik zu sprechen, und ich nannte den Namen Bismarck, weil ich neugierig war, wie er es aufnehmen würde. Sein ausdrucksvolles Gesicht leuchtete ordentlich auf, als er von seiner Bewunderung für den großen Mann sprach: ‚Er war nicht unser Freund, aber er war immer ehrlich mit

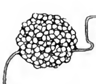
mir.' Er sprach noch lange über Bismarcks große Eigenschaften und über Deutschlands Glück, einen solchen Staatsmann zu besitzen. Dann kam er auf Graf Harry Arnim zu sprechen, und da verfinsterte sich sein Gesicht so, daß es einen ganz bösen Ausdruck annahm: ‚Er hat gethan, als ob er mein Freund sei, und hat uns auf das abscheulichste hintergangen.' Es dauerte eine ganze Weile, ehe er diese unangenehme Erinnerung überwunden und sein freundliches Wesen wiedergewonnen hatte. Zuletzt frug er mich noch, was ich schon von Rom gesehen habe, und ich erwähnte eine Fahrt nach S. Paolo fuori le mura. Ich hatte am Tage vorher die fast vollendete Kirche gesehen und das Mosaikbild bewundert, das eben außen über dem Portal angebracht worden war. Antonelli wurde ganz traurig, als er mir erzählte, daß er diese Basilika nach dem Brande habe wieder aufbauen lassen, und nun könne er die Fertigstellung nicht verfolgen und seine Lieblingskirche nicht mehr sehen. Ich frug ihn, warum er das nicht ermöglichen könne; es würde doch wahrscheinlich nicht gleich ein furchtbares Unglück geschehen, wenn er — ohne jemand etwas davon zu sagen — hinausführe. Er schüttelte den Kopf und sagte: ‚Für mich gibt es nur noch den Ausflug auf das Dach von St. Peter, von da kann ich die Kirche durch das Fernrohr sehen. Ich war dumm genug, mich mit dem Papst einzusperren, jetzt muß ich auch mit ihm aushalten.'"

Die Erzählerin redet nicht allzuviel von sich selbst, aber man gewinnt doch ein ziemlich klares Bild von ihr; sie erscheint als eine durchaus sympathische, frei- und hochgesinnte Persönlichkeit, die mit klugen Augen weit in der Welt umhergeschaut hat. So internationale Beziehungen sie aber auch unterhalten hat, sie ist doch stets im Herzen gut deutsch geblieben, gut weimarisch und ein wahres Ideal von Tochter, Freundin, Tante.

Aus unserer Bildermappe:



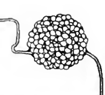
Graziella. Nach dem Gemälde von E. v. Blaas.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Santa Cäcilia.

Von

Agnes Miegel.



Langsam und drohend steigt die Wolkenwand.
Die Luft ist schwül — aus angstgepreßten Kehlen
Zwitschern die Schwalben. Heidefeuer schwelen
Wie Weihrauchbecken qualmend übers Land.
Ein Windstoß raschelt durch das Haferfeld,
Ein zweiter rüttelt an den Birkenstämmen.
Von hohen Wolken, grauen Bergeskämmen
Posaunengleich des Sturmes Stimme schallt,
Und Antwort ruft das purpurdunkle Meer.
Mit eh'rnen Stimmen singen die Geschwister.
Durch ihrer Orgel heilige Register
Spielt die Begleitung grollend, dumpf und schwer
Santa Cäcilia, die blonde Magd — — —
Auf dunkler Wolken Schieferfelsen ragt
Hoch eine weiße Burg ins selige Blau.
Um ihre Türme Silbermöven fliegen,
Um ihrer Fenster goldne Gitter biegen
Sich weiße Lilien, schwer von Duft und Tau.
Aufblitzend rauscht ein goldgesticktes Kleid
Durch dieser Säle lichte Sonntagsstille,
Das Haupt umflossen von des Blondhaars Fülle
Naht stumm die Herrin dieser Einsamkeit
Santa Cäcilia —
Ihre Hände sind,
Die fürstlich schlanken mit den blauen Adern,
Viel weißer als der Brüstung Marmorquadern;
Die Stirne senkend, horcht sie auf den Wind,
Der traumhaft durch die goldnen Harfen rauscht,
Die schimmernd in den Bogenfenstern hängen;
Es klingt wie Wiederhall von Festgesängen.
Ihr Blick wird blau und leuchtend, wie sie lauscht,
Und wandert götterruhig durch das Licht —
— Von unten klingt empor zu ihren Sälen
Der Lebensschrei aus Liebe, Haß und Quälen,
Der sich am Fels wie ferne Brandung bricht — —
Zu ihrer hohen Silberorgel geht
Die Heilige lächelnd; ihre Finger streifen
Die schwarzen Tasten, — durch die Orgelpfeifen
Ein Säuseln, wie von Taubenschwingen weht.
Das wächst und schwillt, und jubelt auf und grollt.
Vom Schlaf gestörte Feuerschlangen recken
Sich züngelnd auf in ihren Felsverstecken
Und schießen leuchtend nieder. — Weiter rollt
Die Fuge, die die Marmorburg durchklingt.
Und auf und ab die weißen Fingrr gehen.
Im Sturmwind Sankt Cäcilias Haare wehen,
Und ihre ewig junge Stimme singt . . .

Rundschau.

Ernst Wichert (zum 70. Geburtstag). — Adolf Bayersdorfer †. — Von der Koner-Ausstellung in der Berliner Akademie. — Van de Velde, Portrait und neuere kunstgewerbliche Arbeiten. — Das neue Kunstausstellungsgebäude in Karlsruhe. — Plastische Funde in Griechenland. — Zu unsern Bildern.



Adolf Bayersdorfer †.



Ernst Wichert.
Zu seinem 70. Geburtstage.

Ernst Wichert, der am 11. März d. J. seinen 70. Geburtstag feierte, ist unseren Lesern kein Fremder, sondern ein verehrter, lieber Bekannter. Außer manch anderer schöner Gabe veröffentlichte er ja gerade in unseren Heften seine Erinnerungen. Es steht uns noch in frischer Erinnerung, mit welch allseitigem Interesse diese damals, in den Jahrgängen 1896/97, 1897/98, 1898/99 aufgenommen wurden. Sie sind später auch gesammelt erschienen und haben in dieser Form gleichen Beifall gefunden. Um Ernst Wichert an dieser Stelle als feinsinnigen, liebenswürdigen Romancier, als erfolgreichen Bühnendichter eingehend zu würdigen, ist der Raum zu knapp. Aus der stattlichen Reihe seiner Romane und Novellen seien hier nur erwähnt: die köstlichen „Litauischen Geschichten“ (1881); „Heinrich von Plauen“; „Der Große Kurfürst in Preußen“; „Mutter und Tochter“; „Tilemann vom Wege“; „Blinde Liebe“. Als Dramatiker errang der Dichter seinen schönsten Erfolg mit dem reizenden Lustspiel „Ein Schritt vom Wege“; wir nennen weiter: „Der Narr des Glücks“; „Der Freund des Fürsten“; „Aus eigenem Recht“ und „Im Dienste der Pflicht“. Vor allem müssen wir jedoch hier des liebenswürdigen, gütigen Mannes, des ausgezeichneten Kollegen gedenken: Ernst Wichert hat die seltene Kunst verstanden, zweien Berufen voll gerecht zu werden, der Poesie und der Rechtsgelehrsamkeit. Aber er ging bei aller treuen Hingabe an die Themis und an die Musen nie so völlig in ihnen auf, daß er nicht noch Zeit fand für eine frohe Geselligkeit. Sein gastliches Haus war stets der Sammelpunkt eines angeregten Kreises, und er verstand es meisterlich, der fröhlichen Tafelrunde durch irgend ein improvisiertes Scherzgedicht voll feiner Wendungen von vornherein



Bildnis Max Koners.
Nach dem Gemälde von Sophie Koner.



Ein Blick in die Ausstellung von Max Koner

die rechte Stimmung zu geben. Aber zugleich entfaltete Wichert im Dienste der Kollegialität eine weitgehende, opferfreudige Thätigkeit: als jahrelanger Vorsitzender des Vereins „Berliner Presse" und als nimmer ermüdeter, hilfsbereiter Berater jüngerer Kräfte. Besonders in der ersteren Stellung, die eine seltene Vereinigung von Takt, Energie, persönlichen und materiellen Kenntnissen erfordert, ist er kaum zu ersetzen gewesen. Er gehört zu den wenigen Männern, auf die wirklich einmal das so oft mißbräuchlich angewandte Wort paßt: „Er hat keinen Feind!" Und alle seine Freunde wünschen ihm zu seinem Jubeltage noch viele, viele Jahre voll froher Schaffenskraft. —

Der in Künstlerkreisen weithin bekannte Konservator der Münchener Gemäldegalerien, Dr. Adolf Bayersdorfer, ist am 21. Februar nach langen Leiden in München entschlafen. Am 7. Juni 1842 in Aschaffenburg geboren, trat er 1879 in den bayerischen Staatsdienst und 1885 in seine letzte Stellung ein. Ein Mann, wie geschaffen für diese: voll Empfänglichkeit für alles Schöne, von großem und vielseitigem Wissen, von bewundernswürdigem Feingefühl für die verschiedensten Richtungen der Kunst und absoluter Parteilosigkeit. Ein Bewunderer der alten Meister war er einer der ersten, die Böcklin ganz würdigten, einer der ersten, die überhaupt für unsere moderne Kunst und ihre Eigenart Verständnis zeigten. So wenig er persönlich hervortrat, die Anregungen, die im stillen von ihm aus-



H. van de Velde an seinem Arbeitstisch.



Schreibtisch. Von H. van de Velde.
Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus H. Hirschwald, G. m. b. H., Berlin W.

gingen, die werkthätige Unterstützung, die er allen Kunsthistorikern, die sich an ihn wandten, zu teil werden ließ, sichern ihm ein bleibendes Angedenken. —

Die Königliche Akademie der Künste in Berlin hat zu Ehren ihres verstorbenen Mitgliedes, des Professors Max Koner, eine Ausstellung veranstaltet, die, am 1. März eröffnet, in pietätvoller Zusammenstellung eine stattliche Anzahl von Werken des ausgezeichneten Bildnismalers vorführt. Besonderes Interesse erregen in ihr die Bildnisse und Porträtstudien des Kaisers, den Max Koner seit 1890 so vielfach malen durfte. So sehr man Koner schon früher in engeren Kreisen schätzte, erst seit sich ihm die kaiserliche Gunst in ausgesprochener Weise zuwandte, wurde er der Porträtist der vornehmen Berliner Gesellschaft, des Adels, der reichen Handelsherrn, der Künstler und Gelehrten. Wir finden sie denn auch hier zahlreich vertreten: Mitglieder der Familie von Bismarck, Professor Curtius, Baurat Kayser, Reichsbankpräsident Koch, Konsul Wallich, Justizrat Lesse, Maler Bracht und viele andere. Die Gattin des seiner Kunst so schmerzlich früh entrissenen Meisters hatte die Ausstellung mit einem, von ihr selbst gemalten, trefflichen Bildnis ihres Gatten geschmückt.

Unter den Führern der modernen kunstgewerblichen Bewegung ist H. van de Velde an erster Stelle zu nennen. Ein feinempfindender, vielseitiger Künstler, der auf die verschiedensten Gebiete des Kunstgewerbes befruchtend eingewirkt hat. Neuerdings hat er sich fast ausschließlich der Innendekoration, der Wohnungseinrichtung, zugewendet. Er konstruiert Möbel, aber er entwirft zugleich die zu ihnen passende Tapete, den zu ihnen passenden Teppich mit samt all der weiteren Ausstattung eines Zimmers von der Vase auf dem Bord bis zum Schreibzeug. Unter den wirklichen Künstlern, die sich speciell mit unseren Möbeln beschäftigen, ist er nach meinen Erfahrungen unbedingt derjenige, der das Princip der Zweckmäßigkeit am schärfsten betont. Er baut alle seine Stücke in sehr fein abgewogenen Linien auf, ohne oder mit sehr wenig ornamentalen Zuthaten, aber immer unter genauer Erwägung, ob dieser Aufbau auch dem praktischen Gebrauch entsprechen wird. In seinen Stühlen kann man wirklich



Anrichte[illegible] Von H. van de Velde.
[illegible] G. m. b. H., Berlin W.

sitzen, seine Schränke sind eine Wohlthat für den Bücherliebhaber oder für die Hausfrau: sobald ich zum zweitenmale ein Viertel vom großen Lose gewonnen haben werde, kaufe ich mir unbedingt einen Schreibtisch seiner Konstruktion — teuer sind nämlich diese Möbel leider noch in recht schmerzlicher Weise, aber sie sind famos. Nur: ich möchte trotz alledem nicht in einem Hause wohnen, das lediglich von dem Brüsseler Meister, der jetzt übrigens in Berlin, für das Hohenzollern-Kaufhaus in der Leipziger Straße hervorragend thätig ist, eingerichtet wäre. Denn gerade weil alles bei ihm so ganz aus einem Guß ist, alles durchaus in seinem persönlichen Stil gehalten, wirkt es auf mein Empfinden allmählich eintönig. Ein, zwei Zimmer — ja! Das Speisezimmer, ein Herrenzimmer, eine Diele etwa — aber kein ganzes Haus! Man kann auch das schönste Princip totreiten. Das sollten sich die Künstler, die für unser Kunstgewerbe arbeiten, überhaupt gesagt sein lassen. —



Piedestal. Von H. van de Velde. Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus H. Hirschwald, G. m. b. H., Berlin W.

Karlsruhe hat neulich ein neues Kunstvereinsgebäude erhalten, einen monumentalen Prachtbau, den es der hochsinnigen Initiative des Großherzogs verdankt. Das Gebäude trägt denn auch in goldenen Lettern die Inschrift: „Dem badischen Kunstverein der Großherzog Friedrich." Der vornehme, nach Entwürfen von Professor



Bücherschrank. Von H. van de Velde. Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus H. Hirschwald, G. m. b. H., Berlin W.

Fr. Ratzel errichtete Bau mit seiner prächtigen Fassade, seinen prächtigen Innenräumen ist eine wahre Zierde der kunstfrohen Hauptstadt des schönen badischen Landes. —

In Griechenland hat man ein neues Pompeji entdeckt — auf dem Meeresgrunde. Keine versunkene, verschüttete Stadt freilich, aber einen höchst merkwürdigen Fundort der kostbarsten alten Kunstschätze. Vor dem Kap Molea, an der südöstlichsten Landspitze Lakoniens, liegt die Insel Cerigo, das alte Kythera, und wieder



Sessel und Tischchen für ein Arbeitskabinett. Von H. van de Velde. Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus H. Hirschwald, G. m. b. H., Berlin W.



Fassade des neuen Kunstausstellungsgebäudes in Karlsruhe.

zwanzig Meilen südöstlich von ihr das kleine Eiland Antikythera, einst ein berüchtigtes Seeräubernest. Hier glaubten schon vor Jahr und Tag einzelne Taucher auf dem Meeresgrunde Reste alter Herrlichkeit bemerkt zu haben. Der Leiter der Athener Museen und Generalephor der Altertümer, Dr. Paul Kavvadias, ließ daher seit dem Herbst vorigen Jahres Nachforschungen anstellen, die überraschende Resultate ergaben. Seither ist dem Meeresgrunde eine Fülle köstlicher Kunstwerke entrissen worden, die wohl von einem einst hier gescheiterten Transportschiffe herstammen. Leider sind die meisten der Marmor- und Bronzearbeiten durch die Einwirkung der Jahrtausende, während deren sie im Schlamme ruhten, arg beschädigt; einzelne aber, die Marmorstatue eines knieenden Jünglings, die Reste eines Bronze-Hermes, gehören nach dem Urteile der Kenner zu dem schönsten, was uns überhaupt von der plastischen Kunst der Hellenen überliefert ist. —

* * *

Unser farbiges Titelbild gibt eine Temperastudie von E. Rosenstand-Berlin wieder, eine flotte, farbenfröhliche Arbeit, die auch in der Reproduktion trefflich zur Geltung kommt. Wer kennt sie nicht, diese „fliegenden" Blumenhändlerinnen, die sich meist durch so ehrwürdiges Alter auszeichnen! Besonders seit der Blumenhandel mit der Riviera durch den erleichterten Eisenbahnverkehr mächtig aufgeblüht ist, sind sie zu typischen Erscheinungen auch in unseren nordischen Großstädten geworden. —

Eine Episode aus der bunten Märchenwelt des Orients führt uns E. L. Weeks in seinem Gemälde „Der Lastträger von Bagdad" (zwischen S. 120 und 121) vor. — Wenn Franz von Lenbach Frauenporträts malt, so liebt er einen absonderlichen Typ. Die schöne Germanin, die deutsche Frau liegt ihm weniger; aber die Eigenart einer pikanten Ausländerin, besser noch gesagt, jede „originelle" Schönheit bringt er stets in höchster Vollendung heraus. Vor einem Jahre machte sein Bild der Saharet, der geschmeidigen australischen Excentriktänzerin, die die Habitués aller großen Variététheater in Aufregung versetzte, Aufsehen; das Bild der „Rumänin", das wir zwischen Seite 128 und 129 in einem ausgezeichneten Holzschnitt wiedergeben, darf sich diesem exotischen Porträt anreihen. Nicht uninteressant ist es übrigens, die Lenbachsche „Rumänin" mit der präch-



Der Kunstgewerbesaal zu Karlsruhe.



Aufgang zum Kunstgewerbesaal zu Karlsruhe.

selbst erkannten, wird mit dem Werk wenigstens der bedeutenderen von ihnen immer verbunden bleiben. Zu diesen gehört unbedingt Hans am Ende. Er hat in den letzten Jahren manche Schlacken, die seinem Schaffen noch anhafteten, abgeworfen und sich immer selbständiger und kräftiger entwickelt. Auch sein Gemälde „Im Walde" (zwischen S. 160 und 161 in getönter Ätzung reproduciert) legt davon Zeugnis ab. Das schöne Bild hat Stil; es ist in großen Zügen gesehen und aufgefaßt mit den mächtigen Stämmen im Vordergrund und dem tiefen Blick unter den Bäumen hinweg bis ins Freie. —

Zwischen S. 176 und 177 schalten wir ein Interieur von A. v. Couring ein, das Innere einer oberfränkischen Bauernstube, famos wiedergegeben, mit großer Wärme im Ton; auch die Staffage — Mann und Frau am Vespertisch — ist sehr hübsch und reizvoll in das Ganze hineinkomponiert. — Ein frisches Hundebild, drei „Schnauzerl" in kampflustiger Gegenüberstellung von R. Strebel, bringt das Blatt zwischen S. 192 und 193. Jeder wirkliche Tierliebhaber muß an den lieben Kötern — pardon! — seine helle Freude haben. — Als letztes unserer großen Einschaltbilder geben wir zwischen S. 200 und 201, wiederum in einem markigen Holzschnitt — eine Marine von Hans v. Bartels, dem ausgezeichneten Münchener Aquarellisten: er sucht mit Vorliebe seine Motive in Holland, und auch dies Bild stellt eine holländische Fischerflottille dar. Augenblicklich steht der Name Bartels übrigens wieder einmal im Vordergrunde des künstlerischen Inter-

tigen Spanierin zu vergleichen, die uns Carl Sohn in Düsseldorf gab (zwischen S. 152 und S. 153). Auch er ist ein Maler pikanter Frauenschönheit, aber gerade bei der Gegenüberstellung dieser beiden Bilder fällt es auf, wie er sich doch in den Linien der Düsseldorfer Schule bewegt. Er setzt die schöne Sevillanerin gewissermaßen in Scene, führt sie, obwohl sie ruhig auf einem Stuhle sitzt, als handelnde Person ein, mit einer Blume in der linken, Bändern in der rechten Hand; Lenbach dagegen konzentriert das ganze Interesse lediglich auf den Ausdruck des Kopfes mit seiner lässigen Sinnlichkeit. —

Von der Waterkant, von der holländischen Küste gibt Johannes Blommers in seinem Gemälde „Die Abfahrt" eine packende Scene wieder: den letzten Gruß der Scheidenden an die Seinen. Das schöne Bild fand auf der letzten Berliner Jahresausstellung vielen Beifall. — Die Worpsweder Künstlerkolonie ist zerfallen, aber die Worpsweder Künstler leben fort, und der Name des kleinen Moorortes, in dem sich vor Jahren die aufstrebenden jungen Talente zusammenfanden und sich



Der neue Hermes, gefunden vor Antikythera.

esses Berlins: seine soeben eröffnete Ausstellung bei Schulte gilt, und mit Recht, für ein Ereignis. Sie bringt einzelne wirklich hervorragende, überraschend kräftige, farbenfrohe Bilder, vor allem ein paar ganz ausgezeichnete holländische Fischerinnen, die zu dem besten zählen, was wir je von ihm sahen. Wer sich über den Lebensgang und die künstlerische Entwickelung des stets interessanten Meisters näher unterrichten will, sei auf den ausführlichen, reichillustrierten Artikel in Heft 4 des Jahrgangs 1896/97 dieser Hefte verwiesen, in dem Fritz von Ostini über Hans von Bartels und sein Werk in fesselnder, feinsinniger Weise berichtet. Es trifft vollständig zu und hat seither im weiteren Schaffen des Künstlers immer neue Bestätigung gefunden, wenn es dort heißt: Als Aquarellist hat Bartels in Deutschland kaum seinesgleichen, und auch als Schilderer des Meeres steht er in allererster Reihe. Technische Schwierigkeiten in dieser, von allen Malarten wohl am schwersten bis zur Vollkommenheit



Bronzestatuette, gefunden vor Antikythera.

zu erlernenden Malweise scheint der Künstler in der That kaum noch zu kennen. Er wagt sich an Formate heran, wie sie früher der Aquarellist kaum gekannt hat, an die stärksten Farbenwirkungen, an die glühendsten Beleuchtungseffekte, an alles, was sich vordem nur der Ölmaler der Natur nachzubilden unterfing. Ja — so klare Lüfte, so sonnighelle Stimmungen, einen so leuchtenden Glanz über Ufer und Wellen, wie sie uns Bartels sehen läßt, erreicht man mit den Mitteln der Ölmalerei überhaupt nur schwer oder gar nicht. —

Aus der Zahl der kleineren, in den Text des Romans eingefügten Studien, Skizzen 2c. seien hier besonders die feinen Kohlezeichnungen von E. Holzapfel „Auf der Elbe“, „Westphälisches Dörfchen“, die drei, in ihrer Auffassung so durchaus verschiedenen und doch gleichmäßig interessanten Köpfe von Pauwels, Thedy und Wilh. Gentz, endlich die flotte Studie von Wilhelm Räuber herausgehoben. H. v. S.

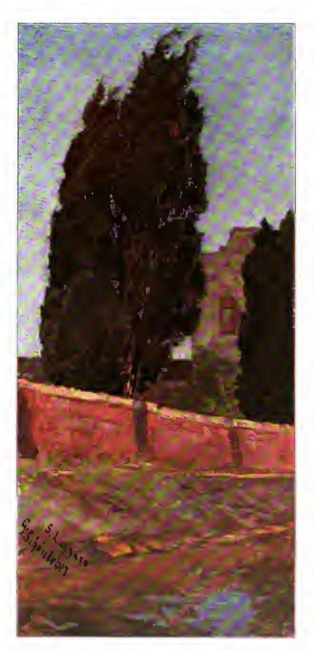


Die übrigen Teile des Hermes.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



San Lazzaro. Ölstudie von Gustav Schönleber.

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.
XV. Jahrgang 1900/1901. Heft 9, Mai 1901.

Gustav Schönleber.

Von
Hans Rosenhagen.

Mit zwei Kunstbeilagen, einem Einschaltbild und zwanzig Textillustrationen.

In der deutschen Landschaftsmalerei, wie sie sich zu Beginn des XX. Jahrhunderts den Zeitgenossen darstellt, laufen soviel verschiedene Strömungen durcheinander, treten außerdem so zahlreiche, in ihrer Eigenart zu berücksichtigende Einzelerscheinungen hervor, daß es nicht ganz leicht ist, sich auf ihrem Gebiete zurechtzufinden oder gar den Zusammenhang des Ganzen zu übersehen. Aus dem schwächlichen Gewächs, das vor hundert Jahren die deutsche Landschaftsmalerei repräsentierte, ist ein mächtiger ästereicher Baum geworden, der dem Garten der Göttin Kunst zur nicht geringen Zierde gereicht.

Wenn man Kunstgeschichte und Weltgeschichte zusammen betrachtet, wird man die Bemerkung machen, daß ein gewisses Verhältnis zwischen den Ereignissen auf beiden Seiten besteht. Jeder Aufschwung nationalen Lebens läuft in der Regel parallel mit einer Blüte der Künste in dem betreffenden Lande, und ebenso hat die Verminderung der politischen Machtstellung fast immer einen Rückgang der Künste zur Folge gehabt. Man kann daher den jammervollen Zustand der deutschen Kunst zu Beginn des XIX. Jahrhunderts ebensogut mit der traurigen politischen Lage Deutschlands in Beziehung bringen, wie man die stattliche Stellung, die sie jetzt einnimmt, zu erklären vermag durch das Ansehen, das sich dieses im letzten Drittel desselben Jahrhunderts mit kraftvoller Faust und dem Aufwande starker intellektueller Fähigkeiten siegreich errungen hat. Und genau wie im politischen Leben sich die Ereignisse vorbereiteten, kann man auch an der Hand der Kunstgeschichte nachweisen, daß die deutsche Kunst,

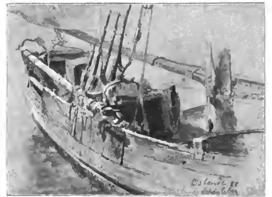


Abb. 2. Schiffsbord. Bleistiftstudie aus Ostende.

wie wir sie jetzt kennen, nicht mit einem Schlage da war, sondern still und ruhig gewachsen ist, bis die Zeit zum Blühen günstig schien.

Das Zeitalter, das für die deutsche Litteratur so bedeutungsvoll werden sollte, ist für die deutsche Kunst eins der unfruchtbarsten gewesen. Von dem wunderbaren Naturgefühl, das einen Goethe beseelte, findet sich auch nicht eine Spur in der deutschen Landschaftsmalerei zu Anfang des Jahrhunderts. Aus der traurigen Gegenwart hatte sie sich in die „Gefilde der Seligen", aus den Zufälligkeiten der „gemeinen Natur" in die erhabene Gesetzmäßigkeit der antiken Kunst gerettet. Wer von den Künstlern Landschaftsmaler werden wollte, zog nach Italien, wo die Natur jene ruhige Klarheit der Linien bot, die man brauchte, und wo der durch Dichtung, Geschichte und Kunst charakterisierte Geist der Antike so sichtbar sein Siegel auf die gesamte Erscheinungswelt gedrückt hatte. Nicolas Poussin war das Ideal dieser Landschafter, der große „Stilist", der die Natur mit den Augen eines Bildhauers sah und sie mit dem sicheren Gefühl eines begabten Architekten für gesetzmäßige Schönheit und edle Verhältnisse wiedergab. Wenn man Joseph Anton Koch, der in diesem Sinne in Rom malte, als Vater der neueren deutschen Landschaftsmalerei bezeichnet, so erweist man ihm eigentlich eine größere Ehre, als ihm zukommt; denn nicht die heroische Landschaft, die auf ihn zurückzuführen wäre, gibt den stärksten Ausdruck deutschen Wesens, sondern die intime Landschaft, deren Wiege in Niederdeutschland gestanden hat. Obgleich zwischen Koch und Böcklin eine gewisse Verwandtschaft zu bestehen scheint, kann man ihn doch nur bedingungsweise dessen Vorläufer nennen. Denn Böcklin ist nicht groß durch das, was ihn mit diesem Klassizisten verbindet, sondern durch die Eigenschaften, die ihn von jenem unterscheiden. Ins Innere der Natur ist Koch nie gedrungen. Sie bot ihm zwar die Mittel für seine Bilder, aber das eigentliche Wesen der Landschaft hat er nicht zu erfassen vermocht, und gerade hierin hat Böcklin so Unvergleichliches geleistet.

Eine deutsche Landschaftsmalerei gab es erst von dem Augenblicke an, als den Künstlern die Augen aufgingen für die Schönheiten der deutschen Heimat. Es ist wohl mehr als Zufall, daß dort ihre ersten Schöpfungen entstanden, wo ein Fürst trotz seiner Begeisterung für das klassische Altertum mit Stolz sich als „Teutscher" fühlte. Neben dem auf Kochs Bahnen wandelnden Klassizisten Karl Rottmann, der den Neigungen König Ludwigs I. von Bayern in den 28 italienischen Landschaften in den Arkaden des Münchner Hofgartens ein so viel bespötteltes Denkmal gesetzt, wirkte in



Abb. 3. Studie aus Ostende. (Bleistiftzeichnung.)

München seit 1829 der Maler Ernst Christian Morgenstern, der als der wirkliche Begründer der neueren deutschen Landschaftsmalerei anzusehen ist. Er kam aus Hamburg, wo um jene Zeit, im Gegensatz zum übrigen Deutschland, bei den Künstlern ein merkwürdig gesunder Wirklichkeitssinn vorhanden war. Obgleich er sich zunächst der klassischen Stimmung, die München in den ersten Regierungsjahren des jungen Königs beherrschte, nicht zu entziehen vermochte und unter dem Einflusse Rottmanns stilisierte Alpenlandschaften malte, schlug doch sehr bald die Vorliebe für eine ihm vertrautere Natur durch, und er begann in der Umgebung Münchens, an den Ufern der Isar, im Ammerthale, am Starnberger See und in den Steinbrüchen am Peissenberge, nach Motiven zu suchen, die Ähnlichkeit mit jenen hatten, die ihn an der Elbe oder auf seiner Reise in Norwegen angezogen. Während Rottmann und andere in München mit Andacht die stolzen Linien der italienischen Landschaft nachzogen und zur Belebung ihrer innerlich toten Scenerien die Geschichte, alle Naturgewalten und die gröbsten Beleuchtungseffekte in Betrieb setzten, malte Morgenstern unscheinbare Flachlandschaften, wo nichts geschah als die stillen Wunder, die das Licht mit Hilfe der Luft und der ewig veränderungslustigen Wolken vollbrachte. Einsame Heiden, bescheidene Dörfchen, die Mühle im Thal, Flüsse und Bäche, Mondschein, Sonnenglanz oder bedeckter Himmel sind die Requisiten seiner besten Bilder. — Der Übergang von der romantischen und stilisierten Landschaft zum Stimmungsbilde war vermittelt. Die Münchener Künstler, denen damals Poussin der größte Landschafter war, lernten erst durch Morgenstern die Vorzüge



Abb. 4. Bleistiftskizze aus Ostende.



Abb. 5. Quinto al Mare. Gemälde.

Ruisdaels, Everdingens und van Goyens schätzen und begreifen.

Die Anregungen, die Morgenstern den Kollegen in München mit seinen Bildern bot, die der jetzt lebenden Generation allerdings nicht viel mehr sagen können, wirkten in Eduard Schleich auf einen Künstler, dem die Fähigkeit gegeben war, sie in besonderer Weise zu entwickeln. Mit einem glücklichen, offenen Natursinn, mit einem für die feineren Reize der Wirklichkeit empfindlichen Auge begabt, suchte er den Ernst der Ruisdaelschen Naturauffassung mit der zauberischen malerischen Feinheit, dem poetischen Stimmungsausdruck van Goyens zu vereinigen. Auch ihm bot die Umgebung Münchens die schönsten Motive. Graue Herbsttage, bleiche Mondscheinnächte oder Regenwetter hat er gern gemalt. Auf Schleich, der in seinem gleichnamigen Sohne einen Nachfolger fand, der wie ein Doppelgänger wirkt, baute, ohne sein Schüler gewesen zu sein, Adolf Lier weiter. Als Neues brachte dieser die Lehren der Barbizonschule mit. Er war in Paris und Schüler Jules Duprés, eines der Hauptvertreter des paysage intime, gewesen und hob durch sein großes Können den Begriff der Heimatskunst so siegreich auf den Schild, daß dieser Künstler für die neuere Landschaftsmalerei eine der wichtigsten Persönkeiten geworden ist, deren Ruhm durch eine Reihe höchst talentvoller Schüler im schönsten Sinne befestigt erscheint. Zu Liers am meisten genannten Schülern gehören Baisch, Schönleber und Wenglein.

Nun wolle man aus dieser kurzen Übersicht nicht schließen, daß die Münchner Landschaftsschule nur aus den hier genannten Künstlern bestanden habe. Ernst Christian Morgenstern hat in seinem Sohn Ernst, in dem Dänen Wilhelm Xylander ebenfalls begabte Schüler gefunden. Neben Schleich steht der Tier- und Landschaftsmaler Friedrich Voltz und in den Lier-Kreis gehören noch Ludwig Dill und Karl Heffner, um nur einige bekanntere Namen zu nennen. Auch hat die Entwickelung der neuen künstlerischen Anschauung nicht den ruhigen Fortgang genommen, wie es wohl den Anschein erweckt. Die historisch-romantische Richtung in der deutschen Landschaftsmalerei hat noch unter den Augen von Morgenstern, Schleich und Lier eine Reihe der glänzendsten Triumphe

gefeiert, und die stille, bescheidene Heimatskunst ist mehr als einmal in Gefahr gewesen, von den feierlichen und vielsagenden Schöpfungen der landschafternden Romantiker erdrückt zu werden. Auch die Erweiterung des geographischen Horizonts, die sich durch erleichterte Reisemöglichkeiten ergab, hat stellenweise aufhaltend gewirkt; denn das Publikum fand es viel unterhaltender, von den Malern belehrt zu werden, wie Sonnenuntergänge am Nil mit Sphinxen und Pyramiden, Straßen in Hongkong, brasilianische Urwälder oder die heiligen Stätten in Palästina aussahen, als sich Landschaften zeigen zu lassen, die jeder genügend zu kennen glaubte. Die erstaunte Frage Courbets, des bekannten französischen Realisten, der 1869 die Münchner Kunstausstellung besuchte: „Sind denn diese Leute nirgends geboren?" kennzeichnet genügend die Situation, in der sich die an der Eroberung der heimatlichen Landschaft für die Kunst beteiligten Maler gegenüber den mit den Ergebnissen ihrer Weltreisen prunkenden Künstlern stellenweise befanden. Aber gesunde Empfindungen lassen sich auf die Dauer nicht unterdrücken. Von Frankreich kam diesen Malern, die sich für die unscheinbaren Reize der Gegend, in der sie lebten und arbeiteten, begeistert hatten, Hilfe. Die Erfolge, die die Rousseau, Corot, Jules Dupré, Daubigny und Troyon mit ihren Bildern aus dem Walde von Fontainebleau in Paris fanden, veranlaßten nicht nur neue deutsche Künstler, sich nach den landschaftlichen Schönheiten des Vaterlandes umzusehen, sie lenkten auch die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Maler, die bereits in diesem Sinne vorgegangen waren. Als dann später an diese Landschafter die Aufgabe herantrat, wichtige Probleme der Freilichtmalerei zu lösen, fiel ihnen auf der ganzen Linie der Sieg zu und ist ihnen bis heute treu geblieben, obgleich es gerade jetzt nicht an Versuchen fehlt, die romantische Landschaft wieder auf den Thron zu heben.

Es ist freilich noch nötig, festzustellen, worin der Vorzug der neueren Landschaftsmalerei gegenüber der, die vorher war, besteht. Der Unterschied liegt nicht nur darin, daß die deutschen Künstler bis in die Mitte des XIX. Jahrhunderts hinein lieber italienische als deutsche Landschaften, lieber effektvolle Alpenscenerien als einfache Weiden, lieber schöne Aussichten als stille Winkel malten, man wird ihn vielmehr in der



Abb. 6. Straßburg. Gemälde im Reichstagsgebäude.

Thatsache zu suchen haben, daß an Stelle des stofflichen Interesses das künstlerische getreten ist. Nicht was gemalt wird, sondern wie gemalt wird — darauf liegt jetzt der Nachdruck. Man will keine dürren Berichte mehr von der Malerei, wie es da und dort aussieht, will keine Openeffekte, keine Belehrung, sondern möchte wissen, wie der Künstler empfindet, möchte vor seinem Bilde mit ihm fühlen können. Vor allen Dingen aber möchte man ein Stück Natur von ihm, das man womöglich selbst kennt; nicht bloß die auf der Oberfläche liegenden massiven Wahrheiten, sondern dazu die feinen, verborgenen, die sich nur dem Auge des Künstlers enthüllen. Er soll die Dinge malen, die nur unbestimmt geahnt und empfunden werden. Das Materielle soll beseelt, die Sache durch die Kunst verklärt sein. Die Belebung des Stoffes, der Dinge, kann natürlich nicht von ihnen selbst ausgehen. Ein Baum, eine Kuh nur auf ihre Form hin betrachtet, bleiben immer Baum und Kuh; aber der Baum wirkt anders, wenn er im lichten Schein der Morgensonne, anstatt unter einem bedeckten Nachmittagshimmel steht, die schwarz-weiße Kuh, die an einem heißen Sommertage über einen grünen Abhang ins blaue Wasser steigt, scheint ein ganz anderes Tier, wenn man sie am Abend auf einem hohen Damm gegen einen blassen Himmel sieht. Das Medium, das diese Veränderungen hervorruft, ist das Licht. Ein anderes Medium, das die Dinge in ihrem Erscheinungswert verändert, ist die Luft. Die atmosphärischen Vorgänge beeinflussen das Aussehen einer Landschaft in hohem Maße. Kalte oder warme Luft, freier oder bedeckter Himmel, ruhiges Wetter oder Sturm, Trockenheit oder Regen lassen, je nachdem, ein Stück Erde schön oder unerfreulich wirken. Ein Auge, das nicht fähig ist, Nuancen zu unterscheiden, wird von den feineren Abstufungen des Lichtes, von den leisen Veränderungen der atmosphärischen Vorgänge nichts oder doch nur wenig wahrnehmen. Es bedarf scharfer Gegensätze, um einem solchen Auge bestimmte Eindrücke zu übermitteln. Blitzblauer Himmel, rotglühende Sonnenuntergänge, Sturm, Gewitter wurden daher früher mit Vorliebe gemalt und im Bilde bewundert. Jetzt sucht man so drastische Naturereignisse für die Darstellung zu vermeiden und dafür zartere, delikatere, unaufdringliche Stimmungen zu geben, die das Besondere einer Landschaft heben, ohne es zu verändern. Der Duft der ersten Frühlingstage, die feuchtdunstige Luft des Herbstes, kühles Abenddunkel, der traumleise Atem der Mondnacht, die Stunde vor oder nach dem Regen werden jetzt gern gemalt. So unscheinbar ist keine Landschaft mehr, daß die Kunst des Malers sie nicht schön erscheinen lassen könnte.



Abb. 7. Voglilasco. Getönte Bleistiftstudie.



Abb. 8. Castello di Paraggi.

Die Notwendigkeit, die allerzartesten Nuancen des Lichtes, die leisesten Äußerungen des atmosphärischen Lebens wiederzugeben, konnte nicht ohne Wirkung auf die Malerei an sich bleiben. Sah man anfangs den holländischen Landschaftern des XVII. Jahrhunderts vielleicht nur erst ihre Motive ab, so lernte man schließlich von ihnen auch das Malen. Von der Bedeutung Ruisdaels und Everdingens für die ersten Heimatskünstler war schon die Rede. Nach den beiden Haarlemer Meistern kam der delikatere van Goyen an die Reihe, und später folgten Hobbema und van de Velde. Ein weiterer Fortschritt war die durch die Fontainebleauer angeregte Überwindung des Galerietons. Man sah nicht nur Töne, sondern allmählich auch Lokalfarben. Manet und die Impressionisten endlich schufen eine neue Tradition, deren Festlegung der deutschen Landschaftsmalerei neue und bedeutende Aufgaben stellte und ihre besten Kräfte in Bewegung setzte. Eine dabei zu Tage getretene übertriebene Vorliebe für reine Lichtprobleme wurde Anfang der neunziger Jahre durch den Einfluß der Schule der Boys of Glasgow, wieder auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt. Der harmonische Gobelinton, der die Bilder der schottischen Landschafter auszeichnete, brachte den Künstlern wieder die Bedeutung der Farbe an sich zum Bewußtsein, was in einer gewissen Richtung zur Verfeinerung der Kunst im letzten Jahrzehnt entschieden beigetragen hat.

In der zu Anfang dieser Betrachtungen aufgeführten Regententafel der Münchner Landschaftsmalerei steht der Name Gustav Schönleber. Obgleich man gewohnt ist, Schönleber als eine Erscheinung für sich zu betrachten, wird man ihm doch erst ganz gerecht, wenn man ihn in die Reihe jener Meister einstellt, die ihn auf seinen Weg geführt hat.

Der Lebensgang Schönlebers, den ich unter Benutzung schriftlicher Mitteilungen

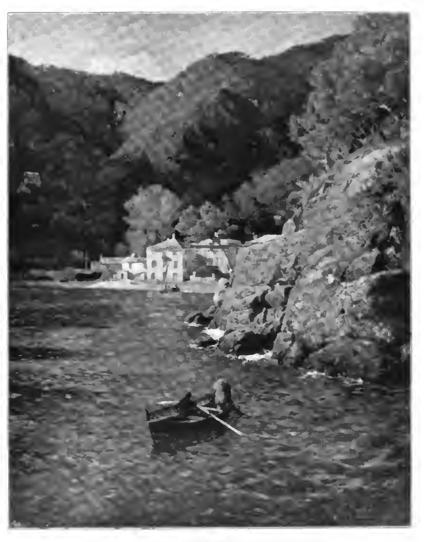
des Künstlers schildern kann, ist vielleicht freier von romantischen Zügen, als der manches anderen, aber er ist der schönste Kommentar für Art und Wesen des mit Recht bewunderten und verehrten Meisters.

Gustav Schönleber ist der Sohn eines kinderreichen Tuchfabrikanten. In Bietigheim in Württemberg, wo er am 3. Dezember 1851 geboren wurde, stand die Fabrik des Vaters an der Enzbrücke. Die Erinnerungen des Künstlers haften gern an diesem kleinen, kaum 4000 Einwohner zählenden an sich betrübliche Mangel war insofern ein Vorteil, als dem Künstler das die Natur in einer Fläche Sehen und das perspektivisch richtige Sehen, das manche andere Maler erst mühsam erlernen müssen, keine Schwierigkeiten bereiteten. Den Schuljahren in Bietigheim folgten zwei Jahre Gymnasium in Stuttgart. Im Herbst 1866 steckte der Vater den Jungen, der zu Hause eine große Vorliebe für das „Basteln“ bewiesen hatte, in eine Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen zu Hammingen in die Lehre. Zwei



Abb. 9. Brandung bei Nervi.

Städtchen, an dem elterlichen Hause und besonders an der Enz, wo im Sommer geschwommen, gefischt und gekrebst wurde, die aber gelegentlich auch aus ihren Ufern stieg und bei Hochwasser Haus und Straße überschwemmte. Zuweilen war sie freilich auch so niedrig, daß die Flöße stecken blieben. In der Lateinschule, die mit der Volksschule im alten Häuserwinkel lag und ein einziges Fenster hatte, das über die Stadtmauer sah, war Schönleber schon immer derjenige, der „zeichnete und malte“, obgleich er nur auf einem Auge sah. Dieser Jahre lang stand er dort am Schraubstock, an der Drehbank oder in der Schmiede. Gezeichnet und gemalt wurde aber dennoch, sogar mit Einwilligung des Prinzipals, der aus dem Talent des Jungen noch Vorteil zog. Er ließ ihn nämlich Dreschmaschinen und dergleichen im Betrieb mit den sie bedienenden Leuten zeichnen und machte damit, wenn er Bestellungen sammeln ging, bei den Bauern, die auf diese Weise Vorstellungen von der Brauchbarkeit solcher Einrichtungen erhielten, den größten Eindruck. Während dieser Zeit mußte Schönleber sein



Borgo di Paraggi. Nach dem Gemälde von Gustav Schönleber.

blindes Auge herausnehmen lassen, da es krank wurde und das andere sehende in Mitleidenschaft zu ziehen drohte. Die Lehrjahre in der Fabrik wurden 1868 abgelöst durch den Besuch der Oberrealschule in Ludwigsburg, dann in Eßlingen, wohin die Eltern Schönlebers nach Verkauf der Tuchfabrik in Bietigheim übergesiedelt waren. Bevor der nun Achtzehnjährige im Jahre 1869 das Polytechnikum in Stuttgart bezog, durfte er seine erste Studienreise mit dem Skizzenbuch machen, denn der Vater hatte große Freude an des Jungen künstlerischen Neigungen, ging auch gern mit, wenn es galt, die Schönheiten einer Landschaft zu genießen. Schönleber dachte damals nicht daran, Maler zu werden; das praktische Fach zog ihn lebhaft an, und über Spinnmaschinen ging ihm in jener Zeit nichts. Da kam 1870 der Krieg und mit ihm für den jungen Maschinenbauer sehr reichliche Ferien. In Eßlingen, der alten Reichsstadt, im Hause der Eltern erwachte die alte Liebe zur künstlerischen Bethätigung mit erneuter Heftigkeit. Das Zeichenbuch wurde nicht aus der Hand gelassen,



Abb. 10. Ebbe in Isle Fracombe.



Abb. 11. Sturm.



Abb. 12. Lerici.

daß er noch auf keiner Akademie verdorben worden war, verschafften ihm Aufnahme. Von den künstlerischen Fragen, die in Liers Atelier diskutiert wurden, verstand Schönleber anfangs nicht eben viel. Die Bilder der Franzosen, besonders die Courbets, die 1869 im Münchner Glaspalast zu sehen gewesen waren, hatten das äußerste Interesse der jungen Leute erregt. Einigen hatte es die „dicke Farbe“ des großen französischen Realisten angethan, andere verteidigten die unauffällige Art Schleichs; Lier selbst empfahl Dupré als Vorbild, und mit Ausnahme von Wenglein waren alle gegen die historische Landschaft. Aus diesem Streit der Meinungen flüchtete sich Schönleber in die Pinakothek, wo ihn die holländischen Landschafter mächtig anzogen. Er kopierte einen Wouvermann

Mauern, Gräben, Häuser boten immer wieder neue Reize, und schließlich kam es zu einer Art Leidenschaft. Schönlebers eigner dringender Wunsch, die gute Meinung der Lehrer am Polytechnikum und hauptsächlich der Rat des Onkels, des Stuttgarter Professors G. Conz, den talentvollen Jungen zu Lier nach München zu schicken, überwanden den schwachen Widerstand des Vaters, und so wurde aus dem Studenten ein Maler.

In der Lierschule, in der damals Baisch, Wenglein, Tiefenhausen, Poschinger, Malchus, Kubinsky arbeiteten, war eigentlich kein Platz für den jungen Schwaben, aber Schönlebers Skizzenbücher und der Umstand,

und versuchte sonst, sich an den Studien seines Lehrers Lier zu bilden. Vor einer von diesen, die einfach und natürlich bescheiden ein Motiv aus Dachau wiedergab, glaubt er zum erstenmal gefühlt zu haben, was Kunst sei. Bald fing Schönleber an, auf eigne Faust zu malen. Obgleich nicht viel Selbständiges in diesen Sachen war, fanden sie doch Anerkennung und sogar Käufer. Im Juli 1871 zog der junge Künstler mit seinem Onkel Conz durch Tirol nach Venedig und zeichnete und malte dort drauf los. Einiges geriet ihm, und er stand bald bei Kunstvereinen und Kunsthändlern in Gunst, so daß er für seine Jugend wahrhaft glänzende



Abb. 13. Besigheim.

finanzielle Resultate aufweisen konnte. Das beste aus jener Zeit dürfte ein Bild mit Fischerbooten sein, das jetzt in der Hamburger Kunsthalle hängt. Im nächsten Jahre ging Schönleber wieder nach Italien, dieses Mal nach Genua, wo ein Onkel von ihm (Ad. Gruber) lebte. Er lernte die Riviera kennen. Wieder gefielen seine Bilder von dort, eins — eine schwarze dunkle Gasse darstellend — erhielt 1873 in Wien sogar die Medaille. Schönleber selbst war die italienische Natur mit ihrem blauen Himmel und scharfem Licht nicht besonders sympathisch. Er wartete, um zu malen, gern schlechtes Wetter ab. Man riet ihm, nach Holland zu gehen. Im Mai 1873 zog er den Rhein hinunter dorthin. In Dortrecht, Rotterdam und Scheveningen wurde längerer Aufenthalt gemacht, gezeichnet und gemalt. Der Künstler hat das Gefühl, daß er auch in jener Zeit nur teilweise selbständig gewesen, weil die alte Kunst damals zu stark auf ihn gewirkt habe. Die Betrachtung der Natur war wenigstens nicht vorurteilsfrei. Ein Bild des Delftschen van der Meer im Haag „Ansicht von Delft“ hatte ihn besonders gefesselt, und auch einige Studien von Mesdag machten ihm großen Eindruck. In dieser Zeit beginnt die illustrative Thätigkeit des Künstlers. Er fand in Engelhorns „Italien“ und Kröners „Nord- und Ostsee“ ein reiches Feld dafür. An den Besuch der Wiener Ausstellung schloß sich im Hochsommer eine Studienreise nach Oberbayern in Gesellschaft einiger Kollegen, die für Schönleber indessen ergebnislos blieb, weil er mit dem vielen Grün nicht zurechtkam, das dort zu malen war. In diesem Jahre verließ der Künstler das Atelier Liers.

Die folgende Zeit fand ihn bald an den deutschen Küsten zwischen Emden und Memel, bald in Venedig und Chioggia, wo Dill und Bauernfeind seine Genossen waren. 1878 sah er die Pariser Weltausstellung, besuchte er Dieppe und die englische Küste. In London fesselten ihn die Bilder von Constable und Turner. 1879 war er wieder in Holland, besonders in Nymwegen und Rotterdam. Es entstand dort ein Bild — ein Dampfer im Innern der Stadt liegend —, das die Königin von Württemberg 1881 erwarb.

Einen Wendepunkt im Leben und in



Abb. 14. Castell bei Amalfi.



Abb. 15. Im Ried.

der Kunst Schönlebers bedeutet seine Berufung an die Karlsruher Kunstschule, die 1880 erfolgte. Er sollte als Professor an der Landschaftsklasse Gude ersetzen. Auf seine Initiative ist es wohl zurückzuführen, daß auch der Tiermaler Baisch, sein bester Freund und seit 1875 auch Schwager, als Lehrer nach Karlsruhe gezogen wurde. Das vereinte Arbeiten mit diesem hochbegabten Künstler, das durch dessen Tod 1894 leider ein Ende fand, hat Schönleber als ein großes Glück empfunden. Die Lehrthätigkeit beider ist ungewöhnlich fruchtbar gewesen. Teils hatte ihr eignes, immer mehr wachsendes künstlerisches Ansehen die Schüler angezogen, teils trugen die vorzüglichen Einrichtungen, die sie in ihren Klassen getroffen, zu dem starken Besuch derselben bei. Baisch hatte in der seinen einen richtigen Tierstall eingerichtet, und während die übrigen Ateliers ziemlich dunkel waren, gab Schönleber dem seinen ein großes Oberlicht und Seitenbeleuchtung. Auch ließ er ruhig den Sonnenschein hinein, und wenn auch keine Landschaften dort gemalt werden konnten, so ließen sich doch Stillleben landschaftlicher Natur stellen. Die Schüler schleppten Fischzeug vom Rhein herbei,

Schilf, Stroh, Kraut und Rüben, ganze Wagen und Boote. Alles spiegelte sich in dem großen Wasserbecken, über das man verfügte. Es gab in der That dort etwas zu lernen. Zu den ersten Schülern Schönlebers gehörten Kallmorgen, Kampmann, Ravenstein, Roman, Petzet. Dann kamen Rabending, Voller und Kehrmann. Auch der Wiener Maler Darnaut hat einen Winter lang von den Vorteilen der Schönleberklasse profitiert. Weitere Schüler sind Hans von Volkmann, A. Zoff, Biese, Wie-

leidend" macht. Anfangs glaubte er in Karlsruhe nicht bleiben zu können; ihm fehlten die Münchner Freunde. Als dann aber Baisch herüberzog, der Großherzog dem Künstler deutliche Beweise seiner Huld und Gunst gab und gewisse Schüler sich freundschaftlich dem verehrten Lehrer anschlossen, wurde es besser. Dann kam 1882 die Heirat mit seiner geliebten Luise, mit der er sich ein Jahr früher in Eßlingen verlobt hatte. Dieser Ehe sind eine Tochter und zwei Söhne entsprossen. Um einer drohenden Berufung

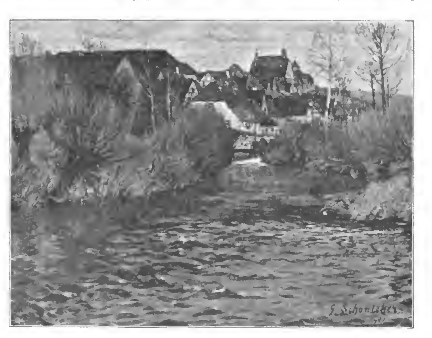


Abb. 16. Stadtmühle.

land, Böhme, Hoch und Hellwaag. Eine Zeit lang hat auch der Worpsweder Carl Vinnen mitgethan. Schönleber zählte einmal (1890) in der Münchner Glaspalastausstellung zweiundvierzig von ihm beratene, teilweise sogar korrigierte Bilder. Später übernahm Kallmorgen die Schönleberklasse, dann Carlos Grethe. Jetzt ist sie in ihrer damaligen Gestalt eingegangen. Schönleber fungiert gegenwärtig als Direktor der Kunstschule, ein Amt, das ihn durch Beeinträchtigung seiner künstlerischen Thätigkeit „schwer

nach München vorzubeugen, förderte der Großherzog durch Erleichterungen bei Erwerbung eines Bauplatzes den Bau eines eignen Hauses für Schönleber. Es wuchs nach den eignen Plänen des Künstlers 1888 bis 1889 aus der Erde und ist seit dieser Zeit einer der gesellschaftlichen, geistigen und künstlerischen Mittelpunkte von Karlsruhe, wo Harmonie in allem herrscht. Nicht wenig zu dem Erfolge seiner Schule hat Schönlebers Verhältnis zu seinen Schülern beigetragen. Er war ihnen mehr

Genosse und Kamerad als Lehrer, und die meisten haben ihm Ehre gemacht.

Das Jahr 1880 fand Schönleber wieder in Holland und Belgien; das Bild in der Dresdener Galerie entstand dort. Im folgenden Jahr begleitete ihn schon sein Schüler Kallmorgen nach Amsterdam, und wieder ein Jahr später nahm er sein junges Weib nach Holland mit, wo er in Delft, Overschie und Dortrecht fleißig malte. Seine Bilder gewannen damals gegen die früheren an Wahrheit. Luft- und Lichtphänomene wurden sorgsamer studiert und der Zeichnung die größte Aufmerksamkeit zugewendet. Die gemachten Erfahrungen wurden gleich bei den nun folgenden Studien in der schwäbischen Heimat verwertet. Eine 1884 unternommene Reise nach Rom frischte auch Eindrücke von der Riviera wieder auf. Zunächst galt es aber, einen Auftrag für den alten Fürsten von Fürstenberg auszuführen: Eine Aussicht über das Land bei Heiligenberg. Das Schloß mit meilenweiten Wäldern und Feldern, mit dem Bodensee und den Alpen dahinter. Eine ungeheure Arbeit, bei der Schönleber wochenlang durch das Perspektiv zeichnen mußte. In demselben Jahre entstand noch der „Abend in Dortrecht“ in der Stuttgarter



Abb. 17. Regenwetter. Ölbild.



Abb. 18. Skizze von Eßlingen.

Galerie, den in einer zweiten Ausgabe noch Frau Hugo Trains in Köln besitzt. Im März 1886 ging der Künstler mit seiner Familie und einigen Schülern nach Nervi. Die Frucht dreimonatlicher Arbeiten und Studien war das 1888 vollendete Bild „Quinto al Mare“ (Abb. 5), wohl das bedeutendste aller von Schönleber gemalten Rivierabilder, ebenso ausgezeichnet durch Wucht und Größe der Auffassung, wie durch seine Naturbeobachtung. Die Jahre 1888 und 1889 wurden hauptsächlich beim Hausbau in Karlsruhe und in der Umgegend verbracht. Die Riviera mit etwas mehr atmosphärischer Stimmung glaubte der Künstler an der englischen Küste wieder zu finden. So ging die Studienreise 1890 nach Islefracombe, Clovelly und der Insel Wight; aber die atmosphärischen Mächte thaten zuviel des Guten: Es regnete fast ununterbrochen; aber doch entstand ein größeres Bild „Der Hafendamm von Clovelly bei Hochflut“. Ein „Morgen in den Lagunen“ (im Museum in Breslau) war die Frucht einer im nächsten Jahre über Tirol nach Venedig unternommenen Reise. Besonders ergebnisreich aber in künstlerischer Beziehung war ein Winteraufenthalt 1892/93 in Castello di Paraggi am Montefino (Abb. 8). Die einsam an der Küste gelegene, einem Engländer Mr. Brown gehörige, wohnlich eingerichtete alte „Fortezza“, mit dem schwarzblauen Meer zu ihren Füßen besaß allen Zauber schwerer Böcklinscher Schönheit. Der Künstler, unterstützt von einem ungewöhnlich milden Winter und dem Lotsendampfer des Fürsten Wied, der ihn zu sonst unzugänglichen Felsen führte, hielt eine reiche Ernte. Die herrlichen Brandungen, wunderbare Dämmerungen und malerisch gelegene Orte — San Fruttuoso, Punta Chiappa, Sestri, Villa Pagana bei Santa Margherita, Rapallo — gaben unendlichen Stoff zu Bildern, die überall mit Begeisterung begrüßt wurden und fast sämtlich in Privatbesitz nach Basel und Frankfurt a. M. übergegangen sind. Die besten Stücke allerdings, „Punta da Madonetta“ und „Herbststürme bei Rapallo“ sind in die Münchener Pinakothek und in die Berliner Nationalgalerie gelangt. Ähnliche Motive und Tage fand Schönleber 1898 in Leriei, Fiascherino und Tellaro am Golf von Spezia.

Mit 1895 beginnt dann wieder ein entschlossenes Schaffen in der Heimat, zuerst in Cuxhaven, dann in Straßburg, wo die Studien zu dem Bilde im Festsaal des Reichstagsgebäudes (Abb. 6) unter den erschwerendsten Umständen gemacht wurden. Ein besonders ergiebiges Feld für sein Schaffen fand Schönleber in Besigheim (Abb. 13), einem alten Nest, das sich zwischen Enz und Neckar sehr reizvoll aufbaut und besonders schön ist im Vorfrühling und Spätherbst, wenn dunkle Wolken darüber hinziehen, oder das Hochwasser bis zu den Mauern aufsteigt. Schon 1883 war dort eine Studie entstanden, die die Nationalgalerie besitzt. Das ist, obwohl der Künstler seitdem wieder in Süditalien — das Bild „Castell bei Amalfi“ (Abb. 14) stammt von dieser Reise — und in Holland war, zunächst die letzte Phase seiner überaus fruchtbaren Thätigkeit, und wohl auch diejenige, der man zwar nicht die auffallendsten, unzweifelhaft aber die feinsten Blüten seiner vielseitigen Kunst verdankt. —

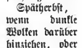


Abb. 10. Sägemühle bei Delft.

Ein gesegnetes, ruhiges, arbeitsvolles Leben, dessen sicheres und stetes Wirken sich auch im Wesen der Schönleberschen Kunst ausspricht.

Denn darüber muß man sich, um die





Coxyde. Nach dem Aquarell von Gustav Schönleber.

richtige Stellung zu dem Künstler zu erlangen, klar werden: Schönleber ist kein Stürmer und Dränger, kein Bahnbrecher in dem Sinne, daß er etwas unvermittelt Neues gebracht hätte; aber er gehört zu den nicht hoch genug zu schätzenden Künstlern, die das Neue mit dem Alten in Verbindung zu bringen wissen und so kulturerhaltend wirken. Daher steht er sowohl in einem schönen Verhältnis zu der klassischen Kunst der alten Holländer, als auch zu den ganz modernen Schotten. Wie er sich vor dreißig Jahren die Delikatesse jener erobert hat, so hat er zwanzig Jahre später nicht gezögert, sich den bezaubernden Farbenreiz dieser zu gewinnen. Auch Böcklin war nicht umsonst seine Schwärmerei; denn in Schönlebers Rivierabildern steckt, ins Wahrscheinlichere übersetzt, etwas von der göttlichen men. Aber gerade weil Schönleber sich gegen Anregungen, die mit der Zeit kamen, niemals verschloß, hat er zu allen Zeiten in seinen Leistungen eine gewisse künstlerische Höhe vorgestellt. Eine große künstlerische Intelligenz, ein feiner Takt und vorsichtiges Bedenken und Erwägen haben ihn vor jedem falschen Schritt, vor jedem Zuviel bewahrt und einen Weg finden lassen, auf dem sich mit der Liebe zur alten Kunst ebenso gut gehen läßt wie mit der Begeisterung für die frischere Art von heut. Schönlebers Bilder sind schon darum bedeutende Kunstwerke, weil sie eine ungewöhnlich vollkommene Vereinigung von Zeichnung und Malerei repräsentieren und dazu eine stattliche Summe gesehener und empfundener Natur enthalten. Einen besonders geschärften Blick besitzt der Künstler



Abb. 20. Furnes. Bleistiftstudie.

Natur und Erhabenheit, die man in den Schöpfungen jenes Gewaltigen bewundern muß. Aber selbst bei voller Erkenntnis dieser Thatsachen wird man den Künstler nicht als Eklektiker bezeichnen dürfen; denn man kann nie in Versuchung geraten, eins seiner Bilder mit dem Werke eines alten Holländers, eines Schotten oder eines Böcklin zu verwechseln. Schönleber hat die Natur niemals mit den Augen eines anderen angesehen, sondern eigentlich nur, wenn es ihm angebracht schien, mit dem malerischen Ausdruck gewechselt. Es ist ihm, als er die breitere, farbigere Art der Schotten sich aneignete, nicht eingefallen, die Form in deren Art in den Hintergrund treten zu lassen, und er hat sich wohl gehütet, die kompositionellen Eigentümlichkeiten Böcklins und seine Naivetäten zu überneh- für seine, intime, malerische Schönheiten; daher gibt es kaum einen zweiten deutschen Meister, der, wie er, den eigenartigen Zauber, der um kleine Dörfer und Städtchen seine Kreise zieht, wiederzugeben weiß. Seine Bilder vom Neckar und von der Enz haben nicht nur Stimmung — sie übermitteln in ganz eigner Weise das abgeschlossene, charakteristische Wesen der schwäbischen Kleinstadt. Bis in das letzte hinein ist in diesen Bildern alles gefühlt. Mögen auch die an der Riviera entstandenen Schöpfungen äußerlich imposanter und bedeutender wirken — den eigentlichen Schönleber lernt man erst in Bildern wie „Stadtmühle“ (Abb. 16), „Besigheim“ (Abb. 13), „Regenwetter“ (Abb. 17), „Eßlingen“, Studie (Abb. 18), oder in jenen kennen, die eine verwandte Natur spiegeln, wie „Sägemühle bei Delft“ (Abb.

19), „Furnes“ (Abb. 20), oder „Coseyde“ (siehe Einschaltbild zwischen Seite 248 und 249). Gewiß sind auch die Rivierabilder, für sich betrachtet, ganz hochstehende Leistungen, aber ihr Wert beruht mehr in der Art, wie dem Beschauer die fremde Natur malerisch übermittelt wird, als darin, wie der Künstler sie selbst empfunden hat. Die kleine enge deutsche Welt liebt er, die andere bewundert er nur. Man denke sich die italienischen Bilder ohne das Wasser, in dessen Wiedergabe Schönleber ein Meister ist; sie würden zuweilen sehr wenig sagen. Freilich muß anerkannt werden, daß es trotzdem wenige Schöpfungen gibt, vielleicht sogar nur die Böcklins, die dem Beschauer gewisse Eigenarten der italienischen Natur näher brächten, als die Schönlebers, aber sie sind nicht ohne Erfolg nachgeahmt worden, während der Künstler in jenen innigen deutschen Landschaften ganz unerreicht dasteht.

Der hervorragendste Charakterzug der Schönleberschen Kunst ist Intimität. Sie ist mehr auf das Kleine, Feine, als auf das Große, Kräftige gerichtet, ist mehr liebenswürdig als temperamentvoll, weniger überwältigend als anziehend. Sie ist die Kunst eines ehrlichen, festen, treuen Menschen, der sich mit eisernem Fleiß, voller Hingabe und seltener Energie seine Stellung errungen hat und sie mit eben diesen Mitteln behauptet, der sich aber auch jede Leidenschaft fernhält, um keine Unvorsichtigkeit zu begehen. Charakterentwickelungen haben zuweilen äußere Gründe. Wohl möglich, daß der Besitz von nur einem Auge, auf dem er dazu hochgradig kurzsichtig ist, das vorsichtige Schritt für Schritt Gehen in der Kunst bei Schönleber gefördert und zur Gewohnheit gemacht hat. Wie groß aber muß die angeborene künstlerische Begabung sein, die sich unter so erschwerenden Umständen zu dieser Höhe entwickeln konnte!

Es gilt noch, den farbigen Eindruck Schönleberscher Bilder zu schildern. Das Titelbild dieses Heftes und die Wiedergabe des Aquarells „Coseyde“ geben sehr zutreffende Begriffe davon. Der Künstler liebt am meisten die Farben Grau, Gelb, Rot in ihren verschiedenen Abstufungen. Ein grauer Himmel, ein gelbgraues Wasser, ein Rot oder Braun in der Vegetation oder in Dächern und Häusern — aus diesen einfachen Bestandteilen macht er seine schönsten Bilder. Ein goldener Gesamtton hält alle Farben harmonisch zusammen. Mit unübertrefflicher Feinheit stellt er das Spiel des Lichtes auf der Wasserfläche dar, mag diese glatt wie ein Spiegel, leicht bewegt oder vom Atem des Sturmwindes zerrissen sein, mag sich das Wasser krystallklar oder schmutzigtrübe, blau, grau, grün oder gelb zeigen. Gerade in der Darstellung des Wassers offenbart er seine große malerische Kunst. Wie er da warme und kalte Töne in ungleicher Nuancierung gegeneinander setzt, ihren Wert so je nach Bedarf hebend oder herabsetzend, hat keiner vor ihm mit solcher erstaunlichen Wirkungssicherheit gemacht. In solchen technischen Feinheiten ist Schönleber sehr groß und wird darin noch lange nicht nach Verdienst gewürdigt. Die absolute Vollkommenheit, mit der er Kunst treibt, die ihn aber nie zu einem Virtuosen werden ließ, gibt seinen Bildern nach allen Richtungen hin eine höchst wohlthätige Wirkung. Sein übersichtlich geordnetes künstlerisches Vermögen gewährte ihm die Möglichkeit, anderen davon mitzuteilen, ohne in Verlegenheit zu geraten, und so wurde er das Haupt einer deutschen Landschafterschule, deren Erfolge und Bedeutung fast größer sind, als die jener, aus der er selbst hervorging. Der Name Schönleber wird einst über eins der wichtigsten Kapitel der deutschen Kunstgeschichte zu setzen sein.

In der Fremde.

Ach, schließt das Fenster! Denn die Nacht ist lau.
Voll wird der Mond und alles hell und lustig,
Und in den Gärten blüht es süß und blau,
Und wenn ein Wind weht, ist er schwül und duftig.

Ich denk' dann stets: er ward's im Heimatland,
Weit er durch eines Mädchens Haar gezogen,
In dessen Blond ein blaues Veilchen stand,
Als meine Lippen sich darüber bogen . . .

Und weh wird mir . . . Ein einz'ger Tag zerstörte
Ein Glück für ewig, das unsterblich schien,
Wo doch das kleinste Veilchen wiederkehrte
Und selbst die Fremde voll von ihrem Blühn . . .

G. Busse-Palma.



Die vier Glocken des Herrn von Perna.

Roman von

A. von Klinckowstroem.

Motto: „Es gibt freie freche Geister, die es verbergen und verleugnen möchten, daß sie zerbrochene, stolze, unheilbare Herzen sind.“ Friedrich Nietzsche.

1. Kapitel.

Der Kleine sang noch immer stumpfsinnig vor sich hin:

„Den König Wiswamitra,
Den treibt's ohne Rast und Ruh.
Er will durch Kampf und Büßung
Erwerben Wasischtas Kuh.“*)

Ein blödes Lächeln umspielte seine gekniffenen Lippen, und die hellen Augen bohrten sich starr in einen Punkt der gegenüberliegenden Wand.

Halblaut plaudernd, die Ellenbogen bequem auf den Tisch gestützt, saßen die anderen um ihn her; der lange van der Schelde, welcher so verrückt mystische Dinge malt, und so unendlich gutmütig hausbacken aussieht; der blonde Fried Hallinger, und Rainer, — ihr kennt doch Rainer, den freisinnigen Dichter mit dem liebenswürdigen Kindergesicht?

Das waren nun alles hochbegabte Männer, vor denen Kritik und Publikum, bildlich gesprochen, auf den Knieen rutschte, bald den einen, bald den andern in den Himmel erhebend; aber in diesem Augenblick schienen ihre gesamten geistigen Fähigkeiten etwas von Bier und Cigarettendampf benebelt, und es hätte schon ein gut Teil götzendienerischer Phantasie bedurft, um hinter den harmlos knabenhaften Albernheiten, welche hier zu Tage gefördert und belacht wurden, den göttlichen Funken des Genies zu wittern, das die drei, wenn anders man der Kritik Glauben schenken durfte, in Erbpacht haben sollten.

„Der König Wiswamitra —“

„Hör jetzt auf mit dem verdammten Lied!“ schrie Fried Hallinger, dessen niemals lange Geduld zu Ende ging, und packte über den Tisch hinüber den Kleinen in den schwarzen Haarschopf, der ihm ganz sonderbar spitz in die Stirn hinein gewachsen war. „Was fällt dir denn ein, Perna? Seit einer halben Stunde hört man von dir nichts mehr als die dumme Geschichte von der Kuh.“

Egbert von Perna erwachte aus dem Zustand halber Trunkenheit und traumhafter Apathie, und vollendete gelassen:

„Oh König Wiswamitra
Oh welch ein Ochs bist du,
Daß du so viel kämpfest und büßest,
Und alles für eine Kuh.“

„Ich danke dir, Fried, daß du mir geholfen hast. Diese ganze halbe Stunde suchte ich nach dem Schluß und fand ihn erst in dem Moment, in dem du mich aufwecktest. — Stasi! Noch a Bier!“

„Unsinn! Jetzt wird heimgegangen! Ein Uhr vorüber! Ich dächte wir könnten unsere überaus interessanten Gespräche nun abbrechen. — Stasi! Zahlen!“

„Und ich sage, daß ich noch eine Halbe trinke!“ beharrte Perna eigensinnig und erhob sich, um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, beide Hände auf den Tisch stemmend. „Wer will mir das verbieten? He?“

Nun er aufrecht stand, sah man erst, wie klein und verkümmert seine Gestalt war.

Er war jetzt vollständig wach. Über der scharf vorspringenden Hakennase blitzten die intelligenten Augen in herausforderndem Spott. „Wer will mich hindern, wenn ich noch hier bleiben mag?“ schrie er noch einmal und sank wieder auf die rotgepolsterte Bank zurück. „Ihr etwa, ihr Jammerlappen? Ja, ihr müßt wohl in eure weichen warmen Bettchen. Der Schlaf vor Mitternacht soll ja jung und schön erhalten. Die

*) H. Heine.

Mitternacht ist nun doch schon einmal vorüber! Vielleicht bin ich nur so häßlich, weil ich diese erste Schönheitsregel, die man jungen Damen mit auf den Lebensweg gibt, noch nie befolgt habe. Oder meint ihr, daß ich das Versäumte noch nachholen und mich damit allmählich zum Adonis umwandeln könnte?"

Er lachte hell auf und rieb sich die Hände, diese wundervollen geistreichen, nervösen Hände, welche ihm Mutter Natur, wohl in einer letzten mitleidigen Regung, schlank und feingliedrig als einzigen Ersatz für alles, was sie ihm sonst unbarmherzig versagte, mitgegeben hatte. Doch nein! Nicht nur die schönen Hände, auch einen unendlichen Wohllaut der Stimme hatte sie ihm verliehen. Weich und biegsam, in jugendlich heller Klangfärbung schmeichelte sie sich dem Ohr ein und verhalf ihm oft zu Erfolgen, für die feine rednerischen Fähigkeiten nicht ausgereicht hätten.

„Na, dann laßt uns noch bleiben!" brummte van der Schelde, der dem Kleinen nie etwas abschlagen konnte, im tiefsten Baß. „Beim Bier bleibt man auch jung."

„Hört die abgrundtiefe Weisheit des Meisters der modernen, leider noch immer nicht verstandenen Mystik!" spottete jener, der es sich nicht versagen konnte, den langen wortkargen Freund, der einem gutmütigen Kneipphilister ähnlicher sah als einem bedeutenden Künstler, bei jeder Gelegenheit aufzuziehen.

„Aber ich leiste euch nur noch höchstens eine Viertelstunde Gesellschaft," erklärte Hallinger. „Morgen früh brauche ich Stimmung und Frische zur Arbeit; und wenn mir der Kopf wüst ist von Bier und Tabak und Lärm —"

„Bist du so müd? Ich will dich leise leiten
Aus diesem Lärm, der längst auch mich verdroß,"

improvisierte Rainer lächelnd.

„Prosit Dichterfürst! Herrgott Kinder, ihr erdrückt mich mit eurem Können! Seid doch nicht so aufdringlich mit allen euren Leistungen mir armen Kerl gegenüber, der nichts kann und nichts ist! Vorhin, bei Beginn der Sitzung, habt ihr schon so entsetzlich fachgesimpelt, daß ich mir aus lauter Verzweiflung einen Rausch antrinken mußte; und wie ich mich da ein bißchen mit Heines Federn schmückte, weil ich doch keine eigenen besitze, war es Fried auch nicht recht."

Hallinger saß sehr ungeduldig da und fuhr sich mit der Hand wiederholt durch das kurze blonde Haar, das über der Stirn wie eine weiche Bürste aufrecht stand. Er war dem Kleinen, der obendrein als sein Gast die Atelierwohnung mit ihm teilte, sehr zugethan, mochte nun aber nicht mehr hier sein, und war gewohnt, bei den Freunden im allgemeinen die ausschlaggebende Stimme zu haben. Seine schmalen blauen Augen, die vorhin, ehe er den Gedanken zum Aufbruch gefaßt, unter dichten dunkeln Wimpern hervor träumerisch die Tabakswolken verfolgten, welche in bläulichen Schwaden den weiten Raum des Café Luitpold durchwogten, blickten jetzt kalt und bestimmt auf den Gegenstand seiner Mißbilligung, der sich indes nicht im mindesten davon anfechten ließ, sondern mit herausfordernder Ruhe bemerkte: „Geh doch heim! Du verdirbst uns nur die Laune mit diesem Gesicht."

„Du weißt, daß wir zusammen nur einen Hausschlüssel haben."

„O, ich finde mich schon hinein."

„Möchte wissen, wie du das anstellen willst. Einen Portier gibt's nicht."

„Das ist meine Sache. Irgend jemand wird mir schon aufmachen. Schlimmstenfalls kampiere ich den Rest der Nacht bei Schelde auf dem Divan."

„Die Einteilung eures Atelierhauses ist mir noch immer ein böhmisches Dorf, so lange ich dort auch schon verkehre," sagte Rainer nachdenklich, das Gespräch vorsichtig in andere Bahnen lenkend, um einem etwaigen Streit vorzubeugen. „Immer entdecke ich neue Existenzen unter diesem weitläufigen Dach, von denen ich mir nichts träumen ließ."

„Ja meinst du vielleicht, ich fände mich in diesem Ameisenhaufen zurecht?" erwiderte Hallinger achselzuckend. „In dem eigentlichen Ateliergebäude kenne ich mich freilich aus, denn wenn wir auch nicht alle miteinander verkehren, so treffen wir uns doch gelegentlich an den Empfangstagen meiner unmittelbaren Nachbarin, der Roma Paulsen, die mit allen gut Freund ist. Von den Inhabern des Vorderhauses weiß ich jedoch so gut wie nichts."

„Da ist also zunächst unten rechts die Besitzerin," begann van der Schelde bedächtig an den Fingern her zu zählen.

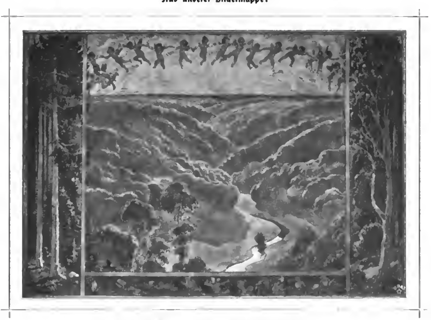
„Eine liebe fromme Dame!“ warf der Kleine in ehrbarem Ton dazwischen. „Ich habe sie gestern beobachtet, wie sie einen blinden Bettler von ihrer Thür wies, mit milden Ermahnungen, aber ohne 'was zu geben.“

„Eine sehr tüchtige Person, die das Haus vortrefflich hält!“ bemerkte Hallinger nachdrücklich. Er war der gutherzigste Mensch unter der Sonne und hatte für Rainer abermals ausgleichend ein. „Wer kennte unsere Roma nicht!“

„Im dritten Stock rechts haust der Rittmeister a. D. Thilo Edler von Garto,“ konstatierte Schelde unentwegt. „Norddeutscher. Ehemaliger Kavallerieoffizier. Verkrachte Existenz. Bildhübsche Tochter. Polnische Wirtschaft.“

Rainer wurde plötzlich sehr lebendig. „Erzähle doch! Das interessiert mich.

Aus unserer Bildermappe:



Von der Ausstellung: Die Kunst im Leben des Kindes.
„Die Sonn' erwacht“. Von Hans von Volkmann-Karlsruhe. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.)

jeden eine offene Hand, aber es verdroß ihn, daß Perna an allem etwas zu mäkeln fand.

„Über ihr wohnt die schöne Witwe, die Dingsda, deren Namen ich nicht weiß, ein prachtvolles Weib!“ zählte der lange Holländer weiter.

„Die solltest du doch auch kennen, Fried?“ sagte Perna mit den Augen zwinkernd; und Fried wurde thatsächlich ein wenig rot und rückte nervös hin und her.

„Wieder eine Treppe höher hausen die Paulsens, das weiß ich nun schon!“ fiel Solche verlorene Existenzen mit alten Namen, die irgendwo im Winkel einer großen Mietkaserne unterkriechen, gleichsam um ihre Spur zu verwischen wie ein krank geschossenes Wild, sind für uns Autoren so ungeheuer wertvoll. Mit glatten geordneten Verhältnissen, die sich innerhalb der gegebenen Schablone bewegen, können wir ebenso wenig anfangen wie mit einem Gesicht ohne charakteristische Züge.“

„Die Züge wären bei dem alten Garto reichlich vorhanden, aber schön sind sie nicht,

ich meine was den Charakter anbelangt. Der äußere Mensch sieht noch famos aus. Wovon er und die Tochter leben, weiß eigentlich niemand, denn die Rittmeisterpension wird nicht allzugroß sein. Der Alte ist selten zu Hause, und das Mädel erinnert an die biblischen Lilien auf dem Felde, die der himmlische Vater nährt und kleidet ohne ihr Zuthun. Ist übrigens ein hochmütiger kleiner Racker, der es kaum der Mühe wert hält, für einen Gruß zu danken."

„Woher weißt du das alles, Schelde?"

„Das hört man doch so. Ihr könnt die kleine Garto auch täglich in der Bahn reiten sehen, wenn ihr euch nachmittags in die Gabelsbergerstraße bemühen wolltet. Irgendwelche Verehrer des Mädels oder Kumpane des Vaters stellen ihr mit Vergnügen Pferde zur Verfügung, und sie sitzt brillant im Sattel. Es ist der hübscheste Anblick, den man haben kann. Ich wohne da in der Nähe und kann gerade in die Bahn hineinsehn."

„Ich besuche dich nächstens!" versicherte Rainer.

„Er wittert einen Romanstoff!" neckte Perna.

„Lieber Gott, Kinder, das ist doch ganz einfach. Ich habe Freude an schönen Geschöpfen."

Perna schlug den Kragen bis über die Ohren in die Höhe und kroch förmlich in seinen Rock hinein.

„Verzeih, daß ich dir meinen Anblick nicht ganz ersparen kann."

„Ach du!" — Rainer fuhr ihm weich und liebkosend mit der Hand über den struppigen Kopf. — „Wüßte ich nicht, daß du im Grunde ganz etwas anderes bist als wofür du dich ausgibst —"

„Nu hör' aber auf!" rief der Kleine und schlug nach der liebkosenden Hand. „Ich brauche keine Beschönigung. Mir bin ich gerade so recht wie ich bin."

„Mir auch," scherzte der Dichter. „Aber du entschuldigst, wenn ich daneben auch noch einiges andere bewundere."

„Bilde dir nur nicht ein, daß du mit deiner Bewunderung bei der kleinen Garto irgend etwas erreichst," fuhr der Lange phlegmatisch fort. — Er sprach selten, verfolgte er aber einmal ein Thema, so ließ er sich nicht leicht davon abbringen. — „Die ist für unsereinen unnahbar, rechnet mit ihrem hübschen Schwarzkopf, mit ihrer blühenden Jugend und ihrem alten Namen und spekuliert höchst wahrscheinlich auf eine glänzende Partie in aristokratischen Sportkreisen. Das hat nichts gelernt, keinen Pfennig im Besitz, kann sich nicht die kleinste Brotkrume verdienen, macht aber Ansprüche wie eine Prinzeß; und dann sitzt das da, sperrt das Mäulchen auf, läßt sich vom Zufall füttern und wartet und wartet, bis es auf einmal merkt, daß die Jugend vorüber und die ganze Hoffnungsseligkeit blauer Dunst ist."

Das war die längste Rede, deren sich Schelde je entledigt hatte, und er schloß plötzlich wieder den Mund, als schnappe er einen Apparat ab.

„Armes Ding! Wer kann ihr helfen!" sagte Hallinger mit gleichgültigem Mitleid und stand auf. „Ja, Kinder, die Viertelstunde, die ich Egbert gab, ist vorüber. Kommst du mit, Rainer? Ich gehe."

Er warf den schuldigen Betrag nebst reichlichem Trinkgeld auf den Tisch und schob seinen Arm in den des Dichters, der sich gleichfalls erhoben hatte.

Das Lokal war inzwischen fast leer geworden. Da und dort wurden schon die Glühlichter gelöscht, Stühle auf den Tischen zusammengetürmt, und der Boden gefegt. Schläfrige Kellnerinnen saßen in den Ecken umher. Die Säulen des Mittelganges warfen scharfe Schlagschatten über die verräucherten Wandgemälde, und die Atmosphäre war von jener unerfreulichen Stickigkeit, wie sie das Gemisch von Bier-, Alkohol- und Küchengerüchen im Verein mit zahllosen Menschen hervorzubringen pflegt, die sich tagsüber in einem geschlossenen Raum zusammendrängten, und von denen jeder seine besondere Tabaksart ungeniert vor sich hin paffte. Der Staub lag auf den roten Sammetpolstern, auf den runden Marmortischchen und Alfenidkännchen, und die ganze vergoldete bemalte Pracht des weltbekannten Cafés sah häßlich abgenutzt aus.

An einer der Säulen saß nur noch eine Gesellschaft von Studenten mit biergedunsenen Gesichtern und bepflasterten Schmissen, und spielte Skat, die ‚Jungen' von oben herab auf den Tisch schmetternd, daß die Fingerknöchel jedesmal stark mit aufschlugen. Im nebenanliegenden eleganten Restaurationslokal

tafelte inmitten unverminderter Lichtfülle ein kleiner Kreis von Herren und Damen der großen Welt, von aufmerksamen Kellnern umringt. Sie waren erst nach Schluß der Oper gekommen, tranken Sekt und unterhielten sich in halblauter Wohlerzogenheit. Die seidengefütterten Abendmäntel der Damen lagen, nachlässig zurückgeworfen, über die Stuhllehnen, und wenn die jungen Frauen sich bewegten, ihre großen Federfächer lässig handhabten, blitzten im Schein des elektrischen Lichtes diskret die Brillanten in den Ohrläppchen.

Perna, der mit van der Schelde allein zurückgeblieben und jetzt in der That ein wenig berauscht war, sah von einer Gruppe zur andern, und sagte ganz jammervoll: „Was für 'ne Welt! Was für 'ne Welt! Da sitzt die Blüte der Jugend, — weiß weiter nichts mit sich anzufangen als im Bier zu verdummen und Skat zu dreschen! Dort die Vertreter der Hyperkultur, — ersticken im Genuß und Luxus, — nehmen alles für sich so ganz selbstverständlich in Anspruch, — leben auch so ohne Zweck und Ziel in den Tag hinein, — verzetteln ihre Existenz. — Ach wie das ekelhaft ist!"

Er legte die Arme auf den Tisch und das Gesicht hinein.

„Aber Kleiner!" lachte Schelde, und schüttelte den Freund an den Schultern. „Rede doch nicht so'n Blech. Verzettelst du etwa nicht deine Existenz? Ich meine, du thätest nichts anderes. Und du bist noch dazu ein begabter Kerl."

Perna fuhr auf und starrte wild um sich.

„Jetzt sprich mir bloß nicht von meiner Begabung! Ich tauge eben zu nichts! Was bleibt mir übrig als mich zu verzetteln? Dabei lebt sich's wenigstens vergnüglich. Aber wenn ich das sehen muß, daß alles um mich her so versumpft, — so gräßlich versumpft. —"

Sein Gesicht verzog sich krampfhaft wie zum Weinen. Das sah unsagbar komisch aus; doch Schelde unterdrückte heldenmütig die Anwandlung von Heiterkeit und sagte ruhig: „Du scheinst das graue Elend zu haben, mein Sohn. Ich bringe dich jetzt nach Hause."

„Ja gewiß, nach Hause! Was fiel dir auch ein, mich hier noch festzuhalten?"

„Na, das ist denn doch —!" Schelde zog den andern mit kräftigem Ruck in die Höhe und führte ihn ganz behutsam dem Ausgang zu.

Draußen stand der Mond verschleiert am Himmel. Ein weißer Dunst lag über der Stadt, und ganz schattenhaft weich ragten Häuser und Gärten aus diesem Nebelglanz empor. Da und dort schimmerte noch ein einsames helles Fenster in die lichte Nacht hinein. Man war im April, und mit der vollen Schaffensfreudigkeit der Jugend atmete die Natur dem neuemporquellenden Leben in tiefen Zügen entgegen. Jetzt, wo die Geräusche des Tages verstummten und friedliches Schweigen die breiten, menschenleeren Straßen erfüllte, meinte man fast, das Springen der Knospen in den alten Bäumen am Wittelsbacher Palais und vom Maximiliansplatz her zu vernehmen. Es war eine Stunde, in welcher der einsam wandelnde Mensch sich wie losgelöst und erlöst von der Allgemeinheit, als Einzelindividuum, als Sonderglied einer geheimnisvoll treibenden Kraft fühlen mag; und van der Schelde, der Mystiker, der Mann der verschwommenen Formen und grübelnden Gedanken, stand völlig unter dem Eindruck dieser Empfindung.

Ganz verklärt starrte er in den feuchten flimmernden Glanz, aus dem seine Phantasie rätselvolle Gestalten schuf. Der Kleine hing ihm derweil am Arm. In der kühlen reinen Luft verflog sein Rausch allmählich. Auch er war stark empfänglich für diese Art Stimmung, fühlte sich ergriffen von dem harmonischen Nachtbild, das mit lindem Finger die Dissonanzen des Tages auszulöschen schien. Aber das ging ihm nun wieder gegen den Strich. Dies weiche schöne Gefühl, das sich in ihm regen wollte, genierte ihn förmlich, und spöttisch die Lippen verziehend, begann er aufs neue zu singen: „Der König Wiswamitra —"

Wenn er jedoch erwartet hatte, sein Gefährte werde auffahren wie von einem unangenehmen Schlag getroffen, so sah er sich getäuscht. Schelde sagte nur langsam: „Das hast du nun heute schon bis zum Überdruß gesungen, aber es fällt mir jetzt erst auf, was für eine wunderlich süße Melodie das Liedchen hat. Wo schnapptest du die auf?"

„Ach rede doch nicht! — Eigenes Gewächs! Blödsinniges Zeug!"

„Weißt du, Kleiner, ich begreife dich nicht. Du bist einer der talentiertesten

Menschen, die mir je vorgekommen sind, und lässest alle deine Fähigkeiten brach liegen. Warum in aller Welt setzest du dich nicht hin und studierst Musik? So von Grund auf, meine ich.“

„Laß mich aus mit dem Unsinn! Ich bin zu alt, und meine musikalischen Gedanken purzeln wie Kraut und Rüben durcheinander.“

„Eben deshalb solltest du studieren. Zu alt? Keine Idee! Ich kenne Leute, die viel älter waren, als sie sich zu einem bestimmten Beruf entschlossen, und glänzend reussierten.“

„Die hatten dann wohl Energie, und die habe ich eben nicht. Zu welchem Zweck sollte ich mich eigentlich der Musik widmen? Etwa um als Konzertspieler aufzutreten? Mit meinem Aussehn? Die Leute würden gerade herauslachen, wenn ich mich zeigte. Oder glaubst du, daß es mir gelingen könnte, als Dirigent eines Orchesters irgend welche Autorität geltend zu machen? Schon allein das Mißtrauen, das ich haben würde! Eine lächelnde Miene des ersten besten Geigers, und ich zerschlüge ihm den Taktstock auf dem Kopf! Nee, nee, mein Lieber, ich besitze auch gar nicht so viel Talent wie du glaubst, — es reicht nur für solche Schnurrpfeifereien hin, wie ich sie mir hie und da zum Vergnügen leiste, und ich habe die gerechteste Veranlassung an allen meinen Fähigkeiten zu zweifeln.“

„Weil du einmal Schiffbruch gelitten hast? Das ist kein Grund.“

„‚Einmal Schiffbruch‘ ist gut! Du weißt vielleicht nicht, wie oft mir das passiert ist. Das fing schon an, als ich noch ein kleiner Junge war. Himmel! Wenn du wüßtest, wie leidenschaftlich mir damals das Blut in den Adern pulsierte! Ich träumte von großen Thaten; ein General wollte ich werden! Ich? Denke doch nur, wie lächerlich! Und dann wieder Naturforscher, und den Erdkreis bereisen, und mit meinen Entdeckungen die Welt erobern! Und hinter schönen Frauen bin ich hergerannt wie ein Verrückter! Und immer gedacht: bist du erst groß und erwachsen, so ist die Schönste eben nur gut genug für dich.“

„Ja, wie Kinder so denken!“ lachte der andere.

„Gewiß! Nur daß andern Kindern die Möglichkeit geboten ist, ihren Illusionen nachzujagen und sie vielleicht in Wirklichkeiten umzusetzen, wenn sie später daran festhalten. Aber mir wurden die Illusionen so nach und nach systematisch genommen, mit Liebe und Sanftmut und Geduld, — Gott! Mit einer so unendlich grausamen Vernunft! Zuerst hieß es: zum Soldaten sei ich meiner körperlichen Beschaffenheit wegen unfähig. Ich hatte bis dahin über meinen äußeren Menschen noch gar nicht nachgedacht, und nun sah ich mich zum erstenmal als wirklich Sehender im Spiegel. Von da an empfand ich bittern gehässigen Neid den andern starken gesunden Kindern gegenüber, und ich war geneigt, meinen Eltern die Schuld an meinem Aussehen beizumessen. Warum hatten sie auch ein Geschöpf wie mich in die Welt gesetzt!“

„Na, jetzt übertreibst du aber. Solch ein Unglück ist es doch wirklich nicht, klein zu sein. Du hast ein riesig intelligentes Gesicht, und gerade so wie du bist, mögen deine Freunde dich gern.“

„Aus Mitleid! Schlag an deine Brust und bekenne, ob es nicht das Mitleid des Starken mit dem Schwachen ist, das dich zu mir zieht. Außerdem bin ich für euch so eine Art von Hanswurst, über den ihr lacht. Aber weiter im Text, da ich doch einmal bei den erbaulichen Enthüllungen einer schönen Seele bin. Also mit dem Soldaten war's nix. Darauf knöpften sie mir als nächstes den Naturforscher ab. Für die Strapazen großer Reisen sei ich zu zart und kränklich, sagte man, und vom Schreibtisch aus, an den ich doch wohl gefesselt bleiben würde, könne ich keine ersprießlichen Forschungen unternehmen. — Stimmt! — Aber es war hart. Und nach und nach, immer in aller Sanftmut und Güte, wurde mir auseinandergesetzt, daß ich mich lächerlich mache mit meiner leidenschaftlichen Bewunderung schöner Weiber; daß ich nur, wenn ich einst eine gesicherte Stellung in der Welt einnehmen werde, darauf rechnen könne, ein gutes, vortreffliches Wesen, das Freundschaft und Achtung für mich empfinde, heimzuführen. Das alles traf mich wie ein Keulenschlag nach dem andern. Nachts habe ich wach gelegen und geschluchzt, wie nur ein heißblütiger siebzehnjähriger Bengel schluchzen kann, und habe mich krank gesehnt nach dem verschlossenen Paradiese, das den andern offen stand. Doch am Tage ein freches Gesicht gemacht! Nur bei Leibe nicht zeigen, daß ich mich gräme!“

„Armer Kerl!"

„Jetzt hinterher ist es ganz spaßhaft, daran zurück zu denken. Wie ich dir's erzähle, kommt es mir vor, als schildere ich eine Komödie, die ich einmal irgendwo gesehen."

„Und dann rettetest du dich in die Theologie hinein?"

„‚Hineinretten'? — ist gut! — Ich sage dir, sie haben mich präpariert und gebändigt mit ihrer Güte und Vernunft, haben mich so überzeugt und in Grund und Boden geredet, bis ich ganz zahm und gefügig auf das einging, was sie sich zu meinem Besten ausgedacht hatten. Den alten Familientraditionen sollte ich folgen, Theologe werden wie mein Großvater und Urgroßvater mütterlicherseits. Sie meinten es ja so gut, glaubten, daß mir die Religion und eifrige Berufspflicht Ersatz für alles geben werde, was mir das Leben versagte. Und wie sie mich in einer schwachen Stunde gefügig gefunden und den Gedanken daran in mir erweckt hatten, ließen sie nicht locker. Immer wieder wurde ich mit so viel Liebe darauf hingewiesen, bis ich wirklich eine Art fanatischen Enthusiasmus zu fühlen dachte und mich mit Feuereifer in ein Studium hineinstürzte, das mir Thür und Thor zu den höchsten Ehrenämtern öffnen sollte. Wahrhaftig, nur daran dachte ich. Ich war freilich ein leidlich gläubiger Mensch, aber mehr noch ein ehrgeiziger. Und ich freute mich auch an der Freude der Meinen, wie ich die Examina mit Leichtigkeit machte, und als Kandidat vor meiner ersten Probepredigt stand.

„Wenn nur das nichtsnutzige Grübeln nicht gewesen wäre! Immer, bei jeder Gelegenheit verfiel ich in diesen Kardinalfehler eines angehenden Geistlichen, und dann kam es mir vor, als wolle ich eine Leiter hinaufklettern, die haltlos in freier Luft schwebe. Ich liebte die Menschen nicht und sollte sie in Zukunft doch lehren, ihre Nächsten zu lieben als sich selbst. Ich hing mit allen Fasern an der Welt, sie war für mich wie ein glühendes Lied zum Preise der Freiheit und des Lebensgenusses. Alle meine Abtötungsversuche hatten sich gegen diesen verlockenden Singsang machtlos erwiesen. Und künftighin sollte ich von Entsagung und Selbstüberwindung predigen! Es war für mich der höchste Genuß, die Oper zu besuchen, und auch in dieser Vorbereitungszeit, die der ernstesten Selbsteinkehr hätte gewidmet sein sollen, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen. Mitten in das Memorieren meiner ersten Predigt hinein, tönte mir unablässig Brunhildes wilder Walkürenschrei im Ohr. — So bestieg ich die Kanzel.

„Man hatte mir das Thema gegeben: ‚Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.' — Mit einmal stand ich oben und sah auf eine vielhundertköpfige Menge hinab. Ein Schwindel packte mich. Ich wurde mir meiner äußeren und inneren Kleinheit und Nichtigkeit bewußt. Die Erwartung in den Gesichtern, die sich mir zuwandten, erdrückte mich geradezu. Alle waren sie gekommen, die Freunde meiner Eltern und Großeltern. Ich begegnete feinsinnigen Gelehrtenphysiognomieen und breiten behaglichen Alltagsvisagen; und plötzlich glaubte ich in einer derselben etwas wie ein mitleidiges Lächeln zu entdecken, das vielleicht Ermunterung bedeuten sollte. Das gab mir einen Ruck. Ich schüttelte die Beklommenheit ab, und stürzte mich in meine Rede hinein, wie ein Tier, das zuerst stumpfsinnig und gutmütig die Arena betreten hat, bis es den ersten aufreizenden Stachel fühlt. — Ohne Übertreibung gesagt, glaube ich die Gabe des Wortes und Geistesgegenwart zu besitzen; und so mangelhaft ich auch vorbereitet war, so sprach ich jetzt mit einem Feuer und einer Beredsamkeit, an der ich im Augenblick inniges Vergnügen hatte. Ich bemerkte, wie sie die Köpfe zusammensteckten und wohlgefällig nickten. — In demselben Moment überkam mich ein Ekel vor mir selbst. Ich wußte, daß alle Mühe vergeblich gewesen, daß ich nie und nimmermehr Geistlicher werden konnte und durfte, wollte ich nicht mein Leben lang Lüge und Heuchelei mit mir herumschleppen. Von der Liebe, die ich in glänzenden Worten definierte, empfand ich in Wahrheit nichts. Es regte sich sogar etwas wie Haß in mir, gegen alle, die hierhergekommen waren, um ein Opferfest zu feiern. Ich hätte ihnen am liebsten jetzt ganz unvermittelt die brutale Wahrheit ins Gesicht schleudern mögen, daß alles, was ich da gesagt, nur leeres Geistesgefunkel gewesen sei. Doch das Verlangen

nach Erfolg trieb mich weiter, bis ich mit einer letzten großartigen Phrase schließen konnte.

„Ich stürzte in die Sakristei und warf das priesterliche Gewand von mir. Als sie mich dort suchten, um mir Beifall und Zustimmung auszusprechen, war ich bereits heimgefahren und hatte mich in mein Zimmer eingeschlossen. Die Meinen respektierten dieses Einsamkeitsbedürfnis, fanden es begreiflich nach der vorangegangenen Nervenerschütterung. Am folgenden Morgen war der Vogel ausgeflogen. Ich brannte noch in derselben Nacht durch, floh direkt hierher nach München, wo ich in Fried Hallinger, der früher in meinem elterlichen Hause verkehrte, einen verständnisvollen Freund zu besitzen glaubte. — Siehst du, so ist es gekommen, daß ich hier seit Jahr und Tag ziellos herumbummle. — Und weshalb ich dir das erzähle? Ich weiß es selbst nicht. Vielleicht weil dieses spukhafte nebelhelle Mondgeflimmer die Menschen antreibt, Narren aus sich zu machen und in die mitternächtigsten Tiefen ihrer Seelen hinabzusteigen."

„So so!" sagte Schelde trocken. Er verstand das alles sehr gut, machte aber nicht viel Worte darum, und die einsilbige Zustimmung genügte dem Kleinen auch vollkommen. Unwillkürlich drückte er den Arm des langen Freundes fester an sich.

„Hm, — und die Deinigen haben sich nun darein gefunden?" fragte Schelde nach einer Weile, als Perna stumm blieb.

„Was bleibt ihnen übrig. Sie schonen mich wie einen Kranken, hoffen immer noch, ich werde einmal zur Einsicht kommen und zurückkehren. Sie sind ja die Liebe und Güte selbst, wollen mich zu nichts in der Welt zwingen und geben mir die reichlichsten Mittel, ganz nach meiner Neigung zu leben, und so am ehesten zu gesunden."

Er lachte leise auf.

„Als ob ich nicht schon lange gesund wäre! Als ob ich mich nicht schon ganz eingesponnen hätte in dieses liebe, genußfrohe thatenlose Leben!"

„Na, etwas thun könntest du schon immerhin."

„Aber Schelde, du weißt, daß ich in meinen Mußestunden Philosophie treibe."

„Ja, du liesest Nietzsche und Montaigne und verdrehst dir den Kopf vollends damit."

„Das verstehst du eben nicht, Bester. Ich bitte dich, fange nur nicht an, mir Moral zu predigen. Ich habe schon gerade genug an Frieds bevormundender Art. Aus mir wird doch nichts mehr, und eure Erziehungsversuche an einem siebenundzwanzigjährigen Menschen sind ein bißchen komisch."

Schelde sah ganz hilflos aus, fand aber in seiner Schwerfälligkeit keinen Widerspruch.

Sie waren inzwischen in die Theresienstraße eingebogen und standen vor dem großen Hause, dessen mehrstöckiges Hintergebäude eine Anzahl von geräumigen Ateliers umschloß, in deren einem Fried Hallinger, der bekannte Empiremaler, sein Heim hatte.

Perna teilte schon seit einigen Wochen die Atelierwohnung mit ihm. Nicht daß es Perna an den Mitteln gefehlt hätte, in eigener Wohnung zu leben, aber er war so ungern allein, brauchte Unterhaltung und Zerstreuung, und die fand er reichlich in diesem Bienenhause, wo eine kleine Künstlerkolonie ihr unruhiges, arbeitsvolles und zwanglos lustiges Dasein führte. Auch Fried liebte es, in den Pausen zwischen der Arbeit Gesellschaft zu haben, und der streitsüchtige kleine Gesell wirkte anregend auf ihn. Allerdings verlangte er, daß der Ateliergenosse sich ihm füge, und Fügsamkeit lag nun eben nicht in Egberts Natur. So gerieten sie oft aneinander. Fried machte sehr bestimmt in seiner herrischen Weise das Hausrecht geltend und ließ den Kleinen fühlen, daß er nur Gast sei.

Dies empfand Egbert wieder in diesem Augenblick, als er ohne Schlüssel vor dem Thor des in nächtliches Dunkel gehüllten Vorderhauses stand, welches den Durchgang zu den Hintergebäuden bildete.

„Ich denke, du thust besser, mit mir zu kommen und in meiner Bude auf dem Sofa zu kampieren, statt unnötigen Lärm zu machen," schlug Schelde vor. „Du weißt, Fried liebt keinen Skandal."

„Fällt mir nicht ein! Ich muß hier in dies Haus hinein, und sollte es die Quere sein."

„Dann läute wenigstens bei der Paulsen an. Die wird es dir nicht nachtragen, daß du sie im Schlafe störst, und willig öffnen. Ich warne dich vor der Hausbesitzerin. Fried würde es dir nicht verzeihen, wenn er durch dich Unannehmlichkeiten mit ihr hätte."

„Welchen Respekt ihr alle vor ihm habt! Ich soll mich wohl vor ihm fürchten? Meinetwegen mag er mich zum Tempel hinauswerfen. Ich finde mit Leichtigkeit eine andere Wohnung. Also lassen wir es darauf ankommen, welche von den Houris dieses Paradieses mir die Pforten öffnen will."

Egbert lehnte sich frech mit dem ganzen Körper gegen das weiße Porzellanschild, welches die Druckknöpfe der verschiedenen elektrischen Glocken für die vier Stockwerke der rechten Seite des Hauses vereinigte, solcherart alle vier Leitungen auf einmal heftig in Bewegung setzend.

Dies sehen, und mit langen Schritten die Flucht ergreifen, war für Schelde eins.

2. Kapitel.

In der lautlosen Stille hörte man deutlich den schrillen Ton der Glocken anhaltend durch das Haus gellen. Gleich danach wurde es in den verschiedenen Stockwerken lebendig. Hinter den Jalousieen schimmerte Licht. Man stieß die Fenster auf, und erregte Frauenstimmen fragten, was der Lärm zu bedeuten habe.

Egbert drückte sich tiefer in die Thorwölbung, so daß er für die Hinausspähenden unsichtbar blieb. Weiter und weiter trillerten die vier Glocken. Nun erschienen unruhige Lichter auf dem Treppenflur, eilige Schritte klangen. Jemand schob unwirsch von innen den Schlüssel ins Loch und öffnete.

Augenblicklich stand der Kleine drin. Er konnte das Lachen nicht unterdrücken beim Anblick der Frauengestalten, die sich aufgeregt und in sehr oberflächlichen Toiletten um ihn drängten. Sein scharfer Blick überflog rasch alle Einzelheiten dieser Erscheinungen.

Da war zunächst die Hausbesitzerin, eine stattliche Vierzigerin mit strengen Zügen, in Nachthäubchen und türkischem Schlafrock. Mit der einen Hand hielt sie den Thorflügel fest, mit der anderen die Lampe hoch, und beleuchtete erstaunt, beinah fassungslos den Eindringling. Sie begriff offenbar noch nicht, daß einer ihrer tributpflichtigen Unterthanen die Unverschämtheit haben könne, das halbe Haus in Aufruhr zu bringen, nur weil er den Schlüssel vergessen hatte.

Etwas weiter ab, mitten im Durchgang, das flackernde Licht mit der Hand vor dem Zuge schützend, stand die Bewohnerin der ersten halben Etage und fragte ängstlich: „Ist es eine Depesche für mich? Ist etwas passiert?"

Egbert war Frau von Martini, der jungen Witwe, schon mehrmals begegnet und hegte den nicht ganz unbegründeten Verdacht, daß Fried sich lebhaft für sie interessiere. Er hatte sie immer sehr hübsch, sehr elegant und sehr kühl unnahbar gefunden, aber noch nie so schön wie in diesem Moment, wo die rosige Färbung gesunden Schlafs sich in der Erregung vertiefte, und ein erschrockener Ausdruck den blauen Augen das kalt Intelligente nahm, das ihnen sonst eigen war. Das üppige blonde Haar, am Hinterkopf lässig zusammengewunden, bauschte sich ein wenig unordentlich um die weiße Stirn, und aus den weiten Ärmeln des hellblauen Peignoirs hoben sich die runden, herrlichen Arme geradezu leuchtend heraus.

Egberts Augen flammten auf. ‚Donner und Doria!' dachte er. ‚Was für ein Weib!'

Und hinter Frau von Martini erschien Fräulein Roma Paulsen, der immer hilfsbereite, arbeitsfrohe Kamerad aller Hausgenossen, eine tüchtige Malerin und die gutmütigste Person von der Welt, nur jetzt etwas sonderbar aussehend im weißen Nachtjäckchen, über welches sie in Eile einen schwarzseidenen Rock geworfen hatte, als Erstes, was ihr zur Hand kam. Ihr kurzgeschnittenes graues Haar sträubte sich nach allen Seiten, und die Augen blinzelten noch verschlafen über der kleinen, in die Luft strebenden Hakennase, während sie, als Einzigste die Situation richtig erfassend, halb lachend brummte: „Ja, gibt denn das Ateliergewürm nicht 'mal zu dieser Stunde Ruhe? Da ist der Schlüssel zum Hintergebäude! Sonst geht der Skandal da wieder los."

Sie warf das gewichtige Schlüsselbund dem Störenfried zu und machte zugleich Miene, sich zurückzuziehen, als rasche Schritte vom obersten Stockwerk her, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, herabkamen, und eine helle Stimme fragte: „Bist du es, Papachen?"

Ein schlank aufgeschossenes junges Ding beugte sich über die Brüstung des letzten Treppenabsatzes und hielt ein eilig umge-

worfenes Plaid vorn ängstlich zusammen. Zwei schwarze Prachtzöpfe hingen ihr lose den Rücken herab.

Egbert hatte eine Vision von dunkelbewimperten, süßen, grauen Augen, keckem Näschen, schmalem Kindergesicht, winzigen Füßen in niedergetretenen Pantöffelchen und aristokratischen Händen. Doch blieb ihm keine Zeit, den Eindruck zu vervollständigen, denn die helle Stimme sagte nur noch sehr deutlich und bestimmt: „Was für eine Frechheit!" und das junge Ding flog wieder flink wie ein Vogel die Stufen empor und entzog dem Untenstehenden den weiteren Anblick aller Unzulänglichkeiten ihrer Erscheinung.

Der Kleine lüftete jetzt höflich den Schlapphut und sagte mit gewinnender Artigkeit: „Ich danke verbindlichst, meine Damen. Dieser Zufall hat mich um einige höchst angenehme Bekanntschaften bereichert, und mein Appell an die Mildherzigkeit der Damen war Gottlob nicht vergebens. Gute Nacht. Ich hoffe, daß ich Sie nicht gestört habe."

Darauf setzte er unbekümmert seinen Weg fort, hörte jedoch noch den lebhaften Meinungsaustausch zwischen Frau Stern, der Wirtin, und Frau von Martini, in betreff seines unqualificierbaren Benehmens, während die Paulsen es nicht mehr der Mühe wert hielt, sich über einen solchen Zwischenfall aufzuhalten, und sofort wieder in ihrer Wohnung verschwand.

Fried schlief schon, als der Verspätete eintrat, hatte wohlweislich die Thür offen gelassen, und der Kleine hütete sich, ihn zu wecken, kleidete sich ganz geräuschlos ohne Licht aus und lag dann noch lange wach, wie es seine Gewohnheit war. Die ewig überreizten Nerven ließen ihn immer erst gegen Morgen zur Ruhe kommen.

Er warf sich hin und her, mußte zuweilen still vor sich hinlachen, wenn er der vier Frauengestalten gedachte, die sein Sturmläuten vorhin ihm zur Erscheinung gebracht hatte. Immer sah er die königlichen Formen der blonden Witwe im hellblauen Peignoir vor sich, und dann wieder das flinke Geschöpfchen mit den süßen, grauen Augen und schwarzen Zöpfen. Wie das schlank und geschmeidig gewesen war! Nicht mit Unrecht mutmaßte er, die Tochter des alten Garto, die ‚Lilie auf dem Felde' gesehen zu haben, wunderte sich nur, ihr bis daher noch nie begegnet zu sein; und er hauste doch schon seit fast fünf Wochen bei Fried. Dazwischen reizten ihn des letzteren tiefe, gesunde Atemzüge.

„Wie ein Vieh schläft der Kerl!" murmelte er grollend. „Weiß nichts von vibrierenden Nerven und quälenden Gedanken! Es liegt förmlich etwas Brutales in dieser kräftigen Männlichkeit. Das kennt nicht den schlimmen Zauber, den die Nächte für unsereinen haben, die wir oft aus der Haut fahren möchten vor allerlei Vorstellungen —"

Mitten im Gedanken kam ihm endlich der beruhigende Zustand völliger Betäubung, aus dem er stets erst gegen Mittag zu erwachen pflegte, wenn die alte Putzerin ihn erbarmungslos aufrüttelte.

Fried hatte schon mehrere Stunden im Atelier nebenan gearbeitet, als dies Ereignis eintrat. In der Versunkenheit in sein Werk, eines seiner meisterhaft ausgeführten Empirebilder, die seinen Namen berühmt gemacht und ihm Aufträge von Kunsthändlern verschafft hatten, denen er kaum gerecht werden konnte, war er durch den Besuch von Frau Stern gestört worden.

Das war etwas Ungewöhnliches, denn die Hausbesitzerin respektierte sonst die Arbeitsstunden ihrer Einwohner und mischte sich überhaupt grundsätzlich nicht in deren Angelegenheiten, beide Augen zudrückend, wo es Not that, und das kam oft in dieser unberechenbaren Künstlerkolonie vor. Herrn Hallinger aber behandelte sie vor allen mit besonderer Achtung. Erstlich war es ihr Stolz, den bekannten Maler unter ihrem Dach zu beherbergen, zweitens imponierte ihr seine energische kurze Art, und wenn er sie so geradeaus kalt und durchbohrend ansah, pflegte sie nachgiebig alles zu bewilligen, was er in wirtschaftlicher Hinsicht von ihr verlangte. Endlich ging, dem Atelierklatsch zufolge, das Gerücht, sie sei nicht unempfindlich gegen Frieds hübsche, blonde Erscheinung, denn er sah nicht immer nur kalt und energisch aus, konnte zuweilen sehr jungenhaft lustig und dann von unendlicher Liebenswürdigkeit sein, ja sogar mitunter etwas Weiches, Träumerisches haben; doch trat dies nur selten in flüchtigen Momenten zu Tage. Er posierte ein wenig auf thatkräftige Sachlichkeit.

Ob wirklich etwas an jenem Atelierklatsch dran war, bleibt dahingestellt; jedenfalls hatte Frau Sterns Gesicht, als sie sich feierlich melden ließ, einen strengen, mißbilligenden Ausdruck gehabt, und sie hatte Fried auch nicht lange im Unklaren über den Zweck ihres Besuchs gelassen, sondern schilderte und sich dabei die Falten ihres dunkeln Kaschmirkleides glatt strich, als wolle sie mit der Ordnung an der eigenen Person den von ihr gewünschten häuslichen Idealzustand illustrieren, konnte der Maler sich kaum des Lachens enthalten. Er beteuerte indessen ernsthaft, dergleichen solle



Aus unserer Bildermappe:



Von der Ausstellung: Die Kunst im Leben des Kindes.
Liliengarten. Von Franz Hein (Karlsruher Künstlerbund).

ihm mit dürren Worten auseinandergesetzt, daß sie sich solche Vorkommnisse, wie die der letzten Nacht, ernstlich verbitten müsse; daß er, Fried, für die Persönlichkeiten, welche er bei sich aufnehme, auch einstehe, und der Ruf ihres Hauses durch derartige Unordnungen leide.

Wie sie Egberts nächtliche Thaten nicht wieder vorkommen; er werde sofort einen zweiten Hausschlüssel anfertigen lassen, und den Freund besser überwachen. Inzwischen werde derselbe wohl selbst bei den Damen persönlich Abbitte leisten, und Frau Stern möge dann nicht unversöhnlich einem Vergehen gegenüber bleiben, das wohl nur im Rausch begangen worden sei.

Daraufhin lächelte sie liebenswürdig und gab zu verstehen, daß sie nur um seinetwillen die Sache unterdrücken wolle, falls Herr von Perna sich herbeilasse, den Damen seine Entschuldigung zu machen; denn Frau von Martini habe bereits so etwas fallen lassen, daß sie ausziehe, wenn derartiges sich wiederhole.

Fried wurde ganz ernst und versprach noch nachdrücklicher, daß alles geregelt werden solle.

Frau Stern äußerte dann noch einige Anerkennung über sein neues Bild und schien nicht übel Lust zu haben, ein Plauderstündchen zu halten, wurde aber von ihm, sie wußte selbst nicht wie, mit dem ganzen Aufgebot seiner gewinnenden, doch sehr bestimmten Artigkeit hinauskomplimentiert, unter dem Vorwand, die Putzerin werde sofort erscheinen, und Perna im Nebenzimmer erwachen.

Die alte Frau kam auch in der That mit Besen und Schaufel die Treppen herauf, als die Hausbesitzerin hinabging, weckte den Langschläfer, und während sie vorn im Atelier ihre Arbeit begann, trat Fried, Pinsel und Palette in der Hand, ins Nebenzimmer, wo der Kleine ein geräuschvolles Wassergeplantsche inscenierte, setzte sich auf die Kante eines der Betten und sagte: „Das sind ja nette Geschichten, die mir Frau Stern eben von dir erzählt hat!"

„Hat sie also schon geklatscht?"

„Du kannst dir denken, daß ich nicht gerade erbaut davon bin."

„Oh, wenn du sie nur gesehen hättest, die vier Weibchen. Um diesen Anblick noch einmal zu haben, würde ich sofort die ganze Scene wiederholen."

„Das kann ich mir vorstellen, mein Sohn. Auf mich nimmst du offenbar nicht die geringste Rücksicht. Mir bürdet man schließlich die ganze Verantwortung für dich auf. Ich kann dir sagen, daß Frau von Martini bereits davon gesprochen hat, aus einem so unruhigen Hause auszuziehen."

„Das soll sie nicht. Herrgott! Nee! Was für eine Frau! Das wäre fürs ganze Haus ein unersetzlicher Verlust."

„Du wirst dich daher entschließen müssen, den Gang nach Canossa anzutreten, das heißt, in sämtlichen vier Etagen den betreffenden Damen Entschuldigungsvisiten zu machen."

Perna pruftete aus dem Wasser hervor einen förmlichen Freudenjauchzer.

„Ich wünsche mir nichts Besseres! Um einen Vorwand zu haben, das erste und dritte Stockwerk aufzusuchen, nehme ich die Huldinnen des Parterres und der zweiten Etage gern in den Kauf."

„Mach dich nicht lächerlich mit deiner Begeisterung. Meinst du vielleicht, die Martini werde dich mit offenen Armen empfangen?"

„Warum nicht? Ich wette mit dir, daß ich mich binnen kurzem bei ihr als Hausfreund einniste."

„Möglich."

Fried streifte die Gestalt des Freundes mit einem nicht mißzuverstehenden Blick, welcher deutlich zu sagen schien: ‚Du bist ihr eben ungefährlich.' Und der andere verstand diesen Blick sofort, denn er war in dem Punkt empfindlich wie Quecksilber.

„Du denkst, daß sie mir gar keine Bedeutung beimißt, und ich neben dir überhaupt nicht in Betracht kommen könne?"

„Ich wüßte nicht, daß meine Person etwas damit zu thun hätte!" klang es abweisend zurück.

„Oho, mein Bruder! Ich weiß ziemlich genau, was die Glocke bei dir geschlagen hat. Du machst ihr in deiner Art so ganz beiläufig den Hof und bist gewohnt, daß die Frauen dir auf den ersten nachlässigen Wink entgegenkommen. Es reizt dich, daß dich die Martini ablaufen läßt, und du schon ein wenig mehr Feuer dahinter machen müßtest, um sie für dich einzunehmen. Ich sitze hier nicht umsonst auf dem Beobachtungsposten, wie die Spinne im Netz. Man braucht die Frau nur anzusehen, um zu wissen, daß sie kalt ist wie eine Hundeschnauze, und von überwiegender Intelligenz. Ohne Überhebung glaube ich dir aber in dieser Beziehung den Rang abzulaufen. Wer sie gut unterhält, wird bei ihr enfant gâté sein. Willst du es auf einen Wettstreit mit mir ankommen lassen?"

Egbert warf einen hohnvollen Blick auf Frieds stattliche Figur, die er ihm im innersten Herzen so bitter beneidete. Er war sicher, eben jetzt den wunden Punkt des anderen berührt zu haben. Doch Fried ließ sich nichts merken, sah auf die Palette nieder, tupfte mit dem Pinsel darauf umher und sagte nur so obenhin: „Was du dir für Geschichten ausdenkst! Ich lasse dir von vornherein das Feld frei. Fällt

mir nicht ein, bei der Gnädigen einen Kursus der Geistreichelei durchzumachen. Habe anderes zu thun und zu denken."

„Ich danke dir, mein Junge, und zögere nicht, von deiner Erlaubnis Gebrauch zu machen."

Der Kleine vollendete rasch die Toilette, verwandte große Sorgfalt auf seine Kravatte und verstand es, mit vielem Geschick seinem Äußeren einen gewissen künstlerischen Schwung zu geben, der ihn originell aussehen ließ, ohne daß er absonderlich gewirkt hätte.

„So!" sagte er nach eilig eingenommenem Frühstück und griff nach dem Hut. „Jetzt werde ich den Damen meine Aufwartung machen."

„Viel Glück auf den Weg!" rief ihm Fried lachend nach, bereits wieder vor der Staffelei stehend und an der Atlasgewandung malend, welche auf einer Gliedergruppe drapiert war.

Egbert wurde von der Hausbesitzerin, bei welcher er seinen Visitenrundgang begann, mit bedeutender Steifheit empfangen. Er spielte indessen den reuigen Sünder und Biedermann so glücklich, daß die Zurückhaltung der strengen Frau wie Schnee vor dem Märzwind dahinschmolz. Sein Interesse für ihre Vereinsthätigkeit trug einen bezaubernden Stempel der Aufrichtigkeit und naiven Unkenntnis. Sie hatte Gelegenheit, ihn über verschiedene Punkte aufzuklären, die ihr besonders am Herzen lagen, und als er durchblicken ließ, daß es nur bei ihr stehe, ihn in Zukunft als zahlendes Mitglied des Vereins zur Hebung der Sittlichkeit anzuwerben, entließ sie ihn mit der überaus liebenswürdigen Bemerkung, er werde in Zukunft wohl öfter den Weg zu ihr finden.

‚Warum auch nicht?' dachte er, die Treppe zum ersten Stock hinanstürmend. ‚Es ist immer interessant, die verschiedenen Menschenexemplare in ihrer Eigenart zu studieren.'

Bei Frau von Martini war der Eintritt schon schwieriger. Die Kammerjungfer nahm seine Karte mißtrauischen Blicks entgegen und kehrte mit dem Bescheid zurück: die gnädige Frau bedauere. Sie sei beschäftigt

„Ich lasse nur um einen Augenblick bitten!" beharrte Egbert und drückte der Zofe drei Mark in die Hand. „Es handelt sich um eine dringliche Angelegenheit."

Das Mädchen verschwand und öffnete nach wenig Minuten die Thür zum Salon.

„Gnädige Frau lassen bitten."

Anna Martini stand in der Mitte des Gemachs, gerade aufgerichtet, eisige Kälte im Blick. Bei einer kleinen unwillkürlichen Bewegung rauschte das seidene Untergewand ihres perlgrauen Straßenanzugs. Es war so still im Zimmer, daß dieses leise knisternde Rauschen deutlich vernehmbar wurde. Ihre ganze Umgebung machte einen eleganten, aber peinlich aufgeräumten Eindruck. Blühende Azaleen auf zierlichem Gestell; Bücher in schönen Einbänden; an den Wänden gute Landschaften; da und dort zwischen den Möbeln, welche durchaus dem Luxusbedürfnis einer wohlhabenden, vornehmen Frau entsprachen, Statuetten höchst anständiger Art.

„Was wünschen Sie?" unterbrach die volltönende Stimme der reizenden Witwe endlich das Schweigen, welches anfing beklemmend zu werden. Sie würde den Bediensteten irgend eines Geschäfts oder einen Musterreisenden vermutlich in derselben Weise gefragt haben. Das wirkte auf Egbert wie ein kleiner Peitschenhieb und nahm ihm sofort die Befangenheit, deren er sich im ersten Augenblick nicht ganz entschlagen konnte.

„Gnädige Frau!" begann er. „Sie sehen einen Büßer vor sich, der die Unbescheidenheit hat, sich statt der Strafe Gnade auszubitten, nämlich die Gnade, ihm einige Minuten Gehör zu schenken."

„Bitte."

Sie machte eine Handbewegung wie: ‚ich kann dir das Wort nicht verbieten, da du einmal hier bist, interessiere mich jedoch nicht dafür.'

„In dieser Nacht hatte ich den Vorzug, mich Ihnen unter etwas eigentümlichen Umständen vorzustellen."

„Sie thäten besser, davon zu schweigen. Diese Vorstellung war nicht gerade zu Ihrem Vorteil. Ich pflege im allgemeinen nicht selbst zu öffnen, glaubte jedoch, es sei etwas Dringliches, und nahm mir nicht die Zeit, meine Dienstboten zu wecken. Überhaupt, mein Herr, — ah, reden wir lieber nicht davon!"

„Ich danke Ihnen ganz besonders für dieses letzte Wort, gnädige Frau, denn ich gedenke dabei des Ausspruchs eines bekannten Philosophen: ‚Wir reden nicht mit-

einander, weil wir zu viel wissen; wir schweigen uns an und lächeln uns unser Wissen zu.' Wollen Sie diesen Zustand, der nur unter Menschen möglich ist, die sich innerlich nahe stehen, zwischen uns eintreten lassen, so würde ich das als besondere Gunst betrachten."

Jetzt machte sich doch ein Ausdruck leichter Heiterkeit in ihrem Gesichte bemerkbar.

„Ein solcher Zustand wäre wohl zwischen uns undenkbar. Ich weiß nichts von Ihnen —"

„Aber ich desto mehr von Ihnen, — und von mir."

„Beides bezweifle ich. Die Menschen wissen meist sehr wenig von sich selbst. Da ich nun hierbei nicht ins Spiel kommen mag, Sie aber mir Ihre Gesellschaft aufdrängen, — ja gerade heraus gesagt: aufdrängen! — so wäre ich Ihnen verbunden, wenn Sie mir wenigstens erklärten, wer und was Sie eigentlich zu sein glauben."

„Ein Suchender."

„Und was suchen Sie?"

„Die Schönheit des Lebens."

Sie zuckte die Achseln. „Das war auch recht der Mühe wert, mich zu stören, um mir eine solche Banalität zu sagen!"

„Gnädige Frau, das ist keine Banalität. Unter Hunderttausenden werden sie kaum einen finden, der diesem Phantom mit der Überzeugungstreue nachjagt, wie ich es thue."

„Warum thun Sie es, wenn Sie es doch selbst für ein Phantom halten?"

Unwillkürlich hatte sie sich in den Plauderwinkel zurückgezogen, den breitlehnige Sessel im Schutz eines hohen chinesischen Wandschirms bildeten. Sich in einen derselben niedersetzend, deutete sie mit der Hand auf den anderen hin. Er fing an, ihr ein wenig Interesse abzugewinnen, der kleine Mann mit dem sonderbaren intelligenten Gesicht.

„Alles im Leben ist Phantom, dem nur wir selbst, in dem Maße, in dem wir es bewerten, Gestalt verleihen," entgegnete er, rasch von ihrer Einladung Gebrauch machend. „Der lebendige, aus sich selbst bewegte Mensch wird sich stets wieder ein anderes aus der Phantasie herausschaffen, wenn er dem einen nahe kam und es als das erkannte, was es war. Er braucht eben dies Tasten und Suchen im Unklaren, hinter dem er die ewigen Wahrheiten zu finden hofft."

„Und dann ist es mit einmal zu Ende, ohne daß er diese gefunden hätte."

„Trotzdem wird ein solcher Mensch immer der wertvollere bleiben im Vergleich zu denen, welche stupid und friedlich das Bestehende als das Richtigste hinnehmen, denn ein vorwärts Schwimmender bildet im Wasser Kreise, in die alles Kleine, was da nebenher schwimmt und zappelt, mit hineingezogen wird."

„Sie haben ja eine recht hohe Meinung von sich."

„Da täuschen Sie sich. Hätte ich das, so würde ich nicht mehr suchen und schwimmen."

„Und die einfachen Naturen, die ruhig und thatkräftig, ohne viel zu denken, ihren vorgeschriebenen Weg gehen und das greifbare Gute in der Welt schaffen, die zählen nach Ihrer Ansicht für gar nichts?"

„Was ist gut?"

„Die Moral, welche sich in den Dienst des Allgemeinwohls stellt."

„Das sagt eine Dame, die Montaigne und Nietzsche liest?"

„Wer hat Ihnen das verraten?"

„Das thut ja nichts zur Sache. Ich nehme an, daß Sie über gewöhnliche Neugier erhaben sind."

„In der That. Ich habe mich auch daran gewöhnt, alle Dinge objektiv mit reinen Vernunftgründen zu erklären. Es lebt sich bedeutend angenehmer so, als wenn man immer mitten drin steckt und sich jedes kleine Vorkommnis des Lebens über den Kopf wachsen läßt."

„Nur meiner nächtlichen Frevelthat vermochten Sie doch nicht ganz objektiv gegenüber zu stehen. Was?"

Anna Martini lachte jetzt gerade heraus.

„Sie haben Mut; das muß ich sagen! Ich an Ihrer Stelle würde das heikle Thema nicht mehr berühren."

„Gerade, gnädige Frau. Ich merke, daß Sie anfangen, ein wenig milder darüber zu denken, und möchte auch den letzten Stachel aus Ihrer Seele nehmen. Wissen Sie, als ich Sie in dieser Nacht sah, war ich einfach paff. ‚Da ist nun endlich einmal jemand, der mit der tadellosen körperlichen Schönheit wirkliche Intelligenz verbindet,' dachte ich. Nämlich, ich bin auf



Bildnis. Nach dem Gemälde von Fritz August von Kaulbach.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

meinem Lebensweg viel schönen Frauen begegnet, aber meist waren sie verzweifelt stupid, im besten Falle schlau. Ich glaube, es ist das Gefühl, sich gegen die Ungerechtigkeit zur Wehr setzen zu müssen, welche die Natur in ihrer Dekorationsarbeit beging, die Notwendigkeit, sich auf andere Weise Geltung zu schaffen, welche bei den Unschönen die schlummernden Intelligenzen weckt. Aber um nach diesem Umweg wieder zu mir zurückzukehren: bei Ihrem Anblick erwachte in mir das brennende Verlangen, mich vor dieser neuen Offenbarung, bildlich gesprochen, auf die Kniee zu werfen, und zu rufen: ‚Tauche nur einen deiner schönen Finger in kühlendes Wasser und lege ihn auf meine brennende Stirn!‘ — Und so bin ich eben gekommen."

Er sagte das alles ganz humoristisch im leichtesten Plauderton.

„Wenn ich nur wüßte, was Sie eigentlich von mir wollen!" gab sie in demselben Ton zurück und lehnte dabei ruhig im Sessel.

„Die Erlaubnis, Sie hie und da als Hausgenosse besuchen und in Ihrer verständnisvollen Gegenwart schwatzen zu dürfen, wie in diesem Augenblick."

„Ich glaube, Sie überschätzen mich. Ich bin nicht die kluge Frau, für die Sie mich halten. Einzig und allein, weil ich kühl bin und verschlossen und zufällig zu meiner Unterhaltung ein wenig Philosophie treibe, halten mich die Menschen für einen Ausbund von Verstand. Lieber Himmel, ich suche eben einen Ersatz für den Mangel in meiner Natur, der mich offenbar hindert, das Leben zu genießen, wie tausend andere Frauen es in meiner Lage thun würden."

„Und das ist der innere Berührungspunkt zwischen uns, dies Suchen, und dies schmerzhafte Empfinden der Mängel."

„Was ich nicht kann, entbehre ich nicht. Ich bin von Temperament aus kalt und vermag mich höchstens zu gelassener Freundschaft aufzuschwingen. Es ist mir nun einmal nicht gegeben, mich für alles mögliche zu erwärmen."

„Sagen wir also z. B. für den Mann. Und selbst, wenn Sie dessen doch fähig wären, würden Sie sich schwerlich für mich begeistern. Ich bin daher ein ungefährliches Subjekt, das Sie wie ein harmloses Haustier bei sich ein- und ausgehen lassen könnten."

Er sah sie von der Seite an, so halb sehnsüchtig, halb fragend, da die schöne Frau jedoch keine Notiz davon nahm, verzog sich sein Gesicht zum Lachen.

„Was sind Sie eigentlich?" fragte Anna Martini langsam. „Wenn einem ein Haustier angeboten wird, möchte man doch wenigstens wissen, welcher Art dasselbe ist."

„Verpfuschter Geistlicher."

Sie starrte ihn betroffen an.

„Das überrascht Sie? Fassen Sie sich. Ich war nie in Amt und Würden, sah schon selbst beizeiten ein, daß meine Persönlichkeit sich nicht dazu eigne. Ich hätte lieber sagen sollen, daß ich nichts bin und nichts kann und mein Leben auf vergnügliche Art verzettle, weil mir nichts Besseres einfällt."

„Ich kann das nicht begreifen. Sie haben offenbar einen klaren, witzigen Kopf."

„Danke verbindlichst."

„Nein, Sie brauchen nicht so ironisch auszusehen. Warum in aller Welt nutzen Sie Ihren Verstand nicht in einer anderen Richtung aus?"

„Vielleicht als Schullehrer und Erzieher des Volks?" — Egbert schnitt eine Grimasse.

„Unsinn! Wenn Ihnen die Theologie nicht zusagt, so studieren Sie doch Philosophie, da Ihnen anscheinend die Mittel zu einem unabhängigen Leben zu Gebot stehen."

„Thue ich ja."

„Nun, und —?"

„Ich philosophiere mich so über alles hinweg, was mir beschwerlich scheint."

„Arme Philosophie, die so ärmlichen Zwecken dienen muß!"

„Gnädige Frau!" sagte Egbert nach einer Pause in vollem Ernst. „Mir fehlt die Energie, und wer mir die einimpfen wollte, so daß sie mir wirklich in Fleisch und Blut übergeht, dem würde ich kniefällig danken."

Sie sah zu Boden.

„Erwarten Sie das von mir?"

„Ich erwarte und hoffe nichts, aber wenn Sie mir erlauben wollten wiederzukommen, — so wäre diese Stunde vielleicht einmal keine verlorene gewesen, weder für Sie, noch für mich."

„So kommen Sie also!"

Die junge Frau stand auf und deutete damit an, daß er seinen ersten Besuch lange genug ausgedehnt habe.

Egbert berührte die kühlen, schlanken Finger leicht mit den Lippen und verabschiedete sich in aller Wohlerzogenheit. Eigentlich war ihm die Lust vergangen, seine Besuche im Haus noch weiter auszudehnen, und nur ein gewisses Pflichtgefühl trieb ihn noch die Treppe zum dritten Stock empor, wo ihm indes auf wiederholtes Läuten nicht geöffnet wurde, woraus er schloß, daß die Gartos, Vater und Tochter, ausgegangen, und Dienstboten nicht vorhanden seien.

‚Auch gut,‘ dachte er und schob seine Visitenkarte zwischen den Thürspalt, nachdem er mit Bleistift darauf geschrieben: ‚pour faire ses excuses.‘

Im Hinabgehen begegnete ihm Roma Paulsen.

„Was wollten Sie da oben, Kaliban?“ fragte sie trocken. „Die kleine Inge Garto empfängt keine Herrenbesuche.“

„Das nämliche, was ich bei Ihnen zu thun beabsichtigte, reizende Trinkula, mich in aller Höflichkeit entschuldigen und mich zugleich der liebenswürdigen Pförtnerinnen für kommende Nächte versichern.“

„Bei mir können Sie sich die Mühe sparen; aber sind Sie besonders erpicht auf meine Gesellschaft, so kommen Sie mit Fried heute nachmittag um Fünf zu mir ins Atelier. Ich habe meinen allmonatlichen Empfangstag, und wenn Sie vom Glück begünstigt werden, können Sie vielleicht einen Teil der Hausgenossenschaft bei mir treffen. Pfeifen und Pantoffeln sind verpönt. Wer auf den Fußboden spuckt, wird 'rausgeworfen. Im übrigen kann jeder thun, was er will.“

„Was ich mir hinter die Ohren schreiben werde.“

„Da, hinter Ihre Ohren, gehört noch manches andere hin!“ gab sie zurück. „Und hören Sie, Kaliban, daß Sie mir ja Fried mitbringen. Ich muß der Martini wenigstens einen Mann vorsetzen können, der sich zu benehmen weiß. Fried könnte meinen Jour vergessen, wenn man ihn nicht daran erinnert. Ich wollte schon selbst bei ihm vorsprechen, verlasse mich nun aber auf Sie.“

Damit verschwand sie in ihrer Wohnung.

Dem Kleinen schoß das Blut zu Kopf. Nichts war ihm empfindlicher als diese Bevorzugung, welche Hallinger überall zu teil wurde.

„Alte Gelegenheitsmacherin!“ rief er ungezogen hinter ihr her; was sie aber zum Glück nicht mehr hörte.

3. Kapitel.

Egbert bummelte in der Stadt umher und speiste in einer abscheulichen Kneipe dritten Ranges. Das war so seine Passion, obgleich ihm hinterher bei dem Gedanken an das, was er unwissentlich genossen haben mochte, übel wurde und er seinem Geldbeutel nach sehr gut hätte in den ersten Restaurants essen können. Aber diese Leute, die sich da manierenlos zusammendrängten und stumpfsinnig über die Speisen herstürzten, dieses durcheinandergewürfelte Proletariat aller Stände, interessierte ihn. Er empfand dann immer ein wenig mehr Lebensberechtigung. Nur manchmal, wenn er ein geniales arbeitsheißes Gesicht darunter fand, das von der Schaffensfreude redete, die über alle Miseren der Existenz hinweg trägt, und einem jungen unbemittelten Künstler oder Studierenden angehören mochte, kroch ihm der Neid übers Herz.

Als er nun spät am Nachmittag heimkehrte, war es seine Absicht, Fried auch nicht ein Sterbenswörtchen von der Einladung der Paulsen zu sagen, sondern so recht heimtückisch allein hinüber ins benachbarte Atelier zu schlüpfen. Doch fand er jenen schon im Begriff, den Arbeitskittel mit der dunkelblauen Jacke und weißen Weste zu vertauschen.

„Wo willst du denn hin?“

„Nebenan.“

„Ja so! — Du scheinst es sehr eilig zu haben.“

„Ich mag nicht als Letzter erscheinen. Eben hörte ich schon die Stimme der Martini. Da leg 'mal das Ohr an die Wand. Ist es nicht, als ob ein Bienenschwarm da summte? Die Räume der Paulsen sind an solchen Tagen wie Gummi.“

Fried lachte froh gelaunt.

„Du, Kleiner, soll ich Handschuh nehmen? Ich habe da ein Paar braune —!“

„Ganz egal! Der Unterschied ob mit ob ohne ist nicht groß.“

„Na, erlaube 'mal!“ — Der Maler sah betroffen auf seine kräftigen Hände. — „Hast eigentlich recht! Wie sitzt die Kravatte? Thu mir die Liebe und knüpfe sie nach deiner Art.“

„Ich habe kein Geschick für so was. Laß mich aus damit."

„Warum bist du denn heut so grantig?"

„Ach was!" — Egbert warf sich auf den Divan.

„Kommst du nicht mit?"

„Nee."

„Wie du willst."

Fried machte sich eilig fertig und ging hinaus. Der andere blieb noch eine kleine Weile trotzig liegen, hielt es dann aber doch nicht aus, sprang auf und lief hinterdrein.

Die Thür des Paulsenschen Ateliers stand nach dem Korridor hin auf, um unnötigem Gekkingel vorzubeugen. Der Kleine schlich sich ganz sacht hinein. Er war schon öfters hier gewesen, hatte den Raum immer ein wenig beengt gefunden und staunte jetzt über die Masse von Menschen, welche darin mit einigem guten Willen Platz fanden und bunt durcheinander hockten und standen.

Die Breitseite der rechten Wand wurde fast vollständig von einem Renaissanceschrank eingenommen. Da hinauf hatte sich van der Schelde gerettet, saß vergnüglich zwischen verstaubten Gipsabgüssen, rauchte still und baumelte mit den langen Beinen. Ihm gegenüber, mit einem Hintergrund von lustigen Farbenskizzen, lehnte in den Kissen des kleinen Divans Frau von Martini. Sie trug ein loses Hauskleid von rötlicher Seide, das oben am Hals mit einer Perlnadel geschlossen war, auch kostbare ungefaßte Perlen in den rosigen Ohrläppchen. Um sie her drängte sich eine ganze Schar von bewundernden Männern, und Egbert stellte sofort fest, daß Fried sich unter diesen befand, obgleich jener ihm den Rücken zuwandte. Er schien so versunken in den Anblick der reizenden Frau, die ihn als Künstler und Mann gleich entzückte, daß er den Eintritt des Freundes gar nicht beachtete. Erst als Anna Martini lächelte und dem Kleinen ein bißchen von oben herab, aber doch freundlich zunickte, wandte er sich halb eifersüchtig, um zu sehn, wem dieser ungewöhnlich liebenswürdige Gruß gelten könne.

„Ach, du bist es!" sagte er dann und hielt es nicht der Mühe wert, länger hinzuschauen.

Da geschah jedoch das Unerwartete, daß die vielverwöhnte Dame mit der Hand auf ein leeres Feldstühlchen deutete, das sie mit raschem Blick irgendwo erspäht hatte, und Egbert zurief: „Setzen Sie sich hierher neben mich. — Sie werden so freundlich sein, ein wenig zur Seite zu rücken!"

Die letztere kaltblütige Aufforderung erging an einen älteren Herrn, dessen Aussehen, trotz der grauen Haare, nur mit ‚fesch' bezeichnet werden konnte. In seinem frischen Gesicht mit den lebensfrohen, etwas verschwimmenden Augen lag eine gewisse liebenswürdige Liederlichkeit.

„Nur über meine Leiche, junger Mann!" rief er lachend und wehrte Egbert, wie derselbe Miene machte, dem Gebot Folge zu leisten. „Ich halte hier gewissermaßen das nächste Außenfort dieser vielumworbenen Feste besetzt und werde mich nicht aus meiner Position vertreiben lassen."

Egbert zog indessen aus seiner Schmächtigkeit Vorteil und glitt geschickt, ohne jemand zu belästigen, in das angewiesene Plätzchen hinein, von wo aus er sich rasch vorbeugte, und nicht ungraziös, ja mit unverkennbarer Vertraulichkeit die lässig auf der Lehne des Sessels ruhende weiße Hand küßte.

„Ich bin nämlich das neueste Haustier der gnädigen Frau, das diesen Posten seiner Ungefährlichkeit verdankt!" sagte er, dabei schadenfroh wahrnehmend, daß Fried mißbilligend die Stirn runzelte. „Darf ich bitten, mich vorzustellen?"

„Herr von Perna. — Herr von Garto." — Anna Martini bewegte leicht die Hand von einem zum andern. „Die übrigen Herren werden Ihnen ja wohl als Bewohner dieses Atelierhauses bekannt sein."

„Hallo! So sind Sie der Störenfried, der diese Nacht einen Aufruhr erregte?" rief der fesche Garto. „Sie haben Schneid, daß Sie sich heute hierher wagen! Kommen Sie um Himmelswillen nicht meiner Tochter zu nahe. Die ist noch geladen, sage ich Ihnen."

Er wollte sich ausschütten vor Lachen.

Daraufhin sah Egbert sich genauer um.

Dort am Fenster, auf dem dahin geschobenen Podium, das sonst, in der Mitte des Ateliers stehend, die ‚Opfer' der Paulsen trug, hockte ein schlankes Mädelchen mit dem Rücken gegen das Licht, welches auf dem reichen schwarzen Haar glänzend reflektierte. Ein weißes Tuchkleid, dicht unter dem Kinn geschlossen, umspannte fest den jungen biegsamen Oberkörper und floß in weichen Falten zu Boden.

Egbert erinnerte sich seiner nächtlichen Vision und der Art, wie die jugendliche Bewohnerin des obersten Stockwerks sich ängstlich in das große Plaid eingehüllt hatte. Es erheiterte ihn. Von dem Gesichtchen konnte er der ungünstigen Beleuchtung wegen nichts sehn, aber ihre warme helle Stimme deckte mit absonderlicher Klangfärbung das ganze durcheinanderschwirrende Gesumme der anderen zu, obgleich sie nicht gerade laut sprach und die Worte ausschließlich an Rainer richtete, der, den einen Fuß auf das Podium gestützt, sich zu ihr hinabbeugte.

Inge Garto hielt mit beiden Armen den phlegmatischen Atelierkater an die Schulter gedrückt und lehnte unbefangen ihren leicht zur Seite geneigten Kopf gegen das rote Fell des blinzelnden Viehs.

Dies gab einer Anzahl von Musenjüngern, welche sich um den Mitteltisch lümmelten, über den dünnen Thee tiefsinnige Betrachtungen anstellten und maßlos viel Butterbrötchen verschlangen, Veranlassung, unverblümte Andeutungen zu machen, daß gerade sie die richtigen Leute seien, eine so allerliebste Stellung in farbigen Illustrationen zu verewigen und daß das Vorurteil der Damen gegen Modellsitzen wirklich ein überwundener Standpunkt sei.

Inge machte indes taube Ohren dazu. Sie amüsierte sich köstlich über Rainer und die zarten verschleierten Huldigungen, die er ihr halblaut darbrachte. Das war ihr etwas Neues. Sie kannte aristokratische Sportkreise und aristokratisches Zigeunertum; man hatte ihr kordial die Hand geschüttelt und schöne Dinge über ihren Sitz zu Pferde, auch wohl direkte brutale Schmeicheleien gesagt; einem freisinnigen jungen Dichter war sie jedoch noch nie begegnet. Überhaupt schien ihr die ganze Gesellschaft hier befremdlich. Sie sah dieses Atelier zum erstenmal, denn die Gartos wohnten noch nicht lange im Vorderhaus, wechselten oft das Logis, infolge steter Zwistigkeiten mit den verschiedenen Hauswirten um unbezahlt gebliebene Miete. Übrigens fiel es ihr nicht ein, Rainers Worten irgendwelchen Wert beizulegen; sie wußte trotz ihrer Jugend, wie es im Leben herging, hatte sich schon zu oft an den scharfen Ecken unliebsamer Erfahrungen gestoßen; aber diese neue Erfahrung machte ihr Spaß.

Es gehörte so zu den Gewohnheiten des Lyrikers, sich im Augenblick an irgend etwas zu begeistern, und beide waren daher vollständig zufrieden miteinander.

In der Ecke zwischen Fenster und Schrank stand eine kleine Gruppe von Malerinnen fachsimpelnd vor der Staffelei mit dem angefangenen Bilde der Atelierinhaberin. Sie thaten sehr wichtig, zeichneten mit den Daumen Umrisse in der Luft und trugen fast übereinstimmend Lodenröcke, bunte Blusen und wahnsinnige Frisuren. Und zwischen all diesen verschiedenen Elementen schwirrte Roma Paulsen mit ihrem witzigen originellen Altjungferngesicht umher, balancierte wie ein Jongleur mit Tassen und Gläsern und wand sich geschickt durch die engsten Passagen.

Van der Schelde war sehr schwer zu befriedigen. Er mochte seinen erhöhten Platz nicht verlassen, wollte aber doch gespeist und getränkt sein und gab seine Wünsche trocken in tiefstem Baß kund, worauf man ihm das Verlangte in ein Körbchen thun mußte, das er vermittelst eines Bindfadens herabließ und hinaufzog.

„Was haben Sie heute getrieben?“ fragte Anna Martini, sich Egbert zuwendend. „Ich muß mein neues Haustier schon ein wenig kontrollieren.“

Er schilderte die Kneipe, in der er gespeist hatte. Sie machte eine Bewegung des Abscheus.

„Wie kann man derartige Lokale freiwillig aufsuchen! Das ist gewolltes Haschen nach Originalität. Seien Sie doch einmal normal und vernünftig.“

„Gnädige Frau, der Mensch interessiert mich als Einzelindividuum, trotzdem ich selbst für die Menschheit nichts thue.“

„Und was machen Sie alsdann, wenn Sie für ein Einzelwesen Interesse gewonnen haben?“

„Nichts.“

„Aha! Also nur Zeitvergeudung und Nervenkitzel.“

„Nichtsdestoweniger freut es mich, überhaupt noch Anteil nehmen zu können. Sie glauben nicht, wie gut das thut, wenn man sich so recht leer und stumpfsinnig gefühlt hat, plötzlich wieder Bitterkeit und Neid zu empfinden! — — Ach, was rede ich da für Unsinn! Glauben Sie ja nichts davon. Es war leere Wortdrescherei. Die Wahrheit ist, daß ich eine göttliche Heiterkeit verspüre, wenn ich sehe, wie es einzelne Esel

gibt, die noch immer mit einem gewissen Enthusiasmus den vergeblichen Kampf gegen das Schicksal führen."

„Das ist alles so ungesund und unvernünftig! Bei allem, was man unternimmt, muß man doch einen Zweck haben. Sagen Sie: ‚ich interessiere mich für die Lösung der socialen Frage und will meine Rolle darin spielen,‘ — gut. Aber eine zwecklose Empfindungsduselei, das ist nichts."

„Gehen Sie mir mit der socialen Frage!"

„Natürlich: von wirklich vorhandenen dings immer mit dem deutlichen Bewußtsein, daß es eben nur eine Rolle ist."

„Nichts wäre mir lieber. Also, wenn ich Sie recht verstehe: einen guten Schauspieler wollen Sie aus mir machen."

„Ja, so wie wir es alle, mehr oder minder, während der kurzen Vorstellung sind, die wir in dieser Welt geben, bis uns nach dem Fallen des Vorhangs die Möglichkeit geboten wird, uns ins Privatleben zurück zu ziehen. Vorläufig scheinen Sie mir ein ziemlich mäßiger Akteur zu sein."

Aus unserer Bildermappe:



Aus der Ausstellung: Die Kunst im Leben des Kindes.
Der Fluß. Lithographie von Henri Rivière.

Dingen wollen Sie wieder nichts hören! Wenn ich nur wüßte, wofür Sie Interesse haben."

„Für das, was der Augenblick mir persönlich bringt. Die Menschheit mag sehen, wie sie selbst mit sich und mit ihren gelegentlichen Nervenzuckungen fertig wird."

„Wissen Sie, was ich möchte?"

„Na?"

„Aus Ihnen einen ausgeglichenen normalen Menschen machen, der abgeklärt zu denken vermag und mit stiller Heiterkeit seine Rolle in der Gesellschaft übernimmt, aller-

„Aber ich bin bildungsfähig."

„Essen Sie morgen bei mir, dann sprechen wir eingehender über dies Thema."

„Mehr als gern."

Fried hatte dieser Unterhaltung mit deutlichen Zeichen der Mißbilligung zugehört. Er erinnerte sich nicht, daß Anna Martini je zuvor so aus sich herausgetreten wäre. Sie war in der letzten Zeit der ausschließliche Gegenstand seiner Bewunderung gewesen. Freilich pflegten diese Gegenstände bei ihm öfters zu wechseln; doch da die junge Witwe keinerlei Entgegenkommen zeigte, seinen

Blumen und sonstigen Aufmerksamkeiten gegenüber vielmehr kühl blieb, erhielt die Anbetung, welche er ihr widmete, einige Dauer. Er hegte keinen lebhafteren Wunsch, als sie im Empirekostüm malen zu dürfen, aber sein eben noch gemachter Versuch, sie für einige Sitzungen günstig zu stimmen, war mißglückt. Anna Martini ging gewandt und höflich auf das Thema der Malerei ein, doch geschickt an jeder Andeutung vorüber, so daß er thatsächlich nicht wagte, die Bitte auszusprechen.

Wie er nun mitanhören mußte, daß Egbert von ihr eingeladen wurde, ohne daß sie ihn selbst darin mit einbegriff, fühlte er sich direkt angewidert, saß gerade aufgerichtet da und maß beide mit kaltem Blick. Es war ihm aus der Seele gesprochen, als Herr von Garto rief: „Das nenne ich den coup de foudre! Sie bevorzugen diesen jungen Mann in einer Weise, schönste Gnädige, daß wir anderen jungen Männer energisch dagegen protestieren müssen. Was haben wir gethan, um solche Zurücksetzung zu verdienen?"

„Ach Sie? Sie brauchen mich nicht."

„Im Gegenteil, wir sind alle sehr hilfs- und heilsbedürftig. Wir wollen auch über die socialen Fragen belehrt werden, obgleich ich nur eine Lösung kenne: ‚Geld unter die Leute bringen.' Ich glaube übrigens nach dieser Richtung hin schon Erkleckliches geleistet zu haben."

Er lachte behaglich und goß ein Glas Portwein, das die Gastgeberin ihm soeben reichte, auf einen Zug hinunter.

„Übrigens, da fällt mir 'ne Geschichte ein —."

Garto fing an, der jungen Frau eine Anekdote ins Ohr zu tuscheln, nachdem er sich vergewissert, daß seine Tochter nicht in der Nähe sei.

Anna wurde ein wenig rot, schien aber doch sichtlich belustigt von der unleugbar liebenswürdigen Komik dieses lebensfrohen Papas.

Fried stand plötzlich mit einem energischen Ruck auf und verließ den kleinen Kreis, um sich den Malern am Mitteltisch zuzugesellen.

Inzwischen war die Dämmerung völlig hereingebrochen. Die Paulsen zündete Lampen an und deckte farbige Schleier darüber, und in dieser sanft getönten Beleuchtung war das kleine Atelier mit allen seinen bunten Stoffen, Bildern und barocken Spielereien von besonders malerischem Reiz. In den Gläsern funkelte der Wein rubinfarben, und ein roter Schein lag über den angeregten Gesichtern.

Die kleine Inge stand auf und ging langsam, die Hände auf dem Rücken, den Kopf ein wenig zurückgeworfen, hin und her, soweit der enge Raum dies gestattete. Vielleicht war sie des Zwiegesprächs mit dem Dichter müde, oder sie konnte auf die Dauer nicht auf einem Platz stillsitzen. Mit einmal kam ihr die Lust, das Pianino zu probieren, das irgendwo an einer ganz merkwürdigen Stelle stand.

Sie that immer ganz unbefangen und ohne Ziererei das, was ihr gerade einfiel, und in all ihrem Thun lag eine unleugbare Grazie. Wie die rundlichen Kinderhände über die Tasten hinglitten, trat eine plötzliche Stille ein.

„Singen Sie doch etwas, Fräulein Inge!" bat Roma Paulsen. „Ich höre so oft Ihrem Gesang durch die Zimmerdecke zu."

„Nur, daß ich da oben bei uns weder Klavier noch Pianino zur Begleitung habe und meine ganze Institutsspielerei bald vergessen haben werde."

Ihr mädchenhaftes Lachen klang weich und tief, wie das Girren der wilden Taube. Aber sie ließ sich nicht lange bitten und begann ziemlich ungeschult, doch mit ausgesprochen musikalischem Empfinden ein recht eigenartiges Vorspiel, dem ein ebenso eigenartiges Liedchen folgte:

„Bist gewandert durch Wahn und Weh,
Kommst aus meinen dunkelsten Tagen,
Hast dir eine Brücke geschlagen
Bis zu mir über Schuld und Schnee.

Lenkst mich lächelnd mit leisem Gebot,
Und auf kronengoldenen Locken
Trägst du flüchtige Federflocken
In den fröhlichen Frühlingstod."*)

Dem größten Teil der Anwesenden waren Musik und Worte nicht gemeinplätzig genug, und sie wußten nicht, ob sie applaudieren sollten.

„Das ist ja albernes Zeug, Kindchen!" rief der alte Garto. „Sing doch was Vernünftiges. Kein Mensch kann sich etwas

*) Gedicht von Raimer-Maria Rilke. Anmerk. d. Verf.

bei diesem verworrenen Geschwätze von Worten und Tönen denken."

„Papachen, das verstehst du nicht. Sag mir nur nichts gegen die herrlichen Worte; der Dichter ist anwesend."

Sie wies mit einer schalkhaften Kopfbewegung nach Rainer hin, der ganz entzückt dasaß und die kleine Huldigung, die ihm so unerwartet zuteil wurde, mit Wonne aufnahm.

„So? — Na, das ist dann etwas anderes. Man muß es nur öfter hören, und es liegt jedenfalls an deiner undeutlichen Aussprache, daß einem die Schönheiten verloren gingen," zog sich der Vater geschickt heraus.

Egbert war aufgesprungen und hastig an das Pianino getreten.

„Ich bitte, singen Sie das noch einmal!" sagte er fast befehlend.

„Nein."

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht will."

Er sah ihr erregt ins Gesicht. — „Wenn ich Sie doch aber inständigst bitte?"

Inge wurde verlegen und steckte eigensinnig mit einer bubenhaften Bewegung die rechte Hand in die Tasche.

„Die feine Stimmung, die drin liegt, geht bei der Wiederholung verloren."

Fried stand jetzt an der anderen Seite des Pianinos, Egbert gegenüber, und betrachtete aufmerksam das Mädchen, welches er bis dahin kaum beachtet hatte. Es kam ihm eigentlich erst jetzt zur Erscheinung. Das schlanke junge Geschöpf gefiel ihm, und diese trotzige Verweigerung war ihm gerade recht. Immer hatte er in dem Kleinen ein ganz ungefährliches Subjekt gesehen, wenigstens soweit die Frauen ins Spiel kamen. In seiner Freundschaft für jenen war das Mitleid vorwiegend gewesen. Heute empfand er zum erstenmal etwas wie Eifersucht und dumpfen Groll und in diesem Augenblick deutliche Schadenfreude.

„Dann singen Sie etwas anderes!" drängte Egbert weiter. „Sie haben gar keine Schule, ja Sie machen sogar ganz abscheuliche Fehler beim Atmen und in der Aussprache, aber Ihre Stimme hat eine Klangfärbung, die einen verrückt machen könnte!"

Inge lachte wieder, — sie lachte so gern, — und seine Offenheit besiegte schnell ihren Eigensinn.

„Ich begleite mich so schlecht." — Das klang schon halb und halb nachgibig.

„Die Begleitung besorge ich. Zwar kenne ich kaum eine Note, aber ich denke, mein Können wird schon hinreichen."

Er nahm schnell den Platz vor dem Pianino ein, den sie zögernd verließ.

„Kennen Sie das? — Kennen Sie jenes?"

Wie nach verschiedenen Vorschlägen eine Einigung erzielt war und seine feingliedrigen Finger geläufig präludierten, hörte man sofort den großen Unterschied zwischen diesem meisterlichen Spiel und Inges kindlicher Stümperei. Sie besaß eben nur ihr wunderbares Stimmmaterial und ein starkes musikalisches Empfinden. Trotzdem sang sie erheblich schlechter als vorhin.

Fried lehnte mit dem Ellenbogen auf dem Pianino und sah ihr gerade und unverwandt ins Gesicht. Das Rassige, das darin lag, das Erbteil des alten Geschlechts, dem sie entstammte, fesselte ihn. Ein keckes Gesichtchen war's, mit einem nervösen Näschen und hochmütigen, großen grauen Augen. Über der geradlinigen Stirn bauschte sich die wundervolle Fülle des schwarzen Haars. Hübsch mußte sich das anfühlen! Es sah so seidig und flockig aus.

Er bemerkte, wie ihr unter seinem musternden Blick das Blut langsam ins Gesicht stieg. Mit einmal hielt sie inne und sagte, ihn zornig ansehend: „Ich kann nicht singen, wenn ich angestarrt werde. — Und ich mag auch nicht mehr!"

Damit ging sie fort und setzte sich auf den ersten leeren Platz, der zur Hand war.

Egbert spielte unbeirrt die Begleitung weiter, als sei nichts geschehen, und nun er einmal im Zuge war, ging die Freude an der Musik mit ihm durch. Er fand einen unmittelbaren Übergang zu Chopin und entzückte die Zuhörer mit dem graziösen Wiegenlied dieses Meisters.

Fried schlich derweil hinter Inge her, erwischte irgendwo einen Feldstuhl und nahm darauf dicht neben ihr Platz. Er legte eine gewisse Angelegentlichkeit in seine Haltung und beugte seinen hübschen ausdrucksvollen Blondkopf tief zu ihr hin. Anna Martini sollte schon sehn, daß sie nicht die einzige Dame hier sei, die in Betracht komme. Überdies amüsierte ihn die rücksichtslose Ungezogenheit dieses Mädelchens.

„Ich muß wirklich um Entschuldigung bitten!“ begann er flüsternd. „Wir Maler sind schon eine undisziplinierte Bande. Wenn uns etwas vom künstlerischen Standpunkt aus auffällt, so überlegen wir nicht lange, ob wir auch ein Recht haben, es so ungeniert zu bewundern. Sind Sie böse?“

„Das nicht, aber —“

„Was denn sonst?“

„Verlegen bin ich. Sie haben hier alle eine so eigentümliche Art.“

„Das ist eben Künstlerart. Wir halten nicht mit dem, was uns gerade lebhaft beschäftigt, hinter dem Berge. Wenn meine ungeschminkte Bewunderung vorhin Sie indessen verletzt haben sollte, so bitte ich um Verzeihung. Wollen Sie wieder gut sein? Ja?“

„Und wenn ich es nicht sein wollte, würden Sie wohl auch darüber hinwegkommen.“

„Da geben Sie sich nur keinen Illusionen hin. Ich würde ein so eifriges Werben um den Sonnenschein Ihrer Gnade beginnen, daß Sie schließlich, nur um mich wieder los zu werden, Ihre ganze Liebenswürdigkeit über mir leuchten lassen müssen. Ich bin nämlich entsetzlich beharrlich, wenn ich einmal etwas erreichen will.“

Sie sah sehr belustigt aus.

„Der Klügere gibt von vornherein nach. Also, nein, ich bin nicht mehr böse. Damit enthebe ich Sie einer unnützen Mühe.“

„Aber Sie stürzen mich in Verzweiflung, gnädiges Fräulein. Es gibt Frauen, denen es besonderes Vergnügen machen würde, wenn ich mich um sie bemühte, und Sie sagen mir so gerade heraus, daß es bei Ihnen ganz unnütz wäre? Haben Sie nur an mir persönlich etwas auszusetzen, oder sind Ihnen Künstler an und für sich zuwider?“

„Ach! Reden Sie doch nicht so etwas! Ich weiß gar nicht, was ich darauf antworten soll. Bis jetzt habe ich überhaupt noch keine Künstler kennen gelernt. Dies ist das erste Atelier, das ich sehe.“

„Wahrhaftig? Möchten Sie nicht auch einmal das meinige in Augenschein nehmen?“

„Was malen Sie denn?“

Fried geriet etwas außer Fassung. Er glaubte, sein Name sei sozusagen weltbekannt.

„Ich bin ausschließlich Empiremaler.“

Inge rümpfte ein wenig die Nase.

„Davon verstehe ich nichts. Ich habe wohl solche Bildchen gesehen. Jemand sitzt am Spinett, und ein anderer steht in affektierter Haltung daneben. Oder zwei lesen auf der Gartenbank einen Brief mitsammen, und ein dritter guckt über die Mauer mit hinein. Das ist mir immer alles gekünstelt und unnatürlich vorgekommen. Dabei kann man sich nichts denken oder wenigstens nur langweilige Sachen.“

„Ihr künstlerischer Sinn scheint noch nicht sehr entwickelt.“

„Gar nicht. Ich bitte Sie! Wo soll ich's auch her haben? So wie wir leben!“ — Sie zuckte die Achseln.

Ihre Art und Weise, ihn so obenhin zu behandeln, begann den Maler zu reizen; und dabei sah sie ihn doch lächelnd mit frohmütiger Neugier an, wie ein absonderliches Geschöpf. Er wußte nicht recht, ob er sich über diese Offenheit ärgern oder amüsieren sollte. Wäre sie nicht so verteufelt hübsch gewesen, hätte er unstreitig das erstere gethan, wäre aufgestanden und fortgegangen; aber ihr jugendlicher Liebreiz blieb nicht ganz ohne Einwirkung auf seine Sinne.

‚Ist sie nun eine Kokette oder wirklich nur ein ungezogenes Kind?‘ fragte er sich und beugte sich dann wieder zu ihr.

„Was meinen Sie dazu, bei mir einige Privatissima über Kunst durchzumachen?“

Er glaubte einen großartigen Vorschlag zu machen, nach dem andere Damen mit allen zehn Fingern zugegriffen haben würden. Doch Inge richtete sich plötzlich auf, legte Schweigen gebietend einen Finger auf die Lippen und lauschte nach dem Pianino hin.

Egbert spielte ein schwermütiges Noctürne. Die Tasten des alten Klimperkastens schienen unter seinen Händen zu singen und zu klingen. Dann kam eine Stelle, in der die Linke in tiefer Lage ganz abgebrochen einen einzigen Ton in Dur anschlug, der in kurzer Fermate wie eine große Dissonanz wirkte, und danach nahm die schwermütige Melodie wieder ihren Fortgang.

Mitten drin ließ der Spieler die Hände sinken und starrte verloren vor sich hin.

„Ist das nicht wahnsinnig traurig, — dieser eine Ton?“ fragte er wie aus einem Traum heraus.

Niemand antwortete. Die meisten be-

griffen nicht, was er damit ausdrücken wolle, und machten verlegene Gesichter.

„Bist gewandert durch Wahn und Weh,
Kommst aus meinen dunkelsten Tagen,"

murmelte Inge vor sich hin und sah sanft und nachdenklich zu dem Kleinen hinüber, der jetzt mit geschlossenen Lidern auf seinem Stuhl vor dem Pianino kauerte.

So leise die Worte auch von ihren Lippen fielen, erreichten sie in der Totenstille, welche im Moment herrschte, doch Egberts Ohr. Er wandte sich langsam zu ihr herum, und in seinen Augen flammte etwas überirdisch Verklärtes, das man nicht in ihnen zu sehen gewohnt war.

Zugleich sagte Anna Martini ruhig: „Sehr schön, aber sehr absonderlich war das, was Sie da spielten, Herr von Perna; noch absonderlicher Ihre Bemerkung. Ich meine fast, Sie haben ein wenig dabei Bezug auf sich selbst genommen."

Egbert zuckte unmerklich wie unter einer unvorsichtigen Berührung zusammen, nahm jedoch keine Notiz von den Worten, sondern ging zu Inge hin, ergriff ihre Hände und drückte sie mit einer Kraft, die sie ihm gar nicht zugetraut hätte. Sie machte sich übrigens eilfertig los und wurde ganz rot. Darüber kam er schnell zur Besinnung und fing in unangenehmer Weise an zu lachen.

„Sie halten mich wohl für total verrückt?"

Inge schwieg.

„Beruhigen Sie sich; ich bin nicht gemeingefährlich."

„Jedenfalls sind Sie ein großer Musiker!" sagte sie verschüchtert.

„O, wie Sie sich täuschen! Kein wirklicher Musikverständiger würde mich dafür gelten lassen. Ich paute das fast alles so nach dem Gehör hin. Das bißchen Notenlesen, das man mir in meiner Jugend eingetrichtert hat, ist längst ausgeschwitzt! — Schauen Sie mich doch nicht so erstaunt an! Was ist denn an mir so Absonderliches zu sehn?"

Er zitterte förmlich vor innerer Nervosität.

Inge drückte sich unwillkürlich ein bißchen näher zu Fried heran und sah ängstlich aus. Er fing doch an, ihr unheimlich zu werden.

Fried streckte seinen kräftigen Arm zwischen sie und Egbert, und sagte bestimmt: „Komm wieder zu dir, mein Junge. Du erschreckst die junge Dame."

Egberts Wesen wandelte sich sofort in liebenswürdige Drolligkeit.

„Ich wußte nicht, daß sie so schreckhaft ist. Haben Kinder jetzt auch schon Nerven?"

„Oho! Ich bin achtzehn Jahre alt!" lachte Inge. „Respekt, wenn ich bitten darf!"

„So alt schon? Und noch nichts für die Unsterblichkeit gethan?"

„Das ruht noch im Schoß der Zukunft," gab sie munter zurück.

„Wenn Sie eines Mentors bedürfen, befehlen Sie über Ihren ergebenen Diener. Ich eigne mich so recht dazu, andern den Weg zur Unsterblichkeit zu ebnen. Kommen Sie, vertrauen Sie mir an, nach welcher Richtung Sie sich auszuzeichnen gedenken; und wenn Sie einen Rat von mir annehmen wollen, so lassen Sie sich zur Sängerin ausbilden."

„Wirklich?" fragte sie eifrig. Aber ihr Vater rief laut dazwischen: „Setzen Sie meinem Mädel nichts in den Kopf, Herr von Perna. Eine Garto wird nicht Primadonna, und für den Hausgebrauch wäre eine regelrechte Ausbildung zu kostspielig."

„Würde das so kostspielig sein?" forschte Inge zutraulich weiter, ohne die väterliche Einmischung sonderlich zu beachten.

„Ein paar tausend Mark würden hinreichen."

Sie verlor förmlich den Atem.

„Herrgott! Wie kann man denn das!"

Fried war es nicht recht, daß der andere Lust bezeigte, das Mädchen in längere Unterhaltung zu verwickeln. Er hatte sich vorhin Inge genähert, um Anna Martini zu zeigen, daß es außer ihr noch andere Frauen gebe, die der Aufmerksamkeit wert seien. Gab sie Egbert den Vorzug, — gut, so zog er sich zurück; nun er aber eben anfing, flüchtiges Gefallen an diesem reizenden Ding zu finden, und bestrebt war, Eindruck zu machen, ging es ihm denn doch über den Spaß, daß jener abermals versuchte, seinen Weg zu kreuzen.

Er war sich des Wertes seiner Persönlichkeit als Mann und Künstler durchaus bewußt, und mit einmal packte ihn das Verlangen, den hochmütigen kleinen Racker von seiner Unwiderstehlichkeit zu überzeugen, wieder die schon so oft gehabte Genugthuung zu empfinden, daß junge heiße Augen mit stummer Frage schüchtern die seinen suchten.

Die da wußte freilich nichts von Schüchternheit. Um so mehr reizte es ihn, den Versuch zu machen. Ein tändelndes Spiel war schließlich nichts Unrechtes. So etwas brach man ab, sobald es anfing, ernst zu werden. Und Fried zog nun alle Register.

Er war klug und belesen und konnte, wenn er wirklich wollte, von einer Liebenswürdigkeit sein, die immer etwas Jungenhaftes, Ursprüngliches besaß und darum oft geradezu bestrickend wirkte.

Inge hatte ihn bis dahin auffallend gut aussehend, aber nicht gerade angenehm gefunden. Nun er sich Mühe gab, zu gefallen, gelang ihm dies leicht.

Sie war gar nicht belesen, kannte fast nichts von guter Litteratur außer ein paar französischen Romanen, die der Vater gelegentlich herumliegen ließ, und hatte keinen blassen Schimmer von der Kunst. Doch sie besaß natürlichen Verstand, machte kein Hehl aus ihrer Unwissenheit und ging munter auf die angeschlagenen Themata ein.

Egbert stand derweil beiseite, sah sie an und biß sich auf die Lippen. Er merkte sehr gut, daß Fried den Unwiderstehlichen spielen wollte, und daß sie so leicht darauf einging, verdroß ihn über die Maßen.

Eine qualmende Lampe, die aus Mangel an Petroleum ausging, machte dem Jour der Paulsen endlich ein Ende. Ein Teil der Anwesenden ergriff lachend und manierenlos, ohne sich zu verabschieden, die Flucht vor dem unangenehmen Geruch, und der Rest fand ihn auch nicht verlockend zu längerem Bleiben, wechselte aber doch noch die üblichen Höflichkeiten mit der Gastgeberin.

Anna Martini und Inge Garto standen einen Augenblick nebeneinander; beide in ihrer Art tadellose Menschenexemplare, Vollblut.

Sie waren einander heute nicht nahe getreten, kannten sich nur von flüchtigen Begegnungen auf der Treppe des gemeinschaftlich bewohnten Vorderhauses, aber die ältere Frau empfand Sympathie für das junge Mädchen und streckte ihm freundlich die Hand entgegen.

„Besuchen Sie mich doch einmal. Wir werden gewiß gut miteinander auskommen.“

Inge sah etwas betroffen drein. Sie dachte daran, daß ihre Häuslichkeit nicht für geselligen Verkehr eingerichtet sei, dann schlug sie herzlich ein und sagte ehrlich: „Gnädige Frau, wir führen ein Zigeunerleben, Papa und ich, wenn Sie aber keinen Anstoß daran nehmen und gestatten, daß ich hie und da zu Ihnen flüchte, — ich komme gern.“

Fried fand es angemessen, sich wortlos zu verabschieden, preßte aber Inges Hand so fest in die seine, daß ihr das Blut verräterisch ins Gesicht stieg. Er fand dies sehr hübsch. Frau von Martini erhielt von ihm nur eine flüchtige Verbeugung.

4. Kapitel.

Ins dritte Stockwerk des Vorderhauses kam die Sonne naturgemäß früher als zu den andern.

Herr von Garto pflegte zwar davon nichts zu merken, denn er kehrte immer erst gegen Morgen heim und schlief dann spät in den Tag hinein; aber Inge wachte regelmäßig von dem Pfeifen der Amseln auf, die in den Bäumen auf dem Hof ihre Nester bauten, und dann litt es sie nicht mehr in den Federn. Sie war eben auch ein beweglicher, froher Vogel und pfiff gleichfalls gern vor sich hin.

In ihrem Schlafzimmerchen kramte heute wie immer zu dieser Zeit die alte Aufwärterin, hustend und alles vor sich her stoßend, herum. Sie kam nur für Stunden, kehrte jedoch zuweilen noch später, wenn sie die Arbeit im Atelierhaus hinter sich hatte, wieder, um für die junge Dame ihre zweifelhaften Kochkünste in Anwendung zu bringen, wenn Herr von Gartos Geldbeutel es ihm nicht gestattete, mit der Tochter im Restaurant zu speisen, oder wenn er es bequemer fand, dies allein zu thun. Mitunter begnügte sich Inge auch mit ein paar kalten Bröckchen und einem Glase Milch. Das war ihr alles sehr gleichgültig und that ihrer gesunden Jugend keinen Abbruch.

Sie saß am Fenster, hatte einen seidenen Strumpf über die Hand gezogen, und betrachtete nachdenklich das Loch in der Ferse. Es war ihr nicht recht klar, wie man das stopfen könne, und auch nicht rechter Ernst damit, denn dazwischen sah sie lächelnd vor sich hin und hing offenbar heiteren Erinnerungen nach.

Das Zimmer besaß keine glänzende Ausstattung, diente jedenfalls als Wohn- und Speiseraum zugleich, aber eine gewisse

Genialität in der Herrichtung ließ sich nicht ableugnen. Das trug alles so deutlich den Stempel der Billigkeit und war so abgenutzt, die fadenscheinige Decke über dem Divan, und der bunte Kattunbezug der breitlehnigen Sessel. Im Teppich, unter dem abgetretenen Wollgewebe, kamen große graue Stellen zum Vorschein, und die eschenen Holzmöbel hatten von vielfachen Umzügen bestoßene Ecken. Aber an den Wänden hingen alte vornehme Familienporträts, ohne künstlerischen, doch von traditionellem Wert; und japanische Papierfächer, die nachlässig irgendwo hingeworfen waren, ein Rest ererbten tiefroten Seidenstoffs, in der Ecke über dem Divan gespannt, und große Büschel farbenleuchtender Frühlingsblumen da und dort verliehen dem sonnendurchglänzten Gemach doch ein ungemein wohnliches Aussehen.

Rechts davon hatte Inge ihr Schlafzimmer, links Herr von Garto das seine. Der vierte Raum war mit Ausnahme einiger wackliger Rohrstühle unmöbliert geblieben und diente unbewohnt, nur als Durchgang vom Flur her. Herr von Garto nannte ihn sehr großartig: ‚Unser Vestibül‘.

Jener erschien übrigens heute ungewöhnlich zeitig, während Inge noch über ihren Strumpf nachdachte.

„Na, Maus? Wie geht's?“

„Papachen, ich muß dir gleich etwas Unangenehmes sagen.“

„Kindchen, bleib mir damit vom Leibe! Natürlich ist wieder eine Rechnung eingelaufen.“

„Ganz so schlimm ist's nicht. Ich brauche nur neue Strümpfe.“

„I was du sagst! Schon wieder?“

„Aber Papachen, ich habe doch bloß drei Paar.“

„Na dann nimm dir welche auf Rechnung. Wenn ich 'mal wieder bei Kasse bin, bezahle ich sie gelegentlich.“

„Ich geniere mich so, wenn mich die Leute im Laden mißtrauisch ansehen. Denke dir, wenn sie sich nun weigerten, mir etwas auf Kredit zu geben?“

Er lachte friedlich.

„Kleiner Schafskopf, so geh in ein Geschäft, wo sie dich nicht kennen und auf Namen Wert legen. Laß dir eine Auswahlsendung schicken, behalte einige Paar und bestelle dem Boten, du würdest um den Rest gelegentlich herankommen, die Farben sagten dir nicht zu.“

„Was meinst du, könnte ich nicht baumwollene nehmen? Wenn du mir nur drei Mark geben wolltest!“

„Gräßlich! Baumwollene? Die abfärben? Nee du, eine Garto trägt nicht so etwas. Fange mir nur nicht an, dich wie eine kleine Schullehrerin anzuziehen. Du bist ein schönes Mädel, aber selbst der wertvollste Stein sieht in geschmackloser Fassung schlecht aus. Dein alter Name und dein Aussehen sind die einzigen Werte, die du in die Schicksalswage werfen kannst. Du wirst mir das Zugeständnis machen, daß deine Fassung bisher gut war. Elegante Stiefel und seidene Strümpfe sind nun einmal das Kriterium der vornehmen Dame, mehr noch als gutsitzende Kleider. — Apropos Schatz, was gibt es denn heute bei dir zu Mittag?“

„Ich habe noch gar nicht darüber nachgedacht. Wenn's hoch kommt ein Milchsüppchen und Kartoffelpuffer. Die kann ich zur Not selbst backen.“

Er schnitt eine Grimasse.

„Eigentlich wollte ich mich heute von dir beköstigen lassen, doch angesichts dieser Genüsse verzichte ich darauf und verschaffe mir irgend eine Einladung. Komm, mach dich schnell fertig, zieh das Reitkleid an. Hartop hat uns seine Pferde zur Disposition gestellt, während er verreist ist. Das wollen wir doch ausnutzen. Es ist ein Jammer, daß er dich nicht auf dem Fuchs sieht. Brillanter Gaul! Wie für dich geschaffen. Im Sattel ist ohnehin immer dein bester Moment.“

Inge blieb auf ihrem niedrigen Hockerchen sitzen, sah etwas verlegen aus und kratzte sich den Fuß, der mit einem zierlichen Lackschuh bekleidet war.

„Könnten wir nicht jetzt zu Hause bleiben, und erst wie gewöhnlich nachmittags reiten?“ begann sie zögernd.

„Warum? Ich habe die Pferde schon bestellt. Es paßt mir heute besser am Vormittag.“

„Ja, weißt du, Herr Hallinger, der Maler von drüben, machte so eine Andeutung, als wolle er uns heute vormittag besuchen, und ich habe nicht direkt abgewinkt. Da wäre es doch komisch, wenn wir nun gerade ausgingen. Und allein kann ich ihn wohl nicht gut empfangen.“

Herr von Garto heftete seine hellen braungeäderten Augen, die etwas vom Raubvogel an sich hatten, scharf auf das Gesicht seiner Tochter, das sich mit flüchtiger Röte überzog. Er spitzte die Lippen zum Pfeifen.

„Es ist mir gestern so vorgekommen, als mache er dir den Hof."

„Ach, bewahre! Wie wird er denn!"

„Kindchen, spiele nicht die Naive. Ich bin wahrhaftig der letzte, der dein Vergnügen stört, aber ich muß klar sehen können und vor allen Dingen verlangen, daß du dich nicht nach irgend einer Seite hin kompromittierst. Du weißt, daß ich mehr ein guter Kamerad für dich bin als ein strenger Vater. —"

„Letzteres wäre auch nicht sehr angebracht!" neckte sie und flog ihm lachend um den Hals.

„Du frecher kleiner Dachs! Also als alter Kamerad warne ich dich. Diese Künstler sind sehr unsichere Kantonisten."

„Unsicherer als unsere Sportsmen? Himmel, Papachen! Ich bin doch wohl daran gewöhnt, daß man mir ohne ernstliche Absichten den Hof macht."

„Was man so in unsern Kreisen ‚Hof machen' nennt, ja. Es wäre mir auch nicht erwünscht, wenn die pfenniglosen Kerle, die dich umschwärmen, immer ernstliche Absichten hätten. Ich muß dir das Zugeständnis machen, daß deine Haltung tadellos ist. Aber mit diesen Künstlern ist das 'ne andere Sache. Sie gehen viel schärfer ins Zeug, weil sie nicht zu fürchten brauchen, ihre Stellung zu untergraben, wenn sie sich nicht wie Gentelmen benehmen. Sie ziehen sich einfach zurück, wenn es ihnen so paßt, und von dem Mädel heißt es dann nachher, es habe eine Herzensaffäre mit einem Farbenklexer gehabt und sei sitzen gelassen. Darauf hin sinkt es sofort im Preise."

„Also, ich werde keine Herzensaffäre mit dem Farbenklexer haben!" lachte sie, noch immer mutwillig, und rieb ihren Schwarzkopf an der väterlichen Schulter.

„Der Kerl ist unstreitig sehr hübsch," fuhr Herr von Garto fort. „Hat 'ne Gestalt wie ein eleganter Kavallerieoffizier. Wäre auch trotz seines bürgerlichen Namens als Epouseur in Betracht zu ziehen, denn er verdient jährlich Unsummen und hat schon ein hübsches Vermögen gesammelt."

„Woher weißt du das?" fragte sie erstaunt.

„Ich habe mich natürlich erkundigt. Sofort als wir hier eingezogen waren, erforschte ich genau die Verhältnisse unserer nächsten Nachbarschaft und nahm auch gestern die Einladung der lustigen alten Jungfer nur an, um mir die Leute in der Nähe zu besehen. Als vorsorglicher Vater warf ich von vornherein auf den Hallinger ein Auge. Am liebsten wäre es mir ja, wenn ich einen grand prix unserer eigenen ursprünglichen Kreise für dich gewinnen könnte; geht das jedoch nicht, so wäre mir auch ein anderer mit gesicherten Verhältnissen recht. Heiraten mußt du ohne Frage, und zwar so wohlhabend wie möglich. Man darf keine Chance unbeachtet lassen."

„Pfui Papachen! Das ist häßlich, so verschachert zu werden." — Sie ließ ihn los.

„Lieber Schatz, thu nicht so, als seiest du aus dem Mond gefallen."

„Nein, ich mag so was nicht. Laß mich doch mein bißchen Jugend genießen. Ich will mich unbefangen amüsieren."

„Gut. Willst du nur das, ohne Dummheiten zu begehen, so bin ich kein Spielverderber und bleibe demgemäß heute zu Hause. Der Bube der Putzerin mag nach der Reitbahn springen und die Pferde für den späteren Nachmittag bestellen."

„Als ob du mir jetzt nicht schon die ganze Unbefangenheit genommen hättest."

„Ihr Frauenzimmer seid ja ohnehin nie ganz unbefangen, habt doch immer eure kleinen Hintergedanken. Ich kenne euch. Glaubst du übrigens, daß der Farbenfritze bei uns frühstücken würde, wenn ich ihn einlüde?"

„Etwa Kartoffelpuffer? Wir haben doch sonst nichts."

„Oho, ich habe noch so meine Hilfsquellen, die ich aber nur im wirklichen Ernstfall spielen lassen würde. Hier in der Nähe hat sich ein neues Delikateßgeschäft aufgethan, dem daran liegt, vornehme Kundschaft zu gewinnen. Die Leute baten dringend um die meine und würden mir alles, was ich will, auf Rechnung herüberschicken. Aber es sieht vielleicht zu empressiert aus, wenn wir jemand gleich beim ersten Besuch zum Frühstück aufforderten. Man muß ihn herankommen lassen, ohne Übereifer von unserer Seite zu zeigen."

Ein Ausdruck des Widerwillens, ja geradezu des Ekels glitt über Inges Gesicht.

Sie liebte ihren Vater und hatte zuweilen eine ganz verzweifelte Sehnsucht, aus diesen demütigend kümmerlichen, elenden Verhältnissen herauszukommen; aber das Glücksrittertum und die berechnende Schlauheit, welche gierig nach jeder Chance griff, thaten ihr weh. Herrgott! Nur frei sein! Geld haben! Aufatmend das Leben genießen können! Sie empfand dunkel, daß die sorgfältige Wachsamkeit, mit der ihr jedes zweifelhafte Element fern gehalten wurde, trotz des Zigeunerlebens, welches sie führten, auch nur ein Schachzug sei.

Trotzig stellte sie sich ans Fenster und starrte hinaus, während Herr von Garto sich den Kaffee aus dem Ofenrohr nahm, gemächlich frühstückte, dann das Geschirr eigenhändig in die Küche trug und eine gute Cigarre anzündete, um sich in die Lektüre des gelb gehefteten französischen Romans zu versenken, den er irgendwo entliehen hatte.

Gegen elf Uhr schellte es. Die Aufwärterin schlurrte hinaus. Man hörte Frieds kräftige Stimme auf dem Korridor sagen: „Bitte melden Sie mich."

„Spazieren S' nur 'rein!" nötigte die Alte dagegen, die Thür zum ‚Vestibül' ohne Umstände öffnend.

Inge wurde rot. Wie sie sich schämte! Wenn es nach ihrem Sinn gegangen wäre, hätte ein gutgeschulter Diener draußen stehen und halblaut sagen müssen: „Ich werde fragen, ob die Herrschaften empfangen."

Für Fried jedoch hatte die Putzerin, die auch zugleich im Atelierhaus den Dienst versah, nichts Befremdendes. Er trat frisch und sicher ein und ging gerade auf das junge Mädchen zu, das noch am Fenster mitten im goldenen Sonnenschein stand.

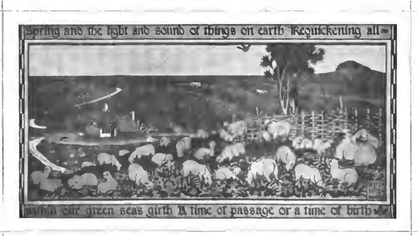
„Ist das aber reizend!" dachte er, die Aureole von Sonnenglanz, welche Inges vornehmen Kopf und die schlanke Gestalt umfloß, mit künstlerischem Entzücken wahrnehmend. Unmittelbar neben ihr leuchtete blutrot der alte verschossene Wollenvorhang. Davor stand ein Blumenstrauß in Gelb und Lila.

„Bitte, bleiben Sie noch einen Augenblick so stehen, gnädiges Fräulein!" bat er. „Das ist für unsereins einfach ein wundervoller Anblick."

Sie trat nichtsdestoweniger rasch aus der Fensternische. Es schoß ihr durch den Kopf: „Ums Himmelswillen nur keine berechneten Posen!"

Sein Kommen war ihr jetzt zuwider.

Aus unserer Bildermappe:



Von der Ausstellung: Die Kunst im Leben des Kindes.
Frühling. Von Heywood. (Sogen. Fitzroyblätter. Verlag von George Bell & Sons in London.)

Sie konnte den Gedanken nicht los werden, daß ihr Vater ihn, der gewiß ganz harmlos nur als Hausgenosse seinen Besuch machte, in dem Licht eines möglichen Heiratskandidaten für sie in Betracht zog. Das machte sie steif und verlegen.

Herr von Garto aber führte seine ganze Jovialität und muntere Gemütlichkeit ins Treffen, nahm scheinbar von der Tochter keine Notiz und schien zu meinen, daß diese Visite nur ihm allein gelte. Er verstand sich auf die Inscenierung kleiner Effekte und bemerkte mit heimlicher Heiterkeit, daß der junge Mann ungeduldige Blicke nach dem Mädchen hin warf, welches sich an der Unterhaltung so gut wie gar nicht beteiligte.

„Darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten?“ fragte der ältere Herr nach einer Weile. „Du gestattest, Inge, daß wir rauchen?“

Sie saß ganz hilflos vor Staunen da. Diese respektvolle Ritterlichkeit ihr gegenüber war eine neue überraschende Nüance im Wesen des Vaters.

Fried verbeugte sich zustimmend, und Herr von Garto verschwand im Nebenzimmer, um Rauchutensilien zu holen, die übrigens hinter dem Divan bequem zur Hand standen.

„Warum sprechen Sie nicht mit mir?“ fragte der Maler hastig, als er mit dem Mädchen allein blieb. „Bin ich wieder so unglücklich gewesen, Ihr Mißfallen zu erregen?“

Unwillkürlich stand er unter dem Einfluß der artigen Rücksicht, welche der Vater seiner Tochter erwies, und richtete sein Benehmen danach.

„Es fiel mir nichts ein.“

„Das heißt, Sie wollten nicht sprechen. Ich sah sehr gut in Ihrem beredten Gesicht, daß Sie sich innerlich lebhaft an dem Gespräch beteiligten. Wir sind uns ja noch ganz fremd. Ich kenne Ihre Geschmacksrichtung nicht, weiß noch nicht einmal, wofür Sie eigentlich Interesse haben; aber als Sie vorhin dort im Fenster wie die Sonnenkönigin dastanden, kam es mir vor, als leuchteten Sie aus sich heraus, und nun bitte ich, auch ein wenig von diesem inneren Glanz auf mich fallen zu lassen.“

„Das ist hübsch ausgedrückt, aber Sie werden begreifen, daß ich jetzt erst recht schweigen mußte, um Ihre Illusion nicht zu stören. Wenn ich Ihnen nun sagte, daß nichts in mir ist als ein bißchen Lebenslust und Eitelkeit?“

„So würde ich es einfach nicht glauben. Wer so singt wie Sie, hat ein reichhaltigeres Empfindungsrepertoire.“

„Ach, ich weiß nicht. Es scheint mir als sei ich noch sehr unfertig und unklar. Ich habe noch so wenig vom Leben gesehen. Möglich, daß allerlei in mir steckt. Wer kann das sagen! Zunächst bin ich einmal jung und vergnügt. Was später vielleicht kommt, beschwert mich im Augenblick nicht.“

‚Was für ein süßes Ding!‘ dachte er, und fragte dann weiter: „Genießen Sie denn wenigstens Ihre Jugend? Ich höre, daß Sie oft allein sind.“

„Das ist nicht so schlimm. Erstens reite ich viel. Reiten Sie auch?“

„Ja, aber schlecht.“

„Dann sollten Sie Unterricht in der Bahn nehmen. Ein Herr, der schlecht zu Pferde sitzt, sieht so lächerlich aus.“

„Kann ich ja thun. Und zweitens?“

„Träumt es sich so nett in den einsamen Stunden.“

„Wovon?“

„Unter anderem von dem, was man alles thun würde, wenn man einmal unvermutet das große Los gewänne.“

„Da wäre ich aber neugierig.“

„Das scheinen Sie überhaupt zu sein, Herr Hallinger.“

„Pardon! Es ist sonst nicht mein Fehler. Sie halten mich jedenfalls für furchtbar indiskret, aber ich bitte trotzdem, verraten Sie mir, was Sie dann thäten.“

„Ich würde mir zunächst eine himmlische kleine Wohnung einrichten.“

„Warum klein?“

„Weil das so mollig und intim ist! Mit einem Musikzimmer, so, wissen Sie, ohne Teppich und Draperieen, nur weißer Stuck und ein grünlicher Ton an den Wänden, Flügel in der Mitte. Und ein eigenes Reitpferd würde ich mir halten und alles lesen, was ich möchte, und meine Bekannten sollten mich oft zu Schokolade und Kuchen besuchen.“

Er lachte herzlich.

„Bilder sollten nicht in dem molligen, intimen Nest sein?“

„Doch! Großartige Bilder, die man stundenlang ansehen kann ohne sich zu langweilen, die einem immer wieder etwas Neues,

Tiefsinniges sagen. Landschaften, in die man weit hineinschaut, oder symbolische Märchengestalten."

„Da würden Sie also van der Schelde in Nahrung setzen."

„Ist das der große Mensch mit den gräßlich langen Beinen, der gestern auf dem Schrank saß und kein Wort sagte?"

„Derselbe."

„Der malt so wundervolle Sachen?"

„Sie würden sie jedenfalls wundervoll finden."

„Er würde es wohl nicht gern sehen, wenn ich mit Papa einmal sein Atelier besuchte?"

„Im Gegenteil, mit Begeisterung. Machen Sie sich nur darauf gefaßt, als Froschkönigin oder sonstige mystische Märchenfigur von ihm verewigt zu werden."

„Das wäre ein riesiger Spaß."

„Ich möchte Ihnen den Vorschlag machen, zunächst 'mal mit Ihrem Herrn Vater mein Atelier zu besuchen. Das liegt jedenfalls näher, und wenn ich Ihnen die Bekanntschaft mit dem langen Schelde vermittele, sind Sie mir das eigentlich schuldig."

„Ich verstehe aber nichts von Malerei, und wenn ich dann etwas ganz Dummes und Ungezogenes sage, sind Sie böse."

„Schließen wir also einen Vertrag, gar nicht über Kunst zu reden."

„Was sollen wir dann bei Ihnen?"

„Ich möchte die Sonnenkönigin auch einmal in meinem Atelier leuchten sehen."

„Das sollte Ihnen schwer werden. Es liegt ja nach Norden."

„Ich würde den inneren Glanz schon sehen."

Ihre heitere Gesprächigkeit hatte plötzlich ein Ende. Sie wurde rot. Fried legte beide Arme auf den Tisch, der zwischen ihnen stand, und betrachtete sie aufmerksam.

„Wenn ich Ihnen aber nun sage, daß Sie mir ein besonderes Vergnügen damit machen? Oder haben Sie etwas gegen mich?"

Sehr zur richtigen Zeit trat Papa Garto in diesem Moment wieder mit Cigarren und Zündhölzern ein, und obgleich er fröhliche Unbefangenheit zur Schau trug, hatte Inge ihn doch stark im Verdacht, hinter der Thür gelauscht zu haben.

Fried wünschte den Alten zu allen Teufeln. Er war gerade im besten Zuge gewesen, sich ein wenig in das herzige Mädelchen zu verlieben, und befand sich noch in völliger Ungewißheit darüber, ob er selbst gleichfalls Eindruck gemacht habe oder nicht. Einen Vorwand suchend, um das Alleinsein mit Inge etwas zu verlängern, bat er um eine Cigarenschere, obwohl er sein Messer in der Tasche trug. Doch diesmal hatte Herr von Garto das Gewünschte sofort zur Hand und reichte es ihm mit einer Verbindlichkeit, die den Maler geradezu wütend machte.

„Ich bat soeben um Ihren und Fräulein von Gartos Besuch," sagte er förmlich. „In meinem Atelier ist gewiß manches, was die Herrschaften interessieren würde."

„Ja mein lieber Herr," — Papa Garto zog die Augenbrauen hoch und suchte augenscheinlich nach dem Namen, — „richtig, Herr Hallinger! wir haben eigentlich nicht die Gewohnheit, in Ateliers herumzuziehen. Wissen Sie, das ist nichts für junge Mädchen."

Fried war nicht der Mann, eine Bitte zu wiederholen, die einmal abgeschlagen wurde, verbeugte sich und stand auf.

„Zum mindesten müßten wir doch erst näher miteinander bekannt werden," lenkte der ältere Herr ein, als er merkte, daß er es mit einem Querkopf zu thun hatte. „Wir machen zwar kein Haus und sehen wenig Menschen bei uns, doch wird es mich freuen, wenn Sie Ihren freundnachbarlichen Besuch wiederholen wollen, falls Sie an dieser einfachen Umgebung keinen Anstoß nehmen."

Er urteilte sehr rasch und richtig, daß der Wert seiner Tochter in den Augen dieses Mannes in dem Maß steigen werde, als er dem Verkehr Schranken entgegen setzte. Es lag daran, vorläufig noch alle Karten in der Hand zu behalten. Er wünschte dringend, der Sorge für Inge so bald wie möglich enthoben zu sein. Ein aristokratischer Schwiegersohn mit großem Vermögen war ihm natürlich das Erstrebenswerteste; ließ sich ein solcher jedoch nicht finden, so nahm er auch mit einem vermögenden Künstler aus gutem Haus fürlieb. Jedenfalls galt es, dem jungen Menschen von vornherein den Gedanken beizubringen, daß eine vorübergehende Liebelei ausgeschlossen sei.

„Zu dieser Stunde finden Sie mich fast immer zu Hause; nach zwölf Uhr nicht mehr; und meine Tochter nimmt allein keinen

Besuch an. Du gestattest, lieber Schatz, daß ich dies in deinem Namen sage?"

Herr von Garto wandte sich wieder mit der höflichen Ritterlichkeit wie vorhin Inge zu.

Fried murmelte etwas, das sich dahin deuten ließ, er werde von der erhaltenen Erlaubnis Gebrauch machen, und empfahl sich.

„Nun, wie gefällt er dir?" fragte der lebensfrohe Vater, nachdem er den Maler bis zur Wohnungsthür geleitet hatte, und ging händereibend im Zimmer auf und nieder. „Wir haben ihn ordentlich im Schach gehalten, nicht wahr?" — Er lachte gemütlich.

„Ach, Papachen, laß mich doch mit ihm in Ruh."

„Wie, Herzchen? Warst du es nicht, die mich bat, zu Hause zu bleiben, um seinen Besuch empfangen zu können? Und jetzt soll ich dich mit ihm in Ruh lassen! Du bist köstlich."

„Ich hätte mich so gern vergnügt unterhalten, aber wie kann ich denn das, wenn du mir von vornherein sagst: der da ist möglicherweise dein zukünftiger Mann!"

„So weit sind wir noch nicht. Daß er nicht ganz von der Hand zu weisen wäre, steht fest. Doch wollen wir ja nicht zu schnell vorgehen und uns immer den Rückzug offen halten. Jedenfalls muß man ihm den Begriff beibringen, daß du nicht ganz leicht zu gewinnen bist."

„Er denkt nicht daran."

„Vielleicht im Augenblick noch nicht; aber er steht im Begriff, sich in dich zu verlieben. Diese Künstler stehen ja immer gleich in Flammen. Man muß sich nur Zeit lassen und jede anscheinende Gelegenheitsmacherei vermeiden, dann haben wir ihn sicher, falls wir ihn als Notbehelf brauchen."

Inge warf sich mit beiden Armen auf den Tisch und fing an zu schluchzen.

„Wie das entsetzlich ist, so verhandelt zu werden! Abscheulich!"

Herr von Garto wurde sofort weichherzig und liebevoll. Er nahm seine Tochter in den Arm und streichelte ihr beruhigend das Haar.

„Aber Kindchen, wer will dich denn verhandeln? Ich doch wahrhaftig nicht. Ich möchte dich nur gut versorgt wissen. Daß es mir nicht leicht wird, uns beide durchzubringen, weißt du; aber es fällt mir nicht ein, dich zu zwingen. Magst du den Hallinger nicht, so richten wir unser Augenmerk auf einen andern."

Sie schluchzte heftiger.

„Daß wir so etwas überhaupt thun, — das ist ja so gräßlich entwürdigend!"

„Aber dummes Tierchen! Das thut schließlich jeder Vater, selbst der reichste. Also der Maler gefällt dir nicht?"

„Doch!"

„Na also."

„Zwischen gefallen und lieb haben ist doch ein Unterschied."

„Guter Gott! Du verlangst ein bißchen viel. Glaubst du etwa, daß alle Mädchen, die sich verheiraten, ihre Männer lieb haben? Das kommt unter hundert Fällen einmal vor. Sind wir in der Lage, uns vom Schicksal das zu wählen, was wir gerade mögen? Jetzt beruhige dich nur. Es soll nicht mehr davon die Rede sein, wenn's dir zuwider ist. Über die Präliminarien sind wir ja nicht hinausgekommen."

Er trocknete ihr mit seinem Taschentuch das Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Neues Leben.

Von

Alb. Roderich.

Still schlief der Friedhof in der Maiennacht,
Ein warmer Tau lag auf den Grabeshügeln,
Und durch die lauen Lüfte nahte sacht
Ein neues Leben auf den Frühlingsflügeln.

Und als der Morgen sich erhob, da gab
Es tausend neue Blumenkeime wieder;
Der junge Totengräber grub ein Grab,
Und fröhlich sang er seine Liebeslieder.



Der erste Aufstieg auf die Alm. Nach dem Gemälde von Anton Braith.



Die Gartengrasmücke im Nest brütend.
(Aufnahme von R. B. Lodge in Enfield.)

—⸙ Der Nestbau der Vögel. ⸙—

Von
Christian Schwarzkopf.

Mit fünfzehn Textabbildungen nach Originalaufnahmen.

Unter den wunderbaren Vorgängen, die mit dem alljährlichen Wiedererwachen der Natur in unseren Breiten verbunden sind, ist der wunderbarsten einer der Nestbau der Vögel. Sobald der Lenz ins Land kam, sind die gefiederten Baumeister rings um uns am Werk, für ihre Nachkommenschaft eine wohnliche Stätte zu bereiten, aber die meisten von uns wenden dem so gewöhnlichen Vorgang keinerlei Aufmerksamkeit zu. Finden wir zufällig ein Vogelnest, so rufen wir höchstens: „Ach, wie niedlich!“ und lassen damit die Sache abgethan sein. Und es handelte sich doch um eine jener Naturerscheinungen, die uns mitten in das geheimnisvolle Leben und Weben der Natur führen, und deren eingehende Betrachtung zum Ausgangspunkt einer Gedankenreihe werden kann, die für unsere gesamte Weltanschauung entscheidend werden muß. Erkennen wir an diesem einen Vorgang, daß eine weise Fürsorge das gesamte Leben des Tieres vorbedachte und in dasselbe gerade die Triebe legte, die für die Erhaltung der Art die zweckmäßigsten sind, so werden wir uns der Einsicht nicht verschließen können, daß in der Natur nicht „blinde Kräfte sinnlos walten“, sondern daß ein Geist, dem der unsrige, wenn auch nur sehr unvollkommen, gleichgeartet ist, das alles so wunderbar anordnete und fügte. Das Tier handelt in der That unendlich weise, ohne doch selbst weise zu sein. Wohl hat es eine gewisse Freiheit des Handelns und kann durch die Erfahrung lernen, aber gerade nur so weit, wie die Rücksicht auf seine Lebenserhaltung es unbedingt verlangt. Im allgemeinen sind ihm die Ziele gesteckt und die Wege zu diesem gewiesen.

Ganz anders steht der Mensch da, der gar nicht zur Natur gehört und mit dem sie auch nirgends rechnet. Ihm ist jede Erkenntnis zugänglich, aber er muß sich auch alle Erkenntnis selbst erwerben. Er hat volle Willensfreiheit, aber er muß deshalb auch sein Wollen unter sittliche Gesetze stellen,

soll es ihm nicht zum Unheil ausschlagen. Welch ungeheuerer geistiger Arbeit, welch einer Summe von Geschlecht zu Geschlecht übermittelter Erfahrungen hat es bedurft, bis das Haus entstehen konnte, in das heute ein junger Ehemann sein Weib führt. Die Zaungrasmücke aber, die ihr lockeres Nestchen im Stachelbeerstrauch des Gartens errichtet hat, baut sich heute ihr Heim genau so wie ihre Vorfahren in den Tagen, von denen uns keinerlei geschichtliche Kunde erhalten ist. Sie weiß, auch wenn sie zum erstenmal nistet, ganz genau, wann sie mit dem Bau zu beginnen, wo sie ihn anzulegen hat und aus welchem Material er zu errichten ist. Sie weiß das, obgleich sie nie einem Nestbau beigewohnt hat, nie Eier, nie Junge in einem Nest liegen sah, denn sie selbst war eben erwachsen, als ein unwiderstehlicher Trieb sie zwang, die Heimat zu verlassen und über Länder und Meere fernen ihr ganz unbekannten Landstrichen zuzustreben. Sie machte diese Reise nur mit Altersgenossen ihrer Art, jede Übermittelung der Erfahrungen ihrer Eltern war ausgeschlossen. Jetzt hat sie derselbe Zwang, der sie im Herbst forttrieb, wieder in das Gärtchen zurückgeführt, in dem sie aus dem Nest flog. Ihr Liebeslocken hat Gehör gefunden, ein Weibchen hat sich zu ihr gesellt. Und alsogleich gehen beide daran, mit den unzureichendsten Werkzeugen, nur mit Schnabel und Füßen, ein Nest zu errichten. Bei manchen Vogelarten ist das sogar nur unter Voraussetzung eines körperlichen Vorganges möglich, indem sie zum Nestbau einer starken Absonderung des Speichels bedürfen, der die Bausteine oder besser Bauklümpchen kittet.

Das Pärchen baut also sein Nest, obgleich es gar nicht wissen kann, wozu es eigentlich dienen soll, und es baut es genau so zweckentsprechend, wie seine Vorfahren. Keine Grasmücke kommt je auf den Gedanken, ihr Nest etwa in der Höhlung eines Baumes zu errichten wie der Rotschwanz neben ihr, sie weiß bestimmt, wo sie das Nest einzig und allein anlegen darf. Wenn ihr während des Baues der eine Strauch gefährdet erscheint, wird sie zwar das angefangene Nest



Nest der Gartengrasmücke mit Eiern.
(Aufnahme von R. B. Lodge in Enfield.)



Die Zaungrasmücke und deren Nest.
(Aufnahmen von R. B. Lodge in Enfield.)

unvollendet lassen und an anderer Stelle einen Neubau errichten, aber diese Stelle wird eben immer eine solche sein, die für ein Grasmückennest ihrer Art durchaus geeignet ist. Wer eine Vogelart genau kennt, kann auch in einem ihm ganz fremden Garten, in dem sie vorkommt, mit großer Bestimmtheit angeben, wo sich ein Nest der betreffenden Art befinden wird. Nur wo der Mensch in das Naturleben eingriff, verliert das Tier mehr oder weniger die Sicherheit des Handelns. Die Amseln z. B., die in unseren großstädtischen Gärten vielfach den Winter über gefüttert werden und deshalb viel zahlreicher vorhanden sind, als die Umstände sonst gestatten würden, leiden unter der größten Wohnungsnot und nisten wohl einmal unter für sie ganz ungewohnten Verhältnissen. Aber das sind eben Ausnahmen. In der freien Natur gehört das Vogelnest jeder Art an eine ganz bestimmte Stelle, und diese Stelle hat auch zur be-



Der graue Fliegenfänger.
(Aufnahme von R. B. Lodge in Enfield.)

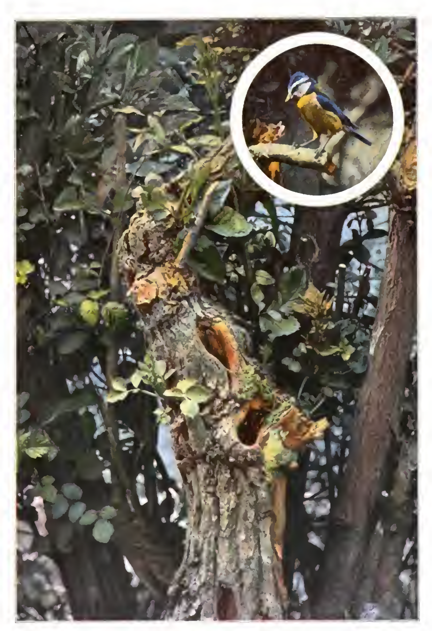
stimmten Zeit das für sie geeignete Vogelnest.

Genau vorgeschrieben ist dem Vogel ferner das Material, aus dem das Nest errichtet werden soll und die Reihenfolge, in der es zu verwenden ist. Besteht die Unterlage aus feinem Reisig, so wird von dem Vogel zunächst nur nach diesem gesucht. Stößt er daneben auf Moos oder Haar oder Federn, die später bei der Auspolsterung die besten Dienste leisten werden, so legt er sie nicht etwa vorläufig beiseite — was doch selbst der „Wilde“ in gleichem Fall thun würde —, sondern beachtet sie vorläufig gar nicht. Sie sind zunächst für ihn noch nicht vorhanden. Jetzt wirkt nur das Reisig anziehend auf ihn, und erst wenn die Unterlage fertig ist, beginnt er die Suche nach anderem Material.

Auch bei den paarweise lebenden Vögeln bauen nicht immer beide Vögel am Nest. Bei manchen Arten baut nur das Weibchen, und das Männchen sucht nur den Platz für das Nest aus oder begleitet das Weibchen bei der Suche nach Material, ohne sich selbst an der Herbeischaffung desselben zu beteiligen. Ebenso ist die Beschaffenheit des Nestes unendlich verschieden. Die eine Art scharrt eigentlich nur eine Grube in die Erde oder legt die Eier auf den Mulm am Boden der Baumhöhle; die andere baut lockere Gebilde, die gerade ausreichen um die Eier und die Jungen zu tragen; die dritte errichtet bewunderungswürdige Kunstbauten. Am leichtesten finden sich mit dem Nestbau die Arten ab, deren Junge Nestflüchter sind, die das Nest verlassen, sobald sie aus dem Ei krochen, und hinter der Mutter herlaufen. Auch die in Höhlen ausgebrüteten Vögel bedürfen keines kunstvollen Nestes. Wird das Nest in niedrigen Büschen errichtet, so braucht es auch nicht besonders fest zu sein, denn der Sturm



Nest des grauen Fliegenfängers.
(Aufnahme von R. B. Lodge in Enfield.)



Die Blaumeise und deren Nest.
(Aufnahmen von R. B. Lodge in Enfield.)

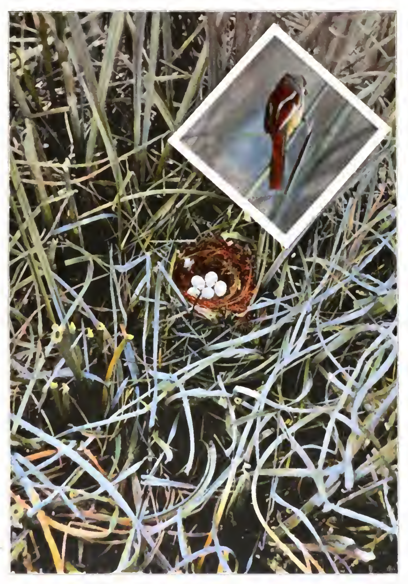
fährt über diese hin. Ist die Wohnstätte aber in den Kronen hoher Bäume errichtet, so muß der Bau sich fest an die Äste schmiegen. Und steht das Nest auf dem Erdboden, so bedarf es bei den Nesthockern auch eines sorgsam errichteten Werkes, damit die Eier und die Jungen im Verborgenen bleiben und nicht jedem Feinde zum Opfer fallen. Dann liegt das Nest wohl als geschlossene Kugel unter dem Moos, und nur eine schmale Röhre gewährt den Zugang zu seinem Innern. Jede Art hat schließlich das für sie zweckmäßigste Nest, obgleich der einzelne Vogel sich dessen in keiner Weise bewußt sein kann, und die Angehörigen jeder Art verstehen dieses Nest in musterhafter Art zu bauen. Wohl sind die Nester derselben Art nicht immer gleich gut gelungen, aber dieser Umstand hat mit dem Alter der betreffenden Individuen nichts zu thun. Der junge Vogel fängt nicht etwa mit mangelhaften Nestern an und errichtet schließlich gelungene, es kommt vielmehr nur darauf an, ob er sich während der betreffenden Nist-



Star im Nest.
(Aufnahme von R. B. Lodge in Enfield.)



Starennest in einem hohlen Baumstamm.
(Aufnahme von R. B. Lodge in Enfield.)



Die Bartmeise mit ihrem Nest.
(Aufnahmen von R. B. Lodge in Enfield.)

periode in seiner Vollkraft befindet oder aus irgendwelchem Grunde seiner Aufgabe nicht ganz gewachsen ist. So pflegen die Nester unserer Amseln, die sie zur dritten oder vierten Brut errichten, viel nachlässiger errichtet zu sein als die für die erste oder zweite bestimmten. Die Vögel sind eben durch die vorhergehenden Bruten angegriffen. Ist dagegen ein junges Paar, das zum erstenmal nistet, ganz geschlechtsreif, so errichtet es auch ein so gutes Nest, wie seine Art nur irgend fertig bringt. Selbst dann, wenn es sich um überaus kunstvolle Beutelnester handelt wie bei den Webervögeln.

Wie es bei dem Bau eines kunstvollen Nestes hergeht, mag uns einer der sorgfältigsten Beobachter, die der Nestbau der deutschen Vögel gefunden hat, mag uns Carl Müller erzählen. Er war in der Lage genau zu beobachten, wie das Nest eines Pirolpaares entstand.

Und der Pfingstvogel baut eines der kunstvollsten Nester, die in Deutschland vorkommen. Das Paar, berichtet unser Gewährsmann (in „Tiere der Heimat". Kassel und Berlin, Theodor Fischer 1882), bestimmte die Zweiggabel eines jungen Eichbaumes in einem Stangenholz zum Sitz des zu errichtenden Nestes. Das Männchen brachte zunächst im Schnabel ein dickes Büschel Schafwolle herbei, und beide Vögel fußten einander gegenüber auf dem Gabel-



Saatkrähen und ihre Nester.
([illegible])

zweig. Das Männchen faßte das Wollbündel zwischen die Zehen seiner Füße und zauste nun die Wolle mit dem Schnabel in die Länge. Den so verlängerten Baustoff wickelte der Vogel mit Hilfe seiner Füße und des Schnabels um einen der Zweige. Dann zog er die Wolle wieder mit dem Schnabel zu einem noch längeren Strange



Der Kiebitz



Kiebitzeier im Nest.
(Aufnahmen von R. B. Lotze in Eisfeld.)

auseinander und reichte diesen dem gegenüber sitzenden Weibchen. Dieses befestigte den Strang an dem anderen Zweig der Gabel. Schnabel und Füße zerrten den übrigen Stoff zu einem weiteren Strange auseinander, der nun wieder dem Männchen gereicht wurde. So wurden in den Morgenstunden von 6—9 drei bis vier Wollbüschel verwoben. Dann brachten die Vögel Hobelspäne und Schnüre vom Bast dürrer Eichen, die sie mit den Wollsträngen innig verwebten. Nun setzte sich das Weibchen auf die Stränge und drückte auf ihnen eine Mulde ein, die schließlich zu einem tiefen Napf wurde. Dann fand eine neue Verstrickung und Verwebung der Napfhülle statt. Einer um den anderen der Vögel ließ sich an der Zweiggabel halb schwebend herunter und reichte dem Gehilfen zerwirkte Wolle- und Bastschnüre, die in langen Bogen abwechselnd an die Gabel gewoben wurden. Nach jeder so entstandenen Kreuzlage betrieben beide Vögel abwechselnd das Herabspannen der Nestmulde durch verstärktes Eindrücken ihrer Körperteile in dieselbe. Die größeren Kreuzbogen unter den ersten flacheren Webungen hielten nun diese und dienten zu ihrer Verstärkung.

Den inneren Ausbau des Nestes besorgte fast ausschließlich das Weibchen. Nachdem es durch anhaltendes Andrücken mit Brust, Hals, Flügeln und Schwanz sowie durch mehrmaliges Umdrehen des Körpers im Nest dessen äußerem Gefüge allmählich eine nahezu kreisrunde Form gegeben hatte, bekleidete es das Innere der Wandung mit langen Grasstengeln und Halmen. Jeden Halm zog es durch den Schnabel, um ihn



Eine Lachmöve auf ihrem Nest.
(Aufnahme von R. B. Lodge in Enfield.)

Stoffe gefügiger zu machen, dann aber auch um ihnen mehr inneren Zusammenhang und äußere Glätte zu verleihen.

Das Nest, das 12,5 Centimeter tief war und einen Durchmesser von 8 Centimeter hatte, wurde in 7 Tagen hergestellt.

Unsere Abbildungen, die von unübertrefflicher Naturtreue sind, geben zunächst die Nester zweier allbekannter Grasmücken, der Gartengrasmücke und der Zaungrasmücke. Den lauten Gesang der Gartengrasmücke, der lange fortgeht und an das Plaudern eines Bergbaches erinnert, hat wohl jeder unserer Leser schon gehört. Das sehr leichtfertig gebaute Nest, das 4—6 Eier enthält, steht meist in Brombeer- oder Himbeerbüschen und ist oft wenig versteckt.

Die allerliebste Zaungrasmücke fehlt in Norddeutschland in keinem Gärtchen. Ihr eigentlicher höchst ansprechender Gesang ist leider so leise, daß man ihn nur aus

geschmeidiger zu machen. So wurde in wagrechten Lagen die innere Nestmulde geformt, indem die Enden der Stengel und Halme mit der Spitze des Schnabels in das äußere Gewebe eingesteckt wurden. Zeitweilig drückte der Vogel an den breiteren und dickeren Stellen des Randes zwischen den Gabelzweigen und in deren Winkel, die Kinnladen auseinandersperrend, den Schnabel heftig und zitternd an, ein Zeichen, daß er seinen Speichel gebrauchte, einmal um die



Nest der Lachmöve.
(Aufnahme von R. B. Lodge in Enfield.)



Eingang zum Nest des Eisvogels.
(Aufnahme von R. B. Lodge in Enfield.)

nächster Nähe vernimmt, man hört meist nur die Schlußtöne, den sogenannten Überschlag, der wie ein Klappern klingt und dem Vögelchen auch den Namen Müllerchen verschafft hat. Auch ihr Nestchen ist recht leicht gebaut und wird meist in Stachelbeerbüschen angelegt. Es ist infolge dieses Standortes wohl das am meisten bekannte Vogelnest. Zahl der Eier: 5—6.

Allbekannt ist auch der **Fliegenfänger**. Das ist der kleine dunkelgraue Vogel mit den großen Augen, der mit

Vorliebe auf den Köpfen der Stäbe sitzt, die man den hohen Rosenstöcken beigegeben hat, und der von dieser Warte aus rastlos die Fliegenjagd betreibt. Er hat nur ein paar unschöne Töne zur Verfügung, belebt den Garten aber sehr anmutig. Sein Nest wird mit Vorliebe in Spalieren oder Mauerlöchern angelegt. Es enthält meist 5 Eier.

Auch die **Blaumeise** ist sehr bekannt. Ihr hübsches Kleid und ihre Rastlosigkeit bewirken, daß man sie kaum übersehen kann. Immer in Bewegung, hängt sie bald hier bald dort am äußersten Ende seiner Äste, um sie auf Insekten zu untersuchen. Die Blaumeisen nisten in Baumhöhlen, in die sie eine Unterlage aus allerlei Hälmchen und Moos bringen. Auf dieser wird dann aus Haaren und Federn das eigentliche Nest errichtet. Es enthält 8—10 Eier.

In Deutschland wenig bekannt ist die reizende **Bartmeise**, deren Heimat außer Holland das südöstliche Europa ist. Sie lebt im Innersten der Rohrdickichte und kommt deshalb mit dem Menschen selten in Berührung. Hat man aber Gelegenheit sie zu beobachten, so findet man sie sehr anziehend. Das Nest der Bartmeise ist sehr fein gefilzt und mit den Rohrstengeln, in denen es steht, eng verbunden.

Unser **Star** ist ein ausgesprochener Höhlenbrüter. Er brütet in Deutschland vielfach zweimal und legt das erstemal 5—7, das zweitemal 4 bis 5 Eier. Der uns Menschen so nützliche Vogel wird überall gern gesehen, und zahllose künstliche Starhäuschen gewähren ihm eine willkommene Wohnung.

Dagegen sind die **Saatkrähen** sehr gefürchtete Gäste städtischer Anlagen und ländlicher Parks. Die überaus geselligen Vögel bedecken, wo sie geduldet werden, bald alle Bäume mit ihren Nestern und werden durch ihr Geschrei und ihren Unrat äußerst lästig. Dabei kehren sie mit unglaublicher Zähigkeit immer wieder zu denselben Bäumen zurück, und man muß durch eine Reihe von Jahren ihre Nester zerstören, um sie endlich los zu werden. Da sie sehr hoch nisten, ist das Zerstören der Nester ein recht gefährlicher Vorgang.

Die Kiebitzeier sind überaus schwer zu finden, weil sie ganz bodenfarbig sind und die **Kiebitze** es außerdem vortrefflich verstehen, die Suchenden durch ihr Gebaren irre zu führen. Betritt man eine Heide, auf der Kiebitze nisten, so kommen sie unter lautem Geschrei von allen Seiten herbeigeflogen und stoßen so nahe auf den Menschen herab, daß man meint, man könne sie mit dem Stock erreichen. Nach einiger Zeit aber halten sie sich immer ferner, bis sie sich endlich ganz zurückziehen. Mittlerweile aber hat man jeden Anhalt für das Suchen des Nestes verloren. Die Eier — meist vier in jedem der kunstlosen Nester — gelten bekanntlich ebenso für Delikatessen wie Möveneier, obgleich beide keineswegs besonders wohlschmeckend sind.

Von den Möven müssen die **Lachmöven** am meisten unter dieser Passion leiden, eine hübsche Mövenart, die auf allen unseren Binnengewässern häufig vorkommt. Die Lachmöve legt 2—3 Eier in ein Nest, das auf flachen Binsenbüscheln ruht.

Sehr eigenartig sind die Nester unseres **Eisvogels**. Er gräbt resp. hackt sich mit Füßen und Schnabel eine 5 Centimeter breite bis zu einem Meter tiefe Röhre in die Hänge der Flußufer. Diese Röhre liegt 1—3 Meter über dem Wasserspiegel und endet in einem Kessel, in dem die Eier auf Fischgräten ihren Platz finden.



Der Eisvogel.
(Aufnahme von R. B. Lodge in Enfield.)



Excellenz Fr. Frhr. von Dincklage an seinem Schreibtisch.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

„Unter dem Hammer!“

Erinnerung an das Leben in hannoverschen Offiziersmesses.

Von

Fr. Frhr. von Dincklage.

(Abdruck verboten.)

Genau zwei Jahre vergingen, seit Kaiser Wilhelm II. die ehemaligen hannoverschen Offiziere unter dem Denkzeichen althannoverschen Waffenruhmes, der Waterlaasäule, um sich versammelte und ihnen die Mitteilung machte, daß die ehrenreichen Kriegsthaten, die sich an die Fahnen jener Regimenter knüpften, die bei Langensalza zum letztenmale ihre Manneszucht und ihre Bravour an den Tag legten, — daß Kriegsthaten dieser Truppen aus längst vergangenen Zeiten nicht nur in der Weltgeschichte, sondern auch im Valke unvergessen bleiben sollten!

Durch allerhöchste Bestimmung wurden damals die Traditianen der ehemals königlich hannoverschen Truppenteile auf die aus der Provinz sich ersetzenden Regimenter und Bataillone übertragen und — was einst die Altervâter und Väter in Ehren erkämpften, es sollte nun zum Erbteil der Söhne werden, van Generatian zu Generation, was längst im Volke — in jüngeren Jahrgängen wenigstens — vergessen war — es wurde nun in frische Erinnerung gebracht. In der dienstlichen Instruktionsstunde erfährt jetzt jeder hannaversche Rekrut, wie auch seine Vorfahren für Deutschlands Befreiung kämpften oder im fernen Spanien den Erbfeind der Germanen niederwersen halfen in blutiger Schlacht. Die Namen „Peninsula“, „Barassa“, „El Bodon“, „Garzia-Hernandes“, „Venta del Pozo“, „Göhrde“ und vor allem „Waterloo“, die heute als Devisen die preußischen Helme und Czapkas der Regimenter des 10. Armeekorps zieren — sie haben eine doppelt schöne Bedeutung. Sie künden unauslöschlichen Ruhm — sie sprechen aber auch zu jedem, der nur verstehen will, van dem tiefen Gefühle und Verständnis des erhabenen Kaisers für das hannoversche Land und seine Söhne, die schon 1870 in sa hervarragender Weise auch unter preußischer Fahne die stets bewiesenen Soldatentugenden bewährten, die sich der hochherzigen Ehrung auch künftig stets würdig erweisen werden, ausgesprachen durch die Neubelebung alter Traditionen.

Diese „Neubelebung“ lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf die ehemalige hannaversche Armee zurück. Man las die Schlachtennamen und schlug nach in historischen Werken. Die

„Geschichte der Königl. Hannaverschen Armee" von den Generalen A. und R. von Sichart — einst selbst hannoverschen Leutnants — wurde ein vielverlangtes und vielgelesenes Werk. Mit den geschichtlichen verknüpften sich dann vielfach auch persönliche Interessen. Ältere Herren erinnerten sich auch der Zeit der Übernahme der hannoverschen Offiziere in die preußische Armee im Jahre 1867 und der damals so oft erkannten Thatsache, daß diese Offiziere nicht nur in militärischer Hinsicht nach preußischem Muster erzogen waren, sondern auch eine auffallende Gleichmäßigkeit in ihrem geselligen Auftreten, in ihren Umgangsformen darlegten — mit einem Worte aus einem Guß hervorgegangen erschienen. Diese Gleichmäßigkeit konnte unmöglich allein aus der „Kinderstube" herrühren, — denn in den hannoverschen Offizierkorps befanden sich ebensogut, wie in den preußischen, Söhne aus den verschiedensten Kreisen der gebildeten Gesellschaft — und sie — diese Gleichmäßigkeit — erstreckte sich nicht nur auf den Verkehr im Kameradenkreise, sondern auch auf die Form des Umganges in Gesellschaften, also auch mit Damen.

Es wurde damals bald bekannt, daß der hannoversche Offizier ein gut Teil seiner Nacherziehung, wenn ich mich so ausdrücken darf, dem Leben in den Messen — Messes — verdankte, und die damals noch in der preußischen Armee nicht völlig zur Durchführung gekommene Einrichtung der Offizier-Speiseanstalten und der daraus hervorgehenden Offizierkasinos übernahm ein gut Teil der sogenannten „Meßgesetze" der Hannoveraner als Grundlage für die Bestimmungen, die diesen Kasinos den Charakter lediglich einer „Speiseanstalt" nahmen. So mancherlei Überkommnisse aus den Messes der Hannoveraner sind jetzt bereits traditionell geworden, ohne daß man noch wüßte, woher sie stammen, und wir alten pensionierten aber noch aktiven ehemaligen hannoverschen Offiziere freuen uns des Guten, das wir mit hinüber nahmen in den großen Kreis, in dem wir einst eine so liebevolle, echt kameradschaftliche und vorurteilslose Aufnahme fanden. Die Regimenter aber, die in hannoverschen Garnisonen ihre Standquartiere fanden, haben ganz besonders viele der alten Meßgebräuche angenommen und konserviert. Als ich, nach dem 24. Januar 1899, zum erstenmal an dem Stiftungsfeste desjenigen Regimentes teilnahm, welches nunmehr als aus den hannoverschen Kronprinzdragonern hervorgegangen betrachtet wurde (— es ist das 2. hannoversche Dragonerregiment Nr. 16 zu Lüneburg —), als auf den Festkarten, Programms und Menus das Regiment genannt war, in welchem ich selbst aufgewachsen und erzogen war — da war mir's doch, als wenn ich noch einmal jung geworden wäre zwischen allen den jungen Offizieren, die zum großen Teile die Namen aus der Heimat trugen und sich ihr Heim, das Kasino, ganz nach dem Muster der Meß eingerichtet hatten, die einst mein Heim bildete. — Ich will und kann's nicht leugnen, ich dankte damals Sr. Majestät so recht aufrichtig für das Denkmal, das er den Hannoveranern geschaffen. Ganz natürlich ist's aber auch, daß so manch charakteristische Eigenart der Meß inzwischen ganz in Vergessenheit geriet. Die Söhne der Väter, die einst in Hannover mit mir dienten, wurden daher nicht müde, zu fragen, wie „es war". Und wie es war, das mögen nun diese Blätter auch weiteren Kreisen sagen.

Die „Meß", der gemeinsame Tisch des Offiziercarps, ist, wie das schon der Name andeutet, aus der englischen Armee in die hannoversche übernommen. Das ist auch keineswegs erstaunlich, wenn man den nahen Zusammenhang zwischen dem englischen und hannoverschen Königshause berücksichtigt, wenn man erwägt, daß ein Teil der hannoverschen Armee direkt aus der englisch-deutschen Legion, die in der Peninsula so glänzende Waffenthaten vollbracht hatte, hervorging. Trotzdem ist es Thatsache, daß ein Teil dieser Regimenter erst im Laufe der Zeit — ja erst nach Jahrzehnten — in die Lage kam, seine Meß zu gründen, mochten nun die Hindernisse finanzieller Art sein, oder aus dem Widerspruche solcher Offiziere hervorgehen, denen der gesellige Zwang eine Gêne war, und die nicht bedenken wollten, daß schließlich jede Civilisation, jede Kultur, jede Erziehung, jede gute Sitte einen Zwang — ein Bezwingen der natürlichen Ungebundenheit — involviert. Noch vor 15 Jahren gab es ja auch alte preußische Kavallerieregimenter, deren Offiziere sich zu Tische in einem „Kretscham" zusammenfanden — oder auch nicht, wenn's ihnen mal nicht behagte. Da in demselben Kretscham auch die kleineren Gutsbesitzer und Pächter der Umgegend verkehrten, entstand selbstverständlich eine nähere Beziehung zwischen den verschiedenen Gästen des Lokales, und da die Landleute damals noch nicht notleidende Agrarier waren, so blieben die Bacchanalien nicht aus — besonders an den Donnerstagen nach den Getreide- und Wollmärkten. Daß dem Trinkbecher der Würfelbecher nicht fern ist — das weiß halt jeder erfahrene Mann, und daß das Spiel der Hauptquell allen Übels für den Offizier ist, — daß die Selbstsucht und Gewinngier des Spielers bald die aufrichtigste Kameradschaft unterkriegt — na, das weiß er auch. Als nun auch in jener Garnison endlich diesem „Kretschamleben" ein Ende gemacht werden sollte, als ein Rittmeister — es war zufällig ein Offizier, der schon in der hannoverschen Armee diente — den Vorschlag zur Gründung eines Kasinos einbrachte, da begegnete er sogar unter den vernünftigsten, älteren Kameraden anfangs lebhafter Opposition. Es trat der alte germanische Widerspruch hervor, vereint mit der Furcht, irgend eine Freiheit aufgeben zu müssen. Und als dann dennoch der Rittmeister sein Vorhaben mit anerkennenswerter Ausdauer und Energie durchgeführt hatte, ja, — da lernte man freilich bald die Vorteile kennen, die aus dem Zusammenleben im Kasino entstanden. Die neueintretenden Fahnenjunker brauchten nicht mehr Krösusschätze zu besitzen, um auskommen zu können, das Spiel hörte sehr bald gänzlich auf und — eine Einladung zum Kasino wurde bald in der ganzen Umgegend freudig aufgenommen. Die in der Provinz angesessenen Fürsten und Großgrundbesitzer fehlten bei keinem Liebesmahle, und den Offizieren öffneten sich dadurch mehr und mehr deren gastliche

Schlösser. Bald lernten auch die lebhaftesten Gegner verstehen, wie nötig das Kasino gewesen. Und doch legten die selbstgegebenen Gesetze den Mitgliedern strenge Innehaltung geselliger Form im Sinne der hannoverschen Meßgesetze auf.

So wie in dem Beispiele hier aus der Neuzeit, so gab es auch in Hannover, 70 Jahre früher, Gegner der Meßeinrichtung. Es waren das zum Teil ehemalige österreichische Offiziere, denen alles, was an England erinnerte, entgegen war. Aber endlich wurde auch deren Widerstand überwunden, und bereits in den 30er Jahren fehlte keinem hannoverschen Regimente „die Meß“ — eine Einrichtung, die freilich eine noch weitergehende Bedeutung hatte, wie die Mehrzahl der heutigen Kasinos, da eo ipso jeder etatsmäßige Offizier des Truppenteiles ordentliches Mitglied der Meß war. Also auch die Stabsoffiziere und Rittmeister!

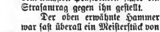


Der Präsidentenhammer.

Sämtliche in der Garnison anwesenden unverheirateten Offiziere hatten die Verpflichtung, in der Meß zu essen — wie man das in den Kasinos nur von den Leutnants und Oberleutnants verlangt — und auch die verheirateten unterlagen dieser Verpflichtung, wenn sie ohne ihre Familie im Orte lebten. Während der Regiments- resp. Brigadeexerzieren nahmen bei den Kavallerieregimentern regelmäßig auch die verheirateten Offiziere und Sanitätsoffiziere teil. Es möge hier erwähnt sein, daß die Erteilung des Heiratskonsens an festbegrenzte Zahlen gebunden war, ganz abgesehen von der Kaution. War keine „Heiratsvakanz“, so wartete auch der Oberst, bis eine solche eintrat. Man wartete mitunter drei bis vier Jahre. Auch Reiche nahmen darüber selten den Abschied. Man hatte es damals nicht so eilig. Sekondeleutnants bekamen überhaupt keinen Heiratskonsens, selbst wenn Vakanzen vorhanden waren.

Man hätte nun glauben können, daß durch die Anwesenheit der älteren Offiziere in der Meß der Ton ein steifer, gezwungener geworden wäre. Aber der militärische Rangunterschied kam in den Messen viel weniger zur Geltung, wie in den Kasinos, weil nicht der älteste Offizier wie hier eo ipso den Vorsitz führte. Die „Präsidentschaft“ wechselte — entweder täglich oder wöchentlich und dem Alter nach bis zum jüngsten Leutnant herab, insofern er zwei Jahre Offizier war. Der „Präsident“ war, wie etwa ein Hausherr für das Wohl seiner Gäste besorgt ist, verpflichtet, die Allgemeininteressen zu vertreten, die materiellen wie auch die gesellschaftlichen. Er machte die Honneurs, er bewillkommnete die Gäste, er allein durfte sich während der Tafel erheben, wenn etwa ein Fremder, ein Gast oder ein höherer Offizier später erschien. Alle anderen mußten ihre Plätze behalten, selbst wenn der Eintretende ein General war. In der Reihenfolge des Eintreffens wurde nach dem Präsidenten, der stets vor der kurzen Seite des Tisches seinen Platz hatte, angeschlossen. Der Präsident hatte die Verpflichtung, die Bestimmungen der Meßgesetze aufrecht zu erhalten, und diese ließen ihm einen ziemlich freien Spielraum, so daß, besonders was den guten Ton betraf, immer ein eignes Ermessen übrig blieb. Es sollten dadurch die gesellige Routine und der Takt schon des jungen Offiziers erweckt werden.

Im allgemeinen galt als Regel, daß einmal bei Tische keine Ausdrücke gebraucht wurden, die nicht auch in Damengesellschaft zulässig sind, daß über dienstliche Fragen nicht während der Tafel geredet werden durfte, und daß die Haltung durchaus den Formen der besten Gesellschaft entspreche. So z. B. war das Aufknöpfen der Röcke verpönt, sofern nicht eine Weste getragen wurde, das Spielen mit Brot oder Messerböcken wurde sicher gerügt — das Beflecken des Tischtuches galt als Mangel an guter Manier. Bei Tische freilich wurde eine solche Rüge über irgend einen Verstoß nicht ausgesprochen. Ein kurzer, kaum hörbarer Schlag mit dem Präsidentenhammer, dem Wahrzeichen der Würde des Vorsitzenden, warnte den Übertreter oder deutete ihm an, daß er nach aufgehobener Tafel mit einer entsprechenden Strafe in das dazu bereitliegende Buch eingetragen werde. Nur ein Appell an die Gesellschaft — und zwar erst 24 Stunden später — konnte die Entscheidung des Präsidenten ändern. Wurde der Appellierende abgewiesen, so trat der doppelte Strafsatz ein. Aber auch der Präsident war nicht unangreifbar. Waltete er nicht mit dem erforderlichen Ernste seines Amtes, oder war er gar parteiisch — etwa aus Respekt gegen einen Älteren —, so wurde unter dem nächsten Präsidenten sicher ein Strafantrag gegen ihn gestellt.



Der oben erwähnte Hammer war fast überall ein Meisterstück von Elfenbeinschnitzerei. Er zeigte die Chiffre des Regiments oder sonstige specielle Abzeichen. Bei den Kronprinzdragonern z. B. trug er die drei Wales-Federn mit der Devise „Ich dien!“, mit welchem Abzeichen auch ein Teil des reichen Silberzeuges geschmückt war. Der Hammer des Königin-Husarenregiments hatte die Inschrift:

„Wenn ich erschalle,
Schweiget alle!
Denn so befiehlt der Präsident!“

Außer den ordentlichen Mitgliedern, den Offizieren und Ärzten der Regimenter, waren „stimmlose“ Ehrenmitglieder — auch Ausländer als solche — zulässig. Die Junker, die in Hannover „Regimentskadetts“ hießen zum Unterschiede von den Korpskadetten, also die Ka-

detts waren stets Ehrenmitglieder. Ihre Erziehung — oder Nacherziehung — gehörte zu den Hauptpflichten des betreffenden Präsidenten, denn man ging van der Ansicht aus, der Kadett vertrage eine Rüge nach besser, wie der junge Leutnant. Zu erziehen gab's immer. O, es kam da bei den Söhnen aus besten Familien vor, daß sie hörbar Suppe schlürften, die Hände unter den Tisch hielten, Bratkugeln drehten und mit dem Messer und der Gabel spielten, aber gar sprachen, während ihnen eine Schüssel präsentiert wurde. Es erfalgte dann eben der Hammerschlag, und nach Tische war im Strafbuche etwa in drastischer Übertreibung zu lesen: „Kadett Graf X. spuckte in die Schüssel — Strafe 6 Gutegroschen!“ — Waren mehr als zehn Tischgäste an der Tafel, so trat ein Vicepräsident — unter dem Präsidenten — in Wirksamkeit, der am entgegengesetzten Ende der Tafel seinen Platz fand. Die Vicepräsidentenwürde begann beim jüngsten Offizier und wechselte nach auswärts. Stabsoffiziere blieben mit dieser Würde verschont. Taaste wurden fast nur bei besanderen Gelegenheiten ausgebracht, doch hatte alltäglich der Präsident die angenehme Pflicht, beim Braten in kurzen Worten der Damen zu gedenken. Er steckte zuvor die Tranchiergabel ein, ergriff sein Glas und sagte fast immer ganz kurz: „Meine Herren die Damen!“ Paetische Geister gestatteten sich freilich auch längere Reden. Besanders der Gänsebraten gab fast immer zu einem, wenn auch nicht geistreichen, sa dach traditionellen Trinkspruche Anlaß. Es hieß dann:

„Die Gans liegt auf dem Rücken,
Die Gabel ward schon eingesenkt,
Drum dürft' es sich wahl schicken,
Daß man der Damen jetzt gedenkt!“

Das Tranchieren erfolgte stets durch den Präsidenten — jeder Offizier sollte diese Kunst eben lernen. Natürlich wurde diese Arbeit sprachlas vorgenommen.

Dem Präsidenten ader dessen Gehilfen lag auch das Amt ab, die getrunkenen Weine nach Tische in das Weinbuch einzutragen. Der Meßwirt gab ihm dazu die Notizen. Dieser Meßwirt wurde im Aufwarten lediglich durch die Bedienten der Offiziere unterstützt — für Bruch und sonstige Versehen ihrer Leute, die nach der Reihe kommandiert wurden, waren die Herren verantwartlich. Der Meßwirt figurierte in den Stammrollen als Soldat. Ich erinnere mich, daß wir bei den Kronprinzdragonern das 25-jährige Dienstjubiläum unseres alten „Vater Rewwer“, nebenbei eines wahren Gentleman van Gesinnung, feierten, und daß der Alte bei dieser Gelegenheit, geschmückt mit seinen Ehrenzeichen, zum erstenmal in Uniform erschien.

Wenn auch täglich Wein getrunken wurde — Bier war bei Tische noch nicht Made —, sa lebte man in den Messen doch mäßig. Freilich munter ging's zu bei den allwöchentlich einmal stattfindenden Gasttagen. An diesen Gasttagen spielte die Regimentsmusik, begann aber erst, wenn der Braten aufgetragen und die „Bratengesundheit“ ausgebracht war. Man hatte dadurch weise Fürsarge für die Schonung der Sprachargane derjenigen getroffen, die sich auch auszusprechen wünschten.

Es war üblich, daß man die Herren, in deren Hause man verkehrte, auch als Junggeselle einlud — zur Meß. Und da selbst der jüngste Offizier gelegentlich Gäste hatte — ganz unabhängig von deren Alter und Lebensstellung, so lernte er auch hierbei persönlich den Wirt zu machen und mit Älteren zu verkehren, deren Interessen zu teilen. Jeder Anwesende war verpflichtet, am Gasttag mit jedem Gast sein Glas zu leeren. Man trank aber niemals dem Gaste zu, sandern stets dem Wirte: „Herr v. X. läßt bitten, auf das Wahl des Herrn Rittmeisters und seines Gastes trinken zu dürfen!“ so lautete die Meldung durch den „Bedienten“ (ein Zurufen über den Tisch war verpönt), und der Wirt hatte die Verpflichtung, jedesmal mit dem Gaste zugleich sein Glas zu leeren. Das klingt nun zwar erschrecklich! „Von allen Anwesenden durch den Zutrunk beehrt und jedesmal das Glas völlig leeren?“ so höre ich erstaunt fragen. Sa schlimm war's aber nicht, denn „fill what you will and drink what you fill“, hieß die Tischparole. — Schon ein einziger Trunk genügte der Etikette. — Weinflaschen wurden, als eine Unzier, niemals auf die Tafel gestellt. Der Tischwein wurde in Karaffen gefüllt, feinere Sarten wurden von den Bedienten eingeschenkt, die übrigens stets die Livrée ihres Offiziers trugen und in deren Equipierung man einigen Luxus trieb, vielleicht, neben guten Pferden, den einzigen, der in der Armee getrieben wurde. Sekt blieb stets im Kübel neben dem Besteller — kam übrigens selten zur Anwendung, denn es gab eben damals nur „echten“. Häufig ging dagegen nach dem Dessert eine Karaffe mit Portwein oder irgend einem spanischen schweren Weine van Hand zu Hand um den Tisch, aus der sich jeder selbst das kleine Glas füllte. „Pass the bottle“ hieß das, und es war bezeichnend, daß man beim Meßwirte „den“ pass the bottle bestellte.

Erst wenn das Tischtuch entfernt war — man blieb dann an grüner Friesdecke sitzen —, durfte geraucht werden. Auf mächtigem, mit Rädchen versehenem, silbernem Tablett fuhr dann der Kaffee um den Tisch herum — und allerlei Liköre wurden dazu präsentiert.

Erst nachdem auch dieser Schlußteil des übrigens niemals üppigen, immer aber varzüglich bereiteten und rasch servierten Diners überstanden war, verteilte sich die Gesellschaft in Lese- und Spielzimmern. Das Fortlaufen nach Tische — auf eigne Wege — war streng verpönt. Sa lange noch ältere Herren in der Meß waren, blieben eben die jüngeren — das kannte man nicht anders —, wenn's auch manchmal verzweifelt störend war.

Die Ausübung guter Manieren unterlag einer stetigen gegenseitigen, wenn auch wohl nicht beabsichtigten Kontralle. Was ein Kamerad that, dafür fühlten sich alle verantwortlich.

In der Meß kam übrigens auch das gesellige Auftreten der jungen Offiziere zur Sprache und — da hatten die älteren Herren stets recht. Auch sie waren ja einst „erzagen“. „Mein lieber X.,“ sagte da etwa ein älterer Premier zu einem



Frauenschuh. Statuette von Gotthard Sonnenfeld.

jungen Kameraden: „Ich habe gestern, da bei Oberst Y. — bei Tische — gehört, daß Sie sehr laut lachten, — ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß das gegen den guten Tan verstößt!“ Oder es hieß: „Sie gingen da gestern mit einer Dame und — rauchten! Eins von beiden ist doch nur möglich!“ Oder: „Kadett Graf R., Sie werden, bis Sie Tanzstunde nahmen, den Walzer vermeiden! Ich werde margen mit Zangenberg (dem Tanzlehrer in Osnabrück) wegen des Unterrichts für Sie Rücksprache nehmen!“ Daß sich auf Bällen Offiziere vom Tanzen gedrückt hätten — das wäre ganz unmöglich gewesen und hätte zu den ernstesten Reprimanden Veranlassung gegeben.

Sehr viel Wert wurde auf den Anzug gelegt — nicht auf madernen Schnitt, sondern auf Reinlichkeit. Der im Dienst getragene Anzug kam niemals in die Meß — ausgenommen beim stets stattfindenden warmen Lunch. Es kannte dieser Gewahnheit auch sehr wahl entsprochen werden, da als Prinrip galt „after dinner no service“. Freilich, sa vielen Dienst wie heute gab's damals für den Leutnant noch nicht, und die Mannschaften, die bei der Kavallerie mindestens zehn, bei den übrigen Waffen sieben Jahre dienten, bedurften auch nicht so vieler und sa schneller Dressur. Der in früheren Jahren nach englischem Muster nach übliche Mess-dress war, schon der Kosten wegen, nach und nach abgekammen.

Offiziere, die den Abschied nahmen aber versetzt wurden, blieben eo ipso Ehrenmitglieder ihrer Meß, und wenn sie unverheiratet waren, behielten sie ihren Platz am Offiziertische nicht selten bis an ihr Lebensende. Ich erinnere mich, daß salch ein alter Pensianär, ein Mr. Groewe, ein gebarener Schotte, nach in der Meß des Garderegiments, bei dem er einst als Kapitän gestanden, bei der Flasche sitzen blieb, wenn alle fartgegangen waren. Um dem Grauen des Alleinseins zu entgehen, ließ er den mess waiter in seiner Gegenwart die Gabeln putzen — sprach aber kein Wart.

Die Meß befand sich fast immer in der Kaserne des Regiments aber — wie in Osnabrück die der Kronprinzdragoner — in einem königlichen Schlosse.

Daß die Gewohnheiten, die strengen Formen geselliger Etikette, die den Offizieren anerzagene Höflichkeit, besanders Damen gegenüber, nicht ohne Einfluß auch außerhalb der Offizierkarps blieben, das ist um so begreiflicher, als eine kastenartige Abgeschlossenheit anderen Ständen gegenüber im Lande Hannover nicht existierte, auch keineswegs der Offizierstand sich allein aus dem Adel ersetzte. Da keine Nobilitierungen stattfanden, gab es eine Reihe von bürgerlichen Familien, die seit Generatianen in den höchsten Offizierstellen vertreten waren. Wenn schon die Geburtsprärogative auf die Stellung der Offiziere keinen Einfluß ausübten, sa war das noch weniger der Fall, wa es sich um Geld und Gut handelte. Es wurde ein paar jungen Offizieren meines Regiments keineswegs verdacht, daß sie in der Meß niemals Sekt aber kostbare Weine tranken, auch wenn Gasttage waren. Sie hatten den Mut, die Wahrheit zu sagen: „Wir können's nicht.“ — Aber dafür leisteten sie etwas im Dienste und waren die besten Kameraden.

Wie sehr sich der Einfluß der Messes auch nach außen hin nützlich erwies, das zeigte sich in der Thatsache, daß fast in allen größeren Orten die besten — natürlich unverheirateten — Elemente aus dem Beamtenstande aber aus Privatkreisen sich ebenfalls zu sogenannten Civilmessen einten — mit den gleichen Gesetzen und gleichen Prinripien wie sie für die Offiziermesses bestanden. In Osnabrück stand die Meß der Kranprinz-Draganer mit der unter einem Grafen Kniphausen erwachsenen Civilmeß in behaglichstem Wechselverkehr.

Und heute, es sei mir gestattet, das noch einmal hervorzuheben, dürfen meine alten hannoverschen Kameraden mit freudiger Genugthuung sich sagen, daß gleich den Traditianen der Armee in den Regimentern des X. Armeekarps auch die uns lieb gewordenen und lieb gebliebenen Gepflogenheiten unserer Messes aufgelebt — als gute Saat aufgegangen sind in den Offizierkasinos.

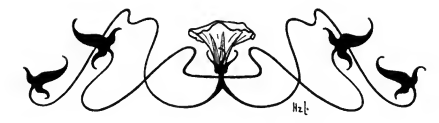
An ein schönes Mädchen.

Von

Carl Bulcke.

Laß mich in dein holdes Antlitz sehn,
Laß mich glücklich sein und laß mich schweigen;
Heißen Herzens will ich vor dir stehn,
Tief vor deiner Schönheit mich zu neigen.

Sieh, am Himmel brennt der Sterne Spur,
Und ein Hirte bläst durch das Gelände:
Siehe, deine Seele such' ich nur,
Und ich küsse dankbar deine Hände.



Schweigen.

Novelle von

F. Ottmer.

(Fortsetzung.)

Trotz der geringen Aufmerksamkeit und Ausdauer, die Erich, seiner sonstigen Art entgegen, an seine Arbeit wandte, gedieh sie doch zum Abschluß. Sie war eben eigentlich schon vor Doras Verlobung beendet gewesen, die Überprüfung gelang auch mit halber Kraft. Aber er genoß nichts von der selbstlosen Freude des Forschers, eine Entdeckung zum Segen der Menschheit Schritt für Schritt bestätigt zu sehen, und noch weniger streifte es auch nur einen seiner Gedanken, daß ihn diese Entdeckung früher oder später zum berühmten Mann machen mußte. Er arbeitete wie ein Automat. Als er fertig war, ließ er aufseufzend die Arme sinken, als entledige er sich einer Last, die ihn überbürdete, denn er keuchte unter dem Schwersten, was Menschen zu tragen auferlegt ist: in seinem Gewissen nicht im Klaren zu sein, thatlos zusehen zu müssen, wenn über sein Liebstes das Verderben hereinbricht.

Eines Morgens aber erhielt er durch die Post die Anzeige von Doras bevorstehender Vermählung. Die Zusendung war darum auffallend, weil er dem Hause Miller seit der Verlobung keinerlei Lebenszeichen gegeben — gratulieren hatte er zu einer Heirat mit Gerhard Blank denn doch nicht können. Daß er durch sein Schweigen den zweifellos vorhandenen Verdacht, er fühle sich als gekränkter Freier, noch verstärkte, hatte ihn weiter nicht gekümmert. Die ihm im letzten Augenblick dennoch gewordene Zusendung — die Trauung sollte schon in drei Tagen stattfinden — war wohl Doras eigenstes Werk. Wie er sie kannte, dachte sie, trotz ihres Liebesglücks in Dankbarkeit und Bedauern des, so mußte es ihr scheinen, verlorenen Freundes.

Erich Martiny starrte entsetzt auf das Blatt nieder, das die verschlungenen Namenszüge der Verlobten trug. Trotz seines unablässigen, qualvollen Grübelns, wie Doras Heirat mit Gerhard Blank zu verhindern wäre, hatte er den Gedanken, so bald schon vor eine endgültige Entscheidung gestellt zu sein, nicht gefaßt. Und nun war der Augenblick bereits da, wo er handeln oder geschehen lassen mußte, was nie mehr gut zu machen war.

„Ich beehre mich Ihnen von meiner bevorstehenden Vermählung mit Fräulein Dora Miller —"

Martiny schleuderte das Blatt weit von sich: „Nein er soll nicht! Bei meiner Ehre, er soll nicht!" Er zuckte zusammen: „Bei meiner Ehre? Die werfe ich ja von mir wie ich eben das Blatt Papier von mir geworfen habe, wenn ich die Heirat hindere. Und wer weiß, ob mir dies überhaupt gelänge, ob mir Miller mehr Glauben schenken würde als dem Mann, den er seit Wochen als seinen Schwiegersohn betrachtet. Dann hätte ich mit meinem Opfer nichts erreicht, als daß statt eines Schurken deren zwei auf der Welt sind. Was thun? Was soll ich thun? Habe ich denn keinen Menschen, keinen Freund, der mit klareren Augen sieht als ich, ungeblendet von Leidenschaft, nicht verwirrt durch Seelenkämpfe?"

Er sann nach. „Nein, ich habe keinen Freund, der mir raten könnte. Aber eine Freundin hab' ich — Agathe! Wer könnte besser entscheiden als sie? Ihr gerader Sinn wird erkennen, was meine Pflicht von mir fordert. Noch ist es Zeit. Warum habe ich nicht längst alles in ihre Hand gelegt?"

V.

In fieberhafter Hast traf er seine Vorbereitungen und schritt, als die Sonne am nächsten Morgen aufging, dem Bahnhof zu. Erstaunt sah er aus dem Koupeefenster, daß es schon lange Frühling war, das erste zarte Grün wich bereits einer satteren Färbung. Von alledem hatte er bisher nichts bemerkt, in seine Gedanken und seine Arbeit vertieft. Und Dora sollte er zum Verderben werden, dieser Sommer, der Blüte an Blüte ansetzte, ihre knospenden Träume von Glück zerstören, ihr die Frucht ihres Lebens rauben, daß es arm und kahl dastand wie ein winterlicher Baum, ächzend unter dem Schnee der Sorge, unter dem Eis des Schmerzes. Nein, Agathe wird seinem umnebelten Sinn den rechten Weg zeigen heraus uns dem Labyrinth seiner Zweifel, ihn lehren, wie er die zarte Pflanze vor dem Unwetter des Schicksals schützen könne.

So tief spann er sich wieder in seine Gedanken, daß er betroffen in die Höhe fuhr, als ihm der Name seiner Station ans Ohr schlug.

Mit einem Ruck hing er sein Ränzel über den Rücken und schritt fürbaß, die weiße Straße entlang, seinem Heimatsdorfe zu. Rechts und links bewaldete Hügel, ihm zur Seite das klare Gebirgsflüßchen, über ihm wolkenloser, hellblauer Frühlingshimmel. Alles grüßte ihn liebvertraut, die herbe Luft wehte ihm erfrischend um die Schläfen. Er schüttelte sich, als könne er die Last von seinem Herzen schütteln, aber schwer und dumpf lag sie in seiner Brust, und in seinem Ohr klang es wie Läuten ferner Kirchenglocken. Sein Schritt wurde immer langsamer, in vorgeneigter Haltung, die schwermütigen Augen in eine wesenlose Ferne gerichtet, ging er durch die Frühlingspracht, ohne sie zu sehen.

Schon hatte er mehrere Weiler und Dörfer hinter sich gelassen, da weitete sich das Thal, und in einer grünen Mulde lag sein Heimatsdorf vor ihm. Einen Augenblick blieb er schauend stehen. Alles wie immer: um den spitzen Kirchturm flatterten die Tauben, die Obstbäume schimmerten in weißrosiger Blütenpracht, und beim Müller hing das Dach schief über dem Schuppen, daß man meinte, es müsse im nächsten Augenblick herunterfallen; aber es hielt schon so an die zwanzig Jahr. Martiny lächelte unwillkürlich, dann schritt er ins Dorf hinein.

Ganz an dessen Ende, dicht an den Wald gelehnt stand das kleine Haus. Der Vater hatte es gebaut und bewohnt, und nun bewohnte es Agathe ganz allein.

Durch die grüngestrichene Staketenthür trat man in das kleine Gärtchen: rechts und links ein schmaler Streifen von Blumen — Tulpen und Hyazinthen blühten jetzt — sorglich in geraden Linien eingesetzt. Etliche hohe Rosenstämme warteten noch ihrer Zeit. Hinter den Blumen in wohl abgezirkelten Beeten allerhand Gemüse und heilsame Kräuter. Ein paar Stufen empor zur braunen Thür mit der Messingklinke. Ein kleiner freundlicher Flur. Rechts davon Vaters Studierzimmer, links die Apotheke. Als Erich die Thür, die zu dieser führte, nun aufdrückte, gab ein Glöckchen hellen Ton und machte die Frau, die eben im Begriffe war, einem kleinen Mädchen eine Flasche einzuhändigen, aufsehen.

„Erich, du!"

Mit einer energischen Bewegung schob sie das Kind von sich. Dann faßte Agathe Martiny ihres Bruders Hand.

„Ich freue mich, daß du da bist," sagte sie einfach.

Er erwiderte nichts. Mit einem schweren Seufzer ließ er sein Ränzel von den Schultern gleiten. Sie sah ihn erstaunt an, doch sie sagte nur:

„Ich will dir zu essen bringen. Du wirst müde und hungrig sein."

Während sie Speise und Trank für ihn bereitete, saß er träumerisch in seines Vaters Stube. Alles unberührt, wie er es als Kind gekannt. In langen Reihen an den Wänden die medizinischen Bücher. Sie waren zum großen Teil längst veraltet. Aber weggethan sollte nichts werden aus dem elterlichen Hause; das hätte Agathe nimmer geduldet. Der Schreibtisch, auf ihm die alte Uhr: zwei Alabastersäulchen und ein plumpes, in Messing gefaßtes Zifferblatt, gekrönt von einem hölzernen, buntbemalten Dach. Davor der abgenutzte Lederstuhl, auf dem jetzt Agathe ihre Wirtschafts- und Apothekerrechnungen besorgte. In enger Umschränkung, in völliger geistiger Abgeschiedenheit hatte der Vater hier gelebt — nichts als ein Bauerndoktor und doch wie glücklich. Ein Stöhnen brach aus Erichs Brust. Und

er! War all sein Können imstande, sein Liebstes vom Verderben zu retten, konnte der Ruhm, der ihm winkte, den bitteren Kelch von seinen Lippen wenden? Ob er sich noch so sehr dagegen stemmte, immer wieder sah er es — Dora im Arm ihres Gatten, ihm unlöslich verbunden. Und weiter sah er, sah, was kommen würde. Er preßte die Hand auf sein schmerzendes Herz. Wozu war er hier? Was wollte er von Agathe? Konnte sie anders entscheiden, als er nach den bittersten Kämpfen entschieden hatte? Sie, der ihres Vaters Beruf das Heiligste auf Erden war! Wozu sie noch fragen? sie mit hineinziehen in all die Qual, ihr den Schmerz bereiten, in seine durchwühlte Seele zu sehen? Am besten war's, er ging schweigend wieder davon und Agathe erfuhr nie, was ihn hergebracht.

„Komm, Erich!" Sie stand auf der Schwelle des ganz von der untergehenden Frühlingssonne überfluteten Eßzimmers. Die weißen Vorhänge bewegten sich leise im Zuge der herbfrischen Luft.

„Komm!" sagte Agathe nochmals und wies auf den Platz, den er schon als kleiner Junge innegehabt.

Das Strickzeug in den nimmerruhenden Händen, setzte auch sie sich. Doch ihr Blick flog immer öfter und aufmerksamer zu dem Bruder hinüber. Was war mit ihm? In sich versunken, mit niedergeschlagenen Augen verzehrte er langsam das ihm vorgesetzte Mahl, sichtlich wie einer, der nicht weiß, was er ißt. Eine Weile sah sie ihm schweigend zu.

Dann sagte sie: „Erich, was ist dir?"

Er fuhr empor und strich mit der Hand über Stirn und Augen.

„Nichts, Agathe! Erzähle, wie steht es hier?"

„Hier? Wie immer."

„Noch immer kein Doktor?"

„Nein — und wir bekommen auch keinen und —" ein Lächeln huschte über ihr Gesicht — „wir brauchen auch keinen."

Auch er lächelte: „Ein stolzes Wort. Wirst noch immer allein fertig, und deine Bauern sind zufrieden?"

„Werd' ich und sind sie."

„Ja, aber die Regierung, was sagt die dazu?"

„Kümmert sich nicht darum. Wo kein Ankläger ist, da ist auch kein Richter. Übrigens sind wir seit dem Herbst dem Kreisarzt in Goslar zugeteilt. Der ist aber froh, wenn wir ihn in Frieden lassen. Zwei Stunden in Sturm und Schnee über Land, um einem Holzknecht den Arm einzurenken oder einer Bäuerin in Kindesnöten beizustehen. ‚Nein, Fräulein Martiny,' sagte er mir, ich war einmal bei ihm, wollte nicht hinter seinem Rücken weiterthun, ‚Ihr seliger Vater war ein tüchtiger Mann, und was er konnte, haben Sie ihm abgelernt. Haben Sie es so lange geschafft, können Sie es auch weiter schaffen. Basta damit und meinen kollegialischen Segen.'

„Und die Apotheke, Agathe? Immer noch alles unentgeltlich? Reichst du denn auch mit deinen Zinsen?"

„Reicht schon," erwiderte sie fröhlich. „Ich brauche ja wenig für mich. Na und gar so viel Medikamente werden auch nicht verabreicht. Es ist noch immer das gesunde Nest von Vaters Zeiten her. Und da ich die vielen Dörfer, die er mitbesorgte, nicht habe —"

Sie hielt inne. Er hörte sie offenbar gar nicht mehr, sondern starrte wieder teilnahmlos ins Leere.

Wieder umschloß ihn ihr forschender Blick.

„Erich, was ist dir?" Ihre Stimme klang sehr ernst. „Du täuschest mich nicht, es liegt eine Last auf dir. Ist dir eine Arbeit mißglückt?"

Er wandte den Kopf ab.

Die Sonne war untergegangen, es wehte empfindlich kühl zum Fenster herein. Agathe stand auf, um es zu schließen. Dann zündete sie die Hängelampe über dem Tisch an.

Nun kehrte ihr Blick zu ihrem Bruder zurück. Er hielt den Kopf in der aufgestützten Hand, die Augen ins Weite gerichtet.

Sie trat zu ihm hin und legte ihm beide Hände auf die Schultern.

„Hast du kein Vertrauen mehr? Was wolltest du finden? Was war vergeblich?"

„Du irrst," erwiderte er. „Was ich gewollt habe, ist über alles Erwarten geglückt. Das ist es nicht, wirklich nicht."

„Was ist es denn? Sprich! Laß mich tragen helfen."

„Das Mädchen, das ich liebe, hat sich einem anderen verlobt." Schwer, tropfenweise fiel es ihm von den Lippen.

Sie schwieg betroffen still, doch noch immer ging ihr Blick forschend über sein Gesicht.

„Hast du es erst jetzt erfahren?"

„Nein — schon vor Wochen."

Sie schüttelte den Kopf.

„Erich," sagte sie dann fest, „das glaube ich nicht, daß du darüber noch so fassungslos bist, nachdem du wochenlang Zeit gehabt hast, dich darein zu finden. Da ist noch etwas."

„Ja," erwiderte er bebend. „Ich weiß, daß sie in ihr Verderben geht!"

„Wodurch?"

„Weil der Mann hoffnungslos krank ist."

„Seit wann weißt du das?"

„O, schon lange."

„Und du konntest die Heirat nicht hindern?"

„Nein! Er hat meine Warnungen mit Hohn zurückgewiesen."

„Und die anderen? Das Mädchen? Ihre Angehörigen?"

„Die wissen von nichts."

„Wie?" fragte Agathe. „Ich verstehe nicht — du hast ihnen nichts gesagt?"

„Wie konnte ich denn?! Ich, der Arzt, was ich von einem Patienten wußte?!"

„Das verstehe ich nicht," wiederholte sie mit zitternder Stimme. „Wo es sich um ein ganzes Schicksal handelt, hast du geschwiegen?"

„Agathe!" schrie er auf. „Du sollst entscheiden, ob ich anders kann. Noch ist es Zeit. Darf ich reden — macht es mich nicht ehrlos?"

„Das ist eine falsche Ehre, die zögert, einen Mitmenschen vor dem Untergange zu retten."

Er sprang empor. „Bedenke es wohl: du, die Tochter eines Arztes, selbst so gut wie Arzt, rätst mir, ein Geheimnis preiszugeben, das mir in meinem Berufe anvertraut worden ist? Ein Arzt ist wie ein Beichtiger."

„Wer seine Krankheit geheim hält, um andere zu betrügen, verdient keine Schonung."

„Ich habe ja auch nicht aus Schonung für ihn geschwiegen, sondern um meiner selbst willen, um meines Berufs würdig zu bleiben."

„Ich kann dich nicht verstehen!" seufzte sie bekümmert. „Du siehst einen, der im Begriffe ist zu ertrinken und denkst dabei an etwas anderes, als hinzuzuspringen, um ihn zu retten?"

„Da wage ich doch nur mein Leben. Tausend Leben würde ich dann hingeben! Meine Berufsehre aber darf mir nicht feil sein, so wenig für sie, wie für einen anderen. Was würde daraus, wenn der Arzt über das spräche, was ihm seine Patienten anvertrauen?"

„Davon ist ja nicht die Rede. Hier handelt es sich um einen besonderen Fall, wo das Wahren der Verschwiegenheit in keinem Verhältnis steht zum angerichteten Unglück."

„In solchen Dingen gibt es nur ein ‚ja' oder ‚nein'. Wenn der Einzelne zu entscheiden hätte, was er verraten darf und was nicht, wäre bald jede Schranke gefallen."

„Erich!" sagte sie mit zitternden Lippen, „du darfst es nicht geschehen lassen. Es wird dich verfolgen. Wenn sie krank, wenn sie unglücklich wird! Nicht nur ihr kann dein Schweigen zum Verderben werden, sondern mehr noch dir selbst. O Erich, du hast im Getriebe der Welt deinen geraden Sinn verloren. Was soll das für eine Ehre sein, die dir gebietet, einen Bösen zu schonen, ein schuldloses Mädchen zu opfern?"

Er war ans Fenster getreten und starrte hinaus.

„Ich bin hergekommen, damit mich dein Wort erlöse," stöhnte er, „und nun du es sprichst, kann ich ihm nicht folgen. Ich kann nicht! Nein, Agathe, nicht ich habe die richtige Schätzung unserer Standesehre verloren, du hast es, hier unter deinen Bauern."

Sie sah betrübt zu ihm hin. „Meine Bauern sind auch Menschen. Und die wahre Ehre muß gleich sein bei Hoch und Niedrig, bei Arm und Reich."

„Das ist sie auch!" erwiderte er. „Und du dürftest den erstbesten Holzknecht, der bei dir Hilfe sucht, ebensowenig verraten, wie ich den vornehmen Kranken, der sich mir anvertraut hat."

Ein halbwüchsiges Mädchen schob sich in die Stube und meldete, das Kleinste habe plötzlich Krämpfe bekommen, die Mutter lasse recht schön bitten, daß das Fräulein nach ihm sehe.

Martiny empfand die Störung fast wie eine Wohlthat.

Agathe machte sich sofort zurecht.

„Kommst du mit, Erich?"

Er nickte und nahm den Hut vom Nagel.

Nebeneinander schritten sie durchs Dorf. Der Buchhof stand ganz an seinem Eingang.

Der zarte Duft, den die untergegangene Frühlingssonne nach sich läßt, lag über den Himmel gebreitet. Hie und da flimmerte schon ein einzelner Stern hervor. Kerzengerade stieg bläulicher Rauch aus den Hütten und Bauernhöfen am Wege. Durch die offenen Thüren waren emsige Gestalten am flackernden Herdfeuer sichtbar. Da brüllte eine Kuh aus dem Stall, dort kläffte ein kleines Hündchen dem Buben nach, der es mit frischgeschnittener Gerte geneckt hatte. Fröhliche Menschenstimmen klangen, aus junger Kehle eine kecke Strophe, und das Gezwitscher zu Nest gehender Vögel. Frieden, Frieden überall. Wo Agathe vorbeikam, rückten sich die Mützen, und freundlicher Gruß erscholl. Die Buben und kleinen Dirnen kamen gelaufen, reichten die Hand und sahen treuherzig in das ihnen so liebvertraute Gesicht, aus dem der gespannte Zug von vorhin gewichen war.

Martiny fühlte den tiefen Frieden ringsumher, in ihm aber war keiner. Ein Zweifel stieg in ihm auf. Wenn Agathe recht hätte? Vielleicht hatte doch sie sich, im steten Zusammenleben mit der Natur, im Verkehr mit den einfachen Menschen, das reinere Urteil bewahrt.

„Hier sind wir," tönte Agathens volle Stimme, „trittst du mit ein?"

„Nein," sagte er. „Du bedarfst meiner ja nicht. Ich gehe heim — auf morgen."

Während er oben am Fenster seiner Kammer stand und hinaussah, begann leichtes Gewölk über den Mond hinzuziehen und seinen Schein zu trüben. Der Wind erhob sich und trieb immer dichtere Schatten über den klaren Himmel, bis alles Licht vor ihnen schwand und es dunkel wurde, ganz dunkel. Und dann fing der Regen an herabzuströmen, schwerer, lauer Frühlingsregen, unablässig. Sein Rauschen der einzige Laut ringsum. Martiny stand und lauschte. Ihm ward, als sänken die weichen, warmen Tropfen auf sein wundes Herz und lösten dort sacht und allmählich Zweifel und Pein. „Wozu bin ich hier?" fragte er sich. „Ich bin gekommen, um Agathe entscheiden zu lassen, und nun sie entschieden, kann ich ihr nicht folgen. Nie war es mir klarer, als seitdem sie mich so leidenschaftlich zum Reden drängte, daß ich schweigen muß. Und so hat mein Kommen doch den Kampf beendet. Habe ich denn, was ich als meine Ehre erkannt, nur so lange zu wahren, als es das Selbstverständliche ist und kein Opfer heischt? Darf ich davor zurückschrecken, sobald es sich gegen mich kehrt? Ein Unglück ist über mich hereingebrochen, ich muß es tragen. Daß das arme Kind darüber zu Grunde gehen mag, wird vielleicht mein Leben zerstören, an meinem Handeln darf es nichts ändern."

Als er im ersten Frührot in den, noch vom Regen triefenden Garten trat, sah er klar und fest seinen Weg.

Agathe fand er bereits in emsiger Arbeit über ihren Beeten.

„Ich sehe es dir an," sagte er ernst, „auch dir hat diese Nacht keinen Schlaf gebracht. Wir wollen es aber ruhen lassen, vielleicht findest du einmal die Brücke zu meinem Schweigen. Glaube mir nur eines: ich kann nicht anders. Und nun will ich in die Berge, will mir Ruhe zu erwandern suchen, will mich fügen lernen. Wenn ich wieder zur Stadt komme, ist es unabänderlich."

Sie senkte das Haupt.

Als sie wieder aufblickte, sagte sie: „Ich weiß, ferneres Reden wäre vergeblich. Komm, iß etwas. Dann begleite ich dich noch ein Stück, damit du mir von deiner Arbeit erzählst."

Sie standen am Ausgang des Dorfes, als er seinen Bericht geendet. Agathens Augen schimmerten feucht. „Ich habe es immer gewußt," sagte sie, „du wirst ein Großer, Ganzer."

Als er schon ein Stück von ihr entfernt war, kam's ihr, sie wußte selbst nicht wie, daß sie ihn nochmals anrief. Da er sich umwendete, um zurückzukehren, eilte sie ihm entgegen: „Erich, es bedarf zwar der Worte nicht zwischen uns. Aber wenn du mich je im Leben brauchen solltest, wann und wozu es auch sei — du weißt, daß du mir das Erste und Liebste bist. So — und nun geh".

Er drückte ihr stumm die Hand und schritt davon. Hoffnungsloser als er gestern dieselbe Straße gekommen war, ging er sie zurück: bange Sorge und Verantwortung für das, was aus seinem Schweigen ent-

stehen würde, breiteten sich unabsehbar vor ihm aus. Trotzdem war er ruhiger, als er es seit langem gewesen: es fiel ihm leichter einem Unglück fest ins Auge zu sehen, als sich in seelischem Schwanken abzuquälen.

Schon am Abend des nächsten Tages traf Erich Martiny wieder in Berlin ein — als ein noch stillerer Mann als er schon vordem gewesen war.

VI.

Nur mit äußerster Vorsicht ging Martiny an die praktische Anwendung seiner Entdeckung.

In möglichster Stille nahm er seine Versuche wieder auf. Da er aber in der Charité arbeitete, konnte es nicht fehlen, daß die dort ebenfalls beschäftigten Ärzte aufmerksam wurden. So ließ sich die Sache denn nicht länger geheim halten und sollte es auch nicht, da er von Tag zu Tag bestätigt sah, was er gefunden zu haben gemeint hatte. Noch immer aber war nicht er es, der Lärm davon schlug. Durch Ärzte und Patienten drang die Kunde seiner neuen Methode bald in weitere medizinische Kreise und auch das Publikum begann, durch die hundert Kanäle, welche in die Öffentlichkeit führen, unterrichtet, sich an ihn zu wenden. Bald sah er sich gezwungen, an jedem Tage, anstatt wie früher nur mehrmals in der Woche Sprechstunde zu halten. Da er dabei seine wissenschaftlichen Studien und Experimente fortbetrieb und seine Praxis außer dem Hause, soweit es sich um schwere Fälle handelte und die Patienten nicht zu ihm kommen konnten, besorgen mußte, wurde es der Arbeit fast zu viel.

Trotzdem ging es nicht an, daß er noch länger mit der schriftlichen Veröffentlichung seiner Erfahrungen zögerte. Nicht nur, daß seine Freunde drängten und seine Gegner einen neuen Angriffspunkt in seinem Schweigen fanden, er sagte sich selbst, es sei an der Zeit hervorzutreten, die Gesamtheit habe ein Recht auf jede wissenschaftliche Errungenschaft. So kam zu seiner Arbeitslast die neue des Schreibens einer Abhandlung.

Hatte er schon früher fast keiner Geselligkeit gepflogen, so mied er seit Doras Verlobung auch die wenigen Familien, in denen er sonst verkehrte. Nur das Haus des Obersten von Achenbach bildete eine Ausnahme. Er hatte einst Doras Freundin Adelheid, der Tochter des Obersten, nach ihrer eigenen wie der Ansicht ihrer Angehörigen, das Leben gerettet. Nicht nur das Mädchen hing schwärmerisch an ihm, sondern auch die Eltern behandelten ihn wie einen der Ihren. Und er fühlte sich wohl unter diesen guten, einfachen Menschen. Doch ein anderes war es, was ihn unwiderstehlich zu ihnen zog. Martiny gehörte nicht zu denen, die sich über den Grund ihrer Handlungen selbst täuschen: Achenbachs waren die Einzigen, durch die er von Dora Nachricht erhalten konnte. Unter anderen Umständen hätte er es sicherlich so gut wie möglich vermieden, von der einst Geliebten reden zu hören. Nun aber drängte die Besorgnis um ihr Los, das nagende Gefühl der Verantwortung, die er auf sich geladen, alle sonstigen Erwägungen zurück. Er schwebte immer in der tödtlichen Angst, von einer Erkrankung Blanks zu erfahren. Doch bis jetzt hatte er nichts vernommen, als daß das junge Paar unmittelbar nach seiner Vermählung nach England gegangen sei und daß der Virtuose in London wahre Triumphe gefeiert habe. Dann seien sie nach Paris, von wo sie nun in allernächster Zeit zurückerwartet würden.

„Heute komme ich wirklich nur auf einen einzigen Augenblick," sagte Martiny an einem abscheulichen Novemberabend beim Eintreten in das Achenbachsche Familienzimmer. „Na, Fritz, wie steht es im Latein? Gibt's eine gute Zensur zu Weihnacht?"

Der Junge, der am Eßtisch über einem Hefte gesessen hatte, war aufgestanden und schmiegte sich an Martiny. „Sehen Sie heute meine Arbeit nach, lieber Onkel Doktor?"

Martiny sah auf die Uhr.

„Gib schnell!"

„Warum hat man Sie so lange nicht gesehen?" fragte Frau von Achenbach.

„Ich habe inzwischen die Abhandlung geschrieben, Sie wissen ja," antwortete Martiny, von Fritzchens Exercitium zur Fragerin hinüberblickend. „Wo ist denn Adelheid?"

„Ach," seufzte die Mutter, „die schreibt Einladungen. Am 15. geben wir unsere

Gesellschaft. Dies Jahr so früh, weil ich am 1. Januar Mädchenwechsel habe. Wir dürfen doch auf Sie zählen, Herr Doktor?"

Martiny sah etwas zweifelhaft aus.

„Sie müssen! Blanks kommen auch. Sie sind seit vorgestern zurück."

Er zuckte zusammen.

„Haben Sie sie schon gesehen?" fragte er gepreßt.

„Nein. Dora war hier. Wir waren aber nicht zu Hause."

„Hat auch Adelheid sie noch nicht gesehen?"

„Nein. Ich habe nur heute früh mein Mädchen hingeschickt, um mich ihrer zu versichern, bevor wir die anderen einladen. Blank ist gewiß sehr umworben."

„Gut, Fritz." Martiny gab dem Jungen das Heft zurück. „Aber ich muß gehen; die Druckerpresse steht sonst morgen früh durch meine unpünktliche Erledigung der Korrekturen still. Das möchte ich nicht verantworten."

„Anton," wandte sich die Mutter an den jüngeren Knaben, „ruf geschwind Adelheid. Die wäre zu gekränkt, wenn wir Sie, lieber Doktor, gehen ließen, ohne daß sie Sie gesehen hat. Also nicht wahr, auf Sonnabend acht Uhr?"

„Ja, danke sehr. Aber daß Sie keine militärische Pünktlichkeit von mir erwarten dürfen, ist eine bekannte Sache. Ich weiß ja nie, wann ich frei sein werde. Guten Abend, Fräulein Adelheid, und auf Wiedersehen. Adieu, Kinder, grüßt den Papa."

Ja, er wollte Dora wiedersehen und wünschte ebenso sehr um seinet- wie um ihretwillen, ihrem schönen Gesicht das reinste Glück ablesen zu können.

Trotz seines Bemühens, pünktlich zu sein, war es nach zehn Uhr, als Martiny die drei Treppen zu Achenbachs hinaufstieg.

Er trat in das erste der beiden Vorderzimmer. Im zweiten stand der Flügel. An ihm Blank, die Geige am Kinn. Dicht gedrängt saßen die Damen in hellen, spitzenbesetzten seidenen Kleidern um ihn herum, die jungen Mädchen, in weiße Wolle gekleidet, füllten stehend die Öffnung der Schiebethür zum sogenannten Berliner Zimmer; Adelheid unter ihnen. Bei Martinys Anblick errötete sie bis unter den weißblonden Scheitel. Hinter den Mädchen eine mehrfache Reihe von Uniformen, dazwischen nur wenige Fräcke.

Das erste Zimmer schien ganz leer, nur matt durch eine Ampel, deren Licht von rotem Glas gedämpft war, erleuchtet. Martiny blieb in der Verbindungsthür zwischen den Vorderzimmern stehen — es war ihm nicht möglich, weiter zu gelangen, da die Stühle der Damen dicht gedrängt bis dahin standen. Er ließ die Augen über all die Gestalten streifen. Frau von Achenbach im grauen Seidenkleide, ein nervöses Lächeln auf dem geröteten Gesicht, nickte ihm zu. Dora konnte er nicht entdecken. Sollte sie nicht da sein? Das wäre ihm eine bittere Enttäuschung gewesen. Denn fast fiebrig hatte er sich seit dem Augenblick, wo er wußte, daß er sie heute wiedersehen sollte, nach ihrem Anblick gesehnt. Vielleicht vermochte die Überzeugung, daß sie in der Gegenwart wenigstens glücklich sei, die Last von seinem Herzen zu nehmen.

Plötzlich, während er so stand und vergeblich nach Dora ausspähte, durchzuckte ihn der Gedanke an eine Möglichkeit, die er in seiner Bitterkeit bisher gar nicht in Erwägung gezogen hatte: Wie, wenn dem Paare gar keine Kinder beschieden würden? Dann wäre ja das Schlimmste verhütet!

Der Musik achtete Martiny kaum und fuhr wie aus einem Traume empor, als das Spiel endete und lautes Beifallklatschen und bewundernde Rufe erschollen. Alles drängte sich um den Virtuosen, der, ganz blaß, sich die Stirne trocknete und mit leichter Verbeugung und selbstgefälligem Lächeln das überschwengliche Lob der Damen, die geschnarrte und gemurmelte Anerkennung der Herren entgegennahm. Eben wollte Martiny sich bis zur Wirtin durchdrängen, als Blank, nachdem ihre Excellenz, die Frau Generalin von Wisgrill, ihm wiederholt die Hände gedrückt hatte, deren etwas abgeblaßten Tochter den Arm reichte und sie mit galanter Gönnermiene zum Flügel führte. „Ich kann es nicht fassen, nicht glauben," hub in sentimentalsten Tönen die dünne Stimme des ältlichen Mädchens an, während ihre Augen zu Blank emporhimmelten.

Martiny trat zurück, halb entschlossen, sich wieder still zu entfernen. Da streifte sein Blick von ungefähr eine Gestalt, die er bisher nicht wahrgenommen hatte. Im Schatten einer Fensternische des ohnehin



Am Bach. Nach dem Gemälde von Ludwig von Hofmann.

halb dunkeln Raumes, saß Dora Blank. Martiny konnte einen Ruf der Überraschung und des Schreckens kaum unterdrücken. Sie stützte das Haupt mit geschlossenen Augen gegen die hohe Lehne des Sessels. Das früher so blühende Gesicht war bleich, um den jetzt beinahe groß erscheinenden Mund lag ein fremder Leidenszug. Vielleicht war diese Veränderung nur ihren unverkennbar weit fortgeschrittenen Mutteraussichten zuzuschreiben — Und er, der sich eben noch in der Hoffnung gewiegt hatte —

Während Martiny mit dem forschenden Blick des Arztes und dem angstvollsten persönlichen Interesse zu ihr hinübersah, schlug sie die Augen auf. Wie unwillkürlich streckte sie die Hand nach ihm aus und machte eine Bewegung, um aufzustehen. Doch schon hatte er einen Stuhl an ihre Seite geschoben und saß neben ihr.

„Lieber Herr Doktor," sagte sie, „lieber Freund, wie lange haben wir uns nicht gesehen?"

„Ja ewig!" erwiderte er. „Doch," fuhr er hastig fort, „erzählen Sie mir, wo waren Sie überall? Haben Sie viel Neues gesehen?"

„O ja, sehr viel!" antwortete sie mit müdem Lächeln. „Wir sind in England gewesen, in Irland und Schottland. Dann noch in Paris, zum Schluß in Frankfurt am Main."

„Waren Sie lange in London?"

„Während der ganzen Saison. Gerhard konnte es nicht anders einrichten, wir sind gleich nach der Hochzeit in einem Zuge hingefahren."

„Es ist doch großartig, nicht?"

„Ja, aber ich habe nicht sehr viel davon gesehen. Mein Mann hat in fünf Konzerten gespielt, dann vor der Königin und beim Herzog von Fife und bei noch so ein paar großen Herren. Auch hatte er viele Besuche zu machen und zu empfangen und war oft eingeladen. Da hat er wenig Zeit gehabt, mir etwas zu zeigen."

„Hm!" machte Martiny. „Aber die Reise durch Schottland haben Sie gewiß sehr genossen. Da sind Sie wohl an irgend einem schönen Punkt still sitzen geblieben?"

„Wir waren nur in Städten, aus Natur macht sich Gerhard nichts. Und wir sind nirgends länger geblieben, als wie mein Mann dort zu thun hatte."

„Aber Sie sind doch eine solche Naturfreundin. War Ihnen das erfreulich?"

„Nein," erwiderte sie ehrlich. „Die Hetze und das ewige Aus- und Einpacken! Ich war auch sehr ungeschickt, da ich noch nie ohne Jungfer gereist war. Ich war für meinen Mann wirklich eine schreckliche Geduldsprobe."

‚So,' dachte Martiny bitter, ‚also ungeduldig ist er mit dem armen jungen Ding schon auf der Hochzeitsreise gewesen.'

„Und was wird nun," fragte er nach einer Pause, „bleiben Sie nun hier?"

„Gerhard muß schon in den nächsten Tagen nach Petersburg. Er möchte, daß ich mitkomme, er reist nicht gerne allein. Aber," sie blickte an sich nieder und wurde glühend rot. Dann, als fasse sie einen raschen Entschluß, schlug sie die Augen zu ihm auf, große, traurig-wissende Augen, und sagte im alten Tone des Vertrauens: „Nicht wahr, Herr Doktor, es könnte dem Kinde schaden?"

„Wann soll es kommen?" fragte er weich.

„Mitte Februar," erwiderte sie leise.

„Wie haben Sie denn körperlich die große Reise ertragen?"

„Ich habe sehr viel gelitten," gab sie einfach zur Antwort. „Das macht aber nichts, wenn es nur dem Kinde nichts geschadet hat. Glauben Sie, es könnte ihm geschadet haben?" fragte sie angstvoll.

„Wir wollen hoffen, nein. Nun aber bleiben Sie unter jeder Bedingung zu Hause. Das ist nichts für Sie, jetzt noch in der Welt herumzufahren. Bleibt Ihr Mann lange fort?"

„Vorläufig sechs Wochen, dann kommt er zurück, muß aber Ende Januar wieder fort."

„Da werden Sie sehr allein sein."

Ein Lächeln verklärte ihr abgemagertes Gesicht: „Ich erwarte ja mein Kind!"

„Freuen Sie sich so sehr darauf?"

„Ob ich mich freue — oh —"

Eine ganze Welt zitternden Glücks lag in ihrer Stimme.

‚Ich will mir nie mehr etwas wünschen,' stöhnte es in Martiny, ‚nur das Kind soll gesund sein.'

Drinnen hatte der Gesang aufgehört. Martiny erhob sich. Er nahm Doras durchsichtige Hand in die seine: „Lassen Sie sich alles, alles Gute wünschen —"

Aus dem Nebenzimmer trat eben Blank mit einem Herrn in Generalsuniform ein.

„Ich weiß gar nicht, wo meine Frau steckt," hörte man ihn gereizt sagen.

Dora stand schwerfällig auf.

„O hier," sein Blick streifte über Martiny hin. „Excellenz von Wisgrill wünscht dir vorgestellt zu werden."

„Aber Gnädigste," sagte der alte Herr, „bitte, behalten Sie doch Ihren Platz." Er führte sie ritterlich zu ihrem Sessel zurück, während Blank bereits wieder von anderen umringt war.

Martiny bahnte sich endlich einen Weg zur Wirtin. Er fand sie beim Eßtisch, dem Burschen beim Punscheinschenken behilflich, augenscheinlich völlig erschöpft.

„Lieber Doktor, da sind Sie ja," sagte sie mit völlig heiserer Stimme. „Ich bin ganz entsetzt über Dora, wie jämmerlich sieht sie aus."

„Mutterhoffnungen," erwiderte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Die allein? Ich habe doch auch drei Kinder gehabt und war nie die Stärkste. Nein, so sieht keine glückliche Frau aus. Übrigens: halten Sie ihn denn für gesund?"

Martiny antwortete nicht — und stahl sich bald unbemerkt davon, mit schmerzlich bewegter Brust. Wie hatte er sich in die Hoffnung zu lullen versucht, Dora glücklich und blühend wieder zu finden und was alles hatte er aus den leidvollen Augen, zwischen den leisen Worten lesen müssen. Frau von Achenbach hatte recht: aus dem abgezehrten Gesicht, aus dem Zug um den Mund sprachen Enttäuschung und Kummer. Es wäre ein thörichter Selbstberuhigungsversuch von ihm gewesen, dies alles ihrem Zustand Schuld zu geben.

Und daß das Kind nun schon kam! Vor kaum mehr als einer Stunde hatte er sich vertröstet, daß es vielleicht nie kommen würde. Nein! Alles würde folgerichtig eintreffen, wie er es sich in seinen schlimmsten Stunden ausgemalt hatte, alles, alles!

War ein Teil davon nicht schon da? Erwies die zitternde Freude, die Dora über ihren Zustand empfand, nicht nur allzu deutlich, daß sie bereits einen Ersatz für gescheiterte Erwartungen ersehnte? Hätte Blank gehalten, was sie in ihm gesehen, so wäre sie nach den wenigen Monaten noch ganz erfüllt von ihrer Liebe und klammerte sich nicht mit solcher leidenschaftlichen Innigkeit an ihre Mutteraussichten. Wer sagte ihm, ob sie nicht schon unter ihres Mannes untergrabener Gesundheit zu leiden gehabt? Dies schien ihm ungewiß; außer allem Zweifel aber stand ihm, daß sie über die Unwürdigkeit seines Charakters bereits völlig im Klaren sei.

Daß sie aber die Kraft hatte, mit ihrer Enttäuschung fertig zu werden, daß sie trotz der körperlichen Prüfungen, die ihr die Mutterschaft ersichtlich auferlegte, in ihr die Ausgleichung ihres Geschickes fand, rechtfertigte Martinys stets in das Gold ihrer Natur gehegtes Vertrauen. Wie war aus dem unfertigen Mädchen so schnell ein selbstbeherrschtes, tiefgründiges Weib geworden.

Doch war es nicht die alte Liebe zu ihr, was Martiny laut aufstöhnen machte. Nicht vergeblich hatte er sich seit der Nachricht von ihrer Verlobung zu bemeistern gesucht und nun trug sie das Kind eines anderen unter dem Herzen. Was hatte sie noch gemein mit dem schillernden Schmetterling, den er begehrt hatte? Worin glich die bleiche Frau noch dem berückenden Geschöpf, das einst auf jenem Ball den schlanken Körper nach den Klängen der Zigeunergeige gewiegt hatte? Damals hatte er sich zugeschworen, daß kein Hauch an ihren Blütenstaub rühren solle und heute blieb ihm für sie nur noch zu wünschen übrig, daß das Kind des Mannes, der sie elend machte, gesund zur Welt komme und gesund bleibe.

War es nur Mitleid, was ihn marterte, nicht auch Reue? Nein, Reue nicht und doch Schuldbewußtsein, das Bewußtsein einer Schuld, die das Schicksal ihm aufgebürdet hatte. Ihm war wie einem Bergsteiger, unter dessen Fuß sich ein Felsstein loslöst und einen unter ihm Aufwärtsstrebenden zermalmt. Auch er ist schuldlos und dennoch schuldig an eines Menschen Tod und lange mag es währen, bis er das Schrecknis verwindet. Er aber konnte nie verwinden, weil aus dem, was er geschehen lassen mußte, unabsehbar neue Qual emporwachsen würde.

VII.

Indessen erschien seine Abhandlung.

Den wärmsten Anteil an seinen Erfolgen und Kämpfen nahmen Achenbachs. Sie waren auch weit empörter über die gegen ihn gerichteten Anfeindungen, als er

selbst. Dafür war in seiner Seele kein Raum. Die Tage hatten zweierlei Schritt für ihn: in rasender Eile schwanden sie ihm in der Arbeit und wieder, dachte er an Dora, schlichen sie auf bleiernen Sohlen. Und er dachte stets an Dora. Er sehnte den Zeitpunkt herbei, wo ihr Kind geboren sein würde und dann wünschte er ihn wieder weit hinausgeschoben; solange es nicht da war, war sie glücklich in der Erwartung.

Ein medizinisches Fachblatt in der Hand, trat ihm bei einem seiner zahlreichen Besuche der Oberst entgegen.

„Es ist unerhört, lieber Doktor. Sie haben es doch gelesen?"

„Was denn?

„Nun den Artikel gegen Sie — diese Kaffern! Und da schickt mir noch jemand, ein guter Freund wahrscheinlich, der meine Beziehungen zu Ihnen kennt, das Blatt zu."

Martiny überflog den Artikel. Ironisch wehmütig zuckte es um seine Lippen.

„Sie werden schon nachgeben," sagte er ruhig. „Einmal gefundene wissenschaftliche Wahrheiten lassen sich auf die Dauer nicht unterschlagen. Das macht mir wenig Sorge."

Seine Augen gingen plötzlich ins Weite, ganz unvermittelt fragte er:

„Wie geht es eigentlich Dora Blank? Kommt sie oft hierher?"

„Nein, nie," erwiderte Frau von Achenbach halb befremdet. „Unsere drei Treppen sind ihr zu beschwerlich. Sie lebt schon jetzt ganz ihrem Kinde, macht nur täglich den ihr verordneten Gesundheitsspaziergang und sitzt sonst zu Hause und bastelt mit ihren geschickten Fingern allerlei zierliche Sachen für die kleine Aussteuer zusammen."

„Wie ist denn ihr körperliches Befinden?"

„Sie sieht jammervoll aus, klagt aber nicht. Blank ist bereits wieder fort. Er war Ende Januar kurze Zeit hier. Es ist noch nicht bestimmt, ob er zur Geburt seines Kindes zurück sein wird. Nun —" sie hielt mit einem Blick auf Adelheid inne.

Ein paar Tage später empfing sie Martiny, diesmal ohne Adelheid, mit der Nachricht, daß Dora eines Knaben genesen sei.

Martiny erbleichte. „Wie geht es ihr? Ist das Kind gesund?" stieß er hastig hervor.

Frau von Achenbach sah ihn erstaunt an. „Es geht ihr gut. Der Junge soll sehr zart sein. Ich konnte ihn nicht sehen, er schlief. Ich war nur einen Augenblick bei Dora, ich habe aber noch nie eine solche Seligkeit gesehen; förmlich verklärt schauen die braunen Augen aus dem schneeweißen Gesicht. Diese strahlende Freude, dazu die natürliche Schwäche ihres Zustandes, hat mich ganz gerührt. Übrigens hat sie mir aufgetragen, Ihnen mitzuteilen, daß sie einen Sohn habe und Sie vielmals zu grüßen. Ich wußte gar nicht, daß Sie so befreundet seien."

Martiny wandte den Kopf ab. Nach einer Weile fragte er: „Werden Sie sich ihrer nicht ein wenig annehmen? Sie ist doch so ganz allein.

„Ach," erwiderte die Frau Oberst, „ich möchte schon (Blank ist übrigens nicht zurück), ich habe Dora wirklich gerne, sie ist ein gutes, feines Geschöpf und sie thut mir so leid. Aber die Frau Baronin ist ja bei ihr und gebärdet sich ganz, als ob sie selbst das Kind bekommen hätte. Sie spricht nur davon, was sie durchgemacht hat und jammert über ihre erschütterten Nerven. Die Person ist mir gräßlich, ich will nichts mit ihr zu thun haben. Übrigens wird sie wohl, denk' ich, über kurz oder lang den Herrn Bankdirektor heimführen."

‚Mag sie doch!' dachte Martiny. Was ging ihn das jetzt noch an und auch für Dora schien es ihm von wenig Belang; im Gegenteil, es war besser für sie, wenn ihr Vater das offenkundige Verhältnis legitimierte.

„Und Dora," fragte Martiny laut, „wie erträgt sie die Gegenwart dieser Komödiantin?"

„Dora denkt an nichts als an ihr Kind. Die läge mit demselben glücklichen Lächeln da, wenn zehn Baroninnen um sie herum über ihre Nerven stöhnten. Gott erhalte ihr das Kind."

„Amen," sagte Martiny feierlich. Wieder sah ihn die Frau erstaunt an: was hatte denn der Doktor heute, er war so anders als sonst?

Nun es geboren war, ergriff Martiny ein fast unbezwingliches Verlangen das Kind zu sehen, dessen Dasein ihm so viel bedeutete. Mit der ganzen Schärfe seines ärztlichen Denkens hatte er unzähligemale erwogen, was zu hoffen, was zu befürchten sei. Ein einziger Blick auf das Kind hätte

ihm vielleicht die Klarheit gebracht, die alles Grübeln ihm nicht zu geben vermochte. Aber der Weg dazu war ihm verschlossen. Er konnte doch nicht in Blanks Haus dringen. So ging er denn immer wieder dorthin, wo er einzig und allein von Dora und ihrem Sohne hören konnte. Doch er erfuhr wenig. Adelheid sah die alte Freundin nur selten. Frau von Achenbach wich der Möglichkeit, mit der Baronin zusammenzutreffen, völlig aus.

„Wie ist das Kind?“ fragte Martiny Adelheid.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte sie zögernd. „Ich verstehe mich nicht auf kleine Kinder, Dora sagte, es sei sehr unruhig, besonders des Nachts. Schön ist es nicht,“ fügte sie hinzu und wurde dann glühend rot.

Zuweilen war Martiny im Begriff, sich Frau von Achenbach anzuvertrauen, sie zu bitten: „Gehen Sie mir zu Liebe hin, vielleicht können Sie mich von einer Qual erlösen, die mich verzehrt.“ Doch die Scheu, den Schleier von seiner Seele zu lüften, hielt ihn davon ab und noch mehr schreckte er davor zurück, nun einer dritten gegenüber zu verraten, was er sich nicht hatte entschließen können zur Rettung der Geliebten preiszugeben.

Im übrigen aber war sein Verhältnis zu Frau von Achenbach ein ungemein inniges geworden. Fast wie ein Sohn fühlte er für diese stille Frau, die ihm wie eine gütige Mutter entgegenkam. An allem, was sie betraf, nahm er den herzlichsten Anteil und machte ihre Freuden und ihre Sorgen zu den seinen. Ihm selbst unbewußt, stellte er sich längst nicht mehr nur um Doras willen bei ihr ein. Langsam und allmählich begann der Gedanke an sie in ihm zu verblassen. Ein laues Wohlbehagen überflutete ihn in diesem trauten Familienleben. Seit seiner Kinderzeit hatte er derlei nicht mehr gekannt.

Wenn das einfache Abendbrot genommen war, brachte Adelheid die beiden Jungen zu Bett. Indes saß Martiny oft allein mit der Mutter; der Oberst war viel außer Hause, während die Damen nur die wenigen Einladungen annahmen, denen sie nicht ausweichen konnten. So frei und ungezwungen hatte er, außer mit Agathe, noch mit jemandem gesprochen. Nur über das Eine, was ihm noch immer oft sein Tiefstes aufrührte, schwieg er. Ach! einmal den Kopf in den Schoß dieser mütterlichen Frau betten und ihr alles beichten können!

Bis Anfang Mai kam er allabendlich. Lieber arbeitete er bis tief in die Nacht hinein, als auf diese Feierstunde zu verzichten. Dann aber ging es nicht länger.

Die Patienten strömten ihm von allen Seiten zu, besonders aus Süddeutschland wurden ihm viele von dortigen Ärzten, die offenbar mehr von ihm hielten, als seine Berliner Kollegen, geschickt. Dazu kam, daß zu seinem Erstaunen eine neue Auflage seiner Broschüre notwendig geworden war und sofort gedruckt werden mußte. Da Wissenschaftliches aber niemals abgeschlossen ist, vollends bei eben Entdecktem bringt die Erfahrung täglich Neues, mußte die Abhandlung vorerst einer gründlichen Durchsicht und Ergänzung unterzogen werden.

So war seine Zeit über und über in Anspruch genommen.

VIII.

Wenn des Tages Arbeit gethan war, nahm Martiny nun wieder wie einst am Pult in seinem Laboratorium sein hastiges Abendbrot. Die warme Frühlingsluft strich zum Fenster herein, er aber fühlte sich nicht mehr behaglich in seiner vernachlässigten Umgebung. Hundert Dinge, die ihm früher gar nicht zum Bewußtsein gekommen waren, störten und verdrossen ihn. Wie schlecht seine Lampe brannte! Und da auf dem Regal an seiner Seite lag wahrhaftig fingerdicker Staub. Frau von Achenbachs sauberer Abendbrottisch wollte ihm nicht aus dem Sinn, den er die sanfte Adelheid so oft hatte geräuschlos decken sehen. Das ganze trauliche Heim stieg vor ihm auf und es wurde ihm erst jetzt so recht klar, wie eng verbunden er sich den lieben Menschen fühlte. Seiner ganzen Selbstbeherrschung bedurfte es, um nicht die Feder hinzuwerfen und zu ihnen zu eilen. Doch er überwand sich und arbeitete weiter, bis die Stunde verstrichen war, in der er an die gastliche Pforte hätte klopfen können.

Den Gedanken an Dora zwang er jetzt voll bewußt nieder. ‚Wir haben nichts mehr gemein,‘ sagte er sich, ‚was geschehen ist, ist geschehen. Auch das Teil, das ich daran habe, ist unwiderruflich. Ich habe gehandelt, wie ich meiner Natur nach mußte.

Nun kann ich das Rad ihres Schicksals nicht mehr aufhalten. In eitlen Grübeleien aber darf ich meine Kräfte nicht vergeuden. Also zurück zu meiner alten Gepflogenheit: vorwärts und durch!‘

Abermals war eine Woche vergangen, ohne daß er Achenbachs aufgesucht hatte. Da erhielt er eines Morgens einen Brief von der Frau Oberst.

„Lieber Doktor," las er. „Wenn Sie es möglich machen können, kommen Sie heute vormittag auf einen Augenblick zu uns. Wir haben Ihnen eine große Neuigkeit mitzuteilen.

Das ganze Haus grüßt Sie und sehnt sich nach Ihnen.

Ihre Luise Achenbach."

‚Was das wohl sein mag?‘ dachte Martiny. ‚Und warum Sie es mir nicht schriftlich mitteilt? Es wird sich doch nicht etwa Adelheid — Ach Unsinn! Davon hätte ich doch etwas gemerkt?‘

Als er bei Achenbachs eintrat, kam ihm die Frau Oberst mit ausgestreckten Händen entgegen, helle Freude auf dem verblühten Gesicht: „Sie sollten es von mir selbst hören. Denken Sie nur — ich kann es noch gar nicht glauben — mein Mann ist zum General avanciert!"

„Da gratuliere ich von ganzem Herzen. Das ist ja aber außerordentlich rasch gegangen."

„Ja, das ist es. Eine ungewöhnliche Beförderung. Ganz plötzlich ist es gekommen. Wir gehen nach Königsberg, in meine Heimat, soweit ein Offizierskind eine Heimat hat. Meine schönsten Jahre habe ich dort verlebt, meinen Mann dort kennen gelernt; als blutjunger Leutnant stand er damals unter meinem Vater, der Kommandierender war und nun kommt er als General zurück."

Das Dienstmädchen meldete Besuch.

„Lassen Sie vorne eintreten," gab Frau von Achenbach Bescheid. Martiny war, seiner Gewohnheit gemäß, geradeswegs in die Eßstube, die als Familienzimmer diente, gegangen. „Das sind wohl schon die ersten Gratulanten. Kommen Sie mit, lieber Doktor? Nein? Nun, dann muß ich Ihnen adieu sagen und vielen Dank, daß Sie gekommen sind. Mein Mann ist nicht da, dienstliche Wege. Die Jungens hätten Sie sehen sollen! Ganz toll vor Freude, kaum daß sie in die Schule zu bringen waren: der Vater General und in eine ihnen neue Stadt, auf eine Festung! Aber ich muß zu meinem Besuch; ich schicke Ihnen Adelheid."

Martiny sah ihr lächelnd nach: die Frau war ja heute förmlich jugendlich-hastig. Was das Glück alles vermochte!

Einen Augenblick später trat Adelheid ein. Martiny bemerkte befremdet, daß ihre blassen Züge eher Trauer, als Freude verrieten.

„Ich gratuliere Ihnen, Fräulein Adelheid. Sie freuen sich doch gewiß auch sehr."

Sie schluckte zwei, drei Mal, bevor sie antworten konnte: „O ja, für Papa und Mama, sehr."

„Nun und für sich selbst?"

Sie sah ihn an mit dem Blick eines hilflosen Tieres. Dann setzte sie sich, als würde ihr mit einemmale eine Last zu schwer, schlug die Hände vors Gesicht und fing zu weinen an. Die Thränen rannen ihr zwischen den dünnen Fingern hindurch und tropften auf ihr schwarzes Schürzchen hinunter, wo sie als glänzende Flecken liegen blieben. Martiny sah sie an, wie sie so dasaß und unaufhaltsam, herzbrechend weinte. Und plötzlich durchzuckte ihn wie ein Blitz die Erkenntnis: sie weint um mich, weil sie von hier fort soll, sie liebt mich. Ganz erschreckt stand er noch einen Augenblick, dann strich er ihr sanft mit der Hand über den blonden Scheitel und ging leisen Schritts hinaus, indem er die Thüre geräuschlos hinter sich zuzog.

Aufgeregt sinnend stieg er die Treppe hinunter. Wie hatte er nur so blind sein können? Nun fielen ihm hundert kleine Züge ein, die ihn über Adelheids Gefühle hätten aufklären müssen: ihr Erröten bei seinem Anblick, der Eifer, mit dem sie ihm zu dienen suchte, die leidenschaftliche Hingabe an seine Interessen. Im Drange seiner Geschäfte, in seinem Bemühen mit seinem Leid fertig zu werden, hatte er das alles als schwärmende Dankbarkeit hingenommen und sie nicht viel anders behandelt als ihre kleinen Brüder. Daß sie ihm als Mädchen dem Manne gegenüber stand, hatte er mit keinem Gedanken gestreift.

Nun aber konnte ihm kein Zweifel bleiben: sie liebte ihn; wahrscheinlich schon von damals her, da er ihr in ihrer schweren Krankheit genaht. Und gleichzeitig drängte es sich ihm auf, daß da ein Glück für ihn

bereit läge, nach dem er nur die Hand auszustrecken brauchte. Was sollte ihn davon zurückhalten, mit raschem Entschluß das Mädchen als Frau heimzuführen? Es war nicht wenig, was er damit gewann: eine hingebende Liebe, ein geordnetes Haus, eine treue Mitarbeiterin; diese freilich nicht in dem Sinne, wie seine Schwester sie ihm hätte sein können, wie er sich sie einst, ehe sein Herz gesprochen, nach ihrem Vorbilde als Gattin gewünscht. Dazu fehlte es Adelheid an überlegener Intelligenz, an gelehrtem Wissen, an Erfahrung. Aber gab es überhaupt noch eine Frau wie Agathe? Auch das Glück, das er sich mit Dora geträumt, konnte ihm Adelheid nicht bringen. Dora hatte er geliebt und sie liebte er nicht. War er dann aber berechtigt, um sie zu werben? Ja, denn sie würde auch voll beglückt sein, wenn er ihr nur mit ruhiger Neigung lohnte. Und Dora — sie hatte kein Recht an ihn und was konnte es ihr nützen, wenn er ein einsamer Mensch blieb? Und er sehnte sich danach, auch einen hellen Fleck Erde sein eigen zu nennen, jetzt erst wußte er, wie sehr er sich danach sehnte.

In diesen Gedanken schritt Martiny in der gewohnten, etwas vorgeneigten Haltung, die Augen auf den Boden geheftet, quer durch den Tiergarten seiner Klinik zu. Da hörte er sich angerufen: „Herr Doktor," und dann noch einmal: „Doktor Martiny."

Er blickte auf.

Auf einer Bank, ein mit hellblauer Seide überspanntes Kinderwägelchen vor sich, saß Dora Blank.

„Lieber Herr Doktor", sagte sie, „ich kann Sie doch nicht so an mir vorbeigehen lassen."

Martiny starrte sie sprachlos an.

In ihr blasses Gesicht hatte sich der Leidenszug noch tiefer gegraben, es war erschreckend schmal geworden, die Gestalt überschlank. Über den großen Augen lag ein Schatten. Wo war ihre Schönheit geblieben, der Schmelz ihrer Jugend? An dieser jungen Mutter konnten Hunderte vorbeigehen, ohne auch nur zu ahnen, was sie vor wenig mehr als Jahresfrist für ein berückendes Geschöpf gewesen war.

Martiny durchfuhr es. War das eine Mahnung, daß sie da an seinem Wege saß und wie eine Bettlerin die Hand nach ihm ausstreckte im Augenblick, wo er sich ein eigenes Glück gründen wollte? Wie hatte er danach verlangt, sie und ihr Kind zu sehen und nun er mit aller Kraft seines Willens den Gedanken an sie niedergezwungen hatte, stellten sie sich ihm entgegen. Schrie ihm ihr Anblick nicht deutlich zu: du hast an meinem Unglück mitgebaut, darfst du dir nun noch ein Glück zimmern? Ein sinnlose Angst packte ihn: ob sie gesund war, ob diese erschütternde Veränderung nur in seelischem Leid ihren Grund hatte? Unwillkürlich stieß er hervor:

„Sind Sie gesund?"

Sie sah ihn befremdet an: „Ich danke, ja."

Die Antwort beruhigte ihn nicht, aber er schwieg, nur seine Augen bohrten sich forschend in ihr Gesicht, bis ihr langsam eine leise Röte die Wangen hinaufzog. Da wandte er sich ab und fragte mit einem ängstlichen Blick auf den verdeckten Wagen:

„Und Ihr Kind — gedeiht es?"

„Mein Bub'!" — was für ein sonniges und doch scheues Lächeln über ihr Gesicht glitt — „er ist kein Riese, aber unser Geheimrat meint, er wird sich schon machen. Ich wollte, Sie sähen ihn, aber er schläft —"

„Dann warten wir eben bis der junge Herr aufwacht," sagte Martiny und suchte seiner Stimme dabei eine möglichst heitere Färbung zu geben. Dann setzte er sich neben sie. Mochten seine Patienten ungeduldig werden! Es gab in diesem Augenblick nichts Wichtigeres auf der Welt für ihn, als den Säugling dort unter dem himmelblauen Dach.

„Sind Sie oft hier?" fragte er. „Aber Sie haben ja nicht einmal ein Buch mit sich — ist Ihnen das nicht langweilig?"

„Ich habe ja das Kind," sagte sie einfach. „Und schläft es, dann hab' ich meine Gedanken: wenn es einmal so weit sein wird, und dann so weit. Ich glaube, neulich war er schon Leutnant!" Und nun lachte sie, etwas gedämpft zwar, aber doch ihr altes Lachen.

„Soll er nicht Musiker werden?"

„Nein," erwiderte sie mit plötzlich völlig veränderter harter Stimme.

Martiny lenkte ab.

„Bleiben Sie den Sommer über hier?"

Ihre Stirne blieb sorgenvoll.

„Wir sollen nach Soden. Mein Mann hustet seit einiger Zeit, ein verschleppter

Katarrh. Er will aber nach Ostende. Dahin kann ich doch ein so kleines Kind nicht mitnehmen — nicht wahr, Herr Doktor?"

Er hatte Mühe, nicht aufzustöhnen. Also schon Soden! Und dann Arco und Nizza und Ägypten und dann — wenn er sich wenigstens davon hätte überzeugen können, daß sie gesund war!

Ein quälendes Stimmchen, das aus dem Korbwagen drang, machte Dora rasch aufstehen. Sie schlug das bewegliche Dach zurück und sah zu ihrem Kinde nieder:

„Bist du wach, Süßing? Gut geschlafen, mein Goldenes?" Wie weich und zärtlich das klang.

Leise schob sie den Wagen mehrmals hin und her. Als das Stimmchen schwieg, wendete sie sich zu Martiny:

„Sehen Sie sich ihn an, meinen Jungen, lieber Doktor, und sagen Sie mir, wie Sie ihn finden."

Martiny stand auf und beugte sich über das Kind. Wie ein Dolchstoß fuhr es ihm ins Herz: ‚Das wird ja kein Jahr alt!' Die wachsgelbe Farbe, die faltige Haut, die hochgewölbte Stirn über den eingesunkenen Augen — unverkennbar hatte ihm der Tod schon sein Zeichen aufgedrückt. Immer tiefer beugte sich Martiny hinab: Dora sollte sein Gesicht nicht sehen. Und nun verzog sich der kleine Mund zu einem häßlichen Weinen, nur ein heiserer, kraftloser Ton drang aus der schwachen Brust. Martiny nahm das Kind aus dem Wagen und setzte sich mit ihm auf die Bank. Doras Augen zu begegnen, vermied er; er hätte ihren Blick nicht zu ertragen vermocht. Er legte sein Ohr an Brust und Rücken des Kleinen; aber was bedurfte es dessen, er sah ja genug! Da fühlte er, wie Doras Hand leicht seinen Arm berührte:

„Herr Doktor," die Stimme zitterte ein wenig, „Sie finden ihn wohl auch sehr zart?"

Er sah zu ihr auf. Schon hatte er seine Selbstbeherrschung zurückgewonnen. Daß ihm alles Blut aus dem Gesichte gewichen war, bemerkte sie im grünlichen Schatten der Bäume nicht.

„Ja, zart ist er," sagte er ruhig, „Ihr Arzt hat ganz recht." Sonst fügte er nichts hinzu. Lügen konnte er nicht im Angesicht dieses unrettbar Verlorenen und es ihr jetzt schon sagen, wäre nutzlose Grausamkeit gewesen.

Sie nahm ihm das Kind ab und drückte es mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an sich. „Meins," flüsterte sie, „mein Alles!" Plötzlich liefen ihr zwei große Thränen langsam die schmalen Wangen hinab.

Martiny konnte es nicht länger ertragen.

„Ich muß gehen," sagte er, „es ist spät geworden."

Doch Dora hielt ihn zurück. „Herr Doktor," flehte sie, „nicht wahr, mein Kind ist nicht krank?"

Und nun antwortete er doch mit einer bewußten Lüge: „Nein!" Dann ging er mit großen Schritten davon.

In der Dämmerstunde desselben Tages trat Martiny bei Frau von Achenbach ein.

Er fand sie allein zu Hause. Sie saß vor ihrem Nähtisch am breiten Fenster des Berliner Zimmers, die Hände im Schoß, müde von den vielen Anforderungen dieses Tages. Um sie her webten die Schatten, der um das Fenster gezogene Epheu bewegte sich leise in der Abendluft, im Käfig zwitscherte der Kanarienvogel schon halb aus dem Traume.

Martiny zog einen Stuhl heran und setzte sich ihr gegenüber.

„Das ist lieb von Ihnen, daß Sie noch einmal kommen. Sie wollten wohl meinen Mann sehen? Leider ist er mit den Jungen ausgegangen; die wilden Kerle waren heute zu Hause gar nicht zu bändigen. Adelheid ist auch mit," fügte sie hinzu.

Martiny antwortete nicht. Plötzlich sagte er:

„Ich werde nie heiraten."

Die Frau richtete sich in ihrem Sessel auf und sah ihn erschreckt an.

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Ich kann nicht. Ich bin gebunden."

„Sie, Herr Doktor!" rief sie entsetzt.

Der Ton ihrer Stimme machte ihn aufmerksam.

„Nein, nein," sagte er, „nicht so. Das wäre mir unmöglich."

„Was ist es denn?" fragte sie leise.

„Ich kann es Ihnen nicht erklären: ich bin in meinem Gewissen gebunden und habe mir doch nichts vorzuwerfen, mein Herz hält mich und doch habe ich längst aufgehört, zu hoffen und zu begehren."

„Ich verstehe Sie nicht —"

„Ich verstehe mich selber kaum," er-

widerte er trübe, „aber ich kann nicht anders. Verzeihen Sie mir," bat er, „verzeihen Sie mir alles!"

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen," murmelte sie gepreßt. Nach einer Weile sagte sie, es war offenbar der Abschluß einer langen Gedankenreihe: „Ich werde Adelheid schon in den nächsten Tagen nach Königsberg schicken. Die Wohnung steht leer — da kann sie alles vorbereiten."

Martiny erhob sich: „Ich will die Ihrigen lieber nicht abwarten. Sagen Sie dem Herrn General alles Gute von mir."

Sie hielt ihn nicht. Als er schon an der Thür war, kam sie ihm nach: „Lieber Freund," sagte sie herzlich, „wir bleiben die Alten. Hoffentlich können wir uns bald beruhigt wiedersehen."

Langsam stieg er die Treppen hinunter. So hatte er nun auch die freundliche Zufluchtsstätte verloren, an der er in den letzten Monaten so viel Liebes erfahren. Nie hatte er sich so einsam gefühlt, als da er nun durch den dunklen Tiergarten schritt. Nichts schien ihm mehr lockend, selbst die Arbeit dünkte ihm nur eine Last, die sein Pflichtgefühl zu bewältigen hatte.

(Schluß folgt.)



Drei nachgelassene Gedichte von Ernst Eckstein.

Vorgefühl.

Wenn sich im Lenz auf diese Welt der Blüten
Als Trauerflor die erste Dämm'rung legt,
Dann spürst du schon, wie bald mit grausem Wüten
Der Herbst die welken Blätter fegt.
Was sich im Mai dir in die Seele stahl,
Nur Ahnung war's von künft'ger Todesqual.

Terzinen.

Es soll dein Bild mir unverändert dauern,
Wenn du vielleicht mich lange schon vergessen,
Denn ewig glüht mein thränenvolles Trauern.

Die Zeit, da ich zu Füßen dir gesessen,
Sie war der kurze Lenz in meinem Leben,
Das einz'ge Glück, das Gott mir zugemessen.

Nun seh' ich fern und ferner dich entschweben,
Wie Götter, die beschwingt die Segel lichten.
Ich fühl' im Krampf das wunde Herz erbeben —

Doch kein Verrat soll mir dein Bild vernichten.

Novemberlied.

Verwaiste Liebe stöhnt
Und trübes Seufzen tönt
Von herbstlich öden Grabeshügeln her.
Der bleiche Abendglanz,
Der bunte Blättertanz,
Wie stimmt er mein Gemüt so thränenschwer.

Der kranke Lebensbaum
Erschließt die Blüte kaum,
Da stirbt sie schon in winterlicher Luft.
Es lohnt die Zähre nicht,
Die heiß vom Auge bricht —
Und ewig stumm liegt die vergess'ne Gruft.



Beim Vesperläuten. Nach dem Gemälde von George Hitchcock.

Frühlingsklänge.

Maienfest.

Von

Ernst Muellenbach.

Nun die Freude wieder frei
Schwärmt durch Hain und Garten,
Rüsten wir ein Fest dem Mai,
Den wir lang erharrten.

Lieblich in der lauen Luft
Unter Kirschenzweigen
Laßt des Maiweins Opferduft
Auf zu Blüten steigen.

Ungerecht und karg im Dank
Darf uns keiner schelten,
Und der erste Weihetrank
Soll dem Winter gelten!

Was der Lenz uns Liebes schafft,
Danken wir dem Alten,
Der in heilsam-strenger Haft
Trieb und Keim gehalten;

Der beim häuslich-trauten Schein
Uns zusammenführte
Und manch stilles Feuerlein
Hell zu Flammen schürte;

Der die Sehnsucht in uns schuf
Dieser Blütentage,
Daß uns der Erfüllung Ruf
Inniger behage.

Nimm, o Winter, Dank und Preis
Heut am Maienfeste!
— Und von Norden regt sich's leis
Flüsternd im Geäste.

Flimmernd flockt es in den Wein,
Blinkt auf Haar und Hüten; —
Winter ließ noch einmal schnei'n,
Aber Kirschenblüten!

Gütige Tage.

Von

Franz Evers.

Die Wasser quellen am Grunde,
Der Tauwind weht so weich
Und singt mit leisem Munde
Vom brausenden Frühlingsreich,
Und die alten Bäume regen
Sich in der feuchten Luft,
Sie träumen vom Sonnenregen
Und jungem Blütenduft.

Helle Kinderstimmen steigen
Aus den Gärten so sangesfroh;
Die Stare in den Zweigen
Pfeifen jubilo —
Und du kannst im Abendgrauen,
Wenn die Tage still vergeh'n,
An den Wegen und auf den Auen
Leise Engel wandeln sehn.

Wenn der Schnee zerrinnt.

Von

Julius Havemann.

Ein lauer Wind von Süden kam
Und macht die Weidenkätzchen baumeln;
Die Wiese färbt sich wundersam,
Und weiße Schmetterlinge taumeln.

Am Deiche liegt der letzte Schnee
Im Schatten wie verwehtes Linnen,
Das „Sonnenglück", die kleine Fee,
Vergaß vorm Liebesnetzespinnen.

Sie sprang so flink von Baum zu Baum
Und knüpfte ihre Zauberseide;
Vom Wäschkorb eines Lakens Saum
Verfing sich in dem Kraut der Heide.

Nun fehlt der Losen manches Stück
Da oben auf der Himmelsbleiche.
Komm wieder, kleines Sonnenglück,
Und sammle nur im Feld am Deiche!

Und bring die Blume „Himmelsblau",
Die lachend schaut durch alle Lücken,
Herunter auf die grüne Au,
Der Erde Kleid damit zu schmücken.

Denn eh' die Myrte Blüten trieb,
Vergeht wohl noch manch langes Weilchen,
So finde, was im Netz dir blieb,
Zum Brautgruß doch die Welt voll Veilchen

Das Dearndl.

Von dem wilden Kirschbaum am Waldessaum
Pflückt sich das Dirndl ein blühendes Reis, —
Blüte an Blüte, duftiger Schaum,
Strotzend, hauchigzart, goldigweiß.

Steht ein uralter Mann da am Bergessteig.
Hebt den Kopf, schaut sie an, nickt ihr zitternd zu,
Spricht bedachtsam: „O, Dearndl, halt — — der Zweig!
Und — Dearndl, — — halt — du!"

Frida Schanz.

So hab' ich die Erde gern!

Von

Richard Zoozmann.

Es springt mit rosigen Füßen
Aus dämmerndem Wolkenthor,
Die träumende Welt zu grüßen,
Der Frühling lachend hervor.

Er streut mit vollen Händen
Rotglühende Rosen umher,
Die blühn an den Felsenwänden,
Die färben das wogende Meer.

Wenn Himmel, Berg und Heide
Rotglänzen nah und fern,
Dann lacht das Bübchen vor Freude:
So hab' ich die Erde gern.



Frühlingsnacht.

Von

Richardanus.

Wie im Nachtglanz sich die Wipfel wiegen,
Wie so wunderbar der Garten rauscht!
Hoch am offnen Fenster steht und lauscht
Meine Sehnsucht mit erstarrten Zügen.

Jede Nacht und jede Nacht
Muß ich jetzt so lange schlaflos liegen!
Weiß nicht, was mein Herz so selig macht,
Weiß nicht wem, wozu ich aufgewacht,
Fühle alles „Gestern“ mir versiegen,
Neu ein Neues in mir aufgestiegen
Jede Nacht . . .

Das ist die Zeit der Wanderfahrt.

Von

Georg Busse-Palma.

Das ist die Zeit der Wanderfahrt,
Hell werden Herz und Mienen —
Nach Veilchen duftet selbst mein Bart,
Ich schlief zur Nacht in ihnen.
Es prangt die Welt in Blütenbluft
Bergauf und thalhinunter,
Doch blüht die Blume Lebenslust
In meiner Brust noch bunter! —

Weit zog ich in die Welt hinein,
Hinaus zu Busch und Blüte,
Und tausend Becher Sonnenschein
Kredenzt mir Gottes Güte.
Er hat mein Herz so leicht gemacht,
Das sonst so sturmdurchwehte,
Und meine bärt'ge Lippe lacht
Die dankbarsten Gebete.

So bet' ich stets auf sonn'ger Flur,
Leis lachend im Genießen.
Mein Lachen ist das Rauschen nur
Von Quellen, die überfließen.
Zu lange hielt der Winterfrost
Die Flut der Daseinsfreude,
Nun springt beim ersten Sonnentrost
Sie jubelnd über die Heide.

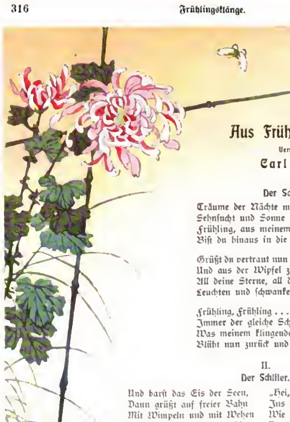
Sie gießt sich über alle Welt
Und über alle Dinge.
Sogar jed' Käferlein gefällt
Und dünkt ihr nicht geringe.
Doch kommt ein Mädel gar daher,
Schön, schlank und frohgemutet,
Die wird von diesem seel'gen Meer
Unrettbar überflutet . . .

Die Vereinten.

Zwischen Dornen ging der Weg,
Und wir haben Blut gelassen,
Dafür wollen wir uns jetzt
Fröhlich bei den Händen fassen,
Tief uns in die Augen sehn,

Heiter, ruhig, fühlend gehn,
Wie auf Paradieses Wiesen:
Denn wir lernten, uns genießen,
Und wir lernten, uns verstehn.

Otto Julius Bierbaum.



Aus Frühlingstagen.

Verse von

Carl Busse.

I.
Der Schwärmer.

Träume der Nächte machen mich trunken,
Sehnsucht und Sonne machen mich müd', —
Frühling, aus meinem klingenden Herzen
Bist du hinaus in die Welt geblüht!

Grüßt du vertraut nun aus Blumen und Sternen
Und aus der Wipfel zitternder Zier —
All deine Sterne, all deine Wipfel
Leuchten und schwanken auch selig in mir.

Frühling, Frühling . . . von drinnen und draußen
Immer der gleiche Schimmer und Schein!
Was meinem klingenden Herzen entblühte,
Blüht nun zurück und ins Herz mir hinein!

II.
Der Schiffer.

Und barst das Eis der Seen,
Dann grüßt auf freier Bahn
Mit Wimpeln und mit Wehen
Den Frühling Kahn um Kahn.
„O Herzgenoß und Bruder,
Du kamst mir just zurecht!"
Singt am vertrauten Ruder
Manch junger Schifferknecht.

„Hei, wie das wilde Schäumen
Ins enge Bett sich zwängt,
Wie es mit Wanderträumen
Den ält'sten Kahn umdrängt!
Es schüttern morsche Planken,
Die Bohle ächzt und kracht,
Auch sie will wieder schwanken
Durch grüne Wogenpracht!

„Ich hab' viel Tag' verlegen
Nun schon auf faulem Fell,
Da braust dein kräftig Regen
Den dumpfen Kopf mir hell!
Mein Segel will ich schürzen,
Fahr' wohl, erzwungne Ruh'!
Sieh, tausend Quellen stürzen
Sich schon dem Thale zu!

„Grüß Gott in alle Weiten
Dich, dunkelgrünes Band!
Es blüht zu diesen Zeiten
Das Wasser wie das Land!
Der Frühling hängt am Ruder
Und rauscht aus feuchtem Grund —
O Herzgenoß und Bruder,
Du kamst zu rechter Stund'!"

III.
Der Dichter.

Mein Herz blüht wild in diesen Frühlingstagen
Und läutet Sturm,
An alle Glocken wollt' ich klingend schlagen,
Daß sie durchs Land wie große Rufer jagen,
So sollt' mein Jubel seine Schwingen tragen
Von Turm zu Turm!

Mein Herz blüht wild . . . die Glockenstimmen schweigen,
Ich brauch' sie nicht.
Nach Frühlingsrausch und wildem Jubelreigen
Lernt' meine Seele sich in Demut neigen
Und schaut nur still durch ein Gewirr von Zweigen
Ins goldne Licht!

IV.

Der Traurige.

Nun stehn die Fenster wieder offen
Und Blätter treibt der Wein davor,
— Sprich, hast du gestern vor dem Thor
Nicht Wanderburschen schon getroffen?
Ach, lächelnd vom geliebten Munde
Tönt nun so süß das erste „Du,"
Und Kinder jauchzen in der Runde
Dem Flug der ersten Störche zu!

Das ist ein Jubeln, ein Erwachen,
Und alles zeigt ein froh Gesicht,
Die Welt ist schön — auch ich möcht' lachen
Und steh doch hier und lache nicht!
Verklungen, was an Glück und Gnade
Ihr roter Mund mir einst versprach —
Und schreit' ich die vertrauten Pfade,
Ach — nur mein Schatten folgt mir nach!

V.

Der Hirt.

Nirgends war der Frühling schöner
Als am Bach beim Hütejungen,
Lief der Kiebitz durch die Gräser
Und die Geislein sind gesprungen.
Plätschernd griffen sich die Wellen,
Und der Saft stieg in die Weiden,
Täglich ging der gute Junge,
Frische Flöten mir zu schneiden.

Hockte dann mit seinem Stabe
Tief in Kraut und Gräser nieder
Wenn die rosa Wölklein zogen,
Blies er seine stillen Lieder.
Ganz für sich, und leise, leise . . .
Blies der Wellen plätschernd Schwimmen,
Blies des Rohres zitternd Rauschen
Und der Luft geheime Stimmen.

Keiner hört' ihn in der Runde,
Still der Himmel, still die Erde —
Kaum, daß ihm der Frühling lauschte
Und sein Herz und seine Herde . . .

VI.

Der Verliebte.

Liebes Liebchen, sag' mir 'was,
Wenn ich dich beim Wickel faß'!

Wird dir's Mieder nicht zu enge
Und das Herzchen nicht zu weit?
Ach, was soll die spröde Strenge
Jetzt in dieser Frühlingszeit?
Dieses Heimlichthun und Zieren,
Daß die Mutter nichts entdeckt . . .
Sprich, willst du nicht 'mal probieren,
Wie ein Kuß im F e l d e schmeckt?
O, das Feld ist groß und weit . . .
Komm ins Feld und sei gescheit!

Grüne Hälmchen hörst du rauschen,
Aus dem Loche lugt die Maus,
Will der Wind das Kleid mal
bauschen,
Klopf' ich rasch den Frechen 'raus!
Willst du dich auch hier noch zieren?
Immer noch nicht gut versteckt?
Komm, dann mußt du erst
probieren,
Wie ein Kuß im W a l d e
schmeckt!
O, der Wald ist groß und
weit,
Komm' zum Wald und sei
gescheit!

Wandernde Scholaren
singen
Durch den grüngewordnen Grund,
Büsche blühn und Wipfel klingen,
Und in Sehnsucht blüht dein Mund!
Wie die Farren raschelnd knittern, —
O, wie faß' ich all die Lust!
Und dein Herzchen fühl' ich zittern,
Gleich als schlüg's in m e i n e r Brust!
Nicht mehr dieses Zierenmüssen,
Nur ein süßes Zärtlichthun,
Und mit hundert blanken Küssen
Segnet uns der Frühling nun . . .
Liebes Liebchen, sag' mir das,
Wenn ich dich beim Wickel faß'!

Der dumme Kalender.

Von

Gustav Falke.

Über den Dächern das Stückchen Himmel
War schon lange nicht so blau,
Und lange so laut nicht das Kindergewimmel
Auf der Straße, meint meine Frau.

In unserm Gärtchen die kahlen Ruten
Sehen so sonderbar lustig her,
Ich glaub', es grünelt schon den Guten,
Bilden sich ein, daß Frühling wär'.

Der Kalender — ach, laß den Kalender,
Der schwätzt, was man ihm vorgesagt!
Sieh dort der Nachbarin Haubenbänder,
Die leuchten, als ob sie was Frohes plagt.

Ans offne Fenster wagt sich die Alte,
Dreht's Wackelköpfchen nach jeder Seit'.
Siehst du, daß ich recht behalte?
Der Kalender weiß nichts von der Zeit.

Aber der Alten zufriedenes Nicken —
Frau, jetzt packt der Winter ein.
Bald kommen die Stare Erbsen picken,
Und Baby — ei, so laß mich's doch sagen,
Oder soll ich erst den Kalender fragen? —
Und Baby darf in den Sonnenschein.



Frühlingsnacht.

Von

Ernst Eckstein †.

Am Strande von Bordighera,
O wildes, o wonniges Weh . . .
Wie flammte die Gold-Riviera!
Wie rauschte die blutende See!
Du lagst mir glühend im Arme,
Und doch so traurig-stumm.
Du weintest in stillem Harme,
Und fragtest schweigend: Warum?

Und plötzlich erhob sich vom Meere
Gespenstische Melodei . . .
Sie klang wie schreckhafte Leere,
Die Herzen erbebten dabei.
Wir fühlten die frostumwallte
Uns über die Seele wehn.
Es war das Lied, das alte,
Vom Nimmerwiedersehn.

Volkslied.

Von

Carl Bulcke.

(Nach einem Liede des XVI. Jahrhunderts.)

Gestern hört' ich in der stillen Ruh'
In dem Walde einer Amsel zu.
Da ich eben saß,
Und meiner ganz vergaß,
Kam mein junger Schatz gesprungen,
Kam gesprungen
Durch das hohe grüne Gras.

Soviel Laub, als an der Linde ist,
Sovielmal hat mich mein Schatz geküßt.
Saßen ganz allein
Tief im Abendschein,
Und die Linde rauschte leise,
Rauschte leise,
Und die Amsel sang darein.

Im Frühling.

Frühling ist's! Am Raine glänzen
Schon die ersten blauen Veilchen,
Und die Kinder gehn mit Kränzen.
Liebe Seele, wart' ein Weilchen —
Auch um dich zieht leise, leise
Schon der Frühling seine Kreise.

Schamhaft wiegt auf deinem Munde
Sich ein Lied, und deine Hände
Falten sich zur Dämmerstunde . . .
Seelchen, ei — du liebst am Ende?
Weißt es selbst noch nicht zu fassen,
Mußt's vom Lenz dir sagen lassen?

Wirst nun rot und stehst erschrocken —
Ob es auch die andern wissen?
Drückst zur Nacht die wirren Locken
Tief hinein ins weiße Kissen,
Trägst in deinem kleinen Herzen
Eine Welt von süßen Schmerzen.

Anna Ritter.

Catull.

Von

Max Kalbeck.

Immer, wenn im linden Hauch des Frühlings
Sich mit blauen Veilchen füllen die Wiesen,
Wenn der Saft schwillt im Gezweige des Ölbaums,
Und die goldnen Knospen öffnet der Lorbeer,
Zieht es mich zurück zur blühenden Erde,
Wo des Bergsees klare Fluten umspielen
Mein vor allem mir gepriesenes Eiland.
Den Gefährten will ich würzen die Becher,
Froh mit Frohen sein, mit Trauernden klagen,
Manchem Paar erhöhn die Freuden des Lagers
Und die Stunde weihn dem einsamen Träumer,
Der hinaufblickt zu den ewigen Sternen.

Frühling.

Von

Hugo Salus.

Frühling ist ein schöngestalter
Farbentrunkner Riesenfalter,
Schaukelt bunt im Sonnenstrahl
Gaukelnd über Berg und Thal,
Regt die siebenfarbigen Schwingen,
Leuchten in die Welt zu bringen.
Seine Farben sind so prächtig,
Seine Schwingen sind so mächtig,
Streuen ihren bunten Staub
Nieder auf das junge Laub,
Daß in roten, grünen, blauen
Farben leuchten Flur und Auen.

Einen hellen Farbenregen,
Schneit er seinen Blütensegen
Nieder auf die weite Welt,
Und im Wald und Hag und Feld
Eifern Saat und Sproß und Hecken,
Sich mit Farben zu bedecken.
Stand in meinem engen Thale
Nächtern heut im Morgenstrahle,
Als das Wunder just geschah.
Plötzlich kam der Frühling da
Bunt am blauen Himmelsbogen
Farbenstreuend hergeflogen.

Flieh, du ödes Winterdarben!
Welch ein Wunder! Ganz in Farben
Steh' ich, wie ein junger Baum!
Grünes Hoffen, bunter Traum!
Und mein Blut in roten Wellen
Fühl' ich heiß den Busen schwellen!

Lenz ist auf seiner Reise —

Lenz ist auf seiner Reise
Durch unser Thal gebraust,
Und hat in wilder Weise
Die Knöspلein wach gezaust.
Wie die sich selig mühen
Lacht er dir leise zu:
„Die wilden Kirschen blühen!
Wildlust'ger Sinn, und du?“ . . .

Dora Stieler.

Momentaufnahme.

Lachende Wiesen,
Blumig bunt,
Birken am Hügel,
Schafe im Grund.
Der ruhende Schäfer
Bläst die Schalmei, —

Im brausenden Eilzug
Flieg' ich vorbei
Und schließe die Augen,
Da haftet es still,
Fixiert in der Seele,
Das kleine Idyll.

Adelheid Stier.



Die Vitalienbrüder.

Ein Kulturbild aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts.

Von

Professor Dr. Ed. Heyck.

Das spätere vierzehnte Jahrhundert sah Wegelagerei und Straßenraub allgemein und überall, zu Lande so gut wie zur See. Gewaltig hatten sich der bürgerliche Handel und der kaufmännische Warenverkehr gesteigert, während gleichzeitig doch die Macht und das Pflichtgefühl des obersten Landfriedenshüters, des Kaisers, tief herabgesunken waren. Man hat seit je den Anteil des Adels an der allgemeinen Unsicherheit hervorgehoben. In der That entwanden Umwälzungen in der Kriegstechnik, das Aufkommen neuer Truppengattungen, veränderte politische Situation dem niederen Adel seinen ritterlichen Heeresberuf; man bekriegte sich kaum noch im offenen Felde und in ehrlicher Reiterschlacht, sondern überwiegend durch Plünderung und Belagerung. Schon dadurch mußte das alte stolze Standesgefühl des Adels leiden. Seine Herzensfröhlichkeit, seine Poesie waren entschwunden, es gab keine ritterlichen Sänger mehr; diese Kreise nahmen vieles auf sich, was ihnen in früheren Jahrhunderten unmöglich gewesen wäre. Den reichen Bürgern in den Städten meist hoffnungslos verpfändet, wurden sie immer abhängiger von diesen, je grimmiger sie sie gleichzeitig haßten. Das Landesfürstentum und seine aufsteigende landesherrliche Autorität half ihnen auch nicht, sah in ihnen von alters her seine Widersacher, gegen die es die Bürger und die aus diesen hervorgegangenen studierten Beamten der neueren Art ausspielte. Stießen dagegen Landesherren und Städte feindlich zusammen, so gewann der Ritterstand auch nichts, als höchstens, daß die einzelnen der Gelegenheit froh waren, auf der einen oder der anderen Seite gut bezahlte Dienste zu nehmen. Aus solchen Ursachen haben wir den zeitweiligen inneren Niedergang des einst so glänzenden und ehrenstolzen Standes zu verstehen, bis dann mit den jüngeren Jahrhunderten sich neuartige Beziehungen zwischen dem Landesfürstentume und dem kleinlaut gewordenen Adel angebahnt haben, jenes diesen zunächst an die Stufen des Thrones gezogen und ihm in Staatsdienst und Heer wieder schöne Berufsarten eröffnet hat. Und insbesondere haben wir es so zu verstehen, wenn der Adel in dem nur allzuhäufigen bösen Zwiespalt, ob er, in kümmerlicher Einschränkung auf seinem überschuldeten Erbgute still sitzend, sich unaufhaltsam zu Tode wirtschaften oder ob er dem durch den allgemeinen Landunfrieden ermunterten Gelüste folgen solle, seinen Anteil an den immer unregelmäßiger sich verteilenden Glücksgütern nach Faustrecht auf der Landstraße zu erschnappen — wenn der Adel dieser Verlockung gutenteils nicht widerstanden hat. In den Hauptverkehrsgebieten des inneren Deutschlands war gegen Ende des XIV. Jahrhunderts die Unsicherheit derartig geworden, daß die Bürger sich kaum noch zu einem Spaziergang vor die Stadtthore hinaustrauten. Aus dem Jahre 1389 z. B., demselben, welches zum Aufkommen der Vitalienbrüder den Anlaß gab, wird uns berichtet, in Schwaben und im ganzen Westen Deutschlands seien des Reiches offene Landstraßen derartig verödet gewesen, daß das Gras auf ihnen nicht schlechter als zur Seite auf dem Feldrain wuchs. Das alles war zwar nicht das Werk der vielberufenen Raubritter allein, von welchen der moderne bürgerliche Liberalismus ein wenig zu einseitig die Erinnerung lebhaft gehalten hat, sondern verlaufenes Volk aus allen Ständen machte mit und bildete das überwiegende Personal: abgelohnte Söldner, entwischte Diebe und Missethäter, verkommene Studenten, arbeitsscheue Söhne und Knechte der Bauern, im Gewerbe herabgekommene Bürger, und eben vielfach solche, die zuvor selber die Opfer der allgemeinen Unsicherheit und Plünderung

geworden waren. Aber zahlreich genug mengen sich die wohlgeborenen Namen darunter, und ihre Träger stellten mit ihrer Waffenkundigkeit und Tapferkeit, mit ihrem socialen Ansehen auch unter dem Abenteurervolk in der Regel die Führer.

Deshalb sind die Seeräuber und Vitalienbrüder des XIV. und beginnenden XV. Jahrhunderts keine vereinzelte und außergewöhnliche Erscheinung. Sie stehen den Wegelagerern des Binnenlandes kollegialisch zur Seite und rekrutieren sich immer wieder aus ihnen. Wenn es den hansischen Städten des XIV. Jahrhunderts mit kostspieligen und schweren Anstrengungen zeitweilig gelang, die niederdeutschen Verkehrswege für den Reiseverkehr und die Warenzüge freizuhalten, so halfen sie nur, das dort vertriebene friedlose Volk den Seepiraten zuzuführen, deren sie sich ebenfalls nur höchst mühsam und mit vielen Opfern erwehrten.

Da nun bewirkte eine allgemeine politische Veranlassung, daß aus dem eigenen Kreise der Hansestädte, welche ihre bewehrten Orlogschiffe und Friedekoggen gegen die Seeräuber von Beruf auszusenden pflegten, einige Mitglieder mit jenen in Verbindung traten und gemeinsame Sache machten. Das mecklenburgische Fürstenhaus hatte sich im XIV. Jahrhundert mit der Aufgabe belastet, seine Angehörigen durch Heiratsverbindungen und Politik auf die nordischen Königsthrone zu befördern. Herzog Albrecht II. war mit einer Schwester Magnus' von Schweden vermählt, sein zweiter Sohn Albrecht daraufhin im Jahre 1364 von den Schweden zu ihrem Könige angenommen worden und Magnus ihm unterlegen. Als ferner im Jahre 1375 der berühmte Hansenfeind König Waldemar Atterdag von Dänemark starb, standen zwei Ansprecher seiner Krone einander gegenüber: abermals ein Mecklenburger, als Sohn von Waldemars ältester Tochter Ingeborg, und Olav von Norwegen als Sohn von Waldemars jüngerer Tochter Margarethe und von König Hakon von Norwegen. Olav trug den Sieg davon. Aber als er 1387 starb, entbrannte der Streit um das dänische Erbe aufs neue, diesmal zwischen Olavs Mutter Margarethe und dem mecklenburger König Albrecht von Schweden als dem nunmehrigen Träger der Prätendentenansprüche seines Hauses. Es kam zum Kriege und gleichzeitig zur offenen Empörung des schwedischen Reichsrates gegen seinen selbstgesetzten deutschen König, der keine Volkstümlichkeit in Schweden zu gewinnen vermocht hatte. In der Schlacht von Falköping am 24. Februar 1389 siegte Margarethe, und König Albrecht fiel nebst seinem Sohne Erich in ihre Hand. Es waren rauhe, realistische Menschen, diese Niederdeutschen und Dänen von damals, trotzig und hart; von Poesie und Zartheit war nicht viel dabei, an deren Stelle blühte desto unbekümmerter der deftige niederdeutsche Spaßhumor; er spinnt um alle diese Kämpfe und Geschehnisse seine herben Neckereien und Anekdoten. König Albrecht hatte sehr böse Witze über Margarethe gemacht und geschworen, seine Schlafmütze nicht wieder aufzusetzen, als bis er sie niedergezwungen habe; wie er nun in ihrem Turm zu Lindholm auf Schonen als Gefangener saß, da sandte sie ihm voll Nachsicht eine Narrengugel zu, damit er seine Schlafhaube doch nicht auf alle Zeit entbehren müsse.

Aber Albrecht fand Helfer. Erstlich saßen in der Stadt Stockholm zahlreiche Deutsche und hielten mannhaft die Mauern gegen die dänisch-schwedischen Belagerer von Margarethens Partei. Ferner nahm sich Albrechts Oheim, der bejahrte Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard nebst seinem gleichnamigen Sohne des gefangenen Verwandten und seiner Sache thatkräftig an. Mit ihm Rostock und Wismar, zwei „wendische" Glieder des Hansebundes, die aber anderenteils Landstädte der mecklenburgischen Herzoge waren und daher den übrigen Hansestädten schon längst durch ihr Sonderverhalten in den nordischen Wirren anstößig und unbequem. Sie unterstützten Johanns Bemühungen mit größtem Eifer: nicht aus Übermut, wie sie sich bei den andern Hansestädten und deren Haupte, Lübeck, verteidigten, „sondern weil es unsere Ehre nicht anders zuläßt, als daß wir in diesem Kriege unserem Landesherrn helfen."

Das war ein Grund. Aber es waren doch auch andere, minder gut mitteilbare dabei. Verbündete sind nun einmal sehr oft zugleich heimliche Wettbewerber und Konkurrenten, und dies ist um so mehr der Fall, wenn ihre Vereinigung materielle Ziele verfolgt. Solche Gewinnzwecke verfolgte ja im Grunde nicht die städtische Korporation und Obrigkeit als solche, sondern der einzelne

Bürger. Ein Bund, dessen Mitglieder von Reval bis zur Schelde verstreut waren, konnte nicht in allen Dingen denselben Vorteil und denselben Nachteil haben, und die fürstlichen und territorialen Interessen, mit denen je für sich die Städte verquickt waren, standen einander oft ganz feindlich gegenüber. Was aber wieder die einzelnen Bürger anlangt, so wogen diese Fehde, Krieg und Seeraub recht nüchtern danach ab, ob ihre eigenen Schiffe Schaden litten oder bloß die der anderen, und waren wenig zimperlich gegenüber der Aussicht, billig von der gekaperten Beute zu kaufen. Jetzt nun, 1389, hatte man in Mecklenburg einen anständigen Vorwand erhalten, mit dem Freibeutergewerbe in nähere Beziehung zu treten. So gaben denn die beiden genannten Städte allen Schiffsräubern, Abenteurern und sonstigen verwegenen Gesellen durch offenes Ausschreiben Gelegenheit, den Dänen Abbruch zu thun und dem belagerten Stockholm Hilfe zu leisten. Wer dazu Lust habe, der solle sich in Rostock oder Wismar mit Stehlbriefen (Kaperbriefen) versehen, würde dort frei einlaufen und die gemachte Seebeute veräußern dürfen. Herzog Johann öffnete ihnen gleichzeitig seine beiden kleinen Häfen Gollwitz (auf der Insel Poel) und Ribnitz, dessen Binnensee damals vermittels eines Tiefs im „Fischland" bei Ahrenshoop eine nahe Einfahrt von der See her besaß.

Die Versorgung des belagerten Stockholm mit Kriegsbedarf und Lebensmitteln, Viktualien oder „Vitalien", wie das Fremdwörter zwar liebende, aber auch gern entstellende Plattdeutsch sagte, das war der präsentablere Teil dieses Aufrufs. Er gab den Anlaß, daß die, welche die Ausführung übernahmen, alsbald unter der Bezeichnung: „Vitalienbrüder" auftraten — „Brüder", um sich damit als eine jener Genossenschaftsbildungen zu kennzeichnen, an welchen die ganze deutsche Geschichte und gerade jene Periode der schwach gewordenen Autorität und obrigkeitlichen Fürsorge so reich ist. Sie hatten ihre Satzungen und eine gewisse Organisation, und indem sie über ihren Beutegewinn zu gleichen Anteilen verfügen wollten, was eine gewisse Bevorzugung der Hauptleute nicht ausschloß, kam der weitere Name der Likendeeler, der Gleichteiler, auf. Gewaltiges Volk war auf jene Aufforderung hin in Rostock und Wismar zusammengekommen. Auf den Landstraßen war lange Zeit nicht mehr so gut reisen gewesen, als jetzt, da die Ostsee alle Schwartenhälse an sich zog. Nach dem vorhin über den Ritterstand Gesagten, selbst wenn im östlicheren Niederdeutschland dessen Lage eine verhältnismäßig bessere als vielfach in anderen Teilen Deutschlands war, kann es nicht verwundern, beträchtlich viele Adelsnamen, die sonst in der Gesamtgeschichte ihrer Familien und bis auf den heutigen Tag von bestem Klange sind — es seien nur Ortzen, Ranzau, Moltke, Manteuffel genannt —, unter den Vitalienbrüdern und ihren Führern zu finden. Zu den allgemeinen socialen Nöten der Zeit kamen besondere hinzu. Es waren Mißwachsjahre gewesen, infolge derer allgemeine Teuerung und Auswucherung herrschte; die Pest, der schwarze Tod, ging immer noch unheimlich in Deutschland um, vom Juli bis November 1388 waren in Lübeck allein, wie uns wenigstens der lübische Chronist Detmar verbürgen will, 16 000 Menschen an ihr gestorben. So kann das massenhafte Hinströmen von den Herden der Not und des Sterbens nach den beiden Städten, die zur Kaperei ausschrieben, nicht überraschen. Freilich war das ein Gewerbe, welches um den Hals ging, und wer einer solchen Seestadt nahte, den begrüßten vor ihren Thoren gar seltsame und nachdenkliche Mene Tekel. Da schaukelten im Winde, der von der See her über die Küsten ging, die lumpenumhüllten Halbmumien der Gehängten am Rabenstein, und auf Pfähle aufgestoßen grinsten die Häupter von Geköpften, bis die Schädel vermorschten und der Wind sie eines Nachts herunterwarf. Diese Enthauptung mit dem Schwerte war der an sich anständigere Tod, auf den die Bessergeborenen und die Vertreter der etwas vornehmeren Spielarten des Räuberhandwerks Anspruch hatten. Nun aber — was galt überhaupt der Tod? In diesen wilden Jahrhunderten war das Leben gar leicht verspielt, häufig genug um eigentliche Kleinigkeiten; Fehde und Gewaltthat, harte Justiz, schlecht bekämpfte Krankheiten und Epidemieen, alles das ging willkürlich und verschwenderisch mit den Menschenleben um; es lohnte nicht, viel Aufhebens davon zu machen, wenn es dem einzelnen persönlich an den Kragen ging. Und nach lustigem, keckem Austoben ein Tod

durchs Schwert im besten Feierkleide, mit Trommelschlag und Pfeifergeleite, war lange nicht das Übelste gegenüber der vielerlei Drangsal des Lebens oder gar gegenüber den entsetzlichen Verstümmelungen, die allerorten so gerne für geringe Übelthaten vollzogen wurden. Man kam ein andermal auch wieder leicht davon. Der Arm der territorialen und lokalen Gerechtigkeit reichte nicht weit, die Hoheitsgebiete des Blutbanns waren klein und bunt durcheinandergemengt; entwischte man, so war die schützende Grenze meist ganz in der Nähe. Häufig genug kam vor, daß den richtenden Herren ihr hartes Urteil nachträglich leid wurde, wenn sie mit ansehen sollten, wie die Delinquenten im lachenden warmen Sonnenschein ihren Todesgang schritten; dann ließ man wohl, ob auch ein Dutzend verurteilt war, es mit einem oder zweien bewenden und die übrigen gegen Urfehde laufen. Oder auch das Volk murrte und bat sich Verurteilte, die ihm gefielen, los. Selbst ein unbegebenes Jüngferlein fand schlimmstenfalls etwa Neigung zu einem schieren jungen Menschen und forderte ihn los zur Heirat, wozu ihr manche Lokalgesetze die Befugnis gaben. Kurzum, die Abschreckung wog nicht schwer gegenüber der außerordentlichen Anziehungskraft des Wettens und Wagens zur See, auch wenn man es im Abenteurerhandwerk des Seeräubers übte.

Seefahrt und Seeraub sind überhaupt Zwillingsgeschwister, die in den Frühgeschichten der Meervölker kaum voneinander zu unterscheiden sind und die sich selbst heutigen Tages völlig noch nicht verleugnen. Wie lange war es damals her, da waren durch dieselben Meere noch die Wogengänger und Drachen der Wikinger gefahren! Auch das Gudrunepos in seiner mittelhochdeutschen Gestalt hält die geradezu selbstverständliche Auffassung fest, in unbekannten Ankömmlingen über See zunächst Solche zu sehen, welche Böses im Schilde führen. Nach den Vitalienbrüdern sind andere mit Kaperbriefen ausgerüstete Freibeuter, die Jean Bart und wie sie heißen, zuletzt die Flibustier der neuesten nordamerikanischen Geschichte gefolgt, und ein Rest all dieses Piratentums ragt in die hochhumane und aufgeklärte Gegenwart hinein in der völkerrechtlichen Preisgabe des Privateigentums unter feindlicher Flagge, nur daß dieser civilisierten Form, welche von Panzerkreuzern gegenüber unbewehrten Kauffahrteischiffen ausgeübt wird, das wagende Einsetzen des eigenen Kopfes abgeht, das die alte Freibeuterei mit einer wenn auch wilden Romantik umgab.

Und eben diese lockte vielfach nicht weniger als der zu erwartende Gewinn. Auf dem Lande waren Raum und Dasein eng geworden, die See aber das freie Königreich dessen geblieben, der ihre Wogen befuhr. Auf ihr mochte, ob man nun an russischen und finnischen, an norwegischen und britischen Gestaden die Anker niederrasseln ließ oder zur Abwechselung einmal bis in die spanische See hinunterschweifte, der alte Wandersinn der Germanen sich in vollen Zügen ausleben. Überhaupt, das war Hochgefühl und Leben für solcher Gesellen Sinn: Mann gegen Mann mit dem Schwerte oder dem Enterbeil in der Faust auf des Gegners Schiffsbord überspringen, seine kostbare Ladung von Levantewaren und feinen Gewerbeerzeugnissen mit Blut erkaufen, die Fässer voll Südwein und Muskateller auf das eigene Schiff herüber rollen, in feines Tuch sich kleiden, mit rotem Golde sich behängen, das übrige dem lüsternen Krämer in der Unterschlupfstadt um den zehnten Teil des Wertes mit verächtlicher Gebärde hinwerfen — und dann rasch von neuem hinausziehen in den freien Atemzug der Meerfahrt! Schwerlich hat da allzuoft der Gedanke an die Rabenschwingen des Blutgerichtes sich in die Seelen hineingestohlen, hat der einzelne in seinem Korsarenstolz über sein Thun überhaupt sehr ernsthaft nachgedacht.

Freilich die übrigen Hansen wußten ganz genau, was das Unternehmen Rostocks und Wismars nicht bloß den Dänen zu bedeuten habe. Sie rechneten als erfahrene Leute nicht mit denjenigen Zwecken und Namen, die man öffentlich kundgab, sondern mit den Persönlichkeiten, bei denen die Ausführung lag. Eine erschrockene Entrüstung ging durch die Kaufmannswelt der Hanse, es gab Erklärungen, Proteste, zornige Schreiben und Drohungen hin und her. Andere Nationen mischten sich ein und wollten die Hansen insgesamt für die Vitalienbrüder verantwortlich machen, weil die mecklenburgischen Städte ja zur Hanse gehörten; sie stellten Repressalien an allem hansischen Gute in Aussicht. So verwickelten und verwirrten sich die Rechtsbegriffe und die Gegnerschaften von Anfang an, und in

der That währte es nicht lange, bis jede gegenseitige Schonung und Respektierung aufhörte. Die Vitalienbrüder hatten es auch nicht viel anders gemeint. Zwar brachten sie Korn, damit man Brot backen, und Malz, damit man brauen konnte, und andere Viktualien nach dem Holm, wie man die schwedische Hauptstadt in Hansekreisen abgekürzt nannte, und machten redlich, wo sie konnten, auf die Dänen Jagd. Aber der Schritt zur allgemeinen und unterschiedslosen Kaperei ward ihnen nur allzuleicht. Wenn halb Europa über sie außer sich war und gewaltsame Maßregeln plante, so hieß es bei ihnen nur, dann erst recht! Das freche Wort: „Gottes Freund und aller Welt Feind" ist zuerst bei ihnen aufgekommen, und sie renommierten nicht bloß so, sondern thaten auch danach. Die Dinge standen in keiner Beziehung mehr bei Gesetz und Recht, überall nur noch bei der thatsächlichen Macht; und mochte Papst Bonifaz IX., dazu aufgefordert, sie bannen, was kümmerte sie das? Als ihnen unter der Hand, durch Vermittlung des Erzbischofs von Upsala, Lösung vom Banne gegen enorme Barzahlungen angeboten wurde, lachten sie und behielten lieber ihren Bann. Das schloß nicht aus, daß sie Heiligenreliquien auf der Brust trugen und ihre Einkünfte gelegentlich dazu verwandten, fromme Messen zu stiften, zu Ehren St. Georgs des heiligen Ritters und St. Gertruden, und als herkömmliche Versicherungsprämie ihres eigenen und König Albrechts von Schweden künftigen Seelenheils. In den mecklenburgischen und gelegentlich auch in anderen Häfen verschleuderten sie ihre Beute und fanden im Winter, wenn draußen nichts zu holen war und der Nordoststurm über die See hinschnob, geruhsame Unterkunft. Mit schmunzelndem Behagen sahen die Kaufleute die langen Hausflure, die Keller und Speicher ihrer hochgiebeligen Backsteinhäuser mit dem billigen Gute sich füllen und empfingen gerne die Herren von der Vitalienbrüderschaft in ihren Schreibstuben. Die Magistrate aber wußten auf die zornigen Proteste der übrigen Städte immer wieder sanfte und gute Worte zu finden. Tagfahrten über Tagfahrten der Hanse fanden statt, höchst ansehnliche Rüstungen wurden ausgeschrieben, die zu stellenden Wehrschiffe verteilt, mit aller bureaukratischen Pünktlichkeit haarklein angeordnet: wie viele der hochbordigen, schwer zu enternden Hulke und Koggen jedes Hanseglied stellen, mit wieviel Wappnern und Armbrustschützen, wieviel Donnerbüchsen oder Kanonen (die man seit einigen Jahrzehnten auch auf Schiffen schon hatte) jedes Schiff bemannt und besetzt sein sollte, wie viele der schmäler gebauten, schnellsegelnden Barsen für den Aufklärungs- und Kreuzerdienst beigegeben werden müßten. Aber hinterher wollten bald diese, bald jene Städte nicht mitthun und hatten natürlich auch Gründe dafür. Das gab dann Ursache, daß auch die anderen allen Eifer verloren, die großen Kosten allein auf sich zu nehmen.

Es wirkte lähmend mit, daß eben um diese Zeit vom Süden her, wo sie ihren Kampf meist schon ausgetragen hatte, die demokratische Bewegung der Zünfte gegen die herrschenden kaufmännischen Gruppen und Ratsfamilien nach Niederdeutschland vordrang. Die Hauptsache aber war wohl, daß eben alle Geschäfte durch die Vitalienbrüder ins Stocken gebracht waren, daß niemand recht Geld hatte oder wagen wollte. Jahrelang mußte die wichtige Schonenfahrt der Hansen, die Ausbeutung eines ihrer Hauptprivilegien, ganz und gar ausgesetzt werden. Der große Gewinn aus Hering, Dorsch und Stockfisch fiel einfach weg, und die halbe Christenheit hatte der Vitalienbrüder wegen an Fasttagen keinen Fisch zu essen. Um die Kauffahrteischiffahrt nach England, Norwegen, Flandern offen zu halten, wurden zwar Vorschriften erlassen, daß immer zehn oder zwanzig Schiffe zusammenfahren und tüchtig bewehrt sein sollten, aber auch das half gegen die starken Seeräubergeschwader nicht viel, machte ihnen das Handwerk eigentlich nur bequemer. Hie und da hatten die Vitalienbrüder freilich auch einmal Unglück. Es ist der Ruhm Stralsunds, den es später an Hamburg weitergab, mannhaft auf eigene Faust gegen die Räuber aufgetreten zu sein, und den Jubel kann man sich vorstellen, als einstmals eine große Stralsunder Kogge mit höchst seltsamer Ladung heimkam: einer Pyramide von weitschichtig aufgestellten Tonnen, in deren jeder ein Vitalienbruder stak und mit dem Kopfe durch ein Loch im Deckel heraussah. Das waren die Gefangenen, die von einem siegreichen Gefechte übrig geblieben waren, und ohne viel Verzug wurden die

weidlich verhöhnten Köpfe, nachdem sie ihren Rumpf seit Tagen nicht mehr erblickt hatten, durch das Schwert für immer von ihm getrennt.

So geschehen 1391, in den Anfängen der Vitalienfahrten, ohne diesen doch Einhalt zu thun. Vielmehr fanden die Räuber weitere Stützpunkte zu den ursprünglichen hinzu. Der Herzog von Pommern-Wolgast, mit Stralsund entzweit und eifersüchtig auf den leichten Gewinn der Mecklenburger, gewährte ihnen die Landung, ließ auch für sie bei dem vorhin schon genannten Ahrenshoop an der mecklenburg-pommerischen Grenze hinter der schmalen Nehrung des Fischlandes einen eigenen Hafen anlegen und eine Strandburg dazubauen. Diese zarte Fürsorge für ihre guten Freunde, weil sie von fremder Seite kam, nahmen nun aber wieder die Rostocker übel, zogen mit Gewaffneten durch die Rostocker Haide, brachen die Burg und schütteten das Tief, welches in den Ribnitzer Bodden hineinführte, zu. So ist in der dortigen Dünen- und Binnenwasserwelt nichts mehr von dem früheren Dasein eines Durchlasses zur Ostsee übrig geblieben als lediglich die dunkle Erinnerung, hier habe einmal Klaus Störtebeker seinen Hafen gehabt.

Noch weit wichtiger aber war eine andere Anknüpfung der Vitalienbrüder, nämlich, daß es ihnen gelang, auf der Insel Gotland Fuß zu fassen. Auf dem Wege von der Trave und vom Sunde nach Riga und der Newa, also auch nach Nowgorod und den russisch-asiatischen Überlandwegen, nicht minder in der Fahrtlinie von der Weichsel nach Stockholm gelegen, war Gotland der maritime Mittelpunkt der Ostsee und früh zu ganz eminenter Handelsbedeutung gelangt. Guld väga de Gutar på lispundvåg, Gold wiegen die Goten auf der Liespfundwage, so sang das Lied, und neben den Goten wohnte in der Hauptstadt Wisby eine starke hansische Kolonie in den deutschen Quartieren, besetzte die Hälfte des Rates und erweist ihren Reichtum bis auf den heutigen Tag durch die herrlichen Kirchen, die sie dort gebaut hat. Freilich 1361 hatte König Waldemar Atterdag seine Dänen gegen die Stadt geführt, von der es hieß, daß die Schweine aus silbernen Trögen fräßen und die Frauen mit goldenen Spindeln spännen, hatte sie erobert und ungeheure Beute an Gold, Silber, Kirchengerät und feinen Waren davonschleppen lassen; die Stadt ist seitdem nie wieder zu ihrer alten Blüte gekommen. Aber nichtsdestoweniger standen zur Zeit der Vitalienbrüder ihre prachtvollen, aus Kalksteinquadern gebauten Mauern, Türme und Thore noch. Sie stehen auch heute ebenso, eines der schönsten und besterhaltenen Beispiele mittelalterlicher Befestigung, das überhaupt gesehen werden kann. Allerdings umschließen sie eine viel, viel kleiner gewordene Stadt. Zwischen den poetisch schönen Ruinen der vielen Kirchen, von denen die Marienkirche der Deutschen für den evangelischen Gottesdienst der kleinen Stadt bei weitem genügt, zwischen einzelnen stehen gebliebenen Backsteingiebeln und altertümlichen Straßen aus der einstigen Blütezeit ist überall weiter Raum geworden für gedehnte Gärten und Weideplätze mitten in der alten Stadt. Darum eben gibt es draußen um die Stadt herum keine Vorstadt, überhaupt kein Haus; die mächtigen Mauern des XIII. Jahrhunderts und die Türme, welche dicht bei dicht in ihr stehen oder als Satteltürme auf ihr reiten, blicken unmittelbar auf die freie Haide hinaus. Und vor dem Nordthore, hoch über dem Meeres-Klint mit wundervollem Umblick auf die See und das Land, steht einsam auf gemauerter, runder Erhöhung dasselbe steinerne Dreigestell des Galgens noch, wie zur Zeit, da die Vitalienbrüder Aufnahme und Sicherheit in der Stadt fanden, was seit 1392 geschah.

Erst das Jahr 1395 brachte eine Wendung. Es lief nun doch eine wirkliche hansische Wehrflotte gegen die Räuber aus, und der kräftigen Politik des preußischen Ordenshochmeisters, welche sich weit zielbewußter und energischer als die der republikanischen und bundesvereinten Städte bewährte, gelang es, einen Vertrag zwischen Königin Margarethe, den Mecklenburgern und den Hansen zustande zu bringen. Albrecht und Erich wurden in Freiheit gesetzt, behielten vorläufig noch Stockholm und Gotland, und gegen die Vitalienwirtschaft, der nunmehr ihr ursprünglicher Vorwand genommen war, wurden gemeinsame Maßregeln aller Friedensteilhaber festgesetzt. Rostock und Wismar konnten nicht umhin, sich diesen anzuschließen, und thaten es. Der Rostocker Rat legte denn auch einen Wehrbaum vor den schmalen Strom der

Warnow-Mündung; aber alte Liebe rostet nicht so schnell, und die Vitalienschiffe, die in der Warnow lagen, kamen doch heraus. Immerhin ward in der Ostsee schlechte Zeit für die Räuber. Die großen, stark bemannten Friedenskoggen setzten ihnen furchtbar zu, segelten die leichteren Räuberschiffe in den Grund und führten massenhaft Gefangene, bald 30, bald 100 auf einmal, in ihre Städte, wo nach strenger Satzung keinem das Leben geschenkt werden durfte. Noch hatten die Vitalienbrüder Gotland, fanden vorübergehend auch wieder in Pommern Aufnahme, sodaß jetzt die Stralsunder von ihnen kauften, aber 1398 jagte der Hochmeister Konrad von Juugingen im Verein mit den preußischen Städten ihnen Wisby und die Insel ab. Seitdem gaben sie die Ostsee auf, das weitaus meistbefahrene der nördlichen Meere, welches noch Jahrhunderte später von den Erben der Hansemacht, den Niederländern, als die Mutter der Kommerzien und die Hauptquelle ihres Handelsreichtums bezeichnet wurde.

Dafür fanden die Vitalienbrüder, wie früher schon gelegentlich, Unterstützung in Friesland. In diesem eigentümlichen Lande mit seinen überwiegend noch in altgermanischen Zuständen befindlichen öffentlichen Verhältnissen standen die Edelingssippen in unablässigen Kämpfen widereinander, besonders in Ostfriesland, und anderenteils hatten Westfriesland und Holland endlose gegenseitige Fehden. Daher fanden die um die übrigen Reichsglieder wenig bekümmerten friesischen Häuptlinge es erwünscht und vorteilhaft, in ihre Häfen, Landburgen und festen Häuser die verwegenen und tapferen Vitalienbrüder zuzulassen und aufzunehmen. Hier nun erst treten unter letzteren ihre beiden berühmtesten Namen deutlicher hervor, die des Klaus Störtebeker und des Gödeke (Gottfried) Micheel. Den ersteren zeichnet es ähnlich wie den griechischen Homer aus, daß eine ganze Anzahl von Territorien sich um die Ehre seiner landsmannschaftlichen Zugehörigkeit streitet. Am wahrscheinlichsten ist er in der Verdener Gegend zu Hause und Störtebeker ein Übername oder nom de guerre. Für seine ritterliche Abkunft zeugt unter anderem, daß einer der mächtigsten friesischen Häuptlinge und Landesherren, Keno vom Brake, ihn zum Schwiegersohn angenommen hat. Ohne sich auf die Nordsee zu beschränken und auf Heimsuchungen Norwegens, insonderheit des reichen Bergen, zu verzichten, plagten die Vitalienbrüder jetzt naturgemäß am meisten die Schiffahrt der holländischen und sonstigen nordwestdeutschen Hansestädte und den kaufmännischen Verkehr von und mit England. So fiel ganz von selber, ähnlich wie früher Lübeck, Stralsund und den Preußen, nunmehr den Städten Bremen und Hamburg die thatsächliche Führerrolle gegen sie zu. Viel halfen ihre Maßregeln zunächst nicht; aber als 1402 die Vitalienbrüder sich auf Helgoland festsetzten und von dort sowohl die Elbe wie die Weser beherrschten, ward ihnen dies zum Verderben.

Die Überwindung der genannten berühmtesten Vitalienbrüder ist die ausschließliche That Hamburgs, auf die es sich auf den Hansetagen denn auch gebührend zu Gute gethan hat. Und zwar ist sie das persönliche Verdienst des in Hamburg zugewanderten und Bürger gewordenen Simon von Utrecht, des Besitzers einer ungewöhnlich großen und starken Kogge mit dem Namen „Die bunte Kuh“. Diese zur Verfügung stellend und zum Befehlshaber des hamburgischen Geschwaders ernannt, führte Simon außer der „bunten Kuh“ drei weitere, ebenfalls mit Geschützen besetzte Koggen und eine Anzahl von Schniggen, das heißt Begleitschiffen, aus der Elbe hinaus. Störtebeker und Micheel hatten bei Helgoland zehn Schiffe, auf denen sich von bekannten Vitalienbrüdern noch die Hauptleute Wichmann und Wigbold befanden, letzterer ein Magister liberalium artium, welcher der pädagogischen Laufbahn die des Freibeuters vorgezogen hatte. Sie warteten die Hamburger Schiffe stillvergnügt ab, da diese ihre Gewaffneten unter Deck und hinter der Reeling versteckt hatten und nicht anders als Handelsfahrer aussahen. Erst durch das entstehende grimmige Gefecht merkten sie, daß nicht jene, sondern sie selber die Überrumpelten seien, und der Kampf verlief durchaus unglücklich für die Seeräuber. Mit ihren starken Hörnern, wie das schildernde Volkslied sagt, rannte die gewaltige „bunte Kuh“ die Schiffe der Vitalienbrüder an, zerbrach ihre Borde und Kastelle, andere brachte sie durch aus nächster Nähe in die Wasserlinie gefeuerte Schüsse, welchen das gurgelnde Wasser nachströmte, zu raschem

Sinken mit Mann und Maus. Störtebeker focht mit riesenhaften Streichen im Enterkampfe, aber von dem feindlichen Mars traf ihn ein Armbrustbolzen, und das Schwert entfiel dem verwundeten Arme. Man warf ihn nieder, fesselte ihn; der Nimbus der Unbesieglichkeit, welcher seine Person umgeben hatte, der schützenden Reliquien des heiligen Vincentius, die ihn unverwundbar machten, war dahin. Wichmann war mit einem der gesunkenen Fahrzeuge untergegangen, Gödeke Micheel und Magister Wigbold entrannen mit zwei Schiffen, die übrigen alle wurden größtenteils erschlagen, die Verwundeten kurzerhand ins Wasser geworfen und etwa noch siebzig Gefangene nebst den Prisen, ihrem zum Teil sehr kostbaren Inhalt, auch dem persönlichen Reichtum des berühmten Räuberhauptmanns nach Hamburg eingebracht. Auf dem Grasbrook wurden Störtebeker und seine Mitgefangenen enthauptet, die Köpfe an der Elbe entlang auf Pfähle gesteckt.

Rosenfeld hieß der Henker, der diese ansehnliche Arbeit in kurzer Zeit verrichtete,

„Er stand wohl in geschnürten Schuhen
Bis an die Enkel im Blute."

Das Lied erzählt auch, nach der Arbeit habe man aus dem Kreise der anwesenden Ratsherren herablassend gefragt, er sei wohl sehr müde, der Nachrichter habe aber gelacht und gesprochen, er würde gerne bereit sein, auch den ganzen ehrliebenden Rat noch zu köpfen, ob welcher Frechheit man sich so entsatzt, daß man flugs ihn selber zu enthaupten befohlen. Dem ist natürlich nicht so, vielmehr wurden einige Wochen später Rosenfelds Dienste wieder begehrt. Simon von Utrecht war nach wenigen Tagen aufs neue in See gegangen, um die beiden übrig Gebliebenen zu verfolgen, und hatte sie nach längerem Suchen gefunden. Micheels Schiff ward von der „bunten Kuh" in den Grund gebohrt, der Meister Wigbold aber und achtzig Gesellen wurden gefangen eingebracht und ihre Köpfe zur Verlängerung der Pfahlreihe stattlich verwendet.

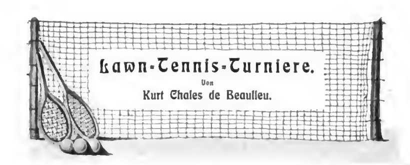
Die Seeräuberei im Hansegebiet und das Dasein von Vitalienbrüdern war damit freilich noch nicht zu Ende. Jahrzehntelang behielten sie bei den Friesen Sicherheit und Marktgelegenheit. Ferner that sich bald dieser, bald jener benachbarte größere Herr nach ihnen um, um sie in seinen Kämpfen als Seetruppe und Elitemannschaft neben Söldnern zu verwenden. So die Grafen von Oldenburg, der Herzog von Schleswig und der Graf von Holstein, beide letztere in ihren Kämpfen mit Dänemark. In Verbindung hiermit hat sogar die Hanse als solche episodisch gemeinsame Sache mit den Vitalianern gegen Dänemark gemacht, und Hamburg hat nicht ungern gelitten, daß mit der schweren Seeräuberbeute von Bergen nun auch einmal von seinen Bürgern ein einträgliches Geschäft gemacht wurde. Erst in den dreißiger Jahren des XV. Jahrhunderts wurde durch den Sieg des „Bundes der Freiheit" mit den Cirksena an der Spitze und durch die Verbindung dieses Bundes mit Bremen, Hamburg und Oldenburg Friede und Ordnung in Friesland hergestellt, damit aber den Vitalienbrüdern ihr jahrzehntelanger Hauptstützpunkt entzogen. Und seitdem war es dann zu Ende. Vereinzeltes Räubervolk geisterte unter dem alten Schreckensnamen der Vitalienbrüder noch in den Nordmeeren herum, aber das waren unbedeutende Ausläufer, gar nicht zu vergleichen mit dem Druck, womit die Macht jener Piratengenossenschaft vierzig Jahre hindurch auf allem Hanseverkehr gelastet hatte.

Die populäre Erinnerung indessen an sie ging auch weiterhin lebendig um, und jeder fixe Junge an der Waterkant weiß bis auf diesen Tag, wer Störtebeker war. Selbst jüngere Denkmünzen sind auf ihn und seinen Untergang geschlagen worden, und das Kupferstichbildnis des Kunz von der Rosen hat sich gefallen lassen müssen, daß in einem Nachstich des XVI. Jahrhunderts sein ehrlicher Hofnarrenname mit dem des berühmten Piraten vertauscht wurde. Wie bald ist dagegen Simon von Utrecht wieder vergessen worden! Von Störtebeker jedoch und seinen Genossen ist immer wieder erzählt, alle möglichen Strand- und Schiffergeschichten sind auf seinen Namen gehäuft worden, nach Art der Legende, möglichst viel auf *einen* Träger zu kumulieren; Reliquien von ihnen sind sorgfältig aufbewahrt, auch nach Bedürfnis vermehrt worden. Und jahrhundertelang ist in allen Dialektschattierungen der niederdeutschen Waterkant das noch heute nicht völlig vergessene Volkslied umgegangen:

Störtebeker Klaus un Gödeke Micheel
De roweten beede liken deel ...



Westfälische Landschaft. Nach dem Gemälde von C. Holzapfel.
(Aus Eduard Schulte's Kunstsalon in Berlin.)



Lawn-Tennis-Turniere.

Von

Kurt Chales de Beaulieu.

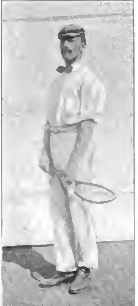
Während die deutschen Turnvereine ein absolut nationales Gepräge haben, tragen alle übrigen sportlichen Verbindungen mehr oder weniger einen internationalen Charakter. Die Ausübung des internationalen Wettstreits, den alle sportlichen Vereine pflegen, trägt viel dazu bei, daß sich die Nationen näherrücken; das gemeinsame Interesse schwächt den künstlich groß gezogenen Chauvinismus ab. Obgleich wir von unseren nationalen Empfindungen nichts einbüßen wollen und dürfen, so müssen wir doch ein segensreich wirkendes Mittel, das die verschiedenen Strömungen in der Welt zusammenführt und reinigt, mit Freude begrüßen.

Im Sport spielt das Lawn-Tennis eine erste Rolle, welche allein schon dadurch bedingt wird, daß an den Wettkämpfen, welche von den Anhängern dieses Spiels veranstaltet werden, keine „Professionisten" teilnehmen dürfen. Das Spiel wird von guten und besten Gesellschaftskreisen gepflegt, nicht nur weil die freie Bewegung den Körper geschmeidig macht und kräftigt, sondern auch weil das Spiel, an dem beide Geschlechter gemeinsam teilnehmen, den Verkehr derselben harmloser und ungezwungener gestaltet, sowie das gesellschaftliche Leben von unnötigen und konventionellen Formen befreit hat. Es ist nicht zu verkennen, daß mit der größeren Freiheit, die unserer jungen Welt durch das Spiel gewährt worden ist, die Ansprüche derselben an gute Sitte und gute Erziehung gewachsen sind.



Der Meisterspieler Graf Voß.

Der Ursprung des Lawn-Tennis liegt in den im Mittelalter gebräuchlichen Ballspielen, an welchen sich das ganze civilisierte Europa beteiligt hat. Das Ballspiel wurde in hierzu besonders errichteten Ballhäusern gepflegt. Die Ballhäuser waren Ballmeistern unterstellt. Diese hatten Anfänger zu unterrichten, die Spiele zu überwachen und die Wettkämpfe zu leiten. Paris allein hat im Jahre 1657 114 Ballhäuser besessen. Auch in allen größeren deutschen Städten waren solche Ballhäuser vorhanden, die erst durch die Kriege der Reformationszeit zerstört wurden und in Verfall gekommen sind. Nachfolgende Beschreibung gibt ein Bild von dem in diesen Ballhäusern gepflegten Spiel:



Herr Herbert Dering.

„Der Ball ist eine nicht allzu große Kugel, welche von Garn, wollenem Zeuge oder Zwirn gemacht und mit Leder oder Tuch überzogen ist, dieser wird mit einem Rakket geschlagen, und werden zu diesem Spiel gewisse Örter, die Ballhäuser, Jeu de paume, Trigon, Sphäristerium genannt, gehalten. Dergleichen Ballhäuser sind nun lange, schachthaltige Gebäude an hundert und mehr Schuh lang und vierzig bis fünfzig breit, da an der einen langen Seite eine in Mannshöhe mit einem schrägen, bretternen Dach bedeckte Galerie ist, welche an der oberen Querseite, teils offen, teils zu, weiter fortgeht. Die Mauern sind zwanzig und mehr Schuh hoch, auf welchen Galerien umher sind, wohin die Bälle verschlagen werden.

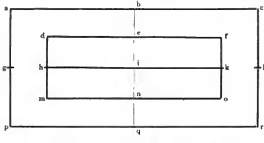
Unter diesen Galerien sind große, mit Netzen verhangene Öffnungen, die dem Ballhause Licht geben müssen. Das Ballhaus wird der Quere nach durch ein am Seil hängendes Netz in der Mitte in zwei gleiche Teile, und auch in so viele der Länge nach, doch nicht durch ein Netz, sondern nur durch einen weißen gezogenen Strich geteilt, und hat eine jede Einteilung ihren besonderen Namen. In solchen Ballhäusern nun spielt man zur Gesundheit und den Leib geschickt zu machen, nach gewissen Regeln."

Während in Deutschland durch die Kriege das Interesse für das Ballspiel vollkommen verloren ging, wurde das Spiel in England unter dem Namen Tennis fortdauernd gepflegt. Man begnügte sich schließlich in diesem Lande nicht mehr damit, dies Spiel in geschlossenen Tennishöfen zu spielen. Es wurde die Zeichnung des Tennishofes auf Rasenflächen übertragen, und es entwickelte sich hieraus allmählich das Lawn-Tennis mit seinen Regeln, welche von der Lawn-Tennis Association in London, die als erste Autorität in allen Turnier-Streitigkeiten gilt, festgelegt worden sind.

Der Kampf zwischen den streitenden Parteien ist im Turnier entschieden, wenn eine Partei nach vorheriger Vereinbarung zwei von drei Sets oder drei von fünf Sets gewonnen hat. Ein Set gilt als gewonnen, wenn von einer Partei sechs Spiele gewonnen sind, während von der gegnerischen Partei dieselbe Anzahl Spiele noch nicht gewonnen ist. Es ist eine alte, eigentümliche Art, in welcher die Gewinnpunkte des Spiels bezeichnet werden. Der erste Punkt wird mit 15, der zweite Punkt mit 30, der dritte Punkt mit 40, der vierte Punkt mit Vorteil, der fünfte Punkt, durch welchen das Spiel eventuell entschieden wird, mit Spiel bezeichnet. Stehen beide Parteien auf 40, so muß eine der Parteien zwei Punkte hintereinander gewinnen, um das Spiel zu machen.

Herr von Gordon.

Mit Hilfe nachstehender Zeichnung, welche die Linien des Tennishofes wiedergeben sol-



len, möchte ich den nicht sachverständigen Leser mit dem Spiel bekannt machen. Es spielen zwei Parteien, je aus zwei Spielern bestehend, welche durch das Netz b—q getrennt werden, gegeneinander. Wir wollen annehmen, daß die Partei, welche in gegenwärtigem Spiel das Feld a, b, q, p zu beherrschen hat, aus Herrn und Frau Fröhlich zusammengesetzt ist, während die gegnerische Partei, welche das Feld b, c, r, q beherrschen soll, durch Herrn und Frau Traurig repräsentiert wird. Herr Fröhlich führt als Anschläger den Ball ein. Der linke Fuß desselben steht auf der Linie p—g. Er schlägt den Ball mit dem Racket über das Netz, so daß derselbe in der Fläche e, f, k, i aufschlägt. Der Anschläger hat das Recht, die Einführung des Balles zum zweiten Male zu versuchen, falls ihm dieselbe einmal mißglückt sein sollte. Frau Traurig schlägt den Ball, nachdem dieser einmal den Boden berührt hat, wieder über das Netz zurück, so daß derselbe die Fläche a, b, q, p berühren muß. Fliegt der Ball über diese vorgezeichnete Grenze hinaus, so hat die Partei Fröhlich einen Punkt gewonnen. Wird der Ball von der Partei Fröhlich nicht ordnungsgemäß, das heißt im Fluge oder nachdem derselbe einmal den Boden des Feldes a, b, q, p berührt hat, über das Netz in das Feld b, c, r, q zurückgeschlagen, so hat die Partei Traurig einen Punkt gewonnen. Der Spieler wechselt beim Anschlagen stets die Seiten des Tennishofes. Wenn z. B. der Anschläger den ersten Ball von der Linie p—g aus in das Spiel eingeführt hat, so ist der zweite Ball durch denselben von der Linie g—a, der darauffolgende Ball wieder von der Linie p—g einzuführen. Im Spiel zu vieren werden die befreundeten Spieler eine Verabredung stets dahin treffen, daß entweder der eine Spieler das Feld g, i, q, p, der andere das Feld a, b, i, g beherrscht oder der eine von ihnen die langen Bälle, das heißt die Bälle, welche in der Nähe der Linie p—a aufschlagen, nimmt, während der andere die kurzen Bälle, welche gleich am Netz aufschlagen, zurückschlägt. Durch eine solche Verabredung wird zweckloses Laufen und ein Aneinanderrennen der Spieler vermieden.

Ende der siebziger, anfangs der acht-



Herr Boelling. Herr von Müller I.
Beim Spiel.



Herr Herbert Dering mit Gräfin Schulenburg im Herren- und Damen-Doppelspiel.

ziger Jahre des vorigen Jahrhunderts begann man in Deutschland Lawn-Tennis zu spielen. Herr von der Meden in Hamburg, ein begeisterter Anhänger des Spiels, hat viel dazu beigetragen, dasselbe in Deutschland zu verbreiten. Es war stets sein Grundsatz, die Jugend für das Spiel zu interessieren. Die guten Spieler Hamburgs, welche auf den jetzigen Turnieren unsere Aufmerksamkeit an sich ziehen, haben die erste Anregung von diesem Herrn, der der deutsche Altmeister des Lawn-Tennis genannt werden kann, zu verdanken.

In Berlin begann man zu Ende der achtziger Jahre zu spielen. Berlin hatte damals an der Kleiststraße ein Ende. Man fühlte sich dort schon ganz außerhalb des städtischen Treibens. Einige wagemutige Herren faßten den kühnen Entschluß, auf einem in dieser Straße gelegenen Bauplatz einen Tennis-Court anzulegen. Es war zwar nicht leicht, die Erlaubnis von den Müttern zu erlangen; doch beteiligten sich bald Damen an dem Spiel. Nach und nach erhielt das Spiel auf dem Platze, welcher nur ganz notdürftig hergerichtet war, einen ernsteren Charakter, obgleich stets Frohsinn diese an dem edlen Spiel Gefallen findende kleine Gesellschaft beherrschte. Man ging sogar so weit, daß man ein kleines Turnier, welches allerdings kaum diesen Namen verdiente, zur Aufführung brachte. Dies „sonderbare Treiben“ lenkte schnell die Aufmerksamkeit der Spaziergänger auf sich. Bald gab es größere Plätze, auf denen eifrig gespielt wurde. Eine Bekanntmachung kündigte an, daß ein öffentliches Turnier auf dem Spielplatz der Spielplatzgesellschaft stattfinden sollte. Wie ein Lauffeuer wurde diese Nachricht in den Tenniskreisen verbreitet und mit großer Freude aufgenommen. Mit welcher Liebe und Sorgfalt wurden alle Vorbereitungen getroffen! Herr von Jecklin und Herr Herbert G. Dering thaten ihr Bestes, um den Erfolg für das Berliner Turnier zu sichern, denn bald gelang es denselben, im Verein mit anderen Tennis-Spielern den Berliner Lawn-Tennis-Turnier-Klub zu gründen, welcher heute noch die Leitung des Berliner Internationalen Turniers in Händen hat, und stets bemüht ist, andere Tennis-Vereine in der Abhaltung von Turnieren zu unterstützen. Nur der Sachverständige kann beurteilen, welche Mühe mit der Turnierleitung verbunden ist. Falls dieser nicht viele Hilfskräfte, welche aus Tenniskreisen genommen werden müssen, zur Verfügung stehen und diese Hilfskräfte nicht wohlorganisiert sind, muß ein Turnier Schiffbruch leiden.

Das Berliner große Internationale Turnier findet alljährlich während des Pfingstfestes statt. Begeben wir uns zu dieser Zeit auf den Spielplatz der Berliner Spielplatzgesellschaft, der in der Nähe des Nollendorf-Platzes gelegen ist, so können wir an der Freude, welche Alt und Jung in der Ausübung des Spiels durchglüht, Anteil nehmen. Am Freitag vor Pfingsten um 4 Uhr nachmittags beginnt das Spiel. Der Platz ist festlich geschmückt. Alle Vorbereitungen sind getroffen. Die Tribünen geben eine gute Übersicht über die festgewalzten Plätze, auf denen weiße Linien dem Spieler die Grenzen, in denen der Ball sich zu bewegen hat, andeuten. Der

Tennisplatz ist durch ein aufgestelltes Netz in zwei Hälften geteilt, um die streitenden Parteien voneinander zu trennen. Für die Spielleitung ist ein besonderes Häuschen errichtet. Die ersten Spieler umdrängen dasselbe, ihre Anwesenheit zur Notiz gebend, um mit den durch das Los dem Programme gemäß ihnen zugeteilten Gegnern auf das Zeichen der Schiedsrichter, die ihren Platz eingenommen haben, den Kampf zu beginnen. Der Schiedsrichter, welcher beim scharfen Spiel von Linienrichtern unterstützt wird, spielt eine wichtige Rolle. Während die beiden Linienrichter zur Seite des Tennishofes ihren Platz auf gewöhnlichen Stühlen einzunehmen und ihre Aufmerksamkeit nur darauf zu richten haben, ob der Ball ordnungsmäßig in den fixierten Linien bleibt, sitzt der Schiedsrichter auf einem erhöhten Stuhl. Er notiert auf einem Formular die Gewinnpunkte der beiden spielenden Parteien und entscheidet nach jedem Schlage durch Ausruf, ob die eine oder andere Partei einen Gewinnpunkt weitergerückt ist. Das Schiedsrichteramt kann nur von Herren ausgeübt werden, welche das Spiel und dessen Regeln genau kennen. Ein guter Spieler ist jedoch nicht immer ein guter Schiedsrichter, da dieses Amt, unabhängig von der Spielübung, gespannte Aufmerksamkeit erfordert und eine nicht zu erschütternde Autorität den Spielern gegenüber besitzen muß. Eine gute Turnierverwaltung wird daher Wert darauf legen, sich stets seinen Stamm von Schiedsrichtern heranzuziehen. Wie im Turnier die Juniorenspiele stets gepflegt werden müssen, so müssen in diesen Spielen jüngere Leute schon zu Schiedsrichtern herangebildet werden. Es ist allgemein üblich, daß auch für Schiedsrichter, welche sich während der Turniere als solche am nützlichsten gemacht haben, Preise ausgesetzt werden.

Im Zeitraum von einer Viertelstunde ist das Turnier in Gang gebracht. Auf allen zehn Plätzen wird gespielt. Die hintersten Plätze sind den Junioren ange-



Herr Dr. Schlösingk. Herr Dr. Lehmann. Frl. Levinsohn. Frau Dr. Schulz. Frl. Wiebe. Herr v. Secklin. Graf v. Spee.
Herr v. Beaulieu. Herr Assessor Brüggemann. Frl. Th. Steinmann. Herr Dr. Schulz. Herr Reg.-Rat Sander.
Herr Assessor Beermann. Herr Dr. Traun. Freiherr v. Henneberg.
Herr Prof. von Hansemann. Frl. Schmoller. Frl. L. Steinmann.

Vor dem Turnier.


Fräulein Kaiser.

Graf Voß hat gewonnen. — Auf anderen Plätzen folgt man einem Damen- und Herren-Vierer und einem Damen-Einzelspiel. Bekannte Damenspieler sind Fräulein Kaiser, Fräulein Kirch, Fräulein von Reibnitz und Gräfin Schulenburg. Es beginnt zu dunkeln. Allmählich wird der Spielplatz von den Spielern verlassen, da sie am nächsten Tage in aller Frühe in dem Kampfe fortfahren wollen. Nur die Turnierleitung arbeitet noch nach Sonnenuntergang angestrengt bei Lampen- oder Kerzenlicht; denn alle Vorbereitungen für den kommenden Tag müssen getroffen werden. Die mit der Leitung beschäftigten Herren drücken sich gegenseitig ihre Befriedigung mit dem Resultat des Tages aus, nur eine Furcht regt sich: „Behalten wir schönes Wetter; werden wir nicht durch einen anhaltenden Landregen gestört werden?“ Ein anhaltender Landregen bedeutet, abgesehen davon, daß das Turnier durch einen solchen unterbrochen wird, ein Defizit in der Kasse des Klubs; denn bei schlechtem Wetter fallen die Einnahmen, welche die Zuschauer dem Klub zuführen, fort. Das Deficit müßte aus der kleinen Reserve des

wiesen. Das Bild wird immer bunter. Das frische Grün des Rasens gibt zu der weißen Kleidung der Spieler und den bunten Frühjahrskostümen der Zuschauer den Grundton. Der Zuschauer allein kann den Farbengenuß, welcher sich ihm bietet, genießen; denn die Spieler und Spielleitenden sind zu sehr mit dem Spiel selbst beschäftigt. Die Zuschauer drängen sich plötzlich alle zu einem Platz. Herr von Gordon spielt im Einzelspiel gegen den Grafen Voß, den Meisterspieler Deutschlands. Man hat Gelegenheit, ein erstklassiges Spiel bewundern zu können. Mit jedem Point, welchen der eine oder andere Spieler erkämpft, wächst die Aufregung im Publikum. Ein Set ist vom Grafen Voß gewonnen, und wiederum beginnt der Kampf. Das Publikum verfolgt mit Spannung den Ball, der von den beiden geschickten Spielern hin- und hergeschlagen wird. Jeder Ball fast ist von Applaus und bewundernden Zurufen aus dem Publikum gefolgt. Bei beiden Spielern hat man die Empfindung, daß sie in dem Augenblick, in dem der Ball das Racket verläßt, den Punkt, auf dem der Ball sie finden muß, zu bestimmen wissen. Gordons Geschicklichkeit ist ohnmächtig, da dem Grafen Voß in seiner Ruhe keine Bewegung des Gegners entgeht. Jede Muskel, das Auge, der Kopf scheinen zu arbeiten. Das zweite Set wird zwar von Gordon gewonnen, das dritte und vierte aber vom Grafen Voß, wodurch der Kampf zwischen den beiden Spielern entschieden ist.



Herr Otto v. Müller. Herr Avellis. Herr Schmitz.
Vor dem Spiel.



Herr Garret-Smith. Herr von Gecklin. Herr Brüggemann.
Fräulein Schmoller wird Schiedsrichter.

Klubs gedeckt werden. Das Wetter bleibt aber gut; das Turnier nimmt an dem folgenden Tage seinen Fortgang. Die Schlußrunden rücken näher, und die Sieger erhalten die von ihnen schwer erkämpften Preise. Ein Fest im Künstlerhause trägt dazu bei, eine bessere Bekanntschaft der Spieler und Spielleitenden anzuregen.

In solcher Weise spielen sich die Turniere an den bekannten Plätzen Hamburg, Baden-Baden, Berlin und Homburg vor der Höhe ab. Der letzte Ort wird am meisten von den Ausländern aufgesucht. Es eignet sich wohl kein Platz so gut als Sammelpunkt für die elegante Welt.

Viel zum Aufblühen des Lawn-Tennis in Deutschland hat das große Interesse beigetragen, welches hohe und höchste Herrschaften dem Spiele entgegenbringen. In Hofkreisen wird das Spiel eifrig gespielt, und es beteiligen sich auch fürstliche Herrschaften an den ersten deutschen Turnieren. Seine Majestät der deutsche Kaiser, der sich als ausübender Spieler ein Ballhaus hat bauen lassen, um auch in der Winterzeit und bei schlechtem Wetter das Spiel pflegen zu können, ist ein treuer Förderer der Turniere. Der Meisterschaftspreis für Offiziere der Armee und Marine für das Turnier in Homburg ist von Seiner Majestät gestiftet. Das Spiel wird von den deutschen Prinzen, die schon in frühester



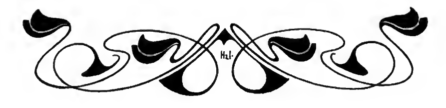
Turnier auf dem Platz der Berliner Spielplatzgesellschaft.

Jugend das Racket in die Hand nahmen, gepflegt. Auch die Prinzeß Friedrich Leopold ist eine eifrige Tennisspielerin. Ihre Königliche Hoheit hat ein reges Interesse für dieses Spiel dadurch bewiesen, daß von derselben das Protektorat über den Lawn-Tennis-Turnierklub in Berlin angenommen worden ist. Einer von den Meisterschaftspreisen in den Berliner Turnieren ist stets von der Prinzessin gestiftet. Die Großherzogin von Mecklenburg ist eine eifrige Spielerin in Homburg vor der Höhe.

Oft ist unter den Tennisspielern Berlins der Wunsch rege geworden, einen eignen, schönen großen Platz für sich zu erwerben. Dieser Wunsch ist bisher leider stets an den ungünstigen Terrainverhältnissen gescheitert. Ein solcher Platz müßte, um den Wünschen der Freunde dieses Spiels gerecht zu werden, im Mittelpunkt der Stadt liegen. Ich möchte an dieser Stelle nicht verfehlen, darauf aufmerksam zu machen, daß der Reitsport von dem großen Terrain im Tiergarten und besonders im westlichen Teile des Tiergartens (Hippodrom) das ihm zur Verfügung gestellte Terrain nur zum kleinsten Teile ausnutzt. Es könnte hier eine mustergültige Anlage für sportliche Spiele, die Berlin zum Mittelpunkt des Turnierlebens machen würde, geschaffen werden.



Regenschauer in Sicht!



Der dankbare Heilige.

Von

Carl Busse.

Mitten im Felde stand ein Heiliger. Die Bewohner des Dorfes, das eine gute Viertelstunde davon entfernt lag, wußten nicht, wie er dahin gekommen war. Die Sage wollte wissen, daß vor vielen, vielen Jahren die gräfliche Familie, der damals noch alles Land in der Runde gehört hatte, an eben dieser Stelle, mitten im Kornacker, den Familienschatz vergraben hatte, weil die Zeitläufte bedenklich waren und Kriegsvolk durchs Land zog. Als wieder Frieden herrschte, holte man den Schatz hervor, und weil der Fleck ihn so gut gehütet, stellte man dort als Dank für den Himmel ein Heiligenbild auf. Dagegen meinte der Schulze, daß die Sache sich wesentlich anders zugetragen hätte. Nach langen Zeiten der Not und Mißernte, als selbst eine feierliche Prozession durch die Felder nichts geholfen, hätte man die letzten Mittel zusammengethan und in die Mitte der Äcker jenes Standbild gesetzt, das segnend über die dürren Fluren die Hand breitete. Da sei im nächsten Sommer das Korn so üppig gediehen, wie nur je, und noch jetzt sei kein Landstrich so fruchtbar, wie der um den Heiligen.

Trotzdem war die gräfliche Familie, der die Äcker einst gehört hatten, verarmt, hatte einen Morgen nach dem anderen verkauft und eines Tages das Dorf ganz verlassen. Nun gehörte das Feld samt dem Heiligen dem jungen Bauern Lucek Rembowski, dem es gleichgültig war, ob der Segen des Heiligen oder der gute Boden die reiche Fruchtbarkeit veranlaßten. Die Hauptsache blieb, daß die Ernte seinen Wünschen entsprach.

Wie der Heilige hieß, wen er vorstellte, wußte man nicht. Man nannte ihn den heiligen Adalbert, der den Polen zuerst das Evangelium gepredigt. Mit dem Bischofshut stand er auf seinem Postament, in der linken Hand den Hirtenstab, die rechte wie zum Segen und zum Zeichen des Kreuzes gegen die Felder erhoben. In Frost und Gluten, in Regenschauern und grellem Sonnenlicht hatte er so viele Jahre ausgehalten, hier und dort war schon etwas abgebröckelt, das Wasser wusch sich Rinnen, und große Sprünge zogen sich durch den verwitterten Stein. Sanfte Trauer lag auf dem Antlitz, denn keiner kümmerte sich um ihn. Er war der vergessenste Heilige in der ganzen Runde. Da um ihn herum nur Felder sich dehnten und kein Weg an ihm vorbeiführte, so sah er nur selten einen Menschen. Auf fernen Straßen zogen Burschen und Mägde vorüber, aber die Entfernung war zu groß: sie sahen und grüßten nicht. Niemand, der fromm vor ihm den Hut gezogen, niemand, der seine Fürsprache erbeten, niemand, der ihn mit Kränzen und Blumen geschmückt hätte. Deshalb mochte der Heilige so traurig sein. Nur zur Erntezeit, wenn die Sensen strichen und ein heißes Leuchten über den Fluren lag, fiel ein Abglanz davon auch auf ihn. Dann war der Heilige glücklich. Denn die Schnitter, die um ihn herum die Feldfrucht mähten, grüßten ihn wohl und bekreuzten sich, ja, ein Dirnlein beim Garbensammeln flocht vielleicht sogar einen Kranz für ihn aus goldenen Halmen und blauen Kornblumen. Sonst aber blieb er das ganze Jahr allein.

So stand er auch einst in der Frühe eines Junitages und sah auf das wachsende Korn, das zu ihm emporrauschte. Da kam ein Mädchen den Rain entlang. Sie sah nicht rechts noch links, von der durchweinten Nacht waren ihre Augen rot und trübe, ihr schwarzes Haar hing ihr verwirrt um

den Kopf. Ab und zu schluchzte sie kurz auf, als bräche sich Bahn, was sie dann wieder für Minuten mühsam unterdrückte.

Plötzlich erblickte sie den heiligen Adalbert im Felde. Sie fuhr mit der Hand über die Augen, strich das Haar aus der Stirn und blieb einen Augenblick zögernd stehen. Dann sah sie sich scheu um, aber in der ganzen Umgebung zeigte sich kein lebendes Wesen. Nur eine Krähe flog dicht über dem Boden hin.

Und mit einemmale teilte das Mädchen die Halme und ging vorsichtig auf den Fußspitzen, als ob es doch jemand hören könne, durch das rauschende Korn. Sie zerbrach wenig Hälmchen dabei. Als sie vor dem vergessenen Heiligen stand, so nahe wie noch nie bisher, blickte sie erst forschend einige Sekunden zu ihm empor. Sein sanftes, trauriges Gesicht schien ihr Mut zu machen. Denn mit einem lauten Weinen sank sie plötzlich vor dem steinernen Bild in die Kniee und streckte die Arme aus. Ein Paternoster, halb hervorgeschluchzt, dann ein irres Gestammel, das die Worte nicht fand.

Aber wozu wäre der Heilige denn ein Heiliger gewesen, wenn er dem weinenden Mädchen nicht bis auf den Grund ihres Herzens gesehen! Und so wußte er ungefähr, was ihr Stammeln hieß. ‚O heiliger Adalbert,‘ hieß es, ‚der du so einsam und verlassen auf der Welt bist wie ich — hilf mir, erlöse mich vom Leide, sei du mein Fürsprecher, wenn ich die Todsünde thu' und ins Wasser geh'! Du weißt, wer ich bin, daß ich die Josefa Gmérek bin, vom Hufschmied im Dorf, und daß ich die Heiligen geehrt hab' mein Lebtag. Da kam das Hochwasser und die Warthe stieg — Jesus Maria, und mein Liebster, als er in die Schwemme ritt, kam um darin! O heiliger Adalbert, ich will nicht länger leben, ich will sein, wo Witold Labasz ist, mein Bräutigam!‘

Das Korn wogte hin und her, der Heilige lauschte.

‚Am Weg steht manch einer, und hundert tragen ihm ihre Bitten auf. Die Menschen sündigen viel, und die lieben Heiligen haben alle Hände voll zu thun. Dich geht keiner an, deshalb komme ich zu dir, du wirst mich nicht vergessen. Jeden Tag will ich zu dir beten und dich schmücken!‘

Sie rupfte Blumen aus, band sie geschickt mit einem Halme zusammen und legte das kleine Bouquet aufs Postament, vor die Füße von St. Adalbert.

‚Bestell' dem Witold, daß ich ihm treu bleib' bis zum Tod, daß ich für sein Seelenheil bete und ihm nachfolg', so bald ich kann.‘

Josefa Gmérek stand, nachdem sie all das mehr gedacht als gesprochen, langsam auf, huschte durch den Roggen zurück und ging, etwas getröstet, den Rain hinunter. Kein anderer als Gott selbst, dachte sie, hatte ihr den Gedanken eingegeben, gerade den vergessenen Heiligen im Felde um seine Fürsprache zu bitten. Da wohl nie jemand seine Hilfe begehrte, so würde er es gewiß extra gut machen, wenn einer 'mal mit einem Anliegen kam. Daran war nicht zu zweifeln.

In der Nacht hatte sie einen wunderschönen Traum. Sie sah den Himmelssaal in aller Pracht, und mitten hindurch ging der heilige Adalbert, genau wie er im Felde stand. Alle Frommen machten ihm Platz, er aber ging geradenwegs auf einen Winkel zu, und dort stand Witold Labasz. Ihn sprach er an. Sie hörte, wie er ihren Namen nannte, hörte, wie Witold sagte: ‚Euer Heiligkeit, grüßt mir die Josefa von ganzem Herzen!‘

Nun war kein Zweifel mehr. So schnell sie konnte, lief sie in aller Herrgottsfrühe zum steinernen Bild. Es stand genau so da wie sonst. Niemand sah dem Heiligen an, welche Reise er heute nacht gethan. Nach einem innigen Dankgebet legte Josefa einen frischen Strauß vor ihn hin und trug ihm besonders auf, ihrem Bräutigam im Himmel zu sagen, daß er nur ruhig sein solle, da sie keinen anderen, wer es auch sei, jemals heiraten würde.

Dann schritt sie fröhlicher, als seit langen Tagen, der Warthe zu. Ein leichter Wind wehte. Er trieb den schlichten Rock an ihre schlanken Glieder heran, er versuchte die Zöpfe zu lockern, aber sie waren zu fest um den Kopf gelegt. Die Lerchen sangen über den Feldern; Schmetterlinge flogen an ihr vorüber. Sie achtete es nicht. Sie selbst war eine Lerche und ein Schmetterling gewesen, bis der furchtbare Frühjahrstag kam. Sie hatte getanzt, gelacht, gesungen, und jeder war ihr gut gewesen.

Denn sie war schön und zierlich, braun wie eine Zigeunerin, und ihre Augen, die kohlschwarz waren, konnten leuchten und brennen. Alle stellten sie ihr nach. Aber sie wollt' den Witold und sonst keinen. Nach der Ernte sollte die Hochzeit sein; bis dahin brachte jeder Tag eitel Freude. Und da geschah es, daß Witold Labasz in der Warthe ertrank, als er die Pferde zur Schwemme ritt. Josefa Gmérek gebärdete sich wie rasend. Sie schrie Tage und Nächte, daß der Hufschmied, ihr Vater, oft um Mitternacht noch an den Amboß ging, denn er meinte, schlafen könne man so wie so nicht. Erst dann kam es wie eine sanfte Beruhigung über sie, als sie sich sagte: es stünde ihr jederzeit frei, denselben Tod ihrem Bräutigam nachzusterben. Oft schon hatte sie stundenlang an der Warthe gestanden. Aber immer von neuem war sie umgekehrt. Erst wollte sie durch viele Gebete die sündige Seele ihres Toten aus dem Fegfeuer losbitten, ehe sie von der Welt Abschied nahm.

Nun hatte ihr Traum ihr gezeigt, daß Witold bereits im Himmel war. Ihre Aufgabe war erfüllt; auf der Welt hatte sie nichts mehr zu thun.

Lange blickte sie in die Fluten. Es galt nur ein bißchen Mut zu fassen. Eins — zwei — —

Da legte sich eine Hand kräftig auf ihre Schulter.

„Pani Gmérek," sagte eine Stimme neben ihr, „was habt Ihr vor?"

Sie wandte sich jäh. Lucek Rembowski, der junge Bauer, stand vor ihr.

„Warum fragt Ihr mich?" antwortete sie ausweichend. „Ihr wißt, was ich hier verloren hab'."

„Ihr den Bräutigam, ich den Freund. Was Ihr thun wollt, Pani, gibt ihn uns nicht wieder."

Eine heiße Röte zog über ihr Gesicht. Die Augen des Mannes blitzten sekundenlang auf. Nichts schöner, als wenn das Blut jäh durch das Braun dieser Wangen schimmerte.

„Es ist wahr," sprach sie, „— er hielt von Euch große Stücke."

„So werdet Ihr nicht zürnen, wenn ich Euch Euer Thun und Handeln verweise. Ihr seid jung, Pani. Jugend und Tod halten schlechte Kameradschaft. Überlaßt Euch Euerer Trauer nicht, Ihr habt genug geweint. Das Leben will auch sein Teil. Witold, dessen Seele Gott gnädig sei, würde Euch dasselbe sagen, wenn er reden könnte. Er kann's nicht — deshalb red' ich."

Josefa Gmérek richtete sich auf. Wie Zorn und Hohn lag's in ihrer Stimme.

„Und Ihr wollt sein Freund sein! Ihr, der Ihr mir ratet, ihn zu vergessen?"

„Wer hat das gethan, Pani? Ich nicht! Denkt an Ihn, so oft ihr wollt, und denkt an ihn in treuer Liebe. Es wird ihn noch droben im Himmel freu'n. Aber spielt nicht mit dem Tode! Vergeßt das Leben nicht!"

„Ihr widersprecht Euch," sagte sie kurz, „— wenn er sich freut, daß ich treu an ihn denke, wird er sich noch mehr freuen, wenn ich ganz zu ihm komme."

„Oder Euch fluchen," rief der Bursche finster. „Denn die Todsünde, die Ihr begeht, begeht Ihr seinetwegen, und wenn seine Seele dem Fegfeuer entronnen ist, wird Gott sie zurückschleudern. Eure Schuld trifft auch ihn; nicht nur Euch verdammt Ihr, sondern auch den, den Ihr liebt."

Das Mädchen war einen Schritt zurückgetreten. In jähem Schreck sah sie ihn an.

„Das . . kann nicht sein," stammelte sie. „Wer sagt das?"

„Fragt den Propst, ob ich recht hab'." Nachdenklich irrte ihr Blick über den Boden.

„Ich werde es bald wissen," sprach sie bestimmt und preßte die Lippen zusammen. Dann drehte sie sich kurz um: „Gehabt Euch wohl!"

„Und vorläufig unternehmt Ihr nichts?"

„Nein. Übrigens — was geht es Euch an?" Einen Augenblick stieg auch ihm kurze Röte ins Gesicht.

„Nehmt es für Menschenpflicht," erwiderte er dann und maß sie mit einem Blick von oben bis unten, daß sie rasch und ohne weitere Worte davon ging.

* * *

Der heilige Adalbert im Felde ward saumselig. Vergebens, daß Josefa Gmérek ihn täglich beschwor, den Widerstreit in ihrem Inneren zu lösen, ihr ein Zeichen zu geben, was sie thun solle, ihr eine

Willensäußerung von Witold, ihrem seligen Bräutigam, zu übermitteln. Kränze und Gebete fruchteten gleichermaßen nichts.

Lucek Rembowski hatte ein böses Werk gethan. Er hatte all ihre Gefühle verwirrt, ihr jede Sicherheit genommen. Es hatte so festgestanden bei ihr, dem geliebten Toten zu folgen, wenn ihre Erdenmission beendet, wenn er durch ihr Gebet aus dem Fegfeuer gerettet war.

Und nun? Seit sie erst nachzudenken begann, wuchs ihre Verwirrung noch mehr. Sie war ein Kind, ein dummes Dorfmädel, das keinen Ausweg wußte. Sonst war sie zu Witold gegangen und hatte seinen Rat befolgt. Jetzt aber grübelte sie alle Stunden, ob die Todsünde, die sie begehen wollte, etwa auch auf den schon Erlösten zurückfallen könne? Ob sie beide zur Strafe dafür etwa auch in der Ewigkeit getrennt würden?

Als sie gar nicht mehr aus noch ein wußte, entschloß sie sich zu einem letzten Versuch mit dem Heiligen. Der Heilige war alt und stand so viele Jahre. Vielleicht vergaß er, was sie erbat. Wenn sie es aufschrieb, so war es sicherer. Vielleicht nahm der heilige Adalbert den Zettel gar in den Himmel mit und händigte ihn dem Witold ein!

Sie seufzte, wenn sie ans Schreiben dachte. Es war ihre schwächste Seite. Aber treue Liebe überwindet alles.

Mit einem Herzklopfen ganz sonderer Art ging sie eines Morgens den gewohnten Weg. Sie hatte in das Roggenfeld bereits einen schmalen, deutlichen Pfad, vom Raine an bis zum Heiligenbild, getreten, und um nicht unnütz Halme zu knicken, wählte sie ihn immer von neuem.

Nachdem sie herzlich gebetet, entfaltete sie einen weißen Zettel. Er enthielt die Worte: ‚Geliebter Witold! Gern möchte ich mit dir vereint sein im Himmel. Aber es ist eine große Sünde. Und vielleicht bekommst du auch Schuld. Das wäre schrecklich. Sag' du mir, was ich thun soll. Mein dummer Verstand weiß es nicht. Ich weine ewig um dich. Deine unglückliche Josefa Gmérek.‘

Mit plumper Kinderhandschrift und in unmöglicher Orthographie waren die Worte niedergeschrieben. Das Mädchen betrachtete ihr Werk jedoch mit einem gewissen Stolz. Plötzlich aber erfaßte sie ein wildes Zittern. Es ward ihr heiß und kalt, denn sie dachte daran, daß, wenn der heilige Adalbert gnädig war, dieser Brief vielleicht in die Hände Witolds kommen würde. Und in all der großen Liebeskraft, die in ihr lebte, küßte sie den Zettel weinend immer wieder. Dann steckte sie ihn vorsichtig in eine der vielen Ritzen des Steinbildes und klemmte ihn fest, daß der Wind ihn nicht etwa dem lieben Heiligen vor der Nase wegnahm.

Den ganzen Tag dachte sie an nichts anderes, als an den Brief. Die Nacht schlief sie kaum. Und am nächsten Morgen lief sie in fieberhafter Erwartung in die Felder.

Da stand der Heilige — genau wie gestern und alle Tage. Oder lächelte er, daß er für ein frommes Herz gar noch den himmlischen Briefträger spielen sollte?

Josefa Gmérek bekreuzte sich, kniete nieder. Aber wie eine furchtbare Enttäuschung kam es über sie. Da steckte der Zettel noch ebenso in der Ritze, wie sie ihn hineingesteckt. Kaum, daß sie Kraft genug hatte, ihr Gebet zu Ende zu bringen. Dann nahm sie still, mit einem vorwurfsvollen Blick auf den heiligen Adalbert, — mit einem Blick, in dem all ihr getäuschtes Vertrauen lag — den Zettel an sich. Sie faltete ihn auseinander.

Und plötzlich schrie sie auf: „Jesus Maria!“ Ihre Knie wankten und schienen unter ihr brechen zu wollen, weit offen starrten ihre Augen nach oben. Ein Schauer nach dem andern ging ihr durch die Glieder.

Es dauerte lange, bis sie sich faßte. Sie betete inbrünstiger als je, und in gläubiger Demut, als wär's das Allerheiligste, küßten ihre bebenden Lippen dann den Zettel. Es war ein Brief aus dem Himmel, und der heilige Adalbert, dem sie dafür ihr Leben lang danken wollte, war der Sendbote gewesen.

‚Geliebte Josefa!‘ buchstabierte sie, ‚ich danke dir für deine große Liebe und Treue. Aber weine nicht um mich, denn ich bin glücklich, und deine Thränen rauben mir die Ruhe der Seligkeit. Auch sollst du keine Todsünde um mich thun, sondern versuchen, wie früher gut und fröhlich zu leben. Darüber werden sich alle hohen Heiligen freuen und auch dein Witold Labasz.‘

Das war gleich eine andere Schrift als die ihre! Sie hatte keine Ahnung gehabt, daß ihr Bräutigam so sicher und gut geschrieben. Viel besser konnte es wohl selbst der Lehrer nicht. Damals, als Witold noch lebte, brauchten sie keine Briefe. Man erledigte mündlich alles besser und schneller. So kam es, daß sie jetzt erst seine Schreibtalente entdeckte. Das steigerte ihre Verehrung noch. Und solch ein Mann war ihr entrissen!

Eben wollte sie von neuem mit Thränen beginnen, als ihr in den Sinn kam, daß sie ja nicht weinen solle. ‚Deine Thränen rauben mir die Ruhe der Seligkeit.‘ Tapfer unterdrückte sie sie also. Und dann las sie den Brief immer wieder.

Nur eins verstand sie nicht: er war glücklich. Wie konnte er glücklich sein ohne sie? Das kränkte sie fast einen Augenblick. Doch sie sagte sich: die Seligkeit müsse doch wohl über alle Maßen herrlich sein, und sie wolle, nachdem ihr solch Wunder widerfahren, nicht schmälen.

Kopf und Herz voll, machte sie sich auf den Heimweg, nachdem sie den Brief aus dem Himmel sorgsam zu sich gesteckt. Das Dorf war schon nahe, als sie bei einer Biegung des Weges auf Pan Lucek Rembowski traf, den jungen Bauern.

„Gelobt sei Jesus Christus — Ihr steht früh auf, Pani!“

„In Ewigkeit, Amen! — Jawohl, das thu' ich.“

„Nun, was habt Ihr beschlossen? Wollt Ihr der Trauer immer mehr nachhängen?“

Sie atmete tief.

„Nein, Pan Rembowski, ich will es nicht. Witold will es nicht. Ihr hattet recht damals. Und die Todsünde .. thu' ich auch nicht.“

Seine Augen leuchteten auf.

„Seht Ihr,“ rief er triumphierend, „wie ich es wußte! O, ich kannte den Witold und er mich. Es ist kein Wunder, wenn man so gut Freund war. Übrigens — Ihr geht zum Dorf zurück? Dann begleit' ich Euch etwas Ich wollt' vorhin schon umkehren. Die Felder stehen gut — he?“

Sie schritten den Weg entlang, an dem der blaue Rittersporn, von Bienen umsummt und von Faltern umschwebt, blühte.

„Hört, Pani Gmérek, wie die Vögel singen! Es ist eine Lust, solch ein Tag. Man möchte gleich mitsingen, nicht?“

Sie wollte ‚Nein‘ sagen, aber sie dachte an den Brief. So sprach sie: „Ja .. es ist schön!“ und hob den Blick über die wogenden Felder in die blaue Luft. Und mit einemmale, noch ganz zag, durchschauerte es sie, daß das wirklich schön und daß es vielleicht gut sei, daß Witold ihr erlaubt hatte, sich daran zu freuen.

Lucek Rembowski hatte in fröhlicher Hast weitergeredet.

„Da seht Ihr die Vögel. Ihr habt früher schöner gesungen, Pani Josefa, und solltet es wieder thun. Euch hörte man durchs ganze Dorf bis draußen, wenn man hinterm Pfluge ging. Probiert das Singen wieder — ich rat' es Euch, und Witold würde dasselbe raten. Er hörte Eure Stimme gern, da lauscht er bei Gott noch oben. Und wie konntet Ihr tanzen — nun, vielleicht beim Erntefest. Vergönnt mir, mit Euch anzutreten! Was seid Ihr jung und schön! Ihr müßt leben und froh sein, Pani, und wenn einst ein ehrlicher Mann kommt und Euch zum Weibe will — —“

„Haltet ein!“ sprach sie und ihre Miene ward wieder finster. „Das wird nie geschehen.“

Er stutzte, nickte.

„Da habt Ihr recht! Noch ist keine Zeit, davon zu reden! Ich meine auch: später, nach langer Zeit vielleicht. Und es müßte einer sein, der des Witold würdig wäre!“

* * *

Anton Gmérek, der Hufschmied, stand am Blasebalg. Die Flammen umleuchteten seine mächtige, breitschulterige Gestalt. Er sah finster aus und rußgeschwärzt, wie der schwarze Mann, der die Kinder schreckt. Aber dabei war er fröhlich wie ein Kind. Das ganze Dorf konnte es merken. Denn als er nun die angeglühte Eisenstange aus dem Feuer nahm, sie auf den Amboß legte und den schweren Hammer darauf niedersausen ließ, gab es ein Klirren und Klingen, wie seit langem nicht mehr. Der Ton war hell und schallte auf die Gasse hinaus.

„Pja krew!“ — klirr, wie der Hammer hieb und die Funken stoben! — „man fühlt es in allen Gliedern. Ich hab' mein Kind wieder, die Josefa! Wenn ich den lieben Heiligen wüßt', der ihr Herz gewandt — zu keinem anderen möcht' ich mehr beten, und eine Kerze sollt' er haben, dick wie das Eisen hier!“

Aber der Hufschmied ahnte nicht, daß es St. Adalbert war, der hier eingegriffen — der vergessenste Heilige in der ganzen Runde. Und thatsächlich: Josefa Gmérek hatte ein anderes Wesen angenommen. Sie zwang sich zur Arbeit, sie zwang sich, wieder auf den lustigen Gesang der Vögel zu lauschen, sie nahm Teil an den Gesprächen und lächelte hin und wieder sogar. Bald brauchte sie sich zu alledem gar nicht zu zwingen. Ihre frühere Natur kam mehr und mehr zum Vorschein. Und einmal, beim Heuwenden, geschah es ihr, daß sie leise zu singen anfing, irgend ein schwermütiges polnisches Volkslied.

Der Rechen entfiel ihrer Hand, so erschrocken war sie, daß sie sich beim Singen ertappt hatte. Und nicht eher ward sie ruhig, als bis sie bei Witold anfragte. Prompt traf die Antwort aus dem Himmel ein: sie solle nur fröhlich singen, dann freue er selbst sich droben, wie überhaupt dem ganzen Himmel ein fröhliches Herz gefalle.

Genau dasselbe hatte auch Lucek Rembowski gesagt. Er war ein kluger Kopf, sie wollte ihn von nun ab doch respektvoller behandeln. Jedenfalls schmetterte sie jetzt wie früher ihre Lieder empor, daß es eine Lust war zuzuhören, und in der Mitte fiel oft der Hammer mit gewaltigen, klirrenden Schlägen ein, den der sehnige Arm ihres vergnügten Vaters führte. Es war, als müsse er die Begleitung auf seine Art dazu geben.

Der Postverkehr mit dem Himmel, in dem St. Adalbert den Briefträger spielte, wurde daneben, so weit es Not that, beibehalten. Und jede Unentschlossenheit beseitigte Witolds Antwort, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Einst jedoch, kurz vor der Ernte, fand Josefa einen Zettel vor, dessen Schluß besagte: sie möchte während der Erntezeit nicht schreiben, da der heilige Adalbert dann gar zu viel mit den Schnittern zu thun habe.

Nun, das war erklärlich. Außerdem hätten die Schnitter auch wohl einen solchen Brief finden können. Das Mädchen nahm sich also vor, fürs Nächste auf den himmlischen Verkehr zu verzichten. Als dann die Ernte begann, wäre sie so wie so kaum dazu gekommen. Denn es war in Hülle und Fülle zu thun, und jeder Arm, der sich nur irgendwie rühren konnte, wurde gebraucht.

Als Lucek Rembowski mit seinen Knechten an das Feld kam, in dessen Mitte der Heilige stand, und die Sensen eben an die Arbeit wollten, schüttelte der Vormäher mit einem Fluche den Kopf.

„Seht an, Herr — es ist eine Gemeinheit. Da haben sie einen ganzen Weg durch Euer Korn getreten. Einen Weg bis zum Heiligenbild."

„Laß gut sein, Pjotr," antwortete der junge Bauer, „hab' mich auch genug geärgert darüber und hab' mir geschworen, ich paß' so lange auf, bis ich den Schuft hab'."

„Und wißt Ihr ihn, Pan?"

Lucek Rembowski griff nach der Sense. „Vorwärts, Leute — je schneller wir loslegen, um so eher feiern wir Erntefest. Ihr sollt tanzen, daß die Mädel halb tot sind."

Schöne Tage begünstigten die Einbringung des Feldsegens. Vom Morgen- bis zum Abendrot waren fleißige Hände auf den Fluren beschäftigt. Die gefüllten Leiterwagen, die hochbepackt nach den Scheunen schwankten, folgten sich ununterbrochen, und es war ein hallender Jubel überall, als der letzte, überragt von der Erntekrone, einfuhr. Nach saurer Arbeit kam nun das Fest, an dem das ganze Dorf teilnahm, vom jüngsten Buben, der auf den Feldern Nachlese gehalten, bis zum ältesten Greise, der gerade noch die Packung überwachen konnte.

Jetzt zum erstenmale wieder empfand es Josefa Gmérek schwer, daß Witolds Rat ihr fehlte. Wie gern hätte sie gefragt, ob sie zum Feste gehen solle? Aber da er das Schreiben vorläufig verboten hatte, quälten sie bange Zweifel. Vielleicht fragte sie Lucek Rembowski, seinen Freund. Er hatte bisher stets das Richtige getroffen.

Pan Lucek, so schien es ihr, traf das Richtige auch diesmal.

„Wenn Witold will," sprach er, „daß Ihr fröhlich seid und singt, so will er auch, daß Ihr unter frohe Menschen geht. Also kommt nur hin, und wenn Ihr meint, daß es besser ist, so können wir über Witold dabei reden und an ihn denken."

Gesagt, gethan. Mit bunten Bändern geschmückt, erschien Josefa Gmérek zum Erntetanz unter den anderen. Sie war so lange ihre eigenen Wege gegangen, daß man sie verwundert anschaute und die übrigen

Dirnen über die Nebenbuhlerin nicht sehr entzückt waren. Das Mädchen fühlte sich so selbst einen Augenblick fremd, und instinktiv sah sie sich um, wo Lucek Rembowski war.

Er erschien zur rechten Zeit, reicher geschmückt als die anderen, und trat sofort auf sie zu. Es ward ihr warm und dankbar ums Herz, als er an ihrer Seite blieb. Mit Wohlgefallen sah sie, daß die übrigen Dirnen nach ihm hinschielten, daß kein Bursche an reichem Schmuck sich mit ihm messen konnte.

Aber als ob der Gedanke eine Sünde sei wider den toten Bräutigam, begann sie von Witold zu reden, und der junge Bauer hielt geduldig mit. Die Geigen klangen dazwischen hinein, der Krakowiak begann, juchzend drehten sich die Paare, die Burschen schlugen die Hacken zusammen, die Dirnen kreischten, wilder fiedelten die Musikanten.

„Nehmt ein Glas Bier, Pani!“ sagte Lucek. „Man bekommt Durst.“

Sie trank zögernd. Über den Rand des Glases gingen ihre Blicke zu den jauchzenden Tänzern.

Wie lange hatte sie nicht getanzt! Und sie war doch die beste und begehrteste Tänzerin gewesen. Ein wehes Gefühl zog ihr das Herz zusammen. O nur einmal wieder hinfliegen wie früher! Eine unbändige Lust erfaßte sie. Alles, was von Jugend, Kraft, Leidenschaft in ihr war, bäumte sich auf gegen dieses müßige Zusehen. Ihre Augen leuchteten, ihre Brust atmete heftig.

Pan Lucek sah es. Er kniff lächelnd das linke Auge zu.

„Nun, Pani Jozefa, wie wär's mit einem Tänzchen? Walzer, Polka, Krakowiak, Mazur — was Ihr bestimmt!“

Ihr Gesicht glühte vor Freude. „Meint Ihr, ich darf es?“

„Ich sag' es Euch. Und ich will verdammt sein, wenn Witold anderer Ansicht wär.“

„Einmal nur,“ sprach sie leise. „Ich hab' ... so lange nicht getanzt. Nachher reden wir wieder von — ihm.“

Er umschlang sie, riß sie in den Wirbel hinein. Herrgott, das war ein Tanzen! Die Musik raste, heißer und feuriger sangen die Saiten, die Dirnen flogen hoch, ob und zu stieg ein Schrei voll wilder Lebenslust empor über die Lindenwipfel.

Lucek Rembowski und Jozefa Gmérek waren unermüdlich. Aus dem einen Tanze waren ein halbes Dutzend geworden.

„Ihr tanzt gut,“ hatte sie ihm gesagt. „Fast so gut, wie Witold,“ fügte sie hinzu, als sie auf dem Platze saß.

Er lachte. „Als er noch lebte, hat er oft zu mir gesagt: ‚Bruder‘, sagte er, ‚weiß Gott, ich bin ein guter Tänzer. Aber du tanzest besser.‘“

Das Mädchen wiegte den Kopf her und hin, antwortete jedoch nicht.

Die Sterne stiegen auf. Die Köpfe waren heiß vom Trinken und Tanzen. Hier und da standen Pärchen, drückten sich die Hände, küßten sich. Es fiel niemandem auf. Nur Jozefa Gmérek blickte mit brennenden Augen hin. So hatte auch sie einst ein Mund geküßt ...

„Ich will nach Hause, Pan Lucek,“ sprach sie plötzlich fast schroff.

„Aber Pani, Pani — vor der Fahrt? Auf meinem Wagen sollt Ihr fahren, und wir werden die Sieger sein!“

Sie schüttelte den Kopf. „Voriges Jahr fuhr mich Witold. Wir wären die ersten gewesen, doch Staschu Wiela kam uns voraus. Ihn besiegt man nicht so leicht. Witold hat geschworen, dieses Jahr überholt er ihn. Laßt mich — er kann's nicht mehr!“

„Dann werd' ich's thun,“ sagte der junge Bauer, „und werd' Euch als erste ans Ziel bringen. Das sind wir Witold schuldig.“

Und laut rief er: „Macht die Wagen fertig!“

Es war Sitte, nach dem Erntetanz eine Fahrt zu Wagen nach dem nächsten Dorfe zu machen, dort weiterzutrinken und weiterzutanzen, bis das Frührot aufstieg. Dabei kam es dann stets zu den verwegensten Wettfahrten, da jeder den anderen überholen und der erste am Platze sein wollte. Besonders Staschu Wiela war der gefürchtetste Fahrer, den selten einer besiegte.

Lange hatte sich das Mädchen überlegt, ob sie den Vorschlag annehmen und mitmachen solle. Sie entschied sich endlich dafür, weil Lucek gleichsam in Witolds Namen fuhr und dem Toten Revanche verschaffen wollte für sein vorjähriges Unterliegen gegen Staschu Wiela.

Bald sausten die leichten Gespanne die

breite Chaussee hinunter. Wie ein Kinderspielzeug flogen die Wagen von einer Seite zur anderen, die Mädchen schrieen um Hilfe und hielten sich fest, die Burschen hieben auf die wild hingaloppierenden Pferde ein.

Schon blieben einige zurück, die Vorderen hörten sie immer ferner lärmen. Eigentlich kamen nur noch vier Wagen in Betracht. Der Lucek Rembowski's war in der Reihe der Dritte.

Plötzlich drückte sich der junge Bauer die Mütze fester.

„Josefa!" rief er. Sie saß neben ihm, aber er mußte rufen. Er hatte diesmal sogar das „Pani" fortgelassen.

Sie sah ihn an. Er wandte den Blick nicht von den Gäulen.

„Haltet Euch fest, wenn Euer Leben Euch lieb ist, und laßt nicht los!"

Sie hatte kaum Zeit, dem Befehl nachzukommen, als er einen schrillen Pfiff ausstieß, die Peitschenschnur knallte über den Rücken der Pferde, — ein Ruck seitwärts, und in halsbrecherischem Galopp flog der Wagen an den beiden ersten vorüber und setzte sich an die Spitze.

Ein Fluch von Staschu Wiela war die Antwort. Jetzt galt es!

An allen Gliedern zitternd klammerte sich Josefa Gmérek fest. Das Gefährt raste dahin, daß ihr fast schwindlig ward. Totenbleich, ohne nur einen Schrei ausstoßen zu können, mit weit offenen Augen saß sie da.

Nein — so war Witold Labasz nicht gefahren! Das war ja ein wahnsinniger Galopp!

„Sieh dich um, wie weit Staschu ist!" schrie Lucek. Er sagte „du!" Sie merkte es nicht, sie hörte nur das Kommando.

„Er bleibt zurück!"

„Noch kann er uns holen!" rief er fast heiser. Wieder pfiff und tanzte die Peitschenschnurr.

„Da kommt er näher!" schrie sie plötzlich. Und über all ihre Todesangst ward der eine Wunsch wach: Nur vorwärts, nur eher da sein!

„He . . . heissa!" Noch ein Pfiff, geller wie vorhin, mit letzter Kraft griffen die Gäule aus.

„Drüben sind die Lichter . . . vorwärts, Lucek!"

Sie nannte ihn selbst jetzt beim Vornamen.

„Und Staschu?"

„Er scheint es aufzugeben . . . die Heiligen seien gelobt."

Plötzlich ein furchtbarer Aufschrei; der Wagen schleudert hin und her; mit gewaltiger Kraft aufgerissen, bäumen sich die Gäule kerzengrade in die Höhe, daß sie sich zu überschlagen drohen, dann sinken sie zitternd in die Knie.

Josefa Gmérek hatte sich im letzten Moment an Lucek geklammert. Sie glaubte im nächsten Augenblick zerschmettert zu werden. Denn gerade vor den Weg, der eine Biegung machte, hatte sich etwas Großes, Dunkles gelegt, mit dem sie die nächsten Sekunden zusammenprallen mußten.

Da hatte Lucek mit übermenschlicher Kraft sich hintenüber geworfen, die Zügel spannten sich, im Schmerz des starken Ruckes stiegen die Gäule wild und gerade in die Höhe, um dann zitternd in die Knie zu sinken. Der Wagen stand, sie waren gerettet.

Es stellte sich heraus, daß der große dunkle Gegenstand ein riesiger Kartoffelkasten war. Der Kutscher war auf der falschen Seite gefahren, wollte aber vor der nahen Wegbiegung doch hinüberlenken und legte sich so gerade vor das in wahnsinnigstem Galopp heransausende Gefährt.

Ein paar wilde Flüche Luceks, die von der schuldigen Seite wenig sicher erwidert wurden — dann ging die Fahrt weiter. Die Pferde zitterten und schnauften. Lucek Rembowski ließ sie langsam gehen. Es that nichts. Die anderen hatten das Rennen längst aufgegeben.

Eine ganze Zeit sprachen die beiden nichts. Aber Josefa Gmérek sah ihn immer von der Seite an. Eine scheue Bewunderung für seine Kraft erfüllte sie. Wie er die Pferde hochgerissen hatte!

„Pan Rembowski," sprach sie, „das thun Euch wenig nach. Ihr habt Kraft für Zwei!"

Seine breite Brust hob sich.

„Wenn Witold sie gehabt hätte, wär's besser für ihn gewesen."

Sie zitterte plötzlich.

„Er hatte sie, Pan! Sagt, daß er sie hatte.

Es war wie eine Bitte.



Jenseits zeigt sich Wild. Nach dem Gemälde von Wilhelm Kuhnert.
(Aus Eduard Schulte's Kunstsalon in Berlin.)

„Nun, nun, vielleicht hatte er sie. Warum nicht? Doch kann nicht jeder so kräftig sein. Weshalb meint Ihr, Pani?"

Aber sie blieb stumm und blickte vor sich hin. Erst, als sie das Ziel erreicht hatten und die übrigen erwarteten, wurde sie wieder freier und gesprächiger.

Und als Staschu Wiela ärgerlich vom Wagen sprang, leuchtete ihr Auge triumphierend auf. Es durchflog die Reihen und blieb auf Lucek haften.

Witold hatte gesiegt. Gesiegt durch Lucek. Sie waren die ersten!

Und es blieb ein Stolz in ihr, daß sie noch tagelang ihr Haupt höher trug.

* * *

Es ward ein Herbst mit Stürmen und ein Winter voller Schnee. Sorgsam deckten die Felder sich zu. Eine große Stille war über ihnen, kaum daß die Krähen hungrig und krächzend darüber zogen.

Für St. Adalbert war das die böseste Zeit des Jahres. Grüßten ihn sonst wenigstens Ähren und Schnitter, so mußt' er in diesen Monaten sogar die vermissen. Das Schlimmste war jedoch: selbst Josefa Gmérek blieb aus. Das nannten die Menschen dankbar sein! Den armen Heiligen fror innerlich und äußerlich.

Nachdenklich war Josefa Gméreł damals von der Ernteseier und der nachfolgenden Fahrt nach Haus gekommen. Sie hatte ein dumpfes Bewußtsein, als drohe etwas, als griffe etwas Neues langsam, aber unaufhaltsam in ihr Leben, als müsse sie sich schämen vor dem Heiligen im Felde, vor Witold — ach Gott, vor wem noch!

Und zweierlei besonders wollt' ihr nicht aus dem Sinn. Erstens, daß Lucek besser tanzte, als Witold getanzt hatte. Sie dachte: ebensogut. Aber Witold hatte ja selbst den besseren Tänzer in Lucek anerkannt. Dann — das quälte sie noch mehr — war da die Geschichte mit der Wagenfahrt. Mit unwiderstehlicher Kraft hatte sich ihr Begleiter zurückgelegt und sie gerettet. Witold, sagte Lucek, hätte nicht so viel Kraft besessen. Es hatte ihr gleich einen Stich durchs Herz gegeben. Aber auf ihre flehende Bitte hatte Lucek nur gesagt: vielleicht war er ebenso stark. Das hieß doch: er war es nicht.

Eine seltsame Unruhe kam über sie. Gerade, als ob dem Toten, der der Höchste und Beste gewesen, ein Vorzug nach dem anderen von dem Lebenden spielend genommen würde! Bis jetzt war das alles so selbstverständlich gewesen: Witold der Stärkste, Witold der Gewandteste, Witold der Schönste, Witold der Klügste!

Jetzt aber fragte ihr Zweifel: War er wirklich der Stärkste, Gewandteste, Schönste, Klügste? Und daneben stand die zweite Frage: Ist Lucek nicht stärker, nicht gewandter?

Schon dieser Zweifel war ihr wie eine Untreue gegen Witold erschienen. Aber sie konnte ihn nicht bannen. Und so trug sie ein heimliches Schuldbewußtsein mit sich herum, das sie wiederum abhielt, zu dem Heiligen im Felde hinauszupilgern. Denn mußten der Heilige und Witold nicht zürnen über ihre bangen Zweifel?

Es war außerdem kalt und unwirtlich draußen. Da saß es sich besser in der geheizten Stube. Besonders des Abends. Das Feuer brannte. Die Holzscheite knisterten in der Glut, die ihren Schein durch die dürftige Stube warf.

Da saß denn gewöhnlich, die Pfeife im Munde, Anton Gméreł, der Hufschmied, und hörte zu, wie Lucek Rembowski erzählte. Denn als ob sich das von selbst verstünde, war der junge Bauer eines Abends aufgetaucht und hatte gesagt: „Nachbar, versucht einmal von diesem Tabak!" Nun, Pan Gméreł hatte versucht, und Lucek hatte von seiner Militärzeit in Bromberg erzählt. Er konnte so gut erzählen, daß der Hufschmied mit Vergnügen lauschte. So kam Lucek Rembowski immer öfter ins Haus.

Und immer stärker wurden dadurch Josefas Zweifel. Einst, als der Feuerschein gerade auf das Gesicht des jungen Mannes fiel, es seltsam und eigentümlich beleuchtend, durchzuckte es sie: er ist schöner, als Witold war! Und seit dieser Gedanke einmal Wurzel gefaßt, ließ er sich nicht wegbringen. Es war fürchterlich, aber immer mächtiger wuchs die Gestalt des Lebenden über den Toten hinaus. Überall schon wurde dieser zurückgedrängt. Was blieb noch übrig? Stärker, gewandter, schöner — ob auch klüger?

Nein, und tausendmal nein! Das glaubte sie nicht, wollte sie nicht glauben! Und wenn er zehnmal so gut erzählte,

wenn er auch dies und das wußte. Witold hatte mehr Kenntnisse gehabt, mußte sie gehabt haben. Daran klammerte sie sich.

Gleichsam, um sich vor dem Lebenden zu schützen, brachte sie das Gespräch stets wieder auf den Toten und ließ keinen Abend vorübergehen, ohne ihn zu loben. Es war — ihr selbst nur halb bewußt — eine letzte Notwehr. Übrigens that der junge Bauer nichts, um sie von ihrem ewigen Thema abzulenken.

Eines Abends, kurz bevor Lucek erschien, hatte Josefa Gmérek all ihre „Himmelsbriefe" sorgsam gelesen. Ein Helfer in dem stillen Kampfe, den sie führte, erstand ihr darin. Wie der Witold schreiben konnte! Das machte kein Lucek nach. —

Man sang an diesem Abend. Der junge Bauer kannte viele Volkslieder. Und eins, von dem weder der Hufschmied noch seine Tochter je gehört, gefiel vor allen anderen. Es fing an:

„Die Graugans zog gen Süden heut'
Wohl auf geschwindem Flügel,
Da fuhr bei Schall und Brautgeläut,
Juchheirassa!
Ein' Hochzeit über die Hügel!"

Als der Bursche das Lied beendet hatte, stand Josefa Gmérek einen Augenblick reglos. Und plötzlich sprach sie: „Ihr könnt mir eine große Liebe thun, Pan Rembowski. Was Ihr gesungen habt, war sehr schön, und ich möchte es wohl gern kennen. Habt die Gewogenheit und schreibt es mir auf!"

Die Hand, mit der sie die halb vertrocknete Tinte auf den Tisch stellte, zitterte.

„Gut, gut," sprach er. „Gebt nur alles Nötige."

Während er schrieb, hielt Josefa die Hände vors Herdfeuer. Ihr Herz schlug. Sie verstand sich selber nicht. Sie hätte ihm am liebsten das Papier gleich wieder weggerissen: „Schreibt nicht!"

Gewiß, er schrieb schlechter als Witold. Es mußte sein; es war keine Frage. Und doch ward sie nicht recht froh, wenn sie daran dachte, sondern zitterte.

Und wenn er besser schrieb?

Sie schloß die Augen. Dann mochten die Heiligen helfen.

Die Minuten vergingen. „Wenn's beliebt, Pani," sprach er dann und spritzte die Feder aus, — „hier ist das Lied. Wenn Ihr es mit Eurer Stimme singt, kennt es bald das ganze Dorf."

Sie nahm das Blatt empor.

„Jesus Maria!" schrie sie auf. Sie schwankte — kreidebleich.

„Josefa, Täubchen, was ist geschehen?" rief der Hufschmied bestürzt und sprang zu. Lucek Rembowski biß sich kurz auf die Lippen.

„Nichts, nichts," erwiderte das Mädchen mühsam, — „Ihr schreibt wie Witold, Pan; das hat mich erschreckt."

Er nickte ruhig.

„Wir haben die gleiche Schule besucht bei demselben Lehrer. Da mag es sein, ob der Lehrer auch mir das bessere Zeugnis gab."

Ohne sich weiter um das Mädchen zu kümmern, begann er von seinem Lieblingsthema zu reden: der Bromberger Dienstzeit bei den Dragonern.

Josefa Gmérek sprach an diesem Abend kein Wort mehr. Sie gab von nun ab den Kampf auf. Lucek schrieb auch besser. Es blieb nichts mehr zurück. Immer größer schob sich der Lebende vor den Toten, bedeckte und verdrängte ihn.

Sie gab sich keine Rechenschaft darüber. Sie ließ alles laufen, wie es wollte. Selten oder nie mehr begann sie von Witold zu reden. Doch sie schaute abends oft den Weg hinunter nach dem Bauernhaus, ob Lucek kam. Sah sie ihn, so verschwand sie von der Thür.

So ging der Winter vorüber. Das Frühjahr brachte eine Menge Arbeit.

„Söhnchen, Söhnchen," sagte die Pani Rembowska einst zu ihrem Sohn, „ich bin ein altes Weib, Gott weiß es, und kann kaum für dich kochen, geschweige für alle Arbeiter, wenn die Ernte da ist. Setz' eine junge ins warme Nest. Ich hab' daneben genug Raum, und wenn es 'mal eng ist, so denk' ich, der Sarg ist noch enger."

Lucek sah nach oben: „Kannst recht haben, Mutter. Ich werde mich umsehen müssen und wählen. Wenn die Braut erst da ist, ist der Propst nicht weit. Dann sind wir bald ein Paar."

Nachdenklich schritt er ins Dorf hinein. Josefa Gmérek grub vor dem Hause den kleinen Garten um. Sie stützte sich, als sie ihn sah, auf den Spaten und fuhr mit dem Ärmel über die Stirn.

„Hu, wie fleißig, Pani! Ihr müßtet eine gute Frau geben. Wollt Ihr nicht heiraten?"

Sie lachte und ward rot.

„Nichts zu lachen, Pani Josefa. Wenn die alten sterben und die jungen nicht heiraten, wo käm' die Welt hin! Da, seht mich: ich werde demnächst auch das Aufgebot bestellen."

Mit jähem Ruck richtete sie sich auf, ihre Hand spannte sich um den hölzernen Griff des Spatens.

„Ihr, Pan Rembowski? Und mit wem? Ihr seid zu Scherzen aufgelegt."

„Was ich rede, red' ich. Aber nichts für ungut, Ihr solltet heiraten! Der Witold würde Euch nichts anderes raten. He, was meint Ihr?"

Sie hatte ihn angestarrt. Ihre Lippen zuckten.

„Ich . . . weiß nicht," sprach sie mühsam, gequält. Und mit einem Male griff sie zum Spaten und stieß die blanke Schneide mit aller Kraft in die Erde.

„Also überlegt es Euch," fügte Lucek noch hinzu. „Wir wollen es alle, der Witold, ich, Euer Vater. Es ist das beste für Euch!"

Er ging. Sie grub weiter, als ob es ganz ruhig in ihr wäre. Dann schritt sie schwerfällig ins Haus. Sie kauerte sich in den verborgensten Winkel.

Er wollte heiraten. Er bestellte das Aufgebot. Er nahm eine Frau. Wohl Aniela Kaczmarek. Im ganzen Dorf war bekannt, daß sie nach ihm angelte.

Ein wilder Haß erfüllte sie gegen diese Aniela. Eine Wut kam über sie, daß ihre Finger sich krümmten, als wollten sie dem Weibsstück das Gesicht zerkratzen.

Dann jedoch dachte sie an Lucek. Und eine grenzenlose Traurigkeit kam über sie. Jetzt, in dieser Stunde, wußte sie, daß sie ihn liebte, daß sie ihn schon geliebt seit dem Abend, als er das Volkslied für sie ausschrieb. Ach, vielleicht schon früher. Und nun heiratete er eine andere. Jeder ging von ihr. Den einen hatte ihr die Warthe genommen. Er war glücklich in der ewigen Seligkeit. Den anderen nahm ihr die Aniela. Er war glücklich in ihren Armen.

Und sie?

Ein wildes, verzweifeltes, hoffnungsloses Schluchzen brach aus ihrer Brust. Sie ließ die Thränen strömen, sie gab sich keine Mühe, das laute Schluchzen zu unterdrücken. Ihr Vater hämmerte so kräftig, daß niemand es über dem Klang des Hammers hörte. Der Lebende, der den Toten ganz verdrängt, war verloren. Und ihr einsames Herz, das sich immer an etwas hängen mußte, das nur glücklich war, wenn es in blindem Glauben, blinder Liebe, blindem Gehorsam einem folgen konnte, wandte sich jetzt mit aller Kraft wieder zurück zu dem Toten, als sei er nun wieder der Anker, der sie halten könne.

Sie hatte Witold halb vergessen, nicht so in ihren Gedanken als in ihrem Herzen und ihrer Liebe. Jetzt öffnete sie ihm ihr verlassenes Herz wieder weit und ging hinaus zum Heiligenbilde, wo das Korn mit grünen Spitzen schon aus der Erde sah.

Als sie zum erstenmal vor St. Adalbert gestanden, war ihr nicht schlimmer zu Mut gewesen als jetzt. Denn jetzt, wo sie doppelt verlassen war, kam noch die Furcht dazu, daß Witold sie in allem Glanz der Ewigkeit vergessen. O, daß er sie noch liebte und durch seine Liebe aufrichtete! Wenn sie das eine nur wüßte!

So kam es, daß sie seit langer Zeit 'mal wieder einen Zettel schrieb, aus dem all ihre Not sprach. Sie fühle sich so elend, ihr Kopf sei ganz dumm, Pan Lucek meine, sie solle heiraten, und sie hätte zum Sterben ebensoviel Lust. Wenn Witold ihr nur ein einziges Wort gönnte.

Es war ein starker Wind in der darauffolgenden Nacht. Er wird den Zettel fortwehen, dachte Josefa Gmerek in Angst. Nein, das that der Wind nicht. Aber St. Adalbert beförderte ihn auch nicht in den Himmel. Tagelang steckte er in der Ritze des Denkmals, kein Gebet half, der Heilige blieb unerbittlich.

Damit verlor das Mädchen den letzten Halt, und ihr Vater, der Hufschmied, erlebte es, daß sie in die alte Traurigkeit zurücksank. Mechanisch sah sie zwar jeden Morgen noch zu, ob kein Brief da sei. Aber die Tage rannen hin, der Zettel, den sie geschrieben, war fast aufgeweicht von der Feuchtigkeit des Regens und der Luft, und noch steckte er an gleicher Stelle.

Schließlich mußte der Jammer des Mädchens das Herz des guten Heiligen aber

doch gerührt haben. Als die Tage und Nächte schon schöner und wärmer wurden, hatte er den weiten Weg zum Himmel doch 'mal zurückgelegt. Und Josefa Gmérek fand die Antwort vor: sie solle nur nicht verzagen, Lucek hätte auch recht mit dem Heiraten, nur solle sie den Würdigsten wählen.

Sie las und las, ohne aus ihrer Verwirrung herauszukommen. Heiraten mußte sie jetzt. Das stand fest. Witold und Lucek — beide wollten es. Und sie gehörte zu denen, die zum Gehorchen geboren sind.

Aber wen? Wer war der Würdigste? Und würde er sie haben wollen?

Wieder ein Brief, wieder eine Nachricht.

Der Würdigste sei derjenige, der ihr zuerst nach Empfang dieses Zettels den Namen ihres guten Sendboten nenne — den Namen von St. Adalbert.

Sie war traurig und froh zugleich. Das konnte lange dauern. Wer dachte an den vergessenen Heiligen?

Noch vor dem Dorfe traf sie auf Lucek Rembowski. Sie wollte rasch an ihm vorbei. Aber er hielt sie auf.

„Habt Ihr nach dem Korn gesehen, Pani? Ich will selbst 'mal hinaus, wie die Felder stehen. Der heilige Adalbert wird sie hoffentlich segnen. Ihr wißt, er steht auf meinem Acker."

Sie schwankte, starrte ihn an. Purpurrot ihr Gesicht.

„Was sagt Ihr, Pan Lucek?"

„Wie die Felder stehen, Pani. Wundert Euch das? Man ist Landwirt."

„Den Namen, ... welchen Namen habt Ihr genannt?"

„Von St. Adalbert. Übrigens: wir sprachen kürzlich vom Heiraten. Ihr grubt gerade in Eurem Garten. Habt Ihr es Euch überlegt?"

Sie konnte nicht reden.

Und plötzlich war sein Gesicht dicht an dem ihren.

„Josefa Gmérek," flüsterte er heiß, „wollt Ihr Josefa Rembowska heißen?"

Sie schrie auf. Da legte sich der starke Arm, der einst die rasenden Gäule gezügelt, um ihre Schultern.

„Josefa, Liebling, ich hab' dich lieb ... der Propst wartet auf uns. Willst du mich nehmen?"

Ein Schauer nach dem anderen rann ihr durch den Leib.

Aber als er sie küßte, umklammerte sie ihn wild und leidenschaftlich.

„Laß mich nicht los, Lucek," stammelte sie, „halt mich fest. Du bist der Stärkste und Schönste und Klügste — o wie ich dich lieb habe!"

— — — — — — — — — — — —

Aus dem Himmel kam ein Glückwunsch. Es war der letzte Brief, den Josefa empfing. Witold schrieb, nun sie so glücklich sei, wäre sein letzter Wunsch, der ihn mit der Erde verknüpft, erfüllt. Er sage für immer Lebewohl. Sie würden glücklich und lange leben, und sollten treulich an ihn denken und auch den heiligen Adalbert nicht vergessen.

Josefa Gmérek war jetzt auch über das Aufhören des himmlischen Postverkehrs nicht mehr traurig. Die Tage brachten Arbeit und Freude in Fülle. Noch vor der Ernte sollte die Hochzeit sein. Da durfte man an nichts anderes denken.

Einen Tag vor der Hochzeit — es war um die Mittagszeit — sagte das Mädchen zu ihrem Verlobten:

„Du weißt es nicht, es ist mein Geheimnis und soll es bleiben. Aber wir haben St. Adalbert viel zu danken. Wie wär's, wenn wir heut ihn besuchten?"

Er lächelte, und sie gingen. Das Korn stand schon hoch mit goldigem Glanze. Durch das sonnige Leuchten flogen die Schmetterlinge. Der Rittersporn blühte wieder, der Frauenflachs daneben. Und goldene Gespinste, ewig zitternd, fingen die Ferne.

Am Rain machten sie Halt. Unwillkürlich suchte das Mädchen den alten Weg, um zum Heiligenbild zu gelangen. Schon hatte sie ein paar Schritte in das rauschende Ährenfeld hineingethan, als sie rot ward und sich umdrehte. Lucek war der Besitzer.

„Darf ich?" fragte sie.

„Von morgen ab ist es ja auch das deine," sprach er.

Und während Josefa niederkniete und betete, stand er lächelnd am Rain.

‚Jetzt fragt sie', dachte er. ‚Damals hat sie nicht gefragt. Aber wäre der schmale Weg durch mein Korn nicht gewesen, so wär' alles anders gekommen. Dann hätt' ich dem Attentäter nicht auflauern können, hätte nicht entdeckt, daß es Josefa Gmérek war und hätte die Briefe auch nicht ge-

funden. O, St. Adalbert, verzeih mir den frommen Betrug. Ich hatte sie schon lieb, als sie noch die Braut von Witold Labasz war.'

„Wart ein wenig," rief das Mädchen aus der Fülle der Ähren heraus —, „ich will dem Heiligen noch einen Kranz winden."

Lueck Rembowski nickte. Dann kniff er pfiffig nach seiner Art das linke Auge zu.

‚Wenn ich's recht überleg', ist's gar kein Betrug. Denn ohne den Willen der lieben Heiligen geschieht nichts, und St. Adalbert hat mich nur zum Werkzeug erwählt, seinen Willen auszuführen. Seine Gnade sei gelobt!'

„Da bin ich," sprach Josefa neben ihm. Fest aneinandergeschmiegt und langsam schritten sie den Rain hinunter. Und plötzlich begannen sie — vielleicht im Gedenken an morgen — fast gleichzeitig zu singen. Das Lied, das Lueck damals aufgeschrieben:

„Die Graugans zog gen Süden heut'
Wohl auf geschwindem Flügel,
Da fuhr bei Schall und Brautgeläut,
Juchheirassa!
Ein' Hochzeit über die Hügel!"

Sie sangen fort und schritten ins Licht hinein. Nur einmal drehte das Mädchen sich um; voller Dankbarkeit blickte sie nach dem Heiligen.

Da war's, als ob ihn gerade ein leuchtender Strahl der Sonne traf und er lächelte. Auch er, der gute Heilige, war dankbar. Denn er wußte, daß er nun nie mehr ganz vergessen sein würde, obgleich er mitten im Felde und fern von jedem Wege stand. —



Von ewigem Lenze.

Von

Emil Schoenaich-Carolath.

Es steht in Wälderweiten
Die stille Vaterstadt,
Darin vor langen Zeiten
Mein Lieb gewohnet hat.

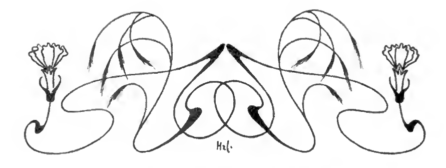
Am Markt ragt hochgemauert
Des Kaufherrn graues Haus;
Hat Stürme überdauert,
Grollt in die Zeit hinaus.

Doch öde liegt der Garten
Und still der Laubengang,
Draus einst in Glückserwarten
Ein Mädchenlachen klang.

Längst mußte die Stimme verhallen,
Die du beklagst und beweinst,
Doch singen die Nachtigallen
Von Jugend und Sehnsucht wie einst;

Sie singen durch schlafende Gassen,
Darüber die Sterne stehn,
Ihr Lied von Scheiden und Lassen,
Von ewigem Wiedersehn.





Neue Kunstlitteratur.

Von

Hans Rosenhagen.

In dem Maße, wie das Bedürfnis in den gebildeten Kreisen wächst, in ein Verhältnis zur Kunst zu gelangen, das dem sonstigen allgemeinen Kulturzustand entspricht, in dem Maße mehren sich die litterarischen und künstlerischen Erscheinungen, deren Zweck es ist, den Kunstsinn zu wecken, zu veredeln und auf das eigentliche Ziel hinzulenken. Denn in der That hat die Beschäftigung mit künstlerischen Dingen ein Ziel. Sie würde ein müßiges Tändeln mit einem zufällig Beachtung findenden Bildungsfaktor vorstellen, wenn sie nicht unser ganzes Dasein bereicherte, wenn wir nicht einen Gewinn für unser Fühlen, Denken und Handeln daraus zu ziehen vermöchten. Ein wirkliches Verhältnis zur Kunst läßt sich überhaupt nicht denken ohne die regste, persönliche Teilnahme. Darin liegt zugleich die Erklärung, weshalb jene Verfasser von Büchern mit Kunstinhalt den Leser am meisten fesseln, die ihm zeigen, wie er seine persönliche Teilnahme bethätigen kann, die ihm also Handhaben geben, wie sich sein Leben mit Hilfe der Kunst inhaltsreicher gestalten läßt. Seitdem wir solche Autoren haben, ist die Stellung des großen Publikums zur Kunst und im Anschluß daran zur praktischen Aesthetik wesentlich anders geworden. Wagte früher ein Mensch mit beschränkten Mitteln überhaupt daran zu denken, daß er in seinem Kreise etwas zu Gunsten der Kunst leisten könne? Hat vor fünfzehn Jahren jemand auch nur vermutet, daß es möglich wäre, einem bescheiden ausgestatteten Heim eine künstlerisch-individuelle Prägung zu geben? Haben wir uns damals den Kopf zerbrochen, auf welche Weise die Geschmacklosigkeit der Mietswohnung zu verdecken sei, wie der Anstrich unserer Thüren und Fenster beschaffen sein müsse, welche Art von Wandschmuck ins Empfangs-, Wohn- oder Speisezimmer gehöre, welches Verhältnis zwischen einem Bilde und seinem Rahmen bestände und dergleichen? Heute halten wir es für ein Zeichen von Unkultur, wenn jemand die Ausstattung seiner Wohnräume einfach einem Tapezier oder Dekorateur überträgt und so dessen Geschmack über seinen eigenen setzt. Wir sind höchst empfindlich geworden gegen unpassende Tapeten, gegen ungeeignete Vorhänge, gegen grelle Farben im Zimmer. Wir entrüsten uns über die maßlos aufgedonnerten Mietspaläste, über die meist häßlichen Denkmäler unserer Großstädte, über jedes Mißverhältnis von Zweck und Wirkung, über alles, was wir als unharmonisch im Ausdruck empfinden. Alle diese Erscheinungen hängen weniger mit unseren verbesserten Lebensbedingungen zusammen als mit dem Verlangen nach künstlerischer Kultur, das halb aus unserem inniger gewordenen Verhältnis zur Kunst, halb aus empfangenen Belehrungen resultiert. Um diese Art von Belehrungen, die darauf hinauslaufen, die Kunst im weitesten Sinne zum Allgemeingut zu machen, hat sich besonders ein Mann in Deutschland große Verdienste erworben: Alfred Lichtwark. Es ist gar nicht mehr möglich, über die große ästhetische Bewegung, die seit Anfang der neunziger Jahre des verflossenen Säkulums durch weite Schichten der Bevölkerung geht, zu reden, ohne den Namen des Hamburger Galeriedirektors zu nennen, der unermüdlich in Wort und Schrift dahin zu wirken sucht, daß die Kunst, die Freude an ihren Schöpfungen und das Verständnis für ihre hohe Bedeutung im Leben in allen Schichten der Bevölkerung tiefe Wurzel fasse.

Es ist etwas Merkwürdiges um die Wirkung, die von Alfred Lichtwark ausgeht. Man kann durchaus nicht sagen, daß er einen besonders avancierten Standpunkt verträte oder durch neue Ideen zu verblüffen suchte; aber er hat eine Art, die Leute zum Nachdenken anzuregen, die unwiderstehlich ist. Und die Hauptsache: Jedermann versteht ihn. In allen Schichten der Gesellschaft hat Lichtwark seine Bewunderer und Anhänger. Er weiß seine Hörer oder Leser bei ihrem gesunden Gefühl zu packen, ihnen Dinge merkwürdig zu machen, an denen sie bisher achtlos vorübergegangen sind, ihre Erinnerungen an die Vergangenheit, an heimatliche Besonderheiten zu wecken. Sie begreifen durch ihn auf einmal, was Kultur ist, und empfinden sogleich ein so brennendes Verlangen danach, daß alle seine Weisungen, Ermahnungen, Belehrungen auf den

fruchtbarsten Boden fallen. Es ist nichts besonders Hohes und Tiefes, was Lichtwark in seinen Reden und Büchern — diese sind meist gedruckte Reden — vorbringt, aber es hat die Kraft und Macht des Selbstverständlichen. Jeder meint, er habe das, was Lichtwark spricht und schreibt, selbst schon unbestimmt empfunden und sich nur nicht so klar machen können, wie es der Hamburger Professor thut. Ein pädagogisches Talent allerersten Ranges, weiß Lichtwark ganz genau, daß neue Vorstellungen nur dadurch Halt in der Seele der Menschen gewinnen, daß sie mit bekannten verbunden werden. Wenn er in seinen nun schon in zweiter Auflage (im Verlage von Bruno & Paul Cassirer, Berlin) erschienenen Böcklinstudien „*Die Seele und das Kunstwerk*" dem Leser klar machen will, daß die Kunst durchaus als Ausdruck der Empfindung, nicht der Erkenntnis, aufgefaßt werden müsse, daß der Genuß von Kunstwerken als weniger vom „Verstehen" als vielmehr von dem richtigen „Fühlen" und Mitfühlenkönnen abhänge, so sucht er das nicht durch ein Beispiel aus der Kunst zu beweisen, sondern er vermittelt die Vorstellung von dem Wirksamen in der Kunst durch einen Vergleich mit der Poesie, in diesem besonderen Falle mit einem lyrischen Gedicht. Seine Behauptung, daß das Kunstwerk als Realität zu Grunde gehe, wenn die Seelen nicht da seien, die es aufnehmen können, begründet er durch den Nachweis, daß die antike Kunst mangels verstehender Seelen einfach verschwunden und wir nur noch davon besäßen, was durch Zufall erhalten sei, und meint, daß auch ein in der Gegenwart geschaffenes Kunstwerk verschwinden könne, wenn die Seelen nicht da wären, die es als solches empfänden. So leitet er dann ganz allmählich zu Böcklin über und erklärt, warum es den meisten Menschen so schwer geworden sei, zu ihm zu kommen, und läßt dabei das kluge Wort von den historischen Begabungen fallen, die sich nur auf die Natur des Gewordenen verstehen, im Gegensatz zu den politischen Begabungen, die die werdenden Kräfte herausfühlen.

In einem seiner hübschesten Bücher „*Palastfenster und Flügelthür*" — ebenfalls schon in zweiter Auflage bei demselben Verlage — überzeugt er den Leser auf das Vollkommenste davon, daß wir nicht nur in Häusern wohnen, die gar nicht zu uns passen, sondern daß diese auch die unpraktischsten von der Welt sind, weil der Architekt weniger an die Bedürfnisse der Bewohner als an die Wirkung seiner Fassade, mehr an überflüssigen und darum unerträglichen Prunk als an Behaglichkeit und Bequemlichkeit denkt. Bekanntlich ist nichts schwieriger als Laien über architektonische Dinge zu belehren. Bei Lichtwark merkt man nicht das Geringste davon. Er führt den, der sich seiner Führung vertraut, vor ein modernes Wohnhaus und fragt ihn: Wozu mag das Haus einen Turm haben? Kann man von ihm aus etwas in dieser kurzen Straße sehen; kann man in ihm wohnen? Wozu hat der Baumeister wohl den Erker gemacht, da man sich doch nicht darin umdrehen kann und niemand deshalb darin sitzt? Warum ist so massenhaft plastischer Schmuck verwendet? Haben die Vorübergehenden Gelegenheit aber Zeit ihn in Augenschein zu nehmen? Wo sind vernünftige Treppen in diesem Hause? Wo ist der Windfang? Wenn an einem stürmischen Tage das Hausthor geöffnet wird, bläst der Wind durchs ganze Haus. Und wie verkehrt sind doch diese Fenster, die ein Stück des Fußbodens hell beleuchten, aber die Wände dunkel lassen! Darauf nimmt Lichtwark den Aufmerkenden unter den Arm und führt ihn vor irgend eine alte mustergültige Schöpfung bürgerlicher Baukunst aus vergangener Zeit, wie man sie z. B. in den Bergstädten Klausthal und Zellerfeld noch findet. Nichts von Türmen und Erkern; keine italienische Palastfassade, keine in Parade stehenden Fenster, sondern nach Bedarf verteilte; keine Flucht von Zimmern mit Wänden, in deren jeder mitten darin eine Flügelthüre sitzt, so daß nirgends Raum für Möbel aber eine gemütliche warme Ecke ist, sondern ein Zimmer mit *einer* Thür, weit vom Fenster entfernt, und *einem* Fenster mit hoher Fensterbank, das den ganzen Raum gleichmäßig erhellt. Man widerspricht nicht mehr, daß unsere Bauten einer falschen Romantik und einem auf groben Prunk gerichteten Geschmack ihr Dasein verdanken, daß die Architektur vom Leben losgelöst sei, und daß zum Teil der Bauherr durch seine Gleichgültigkeit und seinen Verzicht auf Mitwirkung beim Planentwerfen diesen trostlosen Zustand herbeigeführt habe. Man gibt ihm die Richtigkeit seiner Bemerkungen über Laube, Balkon, Erker und Hausthür ohne weiteres ebenfalls zu. Dann geht es in die Zimmer hinein. Lichtwark sieht mit uns die Möbel an. Er hat wohl recht, wenn er von den stammelnden Versuchen der Möbelbildung des XV. und XVI. Jahrhunderts spricht, die unseren Kunstgewerblern so lange Zeit als Vorbilder galten, durch diese in unsere Häuser gelangten und schließlich doch gar nicht unseren Bedürfnissen entsprachen. Die historischen Möbel sind für Geschlechter geschaffen, die ausgestorben sind. Wir haben Anschluß an die lebendige Kunst und den Ausdruck unseres eigenen Lebens zu suchen. So wenig ein gepanzerter Ritter in einen Rokokosalon paßt, so wenig gehört aber auch der einfach gekleidete Bürger des XIX. Jahrhunderts hinein. Der Bürger unseres Jahrhunderts hat seinen Stil bereits geschaffen: wir haben es nur vergessen. Lichtwark meint den Biedermeierstil, der nun wieder als englischer Stil zu uns kommt, also deutschen Ursprungs ist, und dem man Möbel verdankt, die konstruktiv mit äußerstem Feingefühl dem Zweck angemessen sind, und deren Schmuck in der deutlichen einfachen Ausprägung dieses Zweckes liegt. Hier sei anzuknüpfen und fortzusetzen, aber immer mit Rücksicht auf die lokalen Zustände. Indem sich Lichtwark nun den Bestrebungen im neuen Kunstgewerbe zuwendet, die von den Malern, also Leuten ausgehen, die gewöhnt sind, gewissermaßen ‚Kunst an sich' zu machen, sagt er etwas sehr Richtiges, nämlich, daß der feste Standpunkt für die Prüfung der neuen Erzeugnisse auf ihre Brauchbarkeit hin kein anderer sein dürfe, als der der Hausfrau. Wer sich mit ihren Augen die Ausstellungen der von Künstlern entworfenen Möbel und Geräte betrachte, der laufe nicht Gefahr, sich durch Origi-

nalität im Äußerlichen zum Ankauf eines unpraktischen Möbels verführen zu lassen. Die Hausfrau bemerkt in einer künstlerisch außerordentlich anmutenden neuen Eßzimmereinrichtung sogleich, daß der köstliche Tisch Beine und Querstangen hat, an denen sich ihre Gäste Schienbeine und Knie stoßen werden. Die Lehne an den Stühlen ist so hoch, daß der Sitzende den Nacken darauf legen kann. Da läßt sich schlecht servieren, eine ungeschickte Bewegung, und die Sauce ist verschüttet. Und enge zusammengerückt, lassen diese Stuhllehnen überhaupt keine Bratenschüssel mehr durch. Da ist eine Vertäfelung mit Messing ausgelegt. Entzückend! Aber Messing muß oft geputzt werden, und dabei wird das Holz schmierig und verliert seine Schönheit. — Dann hält Lichtwark einen kleinen amüsanten Vortrag über die Entstehung der Möbel, die heute für die Ausstattung unserer Zimmer gebraucht werden. Man mag ihn selbst nachlesen, auch seine Gedanken über die Aufstellung der Möbel beachten. Jedenfalls ist besseres über so allgemein interessante Themen, wie sie Lichtwark in dem Buche „Palastfenster und Flügelthür“ behandelt, nicht geschrieben worden.

Eine Ergänzung zu diesen beiden Schriften des Direktors der Hamburger Kunsthalle bildet sein neuestes Werkchen „*Die Erziehung des Farbensinnes*“ (Bruno & Paul Cassirer, Berlin). Lichtwark gibt darin nicht viel mehr als eine Anregung; aber eine höchst wichtige und nützliche, die alle Beachtung verdient. Wieder sucht er, von den einfachsten Vorstellungen ausgehend, den Begriff von der Bedeutung der Farbe zu vermitteln und klarzulegen, daß nicht die physikalische Ergründung des Lichtes und der Farbenprobleme für die Praxis als Ausgangspunkt dienen müsse, sondern die individuelle Farbenempfindung. Sie sei ein Vorgang in der Thätigkeit unseres Auges, der sich, abhängig von der leiblichen und seelischen Beschaffenheit, bei jedem Einzelnen anders vollzieht. Die ästhetische Empfindung für die Farbe unterliegt aber ebenfalls Veränderungen, die man als historische Schwankungen, lokale Eigentümlichkeiten und Gewöhnungserscheinungen beobachten könne. „Die Welt wechselt ihr Aussehen nicht, aber die Empfindung ist unendlichen und unaufhörlichen Schwankungen unterworfen. — Wenn die Grundlagen für eine rationelle Erziehung des Farbensinnes gesucht werden sollen, so ist von der Erkenntnis auszugehen, daß das Ziel nicht in der mechanischen Bewältigung eines Lehrgangs, sondern in der Fähigkeit zu genießen liegt, nicht in der Mitteilung eines Lernstoffes, sondern in der Entwickelung einer Kraft.“ Zuerst sei die mechanische Fähigkeit, Farbe zu erkennen und zu benennen, zu üben. Erst wenn eine gewisse Sicherheit gewonnen sei, gelte es, das Gefühl für Qualität zu entwickeln. Eine erste Rolle weist Lichtwark dabei dem Zeichenunterricht zu, der etwa mit Treffübungen in der Wiedergabe von Farbentönen kombiniert werden könne, um das Auge an die Zergliederung und Mischung der Farben zu gewöhnen. Alle Schüler sollten wenigstens einmal praktisch mit der Farbe gearbeitet haben. „Nachdem durch das Malen nach der Natur auf synthetischen Wegen die Einsicht in die Zusammensetzung der Farben gewonnen ist, kann die Beobachtung der farbigen Erscheinung in der Natur einsetzen.“ Das sei der Kardinalpunkt, daß unaufhörlich auf die Natur hingewiesen und an die Beobachtung der Natur gewöhnt wird. Hier könnte nun auch der Naturgeschichtsunterricht hilfreich mitwirken, indem auf die Schönheit des Farbenkleides bei Insekten, Vögeln, Blumen hingewiesen, und so auch die ästhetische Freude an der Natur und ihren Erscheinungen geweckt würde. Wir haben es Lichtwarks Bestrebungen in dieser Richtung zu danken, daß das preußische Kultusministerium an einer Reorganisation des Zeichenunterrichts in den Schulen in solchem Sinne bereits arbeitet. Von der Schule wendet sich Lichtwark in seinem Büchlein auch noch zu der Kunst und stellt auf deren verschiedenen Gebieten Erfahrungen in allgemein anregender Weise fest. Es ist bewunderungswürdig, wie verständlich er sich über solche Dinge äußern kann. Keine gelehrten Phrasen, keine der Erklärung bedürftigen Fachausdrücke, kein falsches Ästhetentum, sondern klare Ansichten und klare Sprache, dabei nicht unangenehm lehrhaft, sondern ein behagliches Mitteilen, wie man es gern von einem klugen Manne hört. Daß dergleichen Dinge in so knapper Form nicht erschöpfend behandelt werden können, ist sicher; aber das Weiterarbeiten muß eben dem Einzelnen überlassen bleiben, sonst haben wir nur jene Zwangsästhetik wieder, gegen die man sich in Deutschland nach den schlimmen Erfahrungen mit Winckelmann und Lessing mit Händen und Füßen wehren soll. Nebenbei muß erwähnt werden, daß die litterarische Form der Lichtwarkschen Schriften sie weit über das Niveau des bei uns für ähnliche Arbeiten üblichen erhebt. Man folgt nicht nur den Auseinandersetzungen des Autors mit Interesse, man hat stets auch das lebhafteste Vergnügen an der ebenso natürlichen wie geschmackvollen Art, mit der er sie in Worte zu fassen weiß.

Die Klippe des Lehrhaften, Schulmeisterlichen hat *Paul Schultze-Naumburg*, der nach dem Vorbilde Lichtwarks die Ästhetik des häuslichen Lebens in einem Buche behandelt, leider nicht vermieden. Während der Hamburger Professor es dem Leser fast stets überläßt, die Schlüsse aus seiner Darstellung zu ziehen, und ihn dadurch nötigt, für seinen besonderen Fall selbst weiterzudenken, hat Schultze den Weg der positiven Ratschläge gewählt, der den Meisten ja sehr erwünscht sein mag, aber mit Sicherheit zur Oberflächlichkeit führt. In seinem Buche „*Häusliche Kunstpflege*“ (bei Eugen Diederichs, Leipzig, mit Buchschmuck von J. V. Cissarz) sind so ziemlich alle Dinge zur Sprache gebracht, die für einen nach äußerlicher Modernität strebenden Menschen Interesse haben. Ganz gewiß wird eine im Sinne des Verfassers eingerichtete Wohnung recht geschmackvoll wirken, aber es gibt doch eben auch noch andere Möglichkeiten, diesen Eindruck hervorzurufen. Schultze macht auf seine Weise doch nur wieder Propaganda für ein neues Schema. Zudem bleibt er manchmal nicht bei der Sache. Während er die Absicht äußert, dem Mittelstand die Wege zur Bethätigung seines Kunstsinnes zu

zeigen, spricht er in dem Abschnitte seines Buches „Das dekorative Element“ von dekorativen Wandbildern, womit er nicht etwa gewöhnliche Tafelbilder meint, sondern Arbeiten, die gewissermaßen die Rolle des Freskogemäldes im Raume spielen sollen. Wo in aller Welt kann sich der Mittelstand so etwas leisten? Am erfreulichsten ist Schultze da, wo er gegen die falsche Pracht in unseren Wohnungen, gegen das Protzentum überhaupt zu Felde zieht. Sobald er positiv wird, sobald er sagt, wie es sein muß, wirkt er aufdringlich und vielfach oberflächlich. Kultur ist allemal etwas Gewordenes, nicht etwas Gewolltes. Lichtwark hat Kultur und kann davon mitteilen, Schultze thut sich mit der seinigen zu wichtig, als daß man großes Vertrauen zu der gegenseitigen Zuverlässigkeit haben könnte. Es ist viel Nebensächliches und Überflüssiges in dem Buche. Man hat sehr häufig die Empfindung, daß Schultze über verschiedene Dinge nur spricht, um den Anschein zu erwecken, als habe er über alles nachgedacht, als hätte man auch in ihm einen jener großen Volkserzieher vor sich, denen alle menschlichen Beziehungen offen daliegen. Gerade aber dadurch haben einzelne Kapitel seiner „Häuslichen Kunstpflege“ etwas unglaubliches Plattes bekommen, was gegen die so selbstgefällig hervorgehobene Vortrefflichkeit seines eigenen Geschmackes bedenklich machen muß. Bei dem zunächst noch herrschenden Mangel an ähnlichen Büchern wird man das Schultzesche Werkchen freilich nicht von der Hand weisen dürfen. Mit Vorsicht benutzt, kann es sehr wohl helfen, bei Ausgestaltung eines Heimwesens diesem einen Charakter zu geben, der sich mit den Begriffen von geschmackvollen Menschen über moderne Wohnungsausstattung so ziemlich deckt. Und als Anregung wird es überhaupt zu empfehlen sein. Sehr unangenehm macht sich auf alle Fälle aber die schulmeisterliche Tonart in dem Buche. Es hat dadurch eine fatale Ähnlichkeit mit dem bewährten Ratgeber für Leute ohne Erziehung „Der gute Ton in allen Lebenslagen“ erhalten, eine Ähnlichkeit, die durch Kapitel wie „Haustiere“, „Der Fuß“, „Das Korsett“ noch besonders gefördert erscheint.

Zur Befestigung unseres Verhältnisses zur Kunst gehört aber auch bis zu einem gewissen Grade Beschäftigung mit ihrer Geschichte. Nicht, daß man sich hinsetzt, Namen und Jahreszahlen lernt — man sollte aber wenigstens etwas Bescheid wissen mit der Geschichte, die uns am nächsten liegt, mit der Geschichte der deutschen Kunst im letzten Jahrhundert. Man kennt sich bei uns unter den Renaissancekünstlern sehr viel besser aus als unter den lebenden einheimischen Künstlern. Man wird nicht leicht einen gebildeten Deutschen finden, der nicht Einiges über Perugino oder Botticelli, über Donatello oder Michelangelo zu sagen wüßte; aber man kann sicher manchen in Verlegenheit bringen, wenn man ihn über Rethel oder Franz Krüger, über Anton Graff oder Semper befragt. Nicht einmal die Künstler der engeren Heimat sind bekannt. Ohne Zweifel tragen unsere Kunsthistoriker die meiste Schuld an dieser beklagenswerten Thatsache. Sie haben in der Mehrzahl ihr Interesse fast ausschließlich auf die Geburtsländer der klassischen Kunst gerichtet und dadurch beim Publikum nicht allein die Ansicht großgezogen, daß die wichtigsten Kunstereignisse ausschließlich in der Vergangenheit und außerhalb Deutschlands stattgefunden hätten, sondern auch einer gewissen Unterschätzung der deutschen Kunst und ihrer geschichtlichen Bedeutung Vorschub geleistet. Erst seit einiger Zeit ist ein Gesinnungswechsel in dieser Richtung zu bemerken, wobei sich leider herausstellt, wie mangelhaft die Quellenforschung auf den naheliegenden Gebieten der allmählich ebenfalls schon historisch werdenden deutschen Kunst des XIX. Jahrhunderts noch ist. Es muß lebhaft beklagt werden, daß hier die Arbeiten immer noch mehr oder minder zögernd aufgenommen werden und daß auch das Pubsikum noch wenig Neigung bekundet, der Kunst der Gegenwart die nötige Achtung zu zollen.

Unter Geschichtsschreibung versteht man heute nicht mehr nur eine zuversässige Darstellung der Thatsachen, sondern ein sogisches Aneinanderreihen von solchen, woraus sich beim Leser die Vorstellung von Ursache und Wirkung entwickelt und im Anschluß daran die Erkenntnis von der Bedeutung gewisser Ereignisse und Menschen. Bei dieser Art der geschichtlichen Darstellung spiesen natürlich auch die vorbereitenden Zustände keine unwichtige Rolle. Besonders wertvoll ist ihre Kenntnis deshalb, weis in Kunstwerken so unendlich viele Beziehungen zusammenfließen, daß sich das richtige Verhältnis zu ihnen erst einstellt, wenn die hauptsächlichsten der zur Entstehung mitwirkenden Faktoren bekannt sind. Nun gibt es wohs kein Gebiet der menschlichen Bethätigung, das in so engem Zusammenhang mit der Kunst steht, wie die Litteratur. Zu allen Zeiten haben sich Litteratur und Kunst gegenseitig beeinflußt, und fast immer war die Litteratur die Anführerin, mag man an Homer, Polizian, Zola, Jacobsen oder Maeterlinck denken. Von neueren Kunstgeschichtsschreibern hat eigentlich erst Richard Muther die Parallelität der Erscheinungen in Litteratur und Kunst, sowie die vorbereitende Thätigkeit einzelner Schriftsteller bei dem Entstehen bestimmter Kunstrichtungen nachdrücklich hervorgehoben. Sehr fruchtbare Untersuchungen nach dieser Seite stellt neuerdings besonders Theodor Volbehr an. Seinem verdienstlichen Werk „Goethe und die bildende Kunst“ hat er jetzt eine weitere Studie folgen lassen, die unter dem wenig bezeichnenden Titel „Das Verlangen nach einer neuen Kunst“ (bei Eugen Diederichs, Leipzig) nachweist, wie die deutsche Kunst des XIX. Jahrhunderts in der deutschen Litteratur des XVIII. Jahrhunderts konsequent vorbereitet wird. Wer die ernsthafte Arbeit nicht beurteilen kann, die in diesem von dem kunstsinnigen Verleger höchst geschmackvoll ausgestatteten Buche steckt, und sich über ihren Zweck nicht klar ist, kann leicht dazu kommen, sie gering einzuschätzen; aber es ist sicher, daß sie für eine künftige Geschichte der deutschen Kunst in hohem Maße in Betracht kommen wird. Man könnte vielleicht sagen, sie stellt bereits für sich die Einleitung zu einer solchen vor. Daß sich das XVIII. Jahrhundert ungemein lebhaft mit Kunsttheorien beschäftigte, weiß man so un-

gefähr aus den Angriffen, die hie und da noch auf Lessings und Winckelmanns Kunstgesetze gemacht werden. Über diese beiden Namen hinaus fehlen aber meist die weiteren Kenntnisse über die Führer in der großen ästhetischen Bewegung, die auf die Kunst des XIX. Jahrhunderts soviel Einfluß gewinnen sollte, und die wir bis in das Kunsturteil unserer Tage hinein noch immer spüren. Volbehr gibt in seinem Buche nun ein abgeschlossenes Bild von jener Bewegung und liefert den überraschenden Nachweis, „daß die Bestrebungen neuester Kunst ihren Stammbaum ganz direkt auf das Kunstverlangen der Goethe und Herder zurückführen können“ und daß die Thorheit der Forderungen: „Die Kunst soll!“ und „Die Kunst soll nicht!“ von den Vätern unserer Kultur schon vor mehr als hundert Jahren erkannt wurde. Es ist nicht möglich, auf den Inhalt des Buches hier weiter einzugehen. Es stellt jedenfalls eine sehr beachtenswerte Bereicherung der kunstgeschichtlichen Litteratur vor, ist gut und allgemein verständlich geschrieben und kann von jedem Kunstfreund mit Nutzen und Behagen gelesen werden.

Als eine Vorarbeit zu der überaus nötigen Geschichte der deutschen Kunst im XIX. Jahrhundert muß man auch trotz seines kolossalen Umfanges das Werk von Cornelius Gurlitt „Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Ihre Ziele und Thaten“ (bei Georg Bondi, Berlin, in zweiter Auflage) bezeichnen, allerdings mit dem Hinzufügen, daß es zweifellos die beste Arbeit dieser Art ist, die wir bis jetzt besitzen und eines der interessantesten Bücher über Kunst überhaupt. Mit ungeheuerer Kraft hat Gurlitt mächtige Bausteine aufeinander getürmt, aber seinem Monument fehlt die Klarheit des Aufbaus. Man fühlt nichts an diesem Geschichtswerk als Notwendigkeit. Die Kapitel, mit denen Gurlitt dem ungeheueren Stoff hat Form geben wollen, könnten teilweise in ihrer Anordnung verrückt werden, ohne daß es zu merken wäre. Jedes stellt eine Abhandlung für sich vor, deren Disposition durch das Nebeneinander von Architektur, Plastik, Malerei und Kunstgewerbe ziemlich unklar ist. Auf diese Weise erhält der Leser jedenfalls nur ein sehr unvollkommenes Bild von den Schicksalen der deutschen Kunst im Zusammenhange und von der Reihenfolge der Ereignisse. Wer in der Geschichte der deutschen Kunst etwas Bescheid weiß, erstaunt dann noch über Willkürlichkeiten nach allen Seiten. Man gewinnt aber sofort die richtige Stellung zu dem Buche, wenn man es weder als Geschichtswerk noch als Nachschlagewerk nimmt, sondern als Sammlung von Äußerungen einer interessanten, anregenden und feinempfindenden Persönlichkeit über deutsche Künstler und Kunstwerke. Betrachtet man die Leistung von dieser Seite, so wird man nicht Gefahr laufen, die Verdienste des Verfassers zu unterschätzen, sondern dem Buche eine starke Bedeutung zusprechen. Diese Bedeutung beruht vor allem auf der Kühnheit, mit der Gurlitt die schwierigsten ästhetischen Fragen angreift. Unter den neueren Kunstgelehrten gibt es keinen, der mit so sicherem Instinkt Stellung genommen hat zu den hervorragenden Kunstleistungen des letzten Jahrhunderts und der so sicher Distanz zu halten weiß in der Bewertung der einzelnen Künstler. Gurlitt erscheint trotz seines persönlichen Standpunktes nichts weniger als einseitig, weil er das richtige Gefühl dafür hat, was Kunst ist. Diese Eigenschaft vermag er natürlich nicht auf den Leser zu übertragen, aber wer sich in seine Art vertieft, wird sicher einen Gewinn für sein Anschauungs- und Urteilsvermögen davontragen. Allerdings setzt das Gurlittsche Buch Leser voraus, die sich schon etwas eingehender mit der deutschen Kunst und ihren Vertretern beschäftigt haben, wenigstens wird deren Genuß an dem Werke sehr viel größer sein, als der von solchen, die jene nur oberflächlich oder gar nicht kennen. Möge aber diese Bemerkung niemanden abhalten, sich in das Buch zu vertiefen. So oder so nützt es doch; denn es wird auch die Laien verführen, sich mit der deutschen Kunst in Zukunft ernstlicher in Verbindung zu setzen. Man befürchte nur nicht, ein trockenes Gelehrtenwerk in die Hand zu bekommen. Das Buch Gurlitts ist viel zu persönlich, um langweilig zu sein, viel zu temperamentvoll, um den Leser nicht mitzureißen. Der Verfasser ist nicht umsonst ein Rufer im Streit um die neue Kunst gewesen, ein Vorkämpfer für Künstler wie Böcklin, Thoma, Klinger, Liebermann und Uhde. Hat er auch keine regelrechte Kunstgeschichte geschrieben, so waltet über dem Ganzen doch der klare Geist des Historikers, der die Werte prüft, ehe er mit ihnen rechnet. Und auch darin muß man es loben, daß ein frischer, polemischer Zug hindurchgeht. Die Wissenschaft verpönt dergleichen zwar, aber niemals sind die Menschen interessierter, als wenn sie einem Widerspruche begegnen, und Gurlitt wußte wohl, was er that, als er so vielen alt und damit falsch gewordenen Anschauungen zu Leibe ging.

Im Streite wachsen die Kräfte, auch die zum Erfassen der Kunst.



Rundschau.

Professor Dr. B. Erdmannsdörffer †. — Prof. Georg von Hauberisser-München; das Rathaus in St. Johann; die neue St. Paulskirche in München. — Von der Ausstellung: Die Kunst im Leben des Kindes (Berlin). — Vom Blumenkorso in Westend-Berlin. — Frühlingsmoden. — Ehrengeschenk der Officiere des Beurlaubtenstandes zum 75jährigen Jubiläum des Garde-Füsilier-Regiments. — Zu unsern Bildern.

Am 1. März dieses Jahres ist in Heidelberg der Geschichtsprofessor B. Erdmannsdörffer im 68. Lebensjahre ohne Krankheit sanft entschlafen. Mit ihm ist einer unsererersten Historiker dahingegangen. Nach rasch wechselnden Lehrämtern an der Berliner Kriegsakademie und an norddeutschen Universitäten fand Erdmannsdörffer im schönen Heidelberg seine dauernde Heimat und die Stätte siebenundzwanzigjährigen Wirkens. Zahlreiche Historiker verehren ihn als ihren Lehrer, und seine Vorlesungen gehörten über den Kreis der Fachstudenten hinaus zu denjenigen, in die „man" überhaupt ging. Erdmannsdörffers gelehrte Werke widmen sich in erster Linie der Brandenburgisch-preußischen Geschichte; sein kluger Geschmack hat der großen Sammlung der „Urkunden und Aktenstücke" zur Geschichte des Großen Kurfürsten ihre mustergültige Anlage gegeben, und seine darstellenden Arbeiten aus jener



Prof. Dr. B. Erdmannsdörffer.
(A. Langbein & Cie. in Heidelberg phot.)



Prof. Georg von Hauberisser.
(Ad. Baumann-München phot.)



Das Rathaus in St. Johann a. d. Saar. Erbaut von Georg von Hauberisser.
(Liebhaberaufnahme von J. J. Quant in Saarbrücken.)

Periode hat er glänzend erweitert zu der berühmten zweibändigen „Deutschen Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen" (1648—1740), für die er 1894 den sogenannten Verdunpreis erhielt. Im übrigen war der Historiker des norddeutschen Ordnungs- und Waffenstaates und glühende Verehrer der Größe Bismarcks eine reiche, humanistische, in die Richtung von Jakob Burckhardt und Viktor Hehn gehörige Natur mit lebhaften, schöngeistigen Interessen, ausgestattet mit der Gabe des künstlerischen Erfassens und Darstellens. Italien ward früh und blieb das Land seiner Liebe, und vielleicht keine Menschheitsperiode stand so unmittelbar und farbig vor seiner Seele, wie die der Mediceer und der Renaissancepäpste, über die er eine



Inneres der St. Paulskirche.



Die neue St. Paulskirche zu München von Georg von Hauberrisser.

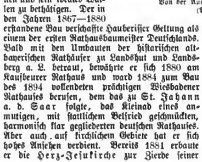
prachtvolle Vorlesung hielt. Mit den Zeitgenossen der Cäsar Borgia und Lodovico Moro verband ihn auch die Schätzung jeder starkgeprägten oder nur besonderen Individualität, und sie leitete ungesucht den Historiker zu liebevollstem Eindringen in das Wesen derartiger Übernaturen und zu nachverstehender, ja nachgiebiger Objektivität. So auch das letzte selbständige Buch, das er veröffentlicht hat, sein in den Monographien zur Weltgeschichte erschienener „Mirabeau". In gelassener Genugthuung über die bewundernde Aufnahme dieses dramatisch fesselnden Buches durch das gebildete Publikum ist er den Tod des Glücklichen gestorben: auf der reifen Höhe des Lebens und der schöpferischen Kraft, vor der Schwelle des fühlbaren Alterns, welches sein lebenskünstlerischer Sinn und seine Schönheitsfreude nur mit eingestandenem Grauen von ferne zu erblicken vermochte. —

Ein deutscher Baumeister von echtem Schrot und Korn, tüchtig und bieder, mit Leib und Seele seiner Kunst ergeben, hat Georg von Hauberrisser-München, der am 19. März dieses Jahres sein sechzigstes Jahr vollendete, im religiösen, wie im Profanbau Großes geleistet. Was er geschaffen, trägt das Gepräge deutschen Wesens. Im

neuen Rathaus zu München war es dem kaum 26jährigen Grazer Baumeisterssohn vergönnt, als Sieger einer Kankurrenz, in dcc die vox populi mit lebhafter Beistimmung van Kunstverständigen und Fachleuten, wie Erzgießer von Miller und Oberbaurat Zenetti ihm den Vorrang zuerkannt, zuerst sein gediegenes, auf dem heimatlichen Technikum, dann in München unter Neureuther, Ziebland und Lange, in Berlin unter Bötticher und Stark unt in Wien bei seinem Lieblingsmeister, dem berühmten Gotiker Friedrich von Schmid, erworbenes Können und sein ideales Wallen zu bethätigen. Der in den Jahren 1867—1880



Von der Ausstellung: Die Kunst im Leben des Kindes.
(Wandschmuck von Fidus im Hauptsaal.)



erstandene Bau verschaffte Hauberisser Geltung als einem der ersten Rathausbaumeister Deutschlands. Bald mit den Umbauten der histarischen altbayerischen Rathäuser zu Landshut und Landsberg a. L. betraut, bewährte er sich 1880 am Kaufbeurer Rathaus und ward 1884 zum Bau des 1894 vollendeten prächtigen Wiesbadener Rathauses berufen, dem das zu St. Jahann a. d. Saar folgte, das Kleinad eines anmutigen, mit stattlichem Belfried geschmückten, harmonisch klar gegliederten deutschen Rathauses. Aber auch auf kirchlichem Gebiete hat er sich hohes Ansehen verdient. Bereits 1881 erbaute er die Herz-Jesukirche zur Zierde seiner Vaterstadt Graz, seit 1888 ist er um die würdige verständnisvolle Restauration der St. Sebalduskirche in Nürnberg bemüht und soeben legt er die letzte Hand an die St. Paulskirche in München, die in ihrem organisch lebendigen, selbständig kühnen, energischen Ausbau mit der zierlich eleganten Kuppel ihres Gleichen unter den neueren Kirchen nicht nur Münchens sucht.

In Berlin fand kürzlich eine höchst eigenartige Ausstellung statt, zu der sich eine Anzahl bekannter Künstler, Schriftsteller, Lehrer und Lehrerinnen zusammengethan hatte: „Die Kunst im Leben des Kindes.“ Ihr Zweck läßt sich kurz dahin zusammenfassen: sie wallte



Von der Ausstellung: Die Kunst im Leben des Kindes. (Saal mit Bilderbüchern.)



Vom Blumenkorso zu Westend.
(Franz Kuhn in Berlin phot.)

selbst und durch diese wieder für die Natur. Herr Dr. Max Osborn hat das in der Einleitung zum Katalog der Ausstellung sehr hübsch entwickelt. Wenn man billigerweise berücksichtigt, daß es sich hier um einen ersten Versuch handelt, muß man zugestehen, daß die Ausstellung recht beachtenswert war, vielerlei Interessantes brachte. Hervorragend erschienen z. B. die Musterblätter für den künstlerischen Wandschmuck, die der Karlsruher Künstlerbund geschaffen, durchaus taktvoll und dem kindlichen Empfindungsvermögen angepaßt; ebenso einzelne ausländische Blätter. Wir reproduzieren einige dieser Bilder auf Seite 253, 261, 269, 277, wobei wir bemerken, daß z. B. der prächtige Entwurf „Die Sonn' erwacht“ von Hans v. Volkmann und mehrere andere Blätter als Original-

Anregungen dazu geben, wie man das Kind, mehr als bisher, der Kunst selbst zuführen, zeigen, wie man die Gabe der Anschauung in ihm erwecken könne für geeignete künstlerische Werke





Pariser Frühjahrstoiletten. (Reutlinger in Paris phot.)





Berliner Frühjahrstoilette. Seiten- und Vorderansicht. (Hofphotograph E. Bieber in Berlin phot.)
Kostüme von Oppenheimer & Co. in Berlin, Jägerstr. 54. Hüte von B. Altmann in Berlin, Jerusalemerstr. 15.
Sonnenschirme von Gustav Goertz in Berlin, Friedrichstr. 72.

Lithographien im Laufe dieses Sommers in einer Größe von 100/70 Centimetern, zum Preise von 5 Mark im Verlag von B. G. Teubner in Leipzig erscheinen werden. Auch für die zweite Abteilung der Ausstellung, die „künstlerische Bilderbücher" umfaßte, war die Auswahl im allgemeinen gut getroffen; den „Fitzebutze" von Paula und Richard Dehmel hätte man allerdings fortlassen sollen.



Vom Blumenkorso in Westend. (Franz Kuhn in Berlin phot.)

Recht original war die dritte Abteilung, in der das Kind „als Künstler" figurierte.

Dem Charakter des Heftes als Frühlingsheft tragen wir mit einigen Photographien des letzjährigen Blumenkorsos in Berlin-Westend und sorgsam ausgesuchten Frühlingstoiletten aus Pariser und Berliner Ateliers Rechnung.

Am 31. März feierte das Garde-Füsilier-Regiment sein 75jähriges Regiments-Jubiläum. Die Offiziere des Beurlaubtenstandes widmeten aus diesem Anlaß dem Offizierkorps sechs wundervolle silberne Weinkannen. Von einem der Reserveoffiziere des Regiments, dem Architekten Herrn Boutron, entworfen, wurden die prächtigen Kannen in den Werkstätten von D. Vollgold & Sohn ausgeführt; natürlich spielt in dem ornamentalen Schmuck der „Maikäfer" — die Garde-Füsiliere werden von den Berlinern von altersher Maikäfer genannt und nennen sich selbst so — seine Rolle.

* * *

Zwischen Seite 264 und 265 bringen wir eines der jüngsten Bildnisse von Fritz August v. Kaulbach, das die vielbewährte Kunst des Münchener Meisters in der Wiedergabe schöner Frauengestalten aufs neue erweist. — Anton Braith gab uns eines seiner trefflichen Gemälde, in denen er Landschaft und Tiere so ausgezeichnet zu verschmelzen weiß (zw. S. 280 u. 281). — Von Gotth. Sonnenfeld, einem jungen Berliner Bildhauer, schalten wir zwischen S. 296 und 297 ein Blatt mit einer anmutigen Plastik ein: eine weibliche Figur, die sich spielend die Blüte Frauenschuh über den Fuß zieht. — Zwischen Seite 312 und 313 finden unsere Leser die Reproduktion eines Gemäldes des Amerikaners Georg Hitchcock „Beim Beiverlänten" — ein holländisches Motiv —: das Bild erregte auf der letzten Ausstellung der Münchner Secession Aufsehen.



Ehrengeschenk der Offiziere des Beurlaubtenstandes zum 75jährigen Jubiläum des Garde-Füsilier-Regiments.
Ausgeführt von D. Vollgold & Sohn in Berlin.



Berliner Frühjahrstoilette.
(Aufnahme von Hofphotograph E. Bieber in Berlin.)
Kostüm von Oppenheimer & Co. in Berlin, Jägerstr. 51.
Hut von B. Altmann in Berlin, Jerusalemerstr. 15.
Sonnenschirm von Gust. Goerz in Berlin, Friedrichstr. 72.

Die Berliner Kunstsalons haben in den letzten Monaten recht viel Anregendes gebracht. Von den größeren Einschaltbildern dieses Heftes war bei Keller & Reiner das Gemälde „Am Bach" von Ludwig v. Hoffmann ausgestellt (zw. S. 304 u. 305); ein echter Hoffmann, großzügig in allen Linien und voll koloristischer Reize, die auch in der Autotypie in die Erscheinung treten. — Bei Schulte befand sich die schöne westfälische Landschaft von C. Holzapfel, die wir zwischen S. 328 u. 329 widergeben; wer das Land der roten Erde näher kennt, dem wird die typische Form des Geländes sofort in die Augen fallen. Ebenfalls bei Schulte hatte Wilhelm Kuhnert ausgestellt, von dem wir zwischen Seite 344 und 345 einen prächtigen Tiger bringen; die Unterschrift des Blattes charakterisiert die Situation treffend: diesseit des Wassers der riesige Kerl, lauernd, mit dem Kopf dicht auf dem felsigen Boden — „Drüben zeigt sich Wild!" H. v. S.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

